

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburger Jahrbuch

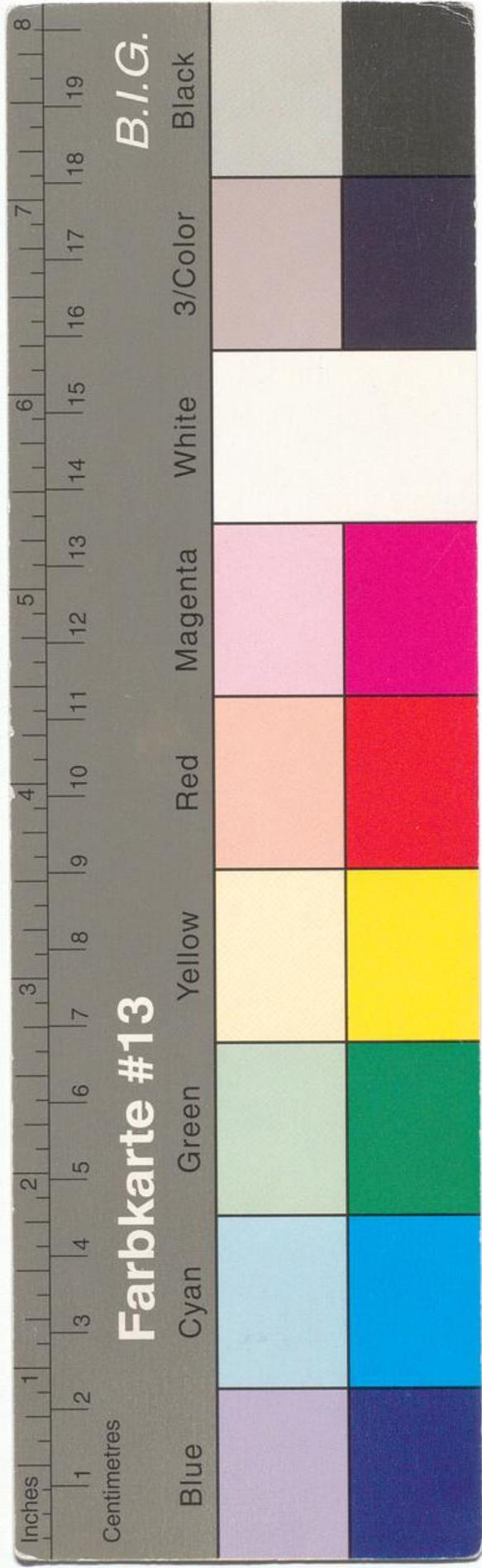
115 (2015)

Geschichte · Kunstgeschichte · Archäologie
Naturkunde · Bibliographie



OLDENBURGER JAHRBUCH 2015





Oldenburger Jahrbuch

Band 115, 2015





Oldenburger Jahrbuch

Band 115, 2015

Geschichte, Kunstgeschichte, Archäologie,
Naturkunde, Bibliographie

Herausgegeben vom Oldenburger Landesverein
für Geschichte, Natur- und Heimatkunde e.V.



ISENSEE VERLAG
OLDENBURG



Der OLV dankt für die Förderung dieses Bandes:

EWE | STIFTUNG

oldenburgische
 landschaft

Schriftleiter des Oldenburger Jahrbuches

Teil I	Geschichte:	Prof. Dr. Gerd Steinwascher Dr. Matthias Nistal Dr. Wolfgang Henninger
Teil II	Kunstgeschichte:	Prof. Dr. Rainer Stamm
Teil III	Archäologie:	Dr. Jana Esther Fries
Teil IV	Naturkunde:	Dr. Peter-René Becker
Teil V	Bibliographie:	Dr. Klaus-Peter Müller
Teil VI	Bericht:	Pfarrer i. R. Reinhard Rittner
Koordination:		Jürgen Herold

Umschlag: Die St. Johannes-Kirche in Bad Zwischenahn, 2006,
Fotografie von Pfarrer i. R. Rainer Theuerkauff



ISBN 978-3-7308-1216-7

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und Heimatkunde e.V.
Gedruckt bei Isensee in Oldenburg.



Inhaltsverzeichnis

Teil I: GESCHICHTE

Aufsätze und kleine Beiträge

- Gerd Steinwascher:*
Die Oldenburger und die Welfen – eine (un)endliche Beziehungsgeschichte
zweier europäischer Dynastien 9
- Hilde Schreiner:*
Kommunikation und Konfliktregulierung
am Beispiel der Verlegung des Dammer Begräbnisplatzes 1806–1840 35
- Ralph Hennings:*
Der Erste Weltkrieg in der Chronik der Kirchengemeinde Zwischenahn 67
- Hans-Peter Klausch:*
Oldenburger NS-Endphaseverbrechen –
die Erhängungen an der Cloppenburger Straße im April 1945 89
- Hans-Jürgen Klitsch:*
Oswald Andrae – Autor, plattdeutscher Querdenker, Intellektueller
aus Jever 119
- Teresa Nentwig:*
Hinrich Wilhelm Kopf und Oldenburg – ein spannungsreiches Verhältnis 143

Teil II: KUNSTGESCHICHTE

- Siegfried Müller:*
Martin Luther und die Welt der Bilder
Rede zur Eröffnung der Ausstellung im Landesmuseum Oldenburg 173
- Anja Brigitta Jacobsen:*
Die Empore von Graf Anton II. von Oldenburg-Delmenhorst aus der Schloss-
kirche in Varel – Restaurierung eines Werkes von Ludwig Münstermann 183
- Sebastian Dohe:*
„ein wahres Original“ – Tischbeins ‚Raffael‘ und die Großherzogliche
Gemäldegalerie in Oldenburg 193



Bücherschau	209
Ahrens, Claus / Wiechmann, Gerhard / Saul, Klaus (u.a.) (Red.): Oldenburg 1914-1918. Ein Quellenband zur Alltags-, Sozial-, Militär- und Mentalitätsgeschichte der Stadt Oldenburg im Ersten Weltkrieg (<i>Wolfgang Henninger</i>)	209
Behre, Karl-Ernst: Ostfriesland. Die Geschichte seiner Landschaft und ihrer Besiedelung (<i>Gerd Steinwascher</i>)	210
Bunzel, Matthias: Die Raupenbahn. Kultur und Geschichte eines legendären Karussells im Museumsdorf Cloppenburg (<i>Wolfgang Henninger</i>)	211
Haverkamp, Michael (Hg.): Von den Heseper Torfwerken zur Klasmann-Deilmann GmbH 1913-2013 (<i>Wolfgang Henninger</i>)	211
Heckötter, Anne / Stamm, Rainer (Hg.): Von Rembrandt bis Richter. Meisterblätter der Grafischen Sammlung aus dem Landesmuseum Oldenburg (<i>Gerd Presler</i>)	213
Henneberg, Jörg-Michael / Lucke, Horst-Günter (Hg.): Geschichte des Oldenburger Landes. Herzogtum, Großherzogtum, Freistaat (<i>Andreas von Seggern</i>)	214
Hermann, Michael / Weßels, Paul (Hg.): Ostfriesland im Ersten Weltkrieg (<i>Axel Eilts</i>)	214
Köller, André R.: Agonalität und Kooperation. Führungsgruppen im Nordwesten des Reiches 1250-1550 (<i>Wolfgang Bockhorst</i>)	215
Lemke, Katja (Hg.): Als die Royals aus Hannover kamen: Hannovers Herrscher auf Englands Thron 1714-1837 (<i>Gerd Steinwascher</i>)	217
Bomann-Museum Celle: Reif für die Insel – Das Haus Braunschweig-Lüneburg auf dem Weg nach London (<i>Gerd Steinwascher</i>)	217
Historisches Museum Hannover: Eine Kutsche und zwei Königreiche. Hannover und Großbritannien 1814-1837 (<i>Gerd Steinwascher</i>)	217
Museum Wilhelm Busch (usw.) Hannover: Königliches Theater! – Britische Karikaturen aus der Zeit der Personalunion und der Gegenwart (<i>Gerd Steinwascher</i>)	217
May, Axel: „Wir lieben sehr im Herzen ...“ Daniel Friderici, 1614-1618 Kantor in Oldenburg (<i>Karl-Ernst Went</i>)	218
Neumann, Claas: Medien, Praktiken und Akteure der öffentlichen Erinnerungskultur. Oldenburgs Gedenken an Flucht und Vertreibung im Zuge der 1950er Jahre (<i>Joachim Tautz</i>) ...	219
Niehr, Klaus (Hg.): Historische Stadtansichten aus Niedersachsen und Bremen 1450-1850. Mit Beiträgen von Klaus Niehr (u.a.) (<i>Jörgen Welp</i>)	220
Nilles, Werner: Ich kann mich nicht vor der Wahrheit drücken. Vikar Ernst Henn (1909-1945), Priester in der Zeit des Nationalsozialismus (<i>Wolfgang Henninger</i>)	221
Preisner, Frank (Hg.): Fahrtwind. Kulturgeschichte des Fahrrads im Nordwesten (<i>Stefan Brüdermann</i>)	221
Quiring, Claudia / Rothaus, Andreas / Stamm, Rainer (Hg.): Neue Baukunst. Architektur der Moderne in Bild und Buch (<i>Jürgen Weichardt</i>)	222
Robben, Bernd / Lensing, Helmut: „Wenn der Bauer pfeift, dann müssen die Heuerleute kommen!“ – Betrachtungen und Forschungen zum Heuerlingswesen in Nordwestdeutschland (<i>Wolfgang Henninger</i>)	224
Sommer, Michael (Hg.): Sehnsuchtsort Rom. Die Antike in Piranesis Veduten. Mit Beiträgen von Michael Sommer (u.a.) (<i>Jörgen Welp</i>)	225
Twickel, Max Georg von: Die katholische Kirchenordnung in Oldenburg nach 1803. Entstehung und Entwicklung regionaler Eigenständigkeit im Verbund mit dem Bistum Münster (<i>Willi Baumann</i>)	226
Ev.-Luth. Kirchengemeinde Vechta (Hg.): Die neue Orgel der Klosterkirche Vechta (<i>Wolfgang Henninger</i>)	227
Weiding, Ulrich (Bearb.): Bremer Bürgerbuch 1289-1519 (<i>Gerd Steinwascher</i>)	228



Club zu Wilhelmshaven (Hg.): Wilhelmshavens Kulturlandschaft. Plastiken und Skulpturen im öffentlichen Raum (<i>Gloria Köpnick</i>)	229
Bremisches Jahrbuch, Bd. 93 (2014) (<i>Wolfgang Henninger</i>)	230
Emdener Jahrbuch für historische Landeskunde Ostfrieslands, Bd. 94 (2014) (<i>Wolfgang Henninger</i>)	231
Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2015, 64. Jg. (<i>Matthias Struck</i>)	232

Teil III: ARCHÄOLOGIE

<i>Jana Esther Fries:</i> Bericht der archäologischen Denkmalpflege 2014	233
<i>Jana Esther Fries und Niels Juister:</i> Große Augen gemacht! Der Fund einer manieristischen Bauplastik am Schlossplatz in Varel	245

Teil IV: NATURKUNDE

<i>Maria Will:</i> Ein Hauch Wilder Westen im Herbarium des Landesmuseums Natur und Mensch Oldenburg – die Sammlung texanischer Pflanzen von Charles Vinzent	255
<i>Harald Kluge und Heiko Scheepker:</i> Namhafte in Friesland geborene Universitätsprofessoren des 19. Jahrhunderts: Eilhard und Karl Gustav Mitscherlich	279
<i>Harald Kluge und Eckhard Punzel:</i> Die Brüder Julius Lothar und Oskar Emil Meyer, zwei bedeutende Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts aus Friesland	287

Teil V: BIBLIOGRAPHIE

<i>Klaus-Peter Müller:</i> Das Oldenburger Land in der Landesbibliothek – bibliographisch und digital ..	295
---	-----

Teil VI: BERICHT

Nachruf Dr. Walter Ordemann	299
Nachruf Dr. Egbert Koolman	303
Bericht des Oldenburger Landesvereins für Geschichte, Natur- und Heimatkunde e.V. für 2014/2015	305





Gerd Steinwascher

Die Oldenburger und die Welfen

Eine (un)endliche Beziehungsgeschichte zweier europäischer Dynastien

Sicher kann man schon über die im Aufsatztitel¹ gewählte Reihenfolge bei der Nennung der Dynastien diskutieren, die man in Hannover – zumal nach einem Jubiläumsjahr wie 2014 – nicht akzeptieren würde. Durch die niedersächsische Brille gesehen, müsste es also: ‚Die Welfen und die Oldenburger‘ heißen, um die Rangfolge zu wahren, die natürlich nicht nur in feudalen Zeitaltern von Bedeutung ist. Zumindest zwischen 1448 und 1714 aber wäre die gewählte Reihenfolge angemessen, denn in dieser Zeit waren die Oldenburger im Vergleich zu den Welfen in Dänemark-Norwegen und anfangs auch in Schweden eine königliche Dynastie (wenn auch nicht im Reich), was auf jeden Fall die Kopenhagener Linie auf ein ganz neues Niveau hob. Gleichwohl konnten sich die Welfen nicht nur als Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, sondern auch aufgrund ihrer Herkunft, Königsnähe und aufgrund der Königs- und Kaiserwürde Ottos IV. zu einer Adelsschicht zählen, die auch aus dem Verständnis der Zeit über den Oldenburgern stand.²

Rangfragen waren natürlich von Bedeutung, aber es wird auch deshalb so eingeleitet, um eines klarzustellen. Hier geht es nicht um die (un)endliche Geschichte eines grundsätzlichen Gegensatzes zwischen Oldenburg und Hannover, den man dann auch noch auf die Dynastien der Oldenburger und Welfen übertragen möchte, um ihn zeitlos zu machen. Dieses Denken in Dynastien, Erbfeindschaften, grundsätzlichen Freund-Feind-Verhältnissen ist etwas, was die historische Zunft seit dem 19. Jahrhundert mit sich herumschleppt und nur schwer loswird. Dass große Dynastien wie die Welfen und Oldenburger letztlich auch Konstrukte der jeweils auf sie Schau-

1 Es handelt sich um die zu einem Aufsatz umgearbeitete, etwas erweiterte Fassung eines Vortrags, der im Niedersächsischen Landesarchiv in Oldenburg im Rahmen der „Historischen Abende“ am 19. März 2015 gehalten wurde.

2 Zu beiden Dynastien gibt es inzwischen Überblickdarstellungen, auf die hier generell verwiesen sei: Bernd Schneidmüller, *Die Welfen. Herrschaft und Erinnerung*, Stuttgart 2000; Hans-Georg Aschoff, *Die Welfen. Von der Reformation bis 1918*, Stuttgart 2010; Thomas Vogtherr, *Die Welfen. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, München 2014; Gerd Steinwascher, *Die Oldenburger. Geschichte einer europäischen Dynastie*, Stuttgart, 2. Aufl. 2012.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Gerd Steinwascher, Niedersächsisches Landesarchiv in Oldenburg, Damm 43, 26135 Oldenburg



enden sind, sollte klar sein. Nur dann kann man dynastisches Denken und dynastische Politik, die es natürlich gegeben hat, wirklich einschätzen. Ein Beispiel: Der behauptete Gegensatz zwischen Welfen und Staufern, der das 12. und frühe 13. Jahrhundert bestimmen soll, scheint angesichts der Auseinandersetzungen zwischen Mitgliedern beider Herrscherhäuser fast ins Auge zu springen, hält aber einer Prüfung nicht stand, wenn man die Gegensatz-Brille absetzt und auf Gemeinsamkeiten blickt.³ Zudem: Wer sich die Geschichte der Oldenburger Dynastie vor Augen hält, wird mit der Tatsache konfrontiert, wie groß die Gegensätze innerhalb einer Dynastie sein konnten. Bei den Welfen war es nicht anders. Innerdynastische Kriege waren keineswegs ausgeschlossen.

Noch eine andere Vorbemerkung ist notwendig: Betrachtet werden die Beziehungen zweier Herrscherdynastien bzw. ihrer Herrschaftsumfelder. Diese hatten aber natürlich Auswirkungen auf das Leben der Menschen, die das Glück oder Pech hatten, in den Herrschaftsgebieten dieser beiden Dynastien zu leben. Dies gilt nicht nur für die Frage von Krieg und Frieden, die in kleinen Kreisen entschieden wurde. Land und mit diesem die dort Lebenden wurden verpfändet, sowohl von den Welfen als auch von den Oldenburgern; die Menschen waren Objekte einer Politik, auf die sie so gut wie keinen Einfluss hatten. Dass die Untertanen das Beziehungs- und Abhängigkeitsgeflecht beider Dynastien für sich nutzen konnten, war die Ausnahme, die die Regel bestätigen soll. Die Friesen der Wesermarsch sorgten im 16. Jahrhundert für diesen seltenen Fall. Auch dies soll zur Sprache kommen.

1. Welfen und Oldenburger im Mittelalter

Die Welfen und die Oldenburger unterscheiden sich von der Herkunft und auch von der Namengebung grundsätzlich voneinander. Bei den Welfen haben wir es mit einem fränkischen Adelsgeschlecht zu tun, das sowohl westfränkische Große als auch burgundische Könige hervorbrachte und im 9. und 10. Jahrhundert weniger als süddeutsches Adelsgeschlecht, sondern vielmehr als im Karolingerreich begüterter, dem karolingischen Haus nahestehender, ja mit ihm versippter Familienverband über den ostfränkischen Bereich hinaus eine tragende Rolle spielte.⁴ Die Bezeichnung „Welfe“ bezieht sich auf einen Urahn dieses Namens, so wie auch große Königsfamilien wie die Karolinger oder die Ottonen nach den Leitnamen benannt wurden und werden. Auch für die Welfen gab es bis ins 13. Jahrhundert hinein zusätzlich die Bezeichnung nach Herkunftsorten, aber der Name „Welfe“, ein Name, den man im 11. Jahrhundert ohne Bedenken mit „Welp“ übersetzte, blieb in Erinnerung.⁵ Die Oldenburger werden dagegen schon relativ kurz nach ihrem Auftauchen in den Schriftzeugnissen

3 Thomas Vogtherr, Vom Konflikt zweier Mächtiger, einer Liebesheirat und ihren Nachkommen und dem gefangenen König im Turm. Die Stauferzeit in Niedersachsen, in: Oldenburger Jahrbuch 108 (2008), S. 64-85, hier S. 68 f.; siehe auch den Sammelband von Werner Hechberger/Florian Schuller, Staufer & Welfen. Zwei rivalisierende Dynastien im Hochmittelalter, Regensburg 2009.

4 Schneidmüller (s. Anm. 2), S. 58 ff., 72 ff.

5 Ebd., S. 16.

nach ihrer Burg an der Hunte benannt,⁶ die man deshalb gern als ‚Stammsitz‘ bezeichnet – und dies ist insofern berechtigt, da sich dieser Name auch für die Familienzweige durchsetzte bzw. erhielt, die auf dieser Burg eher nicht mehr anzutreffen waren, sondern in Wildeshausen, Bruchhausen und Delmenhorst residierten. Der Name „Egilmar“ wurde nicht zum Leitnamen einer Dynastie, die vorwiegend auf gängige – heute würde man sagen: Modenamen – wie „Christian“ oder „Heinrich“ zurückgriff, während das dänische Königshaus dann über Jahrhunderte abwechseln „Christian“ und „Friedrich“ benutzte.

Die Welfen gehören zu den ältesten und bedeutendsten Adelsgeschlechtern des fränkischen, zumal des ostfränkischen Karolingerreiches. 819 werden sie erstmals erwähnt, und dies gleich anlässlich der Hochzeit Judiths, Tochter des bayerischen Herzogs Welf, mit Ludwig dem Frommen, dem Sohn Karls des Großen und fränkischen Kaiser bis zum Jahre 840. Die Welfen treten damit ebenso überraschend ins Licht der Geschichte⁷ wie 274 Jahre später der erste Oldenburger, der 1091 weniger spektakulär als *comes Egilmarus* in der Zeugenreihe einer Urkunde des Bremer Erzbischofs auftaucht.⁸ Der Unterschied der Ersterwähnung – hier heiratet ein Mitglied der Familie einen Kaiser, dort erscheint der Ahnherr als Zeuge in dem Rechtsgeschäft eines hohen Geistlichen – mag eher als Symbol dafür stehen, was der Ausgangspunkt des Verhältnisses beider Dynastien zueinander ist: Hier das hochadelige Geschlecht mit fränkischen Wurzeln und einer überregionalen, das fränkische Reich umspannenden Bedeutung, dort das regional *in confinio Saxonie et Frisie* wirkende Grafengeschlecht. Freilich trafen sie so schon nicht mehr aufeinander.

Dass die Bezeichnungen „überregional“ und „regional“ moderne Hilfskonstrukte sind, sollte klar sein. Im frühen und hohen Mittelalter waren auch hochadelige Familien ‚verpflanzbar‘, die Welfen sind hierfür das beste Beispiel, denn als sächsisches Herrschergeschlecht mussten sie sich erst etablieren. So wissen wir auch nicht, woher die Egilmare bzw. die Oldenburger kamen; dass man sie in Westfalen verortet, mag angesichts ihrer frühen Besitzverhältnisse und Heiratsbeziehungen plausibel sein. Belege haben wir nicht.⁹ Das gleiche gilt etwa auch für die Schaumburger Grafen, die um dieselbe Zeit und dann gleich als Grafen von Holstein in den Jahren 1110/1111, also rund 20 Jahren nach den Oldenburgern, in die Geschichte eintreten. Als ‚Stammsitz‘ gilt dagegen eine Burg an der Weser bei Rinteln.¹⁰ Dass die Chronistik sowohl

6 Schon für Egilmar II. gibt es für das Jahr 1108 die Verbindung zur „Aldenburg“, Christian I. wird dann 1149 als „comes Christianus de Aldenburg“ bezeichnet; vgl. Gustav Rütting (Bearb.), Oldenburgisches Urkundenbuch Bd. 2: Grafschaft Oldenburg bis 1482, Oldenburg 1926 (zukünftig OIUB 2), Nr. 17, S. 8 f. u. Nr. 22, S. 12.

7 Freilich wissen wir inzwischen mehr über ihre Spuren im 8. Jahrhundert (Vogtherr [s. Anm. 2], S. 8).

8 OIUB 2 (s. Anm. 6), Nr. 15, S. 8.

9 Für die frühen Oldenburger sei auf die Kurzbiographien von Heinrich Schmidt verwiesen, in denen die dünne Quellensituation angemessen berücksichtigt und auf Spekulationen verzichtet wird (Hans Friedl [Hg. u.a.], Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg, Oldenburg 1992, S. 166 f. [Egilmar I. und Egilmar II.]).

10 Zur Genealogie der Schaumburger siehe Helge Bei der Wieden (Bearb.), Schaumburgische Genealogie. Stammtafeln der Grafen von Holstein und Schaumburg – auch Herzöge von Schleswig – bis zu ihrem Aussterben 1640, 2. Aufl. Melle 1999; zur Herkunft der Schaumburger siehe Nathalie Kruppa, Überlegungen zu der Herkunft und den Anfängen der Grafen von Schaumburg, in: Stefan Brüdermann (Hg.), Schaumburg im Mittelalter, Bielefeld 2013, S. 119-153.



die Oldenburger als auch die Hoyaer Grafen in dem im Meer untergegangenen Jadelo verortet hat, sie also sozusagen als „Flüchtlinge“ aus dem friesischen Rüstringen nach Sachsen gekommen sein sollen, ist eher für die Untersuchung der spätmittelalterlichen Chronistik interessant, zumal sich diese Legende auch bei Hermann von Lerbeck bezüglich der Schaumburger Grafen findet: Grafengeschlechter mit friesischen Wurzeln!¹¹ Unabhängig davon ist Mobilität dem Mittelalter nicht fremd, sie ist im Gegenteil ein Signum dieser Zeit – auch in dieser Hinsicht sollten wir uns keine Illusionen machen: Bis zur „Heimat“ sind es noch ein paar Jahrhunderte.¹²

Auch das, was wir aus heutiger Sicht mit dem Begriff „Dynastie“ verbinden, entspricht nicht dem Denken des frühen Mittelalters. Der agnatische Stammbaum spielt noch keine dominante Rolle, es ist der größere, im fränkischen Reich durchaus multi-ethnische Familienverband, der zählt, und in dem auch die weibliche Linie von Bedeutung bleibt und nicht, wie dann in frühneuzeitlichen oder zeitgeschichtlichen Verhältnissen durch Neufassung von Hausverfassungen aus der Not geboren, nur als Rettungsanker fungieren darf.¹³ 1055 sind die Welfen in männlicher Linie ausgestorben, das Geschlecht wird über einen weiblichen Familienzweig, der in Norditalien zu Hause war, sozusagen über die Alpen gerettet.¹⁴ Hier also, um es nochmals zu wiederholen, das hochadelige Geschlecht fränkischen Ursprungs mit kaiserlicher Verwandtschaft und europäischer Vernetzung, dort das sächsische Grafengeschlecht mit möglicherweise westfälischen Wurzeln aus einer jüngeren Adelschicht, die sich freilich wiederum gegenüber dem aus der Ministerialität hervorgegangenen Adel des beginnenden Spätmittelalters abzugrenzen suchte und wusste. Der Unterschied wird auch anhand der Bilder deutlich, die diese Familien von sich zeichnen ließen bzw. die ihnen zugeschrieben wurden.

Es sind natürlich Bilder einer späteren Zeit, gestaltet mit und ohne Auftrag, aber von Schriftkundigen, denen der Anspruch, objektive Geschichtsschreibung zu liefern, fremd war. Vor diesem Hintergrund müssen wir die zwischen 1167 und 1174 entstandene *Historia Welforum* lesen, die älteste Familiengeschichte überhaupt, die die Welfen auf römische, ja trojanische Vorfahren zurückführte.¹⁵ Bereits im 12. Jahrhundert und damit sehr früh bemühte sich eine Familie um die Konstruktion ihrer eigenen Geschichte als Dynastie, um ihre herausragende Stellung unter den Großen des Reiches kundzutun – dazu gehörte auch die enge Verwandtschaft zum damals regierenden königlichen Geschlecht, zu den Staufern.¹⁶ Im 13. Jahrhundert veränderte sich das Geschichtsbild am welfischen Hof. Die fränkische, multi-ethnische Vergangenheit trat zurück, die burgundische Königsherrschaft wurde völlig verdrängt, auch die süddeutsche Herkunft spielte

11 Zur Herkunft der Grafen von Hoya und Oldenburg: Bernd Ulrich Hucker, *Die Grafen von Hoya. Ihre Geschichte in Lebensbildern*, Hoya 1993, S. 33 ff.; zur friesischen Wurzel der Schaumburger: Kruppa (s. Anm. 10), S. 122 ff.

12 Zur Mobilität im Mittelalter sei auf die leider vergriffene Studie von Ernst Schubert, *Fahrendes Volk im Mittelalter*, Bielefeld 1995, verwiesen.

13 Schneidmüller (s. Anm. 2), S. 108.

14 Schneidmüller (s. Anm. 2), S. 128; Vogtherr (s. Anm. 2), S. 14.

15 Vogtherr (s. Anm. 2), S. 20 ff.

16 Ein Stammbaum in der *Historia Welforum* aus dem Kloster Weingarten (1185/1191) zeigt das Geschlecht von Welf I., zu dem – freilich ohne Bild – auch Friedrich Barbarossa gezählt wurde; siehe Abbildung und Beschreibung des Stammbaums in: Jochen Luckhardt/Franz Niehoff (Hg.), *Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125-1235* (Katalog der Ausstellung Braunschweig 1995), München 1995, S. 64 u. 67 ff.

keine Rolle mehr. Umso wichtiger wurde die sächsische Einbindung, die Beziehung zu den Billungern, Süpplinburgern, den Brunonen, ja zum Familienverband der Widukinde.¹⁷ Damit vergewisserte man sich der neuen Machtbasis und grenzte den Wirkungsraum ein. Es war das Ergebnis der Niederlagen gegen das staufische Königtum und das Bewusstsein um die Chancen, die sich mit der Rehabilitierung von 1235 ergaben, als man das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg als Reichslehen erhielt.¹⁸

Für die Welt der Oldenburger stellte sich die Konstruktion der eigenen Geschichte anders dar. In ihrem Hauskloster in Rastede entstand Ende des 13. Jahrhunderts ein erster Versuch oldenburgischer Geschichtsschreibung.¹⁹ Dabei handelte es sich nicht um ein Auftragswerk der Grafenfamilie, es ging vielmehr um die Entstehung des Klosters, die vielleicht ganz bewusst nicht unmittelbar mit dem Grafenhaus in Verbindung gebracht wurde, sondern mit dem legendären Grafen Huno,²⁰ seiner Gemahlin Willa und ihrem Sohn Friedrich,²¹ mit dem diese *comes Rustringie* auch schon wieder ebenso fromm verschwanden wie sie erschienen waren. Die erbenden Egilmare sollen mit ihnen über eine Schwester des Grafen Huno verwandt gewesen sein. Der ebenso legendäre Kampf Friedrichs mit dem Löwen, der dazu dienen sollte, das Fehlen des Vaters Huno auf einem Reichstag zu sühnen, wurde lange im Oldenburger Grafenhaus genutzt, um die eigene Unabhängigkeit von Kaiser und Reich zu beschwören.²² Die Schlaueit und Gewitztheit des Grafensohnes Friedrich, der den König im Grunde vorführt und damit als Vasall zu Zugeständnissen zwingt, findet sich auch in der welfischen Sagenwelt in der Gestalt des Herzogs Heinrich, der dem Kaiser mit einem goldenen Pflug und mit wechselnden Pferden große Güter in Schwaben abgewinnt.²³ Landnahmetraditionen, aber nicht zuletzt auch das Thema von Königsnähe und Königsferne, spielen in diesen Sagen eine Rolle. Es überrascht auch nicht, dass die spätere oldenburgische Geschichtsschreibung das Grafenhaus aus dem Familienverband der Widukinde ableitet.²⁴ Woher sollte ein westfälisch-sächsisches Grafengeschlecht dieser Bedeutung denn auch sonst kommen?

17 Anschaulich wird dies in der genealogischen Tafel der Welfen aus dem Ordinarius von St. Blasius in Braunschweig aus der Zeit um 1300, die Hermann Billung als Ausgangspunkt nimmt und eine Zuspitzung auf Herzog Otto das Kind enthält (ebd. S. 71 ff.).

18 Schneidmüller (s. Anm. 2), S. 288.

19 Heinrich Schmidt, Oldenburgische Geschichtsschreibung, in: Albrecht Eckardt/Heinrich Schmidt (Hg.), Geschichte des Landes Oldenburg, 4. Aufl. Oldenburg 1993, S. 67 ff.

20 Hierzu kurz und treffend und mit weiterer Literatur Heinrich Schmidt, in: Friedl (s. Anm. 9), S. 338 f.

21 Ebd., S. 209 f.

22 Christine Holzberg/Dieter Rüdibusch, Die Sage vom Löwenkampf des Grafen Friedrich und die besonderen Beziehungen zwischen den Häusern Oldenburg-Delmenhorst und Schwarzburg-Rudolstadt, Oldenburg 1978.

23 Schneidmüller (s. Anm. 2), S. 112. Im 17. Jahrhundert hing ein Gemäldezyklus des Löwenkampfes im Speisesaal des Delmenhorster Schlosses, der dann offenbar an die Schwarzburger Verwandtschaft abgegeben wurde und heute in Rudolstadt zu besichtigen ist. Bereits 1894 hatte Sello die Gemälde entdeckt und Fotos anfertigen lassen (vgl. Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Oldenburg [zukünftig: NLA-OL], Best. 298 Z Nr. 1284).

24 Hermann Hamelmann bleibt in seiner Oldenburgischen Chronik geradezu bescheiden, indem er im Gegensatz zur spätmittelalterlichen Chronik des Johannes Schiphower die Oldenburger nur auf Widukind und nicht bis in die Antike zurückführt (Hermann Hamelmann, Oldenburgische Chronik, hg. von Gustav Rütthing, Oldenburg/Berlin 1940, S. 11), bei von Halem (Gerhard Anton von Halem, Geschichte des Herzogthums Oldenburg, Bd. 1, Oldenburg 1791, S. 153 f.) schwindet da bereits der Mut, freilich sieht er die Nachfolge über die Frau Egilmars, Richenza, als erwiesen an, was wiederum schon Gustav Rütthing mit einem Fragezeichen versehen musste (Gustav Rütthing, Oldenburgische Geschichte, Bd. 1, Bremen 1911, S. 22).



Spätestens mit der Übertragung der sächsischen Herzogswürde auf die Welfen, also frühestens 1126, trafen die Oldenburger und Welfen aufeinander. Kluge Heiratspolitik der Welfen hatte diese schon zu Erben der billungischen Güter um Lüneburg gemacht; hinzu kamen die der Süpplinburger im wichtigen Vorharz. Zwar lagen diese noch weit außerhalb der oldenburgischen Interessensphäre, doch musste die Frage der Abhängigkeit spätestens bei einem Herzog wie Heinrich dem Löwen²⁵ virulent werden, der die sächsische Herzogsgewalt wie kein anderer vor ihm und nach ihm intensiviert. In der Tat gehörten die Oldenburger in den Umkreis des bedeutenden welfischen Herzogs: Christian I. wird 1149 als *comes de Aldenburg* in einer Urkunde erwähnt, die Heinrich der Löwe ausstellen ließ!²⁶ Um diese Zeit trug der Oldenburger die welfische Politik noch mit, die 1144 die Frage der Erbschaft der Grafschaft Stade, die Oldenburger Interessen ebenso berührte, mit Gewalt löste. Gemeinsam mit dem Welfenherzog zog Christian auf den Italienfeldzug König Friedrichs I., unterstützte Heinrich im Kampf gegen die Wenden und ging mit dem Herzog militärisch gegen die östringischen Friesen vor, um die Friesen der herzoglichen und gräflichen Gewalt zu unterwerfen – eine vergebliche Bemühung. Dass eben dieser Christian sich dann offenbar mit an die Spitze einer Opposition in Sachsen gegen Heinrich den Löwen stellte,²⁷ muss aufhorchen lassen. Es sagt etwas über die Bedeutung dieses Grafengeschlechts in Sachsen um die Mitte des 12. Jahrhunderts, aber auch über die Schwierigkeiten der Welfen aus, im Herzogtum nicht nur als mächtigstes Adelsgeschlecht, sondern als die Regeln bestimmende Lehnsherren anerkannt zu sein.²⁸ Für die Oldenburger war ohnehin die Stellung des Bremer Erzbischofs, der nicht nur kirchenrechtliche, sondern wohl auch lehnherrliche Rechte geltend machen konnte, nicht unerheblich.²⁹ Der immer wieder aufbrechende Konflikt zwischen den Welfen und dem Bremer Erzbischof um die Grafschaft Stade war Gefahr und Chance zugleich.

Militärisch war der Oldenburger dem Welfen bei diesem Aufstandsversuch im Jahre 1167 unterlegen. Christian I. starb im Zuge der Belagerung seiner namengebenden Burg, ob sein älterer Bruder Heinrich I.³⁰ aus Rücksicht auf das Wildeshauser Lehen dem Bündnis gegen den Welfen wirklich fernblieb und damit die Chancen der Familie wahrte, aus dem Kampf notfalls auch bei einer Niederlage herauszukommen, muss Spekulation bleiben. Die Vogtei über das Stift Wildeshausen war ein oldenburgischer Lehnsbesitz, der nur aus der Verfügungsgewalt des Welfen kommen konnte. Heinrich I. starb ebenfalls 1167, die Nachfahren der beiden Oldenburger Grafen ge-

- 25 Hinzuweisen ist immer noch auf den Katalog der großen Welfenausstellung von 1995: Jochen Luckhardt/Franz Niehoff (Hg.), *Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125-1235*, 3 Bde., München 1995; Heinrich Ehlers, *Heinrich der Löwe und seine Zeit*, München 2008.
- 26 Zu Christian I. siehe Heinrich Schmidt, in: Friedl (s. Anm. 9), S. 125 f.; weitere Informationen bei Rütthing (s. Anm. 24), S. 25 f.
- 27 Ehlers (s. Anm. 25), S. 141 ff.
- 28 Ernst Schubert, *Geschichte Niedersachsens vom 9. bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert*, in: Ernst Schubert (Hg.), *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 2,1: Politik, Verfassung, Wirtschaft vom 9. bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert, Hannover 1997, S. 442 ff.
- 29 Zu Bremen siehe Adolf E. Hofmeister, *Der Kampf um das Erbe der Stader Grafen zwischen den Welfen und der Bremer Kirche (1144-1236)*, in: Hans Eckhard Dannenberg/Heinz Joachim Schulze (Hg.), *Geschichte des Landes zwischen Elbe und Weser*, Bd. II, Stade 1995, S. 105 ff.
- 30 Über Heinrich I. von Oldenburg wissen wir auch noch so gut wie nichts. Vgl. die Kurzbiographie von Heinrich Schmidt, in: Friedl (s. Anm. 9), S. 295 f.



rieten in heftigen Streit. Der sächsische Herzog stieß die Dynastie also in eine tiefe Krise und ließ die Oldenburger Frage vielleicht bewusst offen. Vermutlich sorgte erst sein Sturz für die Wiederbelebung oldenburgischer Herrschaft: 1181 begegnet uns der Sohn Christians I. mit Namen Moritz in einer Urkunde des Bremer Erzbischofs als *comes de Oldenburg*.³¹ Die innerdynastischen Probleme der Oldenburger waren damit aber nicht gelöst.³²

Das machtpolitische Vakuum, das das Jahr 1180 zumindest nahelegt, nutzten die Oldenburger für den Ausbau ihrer Herrschaft im Raum von Hunte und Weser. Das 13. Jahrhundert zeigt sie bei diesen Bemühungen in enger Anlehnung an das Erzstift Bremen, zeitweise konnten sie selbst die Erzbischöfe stellen. Ausgerechnet der erste Oldenburger auf dem Bremer Stuhl, Gerhard, ein Sohn Heinrichs I. und bereits seit 1191 Bischof von Osnabrück, wurde 1210 als Gegenkandidat Erzbischof Waldemars installiert und geriet damit in die welfisch-staufischen Auseinandersetzungen. Waldemar war zu dieser Zeit ein treuer Anhänger Ottos IV., des welfischen Kaisers; erst 1217 konnte Gerhard in Bremen einziehen und gehörte damit zu den Profiteuren des Niedergangs der Macht des welfischen Kaisers. Es sei angemerkt, dass der welfische Kandidat u.a. von den Stedinger Bauern gestützt wurde, die sich erst 1216 von der welfischen Partei in Bremen abwandten.³³

Zu den berühmten gemeinsamen Unternehmungen des Bremer Erzbischofs und der Grafenfamilie gehört die Niederwerfung der Stedinger im Jahre 1234, die bekanntlich gar als Kreuzzug deklariert wurde.³⁴ Bezeichnenderweise kam die wohl entscheidende Unterstützung für die militärisch zu schwachen Kräfte der Sachsen nicht vom Welfenhaus, sondern vom Herzog von Brabant, vom Niederrhein und aus den Niederlanden. Otto von Braunschweig-Lüneburg nahm zwar das Kreuz, setzte sein Militär jedoch zur Verwüstung erzbischöflicher Gebiete ein und galt in Bremen nicht zu Unrecht als Bündnispartner der Stedinger. Der Welfe nutzte die Notsituation, die der Kampf mit den Stedingern sowohl für den Erzbischof von Bremen als auch für die Oldenburger bedeutete, um seinen Anspruch auf die Grafschaft Stade zu erneuern. Nach 1227, als er als Bündnispartner des dänischen Königs Waldemar bei Bornhöved eine heftige Niederlage erlitten und in Gefangenschaft geraten war, war auch dieser Versuch letztlich zum Scheitern verurteilt.³⁵

Vielleicht deutet sich hier eine veränderte Blickrichtung für die Oldenburger an, die sich freilich erst im 15. Jahrhundert politisch voll auswirken sollte. Gemeint ist der Blick an den Niederrhein, nach Flandern, in die Niederlande. Dass sich hier im späten

31 OIUB 2 (s. Anm. 6), Nr. 27, S. 13; zu Moritz siehe Heinrich Schmidt, in: Friedl (s. Anm. 9), S. 477.

32 Vgl. hierzu Gerd Steinwascher, Wildeshausen und Delmenhorst – oldenburgische Herrschaftssitze im bremischen Interessengebiet im 13. Jahrhundert, in: Dietmar von Reeken/Gerd Steinwascher (Hg.), Adelige Herrschaft und Herrschaftssitze in Nordwestdeutschland, Oldenburg 2015. Auf die angeblich funktionsfähige welfische Vogtei in Oldenburg, die Bernd Ulrich Hucker nach einer Nachricht der *Chronica Slavorum* noch 1204 vermutet, sei hier nur verwiesen. Die Fragezeichen, vor allem auch was die Unterstellung einer schon existierenden und damit zur Stellung von Mannschaften fähigen „Stadt“ betrifft, sind zu groß; vgl. Bernd Ulrich Hucker, Die politische Vorbereitung der Unterwerfungskriege gegen die Stedinger, in: Oldenburger Jahrbuch 86 (1986), S. 3 ff.

33 Hofmeister (s. Anm. 29), S. 123 f.

34 Siehe etwa Hofmeister (s. Anm. 29), S. 130 ff.; Jens Schmeyers, Die Stedinger Bauernkriege. Wahre Begebenheiten und geschichtliche Betrachtungen, Lemwerder 2004.

35 Schneidmüller (s. Anm. 2), S. 279; Hofmeister (s. Anm. 29), S. 128 ff.



Mittelalter und in der Frühen Neuzeit bei zunehmenden wirtschaftlichen Aktivitäten auch des Grafenhauses Perspektiven ergaben, die die Ausrichtung auf das einzige fürstliche Geschlecht im Nordwesten des Reiches – und dies waren nun einmal die Welfen – relativierte, darf man nicht aus den Augen verlieren. Hinzu kommt schließlich, dass sich im Süden des oldenburgischen Interessengebietes mit dem Bischof von Münster eine Konkurrenz etablierte, die von dem Aussterben bzw. den Niederlagen der Ravensberger und Tecklenburger und der offensichtlichen politischen Abstinenz des Grafen Heinrich IV. von Oldenburg-Wildeshausen³⁶ profitierte, mit dem 1270 nicht nur ein Zweig der Oldenburger Grafenfamilie ausstarb, sondern mit dem auch der Einfluss der Oldenburger im Süden Bremens zu verblassen begann. Weder die auf der Oldenburg residierende noch die Bruchhauser Linie waren in der Lage, den Einfluss in Wildeshausen zu wahren oder gar erneut in das Osnabrücker Nordland zurückzukehren, aus dem man sich Mitte des 13. Jahrhunderts – nicht zuletzt mittels der Gründung des Zisterzienserinnenklosters Börstel – zurückgezogen hatte. Dass sich im Südosten Bremens mit den Grafen von Hoya ein neues Grafengeschlecht etablierte, das sicherlich zunächst wie ein Puffer zwischen den Welfen und den Oldenburgern wirkte, sei hier nur angemerkt.³⁷ Festzuhalten bleibt, dass sich der Welfe Otto ein Jahr vor seiner Belehnung mit dem Herzogtum Braunschweig-Lüneburg durch Kaiser Friedrich II. in der Auseinandersetzung mit den Stedingern an Weser und Hunte ins politische Abseits gesetzt hatte. Die Zusammenarbeit zwischen den Oldenburgern und dem Bremer Erzstift – und hier geht es nicht nur um den Bischof, sondern um die hinter ihm stehenden Ministerialen – funktionierte jedenfalls fast im gesamten 13. Jahrhundert. Die oldenburgische Gründung Delmenhorst wäre andernfalls nicht vorstellbar.

Der Wiederaufstieg der welfischen Herzöge nach 1235 konnte dennoch nicht ohne Folgen für die Oldenburger bleiben, denn die herausragende Stellung der Welfen im niedersächsischen Raum (so soll das Gebiet jetzt bei aller begrifflichen Problematik genannt werden) war mit der Belehnung Ottos durch den Staufer untermauert. Die Vergrößerung der welfischen Machtbasis nach Westen erfolgte konsequent, störte aber nur bedingt die Kreise der Oldenburger. Ich komme damit zu einem problematischen Teil dieses Beitrags, zur Frage nach der Lehnsabhängigkeit der Oldenburger von den Welfen. Mit dem Verzicht auf das Stader Erbe hatte Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg 1236 eigentlich den Einfluss im Küstengebiet an die Bremer Kirche zurückgegeben; bei dem politischen Deal zwischen den Oldenburgern und der Bremer Kirche bezüglich Wildeshausens spielten der frühere welfische Lehnsherr offenbar keine Rolle. 1260 hatte Herzog Albrecht I. die Weser als Westgrenze des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg anerkannt.³⁸ Dennoch erheben die Welfen im

36 Kurzbiographie von Heinrich Schmidt in Friedl (s. Anm. 9), S. 297.

37 Zum Osnabrücker Nordland und zur Bildung des münsterischen Territoriums vgl. Wolfgang Bockhorst, *Geschichte des Niederstifts Münster bis 1400*, Münster 1985, S. 22 ff.; zu Börstel siehe Renate Oldermann, *Börstel*, in: Josef Dolle, *Niedersächsisches Klosterbuch*, Teil 1, Bielefeld 2012, S. 91 f.; zu Hoya: Hucker (s. Anm. 11).

38 Gudrun Pischke, *Die Landesteilungen der Welfen im Mittelalter*, Hildesheim 1987, S. 238 Anm. 127. Der Text des Friedensvertrages zwischen dem Erzbischof von Köln, dem Abt von Corvey und dem Welfen verweist allerdings vor allem auf die damaligen Brennpunkte, die den Kernraum Westfalens (so die Diözesen Osnabrück und Minden) betrafen (vgl. Theodor Lacomblet [Bearb.], *Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins*, Bd. 2, Nr. 489, Düsseldorf 1846, S. 274 f.).



14. Jahrhundert, als die Verschriftlichung des Lehnswesens institutionalisiert wird,³⁹ Ansprüche auf eine Lehnsherrschaft über Oldenburg und Delmenhorst ebenso wie über die Grafen von Hoya.⁴⁰

Leider fehlt auf welfischer Seite eine einschlägige Untersuchung für das späte Mittelalter, und auch die oldenburgische Forschung ist dem Thema eher aus dem Weg gegangen. Schon Gustav Rütthing hat in seiner Oldenburgischen Geschichte die vorhandenen Quellen zur oldenburgisch-welfischen Beziehung im 13. und 14. Jahrhundert fast kommentarlos aneinandergereiht und seiner Ratlosigkeit Ausdruck gegeben.⁴¹ Heinrich Schmidt erwähnt dieses Phänomen in der Geschichte des Landes Oldenburg nicht – wahrscheinlich zu Recht, denn der Lehnsanspruch hatte keine erkennbaren Folgen. Folgt man Ernst Schubert, dann hat es ohnehin keine sächsischen „Lehensgrafen“ gegeben: „Keine Grafschaft ist Lehen des Herzogtums gewesen.“⁴² Aber waren die oldenburgischen Grafschaften Produkte königlicher Leihe?⁴³ Verschriftlicht wurde weder das eine noch das andere, so dass die Oldenburger an der Wende zur Frühen Neuzeit behaupten konnten, ihre Grafenrechte benötigten keiner reichsrechtlichen Legitimation. Über ein welfisches Grafenlehen hätten sie nicht einmal nachgedacht.

Die welfisch-oldenburgischen Berührungspunkte waren auch im Hinblick auf die Heiratsbeziehungen eher punktuell. Bei drei Eheverbindungen im gesamten späten Mittelalter kann man nicht von einem ausgeprägten Heiratskreis sprechen, die Beziehungen zum westfälischen hohen Adel waren ebenso eng, herausragend waren sieben Eheschließungen mit dem Hause Hoya.⁴⁴ Erst Ende des 13. Jahrhunderts sind welfisch-oldenburgische Beziehungen wieder deutlich erkennbar. Die Ehe zwischen Graf Johann II. und Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg war vielleicht der Auftakt für ein freilich nur vorübergehendes Bündnis mit den Welfen gegen den Erzbischof von Bremen. Auf die verwandtschaftliche Beziehung zum Welfenhaus nahm auch Graf Otto II. von Delmenhorst Bezug, als er 1302 die Grafschaft Wölpe nach dem Aussterben dieses ohnehin welfennahen Geschlechts an Herzog Otto II. von Braunschweig und Lüneburg veräußerte.⁴⁵ Für die Frage der Lehnbeziehungen ist die urkundliche Bestätigung einer Pflicht zur Heerfolge für die Herzöge Otto und Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg aus dem Jahre 1347 von Bedeutung, die sich aber nicht aus einer Lehnspflicht der Grafschaft ergeben haben kann, denn zu dieser Heerfolge leisteten auch bremische Ministerialen ihren Beitrag.⁴⁶

1356 und 1360 erscheinen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst jedoch tatsächlich in welfischen Lehnregistern.⁴⁷ Es waren Ansprüche, die die Welfen in dieser

39 Vgl. Schubert (s. Anm. 28), S. 620 f.

40 Für Hoya konnten die Welfen die Lehnsherrschaft zu Beginn des 16. Jahrhunderts durchsetzen, ließen sich dann aber nach dem Anfall der Grafschaft diese 1590 erstmals als Reichslehen vom Kaiser bestätigen; vgl. Hucker (s. Anm. 11), S. 84 u. 118.

41 Rütthing (s. Anm. 24), S. 117 ff.

42 Schubert (s. Anm. 28), S. 370.

43 Das königliche Lehnswesen funktionierte dort, wo der König präsent war, so einfach war es wohl. Vgl. Karl-Heinz Spieß, *Das Lehnswesen in Deutschland im hohen und späten Mittelalter*, Stuttgart 2009, S. 48.

44 André R. Kölller, *Agonalität und Kooperation. Führungsgruppen im Nordwesten des Reiches 1250-1550*, Göttingen 2015, S. 137.

45 OIUB 2 (s. Anm. 6), Nr. 231, S. 79 f.

46 OIUB 2 (s. Anm. 6), Nr. 366, S. 126 f.

47 OIUB 2 (s. Anm. 6), Nr. 401, S. 139; auf eine quellenkritische Prüfung der Überlieferung der Lehnregister muss hier verzichtet werden, sie wäre freilich angebracht.

Zeit auch auf die Grafschaft Hoya geltend machten. Für das Jahr 1368 gibt es einen Lehnsrevers des Grafen Christian V. von Oldenburg an Herzog Magnus von Braunschweig-Lüneburg über die *ghrafscop to Olenborch*.⁴⁸ Allerdings war dies ein Schachzug gegen seinen Bruder Konrad. Dies gilt erst recht für die Bitte des Grafen Christian von Delmenhorst an den Braunschweiger Herzog aus dem Jahre 1374, die Grafschaft Delmenhorst als braunschweigisches Lehen an Graf Otto von Hoya zu übertragen. Tatsächlich erfolgte 1390 eine Übertragung der Grafschaft Delmenhorst von Herzog Friedrich von Braunschweig an Otto von Hoya, dessen Schwager er war.⁴⁹ Freilich standen diese Transaktionen im Zusammenhang mit einem Jahrzehnte währenden Kampf um den Einfluss in Delmenhorst, in dem neben der engen Verwandtschaft der Delmenhorster mit den Hoyaer Grafen auch die Einflussnahme der Oldenburger Verwandten, der Stadt Bremen und gar der Tecklenburger Grafen eine Rolle spielte. Die Geschehnisse können hier nicht im Einzelnen geschildert werden, sie endeten im 15. Jahrhundert fast mit dem Verlust der Grafschaft Delmenhorst für die Oldenburger Dynastie.⁵⁰ Der gestiegene Einfluss der Welfen auf die Oldenburger korrespondiert sicherlich mit der Besetzung des Bremer Erzstuhls durch Mitglieder des Welfenhauses zwischen 1360 und 1406, wobei sich Herzog Albert von Braunschweig-Lüneburg mit Waffenhilfe seiner Familie gegen einen Oldenburger Konkurrenten, den Elekten Moritz von Oldenburg, durchsetzen musste.⁵¹ Es wäre zu untersuchen, ob nicht der Bremer Erzstuhl das Einfallstor der Welfen für ihre wieder wachsende Bedeutung im unteren Weserraum war.

Insgesamt gilt: Von einem beidseitig anerkannten Lehnsverhältnis der Oldenburger zu den Welfen auszugehen, entspricht letztlich auch in diesen Jahrzehnten, in denen die Welfen wieder in diesem Raum Einfluss zu gewinnen schienen, nicht den Realitäten. Die von den Oldenburgern vorgenommenen Herrschaftsteilungen im späten Mittelalter, die Verpfändungen umfangreicher Besitzungen an die Grafen von Hoya oder die Stadt Bremen geschah ohne sichtbare Einschaltung eines Lehnsherrn. Die Oldenburger teilten ebenso unverdrossen und ohne Rücksicht, wie die Welfen dies auch taten, ohne den Kaiser zu fragen.⁵² Die Verschriftlichung von Lehnsbeziehungen, die wir dann aus der Frühen Neuzeit kennen, dürfen wir für das Mittelalter in dieser Form vor allem für Beziehungen des Hochadels untereinander nicht erwarten; von einer funktionierenden Lehnsbeziehung der Oldenburger zu den Welfen können wir nach 1180 nicht sprechen, und dies gilt in gleicher Weise für die Beziehungen Oldenburgs zum Erzstift Bremen.⁵³ Zudem darf man mit Ernst Schubert festhalten: „Das Lehnswesen fand nicht mehr im Felde, sondern in der Kanzlei statt.“⁵⁴

48 OIUB 2 (s. Anm. 6), Nr. 430, S. 147.

49 OIUB 2 (s. Anm. 6), Nr. 451, S. 158 (1374) u. Nr. 504, S. 175 (1390).

50 Vgl. Heinrich Schmidt, Hude, Welsburg und die Grafschaft Delmenhorst, in: Archäologische Forschungen zum Spätmittelalter im Oldenburger Land: Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 3, Rahden 2002, S. 8-16.

51 Kurzbiographien von Heinz-Joachim Schulze/Thomas Vogtherr in: Erwin Gatz (Hg.), Die Bischöfe des heiligen Römischen Reiches 1198 bis 1448, Berlin 2001, S. 96 u. 98-100.

52 Pischke (s. Anm. 38), S. 35.

53 Dass nach 1180 Graf Moritz I. auf erzbischöfliche Hilfe angewiesen war und sich damit als Vasall des Erzbischofs verstanden haben kann, soll damit nicht bestritten werden. Er erscheint nicht zufällig mehrfach in den erzbischöflichen Urkunden (vgl. Heinrich Schmidt in Friedl [s. Anm. 9], S. 477).

54 Schubert (s. Anm. 28), S. 620.

Angesichts der ‚Teilungsorgien‘ der Welfen im späten Mittelalter mag man Thomas Vogtherr zustimmen: „Die relative Kleinheit der Territorien verhinderte dauerhaft, dass Welfen des 15. Jahrhunderts auf einer mehr als regionalen Ebene eine politische Rolle zu spielen vermochten.“⁵⁵ Die Tatsache, dass bis zum ausgehenden 17. und dann vor allem beginnenden 18. Jahrhundert im Raum zwischen Elbe, Nordseeküste, Niederrhein und Westfalen kein „Großterritorium“ entstand, wie Volker Press mit Recht festgehalten hat,⁵⁶ lockte „Randmächte“ in den Raum: Der Landgraf von Hessen sollte zu ihnen ebenso gehören wie die Wettiner, später die dänischen und schwedischen Könige. Gleichwohl ist bemerkenswert und unübersehbar, dass die Welfen noch im Mittelalter nach und nach Fuß fassten in einem Raum, der für sie nach 1180 und 1234 verloren schien. Hierzu diente auch nochmals eine Eheverbindung: Graf Moritz von Oldenburg († 1420) heiratete Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg,⁵⁷ aber nicht er rettete die zwischenzeitlich große, zu Beginn des 15. Jahrhunderts jedoch dahinschmelzende Familie der Oldenburger, sondern sein Vetter Dietrich, der eine Holstein-Schaumburgerin zur Frau bekam, was die Verhältnisse grundsätzlich änderte.⁵⁸

Über das, was geschehen wäre, wenn das Oldenburger Grafenhaus mit Dietrich dem Glücklichen 1440 ausgestorben wäre, kann man spekulieren, muss man aber nicht. Durch die in jeder Hinsicht glückliche Verbindung zum Haus Holstein-Schaumburg änderte sich alles. Die Schaumburger oder Schauenburger Grafen standen ursprünglich wie die Oldenburger unter der Knute Heinrichs des Löwen; wie die Oldenburger überlebten die Schaumburger trotz der Nähe ihrer ‚Stammburg‘ an der Weser zu welfischem Gebiet und sicherten ihre Dynastie durch zahlreiche Linien in Holstein, die allerdings zu Beginn des 15. Jahrhunderts auf zwei reduziert waren, wovon eine im unmittelbaren Machtbereich der Welfen an der mittleren Weser durchhielt.⁵⁹ Die andere repräsentierte der für die Geschichte der Oldenburger Dynastie so wichtige Graf Adolf VIII. von Holstein-Schaumburg, mit dem die holsteinischen Linien ausstarben, der aber sowohl im Königreich Dänemark als auch im Herzogtum Schleswig und in der Grafschaft Holstein der mächtige Mann war. Er machte aus den Oldenburgern ein königliches Geschlecht, sein Neffe Graf Christian wurde König in Dänemark, Norwegen und Schweden, wurde Herzog von Schleswig und Graf von Holstein. Mit einem Schlag war aus der hochadeligen, aber eben nicht der fürstlichen Sphäre zuzurechnenden Familie eine königliche geworden, die sich, womit wohl keiner wirklich gerechnet hatte, auch als solche halten konnte.⁶⁰

55 Vogtherr (s. Anm. 2), S. 43. Zur Problematik der Teilung und Sukzession sehr differenziert: Gerhard Pfannkuche, *Patrimonium – Feudum – Territorium. Zur Fürstensukzession im Spannungsfeld von Familie, Reich und Ständen am Beispiel welfischer Herrschaft im sächsischen Raum bis 1688*, Berlin 2011.

56 Volker Press, *Kurhannover im System des alten Reiches 1692-1803*, in: Adolf M. Birke/Kurt Kluxen, *England und Hannover*, München (u.a.) 1986, S. 53.

57 Siehe die Kurzbiographie von Heinrich Schmidt in Friedl (s. Anm. 9), S. 477 f. Er starb kinderlos, nach ihm ging die Regierung auf seinen Vetter Dietrich über.

58 Vgl. Steinwascher (s. Anm. 2), S. 30 ff. Zu Dietrich treffend Heinrich Schmidt in Friedl (s. Anm. 9), S. 151 f.

59 Siehe Bei der Wieden (s. Anm. 10) u. Steinwascher (s. Anm. 2), S. 74 ff.; erst im 16. Jahrhundert sahen sich die Schaumburger Grafen gezwungen, den östlichen Teil ihrer Grafschaft durch Belehnung an den Landgrafen zu Hessen vor der welfischen Expansion zu schützen (Walter Maack, *Die Grafschaft Schaumburg, Rinteln 1964*, S. 34).

60 Steinwascher (s. Anm. 2), S. 40 ff.

Dass der die Grafschaft Oldenburg übernehmende Graf Gerhard oder Gerd, der als Mutiger in die Geschichte eingegangen ist,⁶¹ seinem königlichen Bruder, also Christian I. von Dänemark, nacheiferte, muss nicht überraschen. Aber er schaute nicht nach Braunschweig oder Lüneburg bzw. nach Wolfenbüttel und Celle, stattdessen suchte er den Kampf um eine größere Einflussphäre im Nordwesten des Reiches an der Seite Karls von Burgund zu gewinnen, was man ebenso nachvollziehen kann. Er scheiterte, die gegen ihn ins Feld rückende Allianz erinnert an den Feldzug gegen die Stedinger. Zu seinen Gegnern gehörte freilich nicht das welfische Haus, das mit sich selbst beschäftigt war, seine wichtigsten Gegner waren die Hansestädte und Bischof Heinrich von Schwarzburg, der sowohl Erzbischof von Bremen als auch Bischof von Münster war. An das von Heinrich von Schwarzburg bevorzugte Münster fiel die Grafschaft Delmenhorst; die Welfen dagegen profitierten nicht von dieser existentiellen Krise des Oldenburger Grafenhauses, das seine neue dynastische Machtstellung nicht nutzen konnte – nicht zuletzt, weil Graf Gerd lange genug mit seinem königlichen Bruder sogar im zeitweise bewaffneten Streit lag.

2. Oldenburgisch-welfische Beziehungen in der Frühen Neuzeit

Erst die Konsequenzen, die die Nachfolger des Grafen Gerd nach und nach aus dieser verheerenden Niederlage zogen, machten die Beziehungen zum Welfenhaus für die in Oldenburg regierenden Grafen wieder interessant. Dies war kein einfacher, zudem ein langfristiger Prozess, der aber die Politik des Grafenhauses bis zu seinem Aussterben 1667 bestimmte.⁶² Grundlage waren die verschobenen Machtverhältnisse im Nordwesten des Reiches, die durch die Entstehung der habsburgischen Niederlande gegeben waren und eine Öffnung der gräflichen Politik für das Reich opportun, ja zwingend erforderlich machten. Die großen Konkurrenten, die Cirksena, hatten es den Oldenburgern längst vorgemacht und das Reichslehen bewusst gesucht und damit ihren Aufstieg in den Hochadel vollzogen. Außerdem setzte sich die Einsicht durch, dass man sich im Nordwesten nur behaupten konnte, wenn man hierfür geeignete Bündnispartner hatte. Da die eigenen Ambitionen, die Ausdehnung der Herrschaft in die Marschländerien der Küstenregion, wo feudale Herrschaft noch unbekannt war oder allenfalls Häuptlingsgeschlechter regierten – gemeint sind Butjadingen, das Stadland sowie die Häuptlingsherrschaften Jever und Kniphausen – ein Zusammengehen mit den unmittelbaren Nachbarn unmöglich machten, sich zudem 1514 die einmalige Gelegenheit bot, sich einem größeren Bündnis gegen die Cirksena anzuschließen, kam es zu einer folgenreichen Koalition mit den welfischen Herzögen, die ihrerseits durch die Besetzung des Erzstifts Bremen mit einem Mitglied ihres Hauses wieder direkte Nachbarn der Oldenburger wurden und ihnen schon 1512 das nicht umzusetzende Angebot machten, das an den

61 Kurzbiographie von Heinrich Schmidt in Friedl (s. Anm. 9), S. 233-237; Franziska Nehring, Graf Gerhard der Mutige von Oldenburg und Delmenhorst (1430-1500), Frankfurt 2012.

62 Vgl. Gerd Steinwascher, Die Grafschaft Oldenburg und ihre Beziehungen zu Kaiser und Reich von Johann V. bis zur Zeit des Grafen Anton Günther – eine oldenburgische „Erfolgsstory“, in: Peter Aufgebauer (Hg.), Herrschaftspraxis und soziale Ordnungen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Ernst Schubert zum Gedenken, Hannover 2006, S. 87-102.

Bischof von Münster verpfändete Wildeshausen einzulösen und in Oldenburger Pfandbesitz zu nehmen.⁶³

Die Ereignisse sind bekannt und wurden im Jubiläumsjahr der Schlacht an der Hartwarder Schanze ausreichend beschrieben.⁶⁴ Die kriegerischen Auseinandersetzungen, die als Sächsische Fehde in die Geschichte eingegangen sind, kannten eigentlich nur einen Sieger: die Grafen von Oldenburg. Der Krieg gegen Graf Edzard von Ostfriesland, der trotz der breiten Koalition gegen ihn nicht das Schicksal eines Gerd von Oldenburg erlitt, hatte im Grunde nur ein Ergebnis mit Langzeitwirkung: Die Oldenburger nutzten die Gunst der Stunde und eroberten mit den Bündnispartnern das ‚Wespennest‘ Stadland und Butjadingen, also die noch unabhängigen friesischen Landesgemeinden der Wesermarsch, was ihnen allein nicht gelungen war. Dass die Welfen dieses Gebiet zunächst für sich reklamierten, es dann aber durch Verkauf bzw. Belehnung an die Oldenburger Grafen abgaben, entsprach der welfischen Interessenlage: Sie übernahmen keine unmittelbare Verantwortung für ein sperriges und weit entferntes Gebiet, banden andererseits den gräflichen Zweig einer königlichen Dynastie in ihren Wirkungskreis.⁶⁵ Die Oldenburger konnten mit der Lehnsabhängigkeit von Teilen der Wesermarsch gut leben, erhöhte dies doch die Hürden für den ostfriesischen Grafen, der das nunmehr oldenburgische Friesland noch lange nicht aufgegeben hatte. Es war also eine Option auf die Zukunft, sie wirkte freilich für das 16. Jahrhundert in einer für die Oldenburger auch durchaus unangenehmen Art und Weise.

Auf den anhaltenden Widerstand der Friesen der Wesermarsch gegen die recht rigorose Politik Graf Antons I. von Oldenburg und ihre Ausnutzung dieses Lehnverhältnisses kann hier nicht ausführlich eingegangen werden; es wäre freilich ein Forschungsgegenstand, aus dem man mehr machen könnte als eine Masterarbeit im Fach Geschichte. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts suchten die Friesen die Unterstützung des Lehnsherrn gegen ihren Landesherrn und dies nicht ganz ohne Erfolg: So nutzten die Welfen die Situation, um den Einfluss auf das Oldenburger Grafenhaus nicht zu verlieren. Die Durchsetzung Antons I.⁶⁶, der das 16. Jahrhundert in Oldenburg prägte, gegen seine drei Brüder war begleitet von heftiger Einflussnahme des Welfenhauses, vertreten insbesondere durch Herzog Heinrich den Jüngeren⁶⁷, dem sich Anton, immerhin mit einer Nichte des Herzogs aus dem Hause Sachsen-Lauenburg verheiratet,⁶⁸ jedoch zu entziehen wusste. Antons älterer Bruder, Graf Johann VI., zog sich zeitweise an den Wolfenbütteler Hof zurück, hoffte, der Refor-

63 Albrecht Eckhardt, Die Stadt Wildeshausen im Spätmittelalter, in: Albrecht Eckhardt (Hg.), Wildeshausen. Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum ausgehenden 20. Jahrhundert, Oldenburg 1999, S. 157.

64 Gerd Steinwascher, Butjadingen und das Stadland in Mittelalter und früher Neuzeit. Zur Unterwerfung und Eingliederung friesischer Landesgemeinden in der Wesermarsch, in: Rüstringer Heimatbund (Hg.), 500 Jahre Rüstringen, Oldenburg, Niedersachsen, Nordenham 2013, S. 11-31.

65 Hier ist der Darstellung Aschoffs (s. Anm. 2, S. 45) zu widersprechen. Butjadingen ging den Welfen keineswegs verloren, wohl aber büßten sie bis zum 19. Jahrhundert ihre Ambitionen auf Ostfriesland ein.

66 Biographische Skizze von Heinrich Schmidt, in Friedl (s. Anm. 9), S. 34 ff.

67 Christian Lippelt, Heinrich der Jüngere, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg (Wolfenbüttel), in Horst-Rüdiger Jarck/Dieter Lent u.a. (Hg.), Braunschweigisches Biographisches Lexikon – 8. bis 18. Jahrhundert, Braunschweig 2006, S. 322-323.

68 Sophie von Sachsen-Lauenburg, die Gemahlin des Oldenburgers, war die Tochter von Herzog Magnus I. von Sachsen-Lauenburg und Katharina von Braunschweig-Wolfenbüttel, einer Schwester Heinrichs des Jüngeren.



mation selbst wie seine Mutter feindlich gesonnen, wohl auf Unterstützung des gleichfalls katholisch gebliebenen Welfen in einem zunehmend von der Reformation geprägten Reichsnorden. Sein Bruder Anton war freilich klug genug, den religionspolitischen Ball flach zu halten – und nicht nur das. Der wegweisende Vertrag von Utrecht⁶⁹, der die Gegensätze zum ostfriesischen Grafenhaus auf eine rechtliche Basis stellte und erst einmal gegenseitige Anerkennung bedeutete, geschah ohne den Welfen unter Vermittlung der Habsburger und der dänischen Verwandtschaft. Graf Anton schluckte die Pille der Belehnung durch das Reich, zumal er es bei Kaiser Karl V. mit jemandem zu tun hatte, der die Verhältnisse kannte, war doch dessen Schwester die Gemahlin Christians II. von Dänemark, der zeitweise im Brüsseler Exil lebte und von dort in die Oldenburger Verhältnisse eingriff.

Für die Welfen war es also geradezu ein Geschenk, als oldenburgische Untertanen bei ihnen im Jahre 1567 und in der Folgezeit Schutz vor Anton I. suchten. Braunschweigische Beamte wurden zur Vermittlung geschickt, Vertragsentwürfe formuliert. Letztlich hat Anton I. die für ihn peinliche Veranstaltung offenbar ausgesessen, während Graf Anton Günther später die Butjadinger mit einem eigenen Landrecht beruhigte. Voraussetzung für diese Einflussnahme des Welfenhauses war sicherlich die schwierige Situation, in der sich die dänische Verwandtschaft zeitweise befand. Die kriegerischen Auseinandersetzungen um die dänische Krone zwischen dem Enkel Christians I., also Christian II., und seiner gottorfischen Verwandtschaft, in die sogar der Bruder Antons, Christoph von Oldenburg, eingriff, sowie die wachsenden Probleme der dänischen Könige mit der schwedischen Vasa-Dynastie, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu einem ersten langen Krieg führten, verhinderten eine direkte Einflussnahme der dänischen Könige auf die Verhältnisse in der für die Dynastie freilich vorerst eher belanglosen Grafschaft, auch wenn sie von dort abstammten. In Oldenburg sprach man fast ebenso herabwürdigend vom Haus Holstein und war tatsächlich bemüht, eine weibliche Nachfolge für die eigene Linie beim Kaiser durchzusetzen.⁷⁰

Dennoch waren und sind auch aus heutiger Sicht die Bemühungen der Butjadinger und Stadländer bemerkenswert. Es war nicht die Generation der militärisch Besiegten, die sich nochmals gegen die Oldenburger Grafen auflehnte, es waren die Söhne und Enkel, die Graf Anton I. mit dem Mittel des Rechts zu bändigen suchten und sich entsprechende Hilfe holten. Dies wirft ein Schlaglicht auf den Horizont der bäuerlichen Bevölkerung, die sich offenbar im Lehnsrecht auskannte. Warum die Welfen darauf eingingen, wäre noch genauer zu klären, ist aber nachvollziehbar. Es war der Versuch, Anton I. wieder enger an sich zu binden, nachdem das Verhältnis abgekühlt war. Hatte Anton I. Heinrich dem Jüngeren 1542 in Ovelgönne nach dessen gewaltsamer Vertreibung aus Wolfenbüttel noch Schutz gewährt, so hängte er seine Fahne in der Folgezeit nach dem Wind, wollte weder den zunächst siegreichen Schmalkaldischen Bund, für den immerhin sein Bruder Christoph⁷¹ in die Rüstung stieg, noch den Kaiser verärgern, dessen Truppen 1547 vor Bremen erschienen. Es verwundert letzt-

69 Hierzu jetzt ausführlich Köllner (s. Anm. 44), S. 468-584.

70 NLA-OL, Best. 20-39 Nr. 4. Die Grafen Johann und Anton wehrten sich 1576 jedenfalls gegen eine Eventualbelehnung des Königs von Dänemark und des Herzogs von Holstein, da ihre Grafschaft „der qualitet, daß dere auff dem fall auch die frewlin vehig“.

71 Christoph ist sicherlich die schillerndste Persönlichkeit der vier Brüder; vgl. die Kurzbiographie von Heinrich Schmidt in Friedl (s. Anm. 9), S. 129-133.

lich nicht, dass Anton I. seinen Sohn und Nachfolger Johann an den Kopenhagener Hof und nicht nach Wolfenbüttel schickte, um eine höfische Welt kennen zu lernen, von der man in Oldenburg nur träumte.⁷²

Der Einfluss der Welfen auf die Oldenburger Verhältnisse hatte auch im 16. und vor allem im 17. Jahrhundert Grenzen. Dies lag einmal an den Problemen, die die Welfen in ihrem eigenen Herrschaftsgebiet hatten bzw. bekamen. Verwiesen sei hier nur auf die Hildesheimer Stiftsfehde, die den Habsburgern Gelegenheit gab, ihren wachsenden Einfluss auf die norddeutschen Verhältnisse zu nutzen; die innerwelfischen Gegensätze um diese verheerende Fehde waren geradezu eine Einladung und für die Oldenburger in Oldenburg ein politisches Signal zur Kaisertreue.⁷³ Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang zudem auf die Bedeutung, die die Reichsinstitutionen gewannen, die man nicht unterschätzen sollte. Oldenburg nutzte für seine rechtlichen Probleme zunehmend die Reichsgerichte; von Bedeutung war ebenso, dass die Welfen und die Oldenburger nicht zum gleichen Reichskreis gehörten. Die Welfen spielten im Niedersächsischen Reichskreis, zu dem auch das dänische und gottorfische Holstein gehörten, eine führende Rolle; die Oldenburger Grafen entgingen als Mitglied des Niederrheinisch-Westfälischen Reichskreises zwar möglichen Auseinandersetzungen mit dem Welfenhaus und der dänisch-gottorfischen Verwandtschaft, hatten es im eigenen Reichskreis aber ausgerechnet mit dem Fürstbischof von Münster, dem man 1547 erfolgreich Delmenhorst wieder abgerungen hatte, und den Herzögen von Jülich-Kleve-Berg zu tun. Im Vergleich zum Kammergericht war der Reichskreis nur sehr bedingt ein Mittel oldenburgischer Politik, Graf Anton Günther zahlte im Gegensatz zu seinem Vater die Kreissteuern und regierte umso konsequenter am Reichskreis vorbei. Freilich war dies auch nicht schwer, war doch der Reichskreis – der bereits durch den spanisch-niederländischen Krieg stark betroffen war – ab 1609 vom jülich-klevischen Erbfolgestreit auch institutionell weitgehend blockiert.⁷⁴

Die Lehnsherrschaft über Teile der Wesermarsch sicherte freilich einen gewissen Einfluss der Welfen auf das Geschehen in Oldenburg. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts erkannten auch Graf Johann und Graf Anton II. von Delmenhorst die Lehnshoheit der Welfen über das Amt Harpstedt an, das Graf Anton I. 1547 mit Delmenhorst vom Bischof von Münster zurückerobert hatte.⁷⁵ Lehnsherr über Harpstedt war ursprünglich der Bremer Erzbischof gewesen. Im ersten Lehnbrief von Herzog Heinrich Julius aus dem Jahre 1602 wird Harpstedt als Teil der Grafschaft Hoya an die Oldenburger ausgegeben. Vorbehalten war die Nutzung der Festung für welfisches Militär und die Appellationsgerichtsbarkeit.⁷⁶ Mit der Übernahme der Grafschaften Hoya und Diepholz durch die Welfen war deren Interesse an dem Raum südlich von Bremen natürlich größer geworden. Die Welfen rückten näher und damit wuchs ihr

72 Zu Johann VII. Heinrich Schmidt in Friedl (s. Anm. 9), S. 361 ff.

73 Der vertriebene Verwandte, Christian II. von Dänemark, gehörte zu den vom Kaiser eingesetzten Vollstreckern der kaiserlichen Acht gegen die kaiserfeindlichen Welfen (Aschoff [s. Anm. 2] S. 18).

74 Zum Reichskreis siehe Winfried Dotzauer, Die deutschen Reichskreise (1383-1806), Stuttgart 1998, S. 297-333, hier insbesondere S. 308 ff. Auch die Beziehungen Oldenburgs zum Reichskreis bedürften einer Neubearbeitung; siehe immer noch Franz Kohnen, Die Grafschaft Oldenburg und der Westfälische Reichskreis, Oldenburg 1940.

75 NLA-OL, Best. 20-39 Nr. 68.

76 NLA-OL, Best. 20-39 Nr. 67-69; vgl. Werner Meiners, Harpstedt, in: Albrecht Eckhardt (Hg.), Oldenburgisches Ortslexikon, Bd. 1, S. 415 f.



Interesse an den Oldenburger Verhältnissen und einem zunehmend finanzkräftigen Grafenhaus.

Als Johann VII. von Oldenburg 1603 starb, war sein einziger Sohn Anton Günther noch nicht volljährig. Dafür wurde eine Vormundschaft bestellt, für die der dänische König in Person Christians IV. die nötige Sicherheit garantieren sollte; zum Kuratorium gehörten jedoch auch die welfischen Herzöge Heinrich Julius von Wolfenbüttel und Ernst II. von Lüneburg.⁷⁷ Letzterer war ein Sohn Dorotheas von Dänemark, der Tante von Christian IV., und Herzog Wilhelm dem Jüngeren von Lüneburg und damit ein Spross der ersten Eheverbindung der Welfen mit den Oldenburgern auf dem dänischen Thron. Und es war der Welfe Philipp Sigismund von Braunschweig-Wolfenbüttel, der als Fürstbischof von Osnabrück Anton Günther schon 1604 ein Leumundszeugnis zur Regierungsübernahme ausstellte.⁷⁸ Auch über den noch unmündigen und letzten Delmenhorster Grafen, Christian IX., übernahm mit Herzog August dem Jüngeren ein Welfe die Vormundschaft, der durch seine Bibliotheksgründung in Wolfenbüttel Berühmtheit erlangte.⁷⁹ Immerhin war auch die Mutter des Grafen eine Welfin: Sybille Elisabeth von Braunschweig-Dannenberg.⁸⁰

Die oldenburgisch-welfischen Beziehungen waren jetzt eher entspannt, die Oldenburger schickten ihre Erbgrafen zur Erziehung auch, allerdings nicht nur, an die welfischen Höfe. Die welfischen Herzöge erschienen als Gäste in Delmenhorst und Oldenburg⁸¹ und nutzten die Finanzkraft der Oldenburger zur Kreditaufnahme. Die Grafen Johann und Anton Günther von Oldenburg haben sehr viel Geld an die Welfen verliehen, 1630 summierten sich die Schulden auf 109.000 Reichstaler. Die Welfen mussten sogar das Amt Stolzenau für einige Jahrzehnte an die Oldenburger übertragen.⁸² Anton Günther war aber erfahren genug, um diese Situation angemessen auszunutzen. Er nutzte die Geldnot der Welfen nicht aus, um eine expansive Politik in den mittleren Weserraum zu versuchen, sondern beschränkte sich darauf, eine auch von den Welfen unabhängige Politik zu verfolgen. Dass er dies tun konnte, lag freilich vor allem an der glücklichen geografischen Lage seines kleinen Herrschaftsgebietes.

Es stellt sich natürlich die Frage, wie sich das Verhältnis der dänisch-gottorfischen Verwandtschaft zu den Welfen gestaltete, auf das man in Oldenburg Rücksicht zu nehmen hatte. Die Tatsache, dass der Nordseeküstenraum und das nördliche Westfalen, grob gesagt der deutsche Nordwesten, für die sich bildenden Großmächte des Reichs und der Nachbarschaft noch ein weißer Fleck waren, sollte Konsequenzen haben. Von Westen wurde die Einflussnahme der Niederlande und Habsburgs durch die 80jährigen

77 Nach dem Testament vom 27. September 1603 (NLA-OL, Best. 20 Urk Nr. 665) waren es diese drei Fürsten, die auch Friedrich-Wilhelm Schaer in seiner Kurzbiographie zu Anton Günther benennt (in: Friedl [s. Anm. 9], S. 37-40 [hier allerdings fälschlich: Christian Ernst]; zu Heinrich Julius vgl. Aschoff (s. Anm. 2), S. 59-63. Problematisch war für die Vormundschaft der inneroldenburgische Erbstreit zwischen Johann und Anton von Delmenhorst, ausdrücklich schützen wollte Johann mit seinem Testament die Errungenschaft Jever vor dem ostfriesischen Grafen (vgl. NLA-OL, Best. 20-3 Nr. 484 II a).

78 NLA-OL, Best. 20 Urk Nr. 668 (1604 November 12).

79 Paul Raabe/Eckhard Schinkel (Hg.), Sammler, Fürst, Gelehrter. Herzog August zu Braunschweig-Lüneburg 1579-1666, Braunschweig 1979; Aschoff (s. Anm. 2), S. 75-79.

80 Vgl. die Kurzbiographie zu Christian IX. von Dieter Rüdibusch in Friedl (s. Anm. 9), S. 130.

81 Vgl. Torben Koopmann, Höfische Repräsentation bei Graf Anton Günther am Beispiel des Besuchs des Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg, in: Oldenburger Jahrbuch 11 (2012), S. 53-76.

82 Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Hannover (zukünftig NLA-HA), Celle Br 72 Nr. 852.



Auseinandersetzungen zwar spürbar, aber auch begrenzt; der Druck der dänischen Könige auf Norddeutschland nahm ebenso zu wie die Bemühungen der Welfen, ihren Einfluss bis zur Küste geltend zu machen. Berührungspunkte bzw. Konfliktzonen gab es zunächst bezüglich der Besetzung der Bischofssitze in den geistlichen Territorien Norddeutschlands, was insbesondere nach der Durchsetzung der Reformation im Norden des Reiches und den damit gegebenen Säkularisierungschancen immer mehr an Bedeutung gewann. Für das 16. und 17. Jahrhundert spricht man von einem „welfischen Bischofsreich“ in Norddeutschland.⁸³ Zwischen den Welfen und den Oldenburgern in Kopenhagen bzw. Gottorf waren insbesondere das Erzstift Bremen und das Hochstift Verden umstritten. Von 1511 bis 1566 waren Bremen und Verden in welfischer Hand, Verden nochmals von 1586-1623. In beiden geistlichen Territorien übernahmen 1585 bzw. 1623 Oldenburger aus Gottorf bzw. Kopenhagen das Regiment, bis diese im Grunde schon säkularisierten Territorien im Dreißigjährigen Krieg eine Kriegsbeute der Schweden wurden, die damit die Machtverhältnisse in Norddeutschland noch einmal für ein gutes halbes Jahrhundert auf den Kopf stellten.

Heiratsbeziehungen verweisen nicht zuletzt auf potentielle Interessengegensätze, die man so zu regulieren suchte. Entsprechende Versuche gab es sogar zwischen der königlichen Linie der Oldenburger in Kopenhagen und den Vasa in Stockholm. Heiratsbeziehungen gab es auch zwischen dem dänischen Königshaus bzw. seinen Ablegern und den Welfen. Auf die Ehe zwischen Dorothea von Dänemark und Wilhelm dem Jüngeren von Braunschweig wurde schon hingewiesen. Ihr Bruder, der schon legendäre Herzog Hans der Jüngere von Sonderburg, ehelichte sieben Jahre später, also im Jahre 1568, in Flensburg Elisabeth von Braunschweig-Grubenhagen, die in 16 Ehejahren 14 Kindern gebar und damit eine Voraussetzung für die fast undurchschaubaren Sonderburger Linien der Oldenburger schuf.⁸⁴ Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel heiratete 1590 auf Schloss Kronborg Elisabeth, die Tochter von König Friedrich II. von Dänemark.⁸⁵ Ihr Bruder war kein Geringerer als Christian IV. von Dänemark. Dessen Sohn, der spätere König Friedrich III., wiederum heiratete 1643 eine Welfin, Sophie Amalie von Braunschweig-Calenberg.⁸⁶ Politisch schwamm man in diesem Jahr auf einer Linie: Christian IV. hatte längst mit dem Kaiser Frieden geschlossen, die Welfen taten es im Jahr vor der Hochzeit. Ein Sohn von Sophie Amalie, Georg, heiratete Anne Stuart, die von 1701 bis 1714 englische Königin war. Nur weil aus dieser Ehe kein Thronfolger hervorging, wurde der Act of Settlement vom englischen Parlament verabschiedet und damit die welfische Thronfolge in London möglich. Anne hatte 13 Fehlgeburten, die vier Kinder, die die Geburt überlebten, starben früh, der erhoffte Thronfolger William mit 11 Jahren. Die welfische Thronübernahme in London beruhte also auf der Tragödie der Schwiegertochter einer Welfin und eines Oldenburgers aus dem dänischen Königshaus.⁸⁷ Auch Sophie von der Pfalz, die als Abkömmling der Stuarts und Gemahlin Herzog Ernst Augusts von Braunschweig-Lüneburg die Welfen auf den Londoner Thron brachte, hatte däni-

83 Vogtherr (s. Anm. 2), S. 51.

84 Steinwascher (s. Anm. 2), S. 93 f.

85 Aschoff (s. Anm. 2), S. 60.

86 Steinwascher (s. Anm. 2), S. 123.

87 Aschoff (s. Anm. 2), S. 168 ff.



sche Vorfahren: Ihre Großmutter war Anna von Dänemark, verheiratet mit Jakob VI. von Schottland, der ab 1603 als Jakob I. die Regentschaft der Stuarts in England eröffnete.⁸⁸ Ohne Thronfolger bzw. kinderlos blieben die Ehen von Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel, der gleich zwei Oldenburgerinnen nacheinander heiratete: Sophie Amalie von Holstein-Gottorf und Elisabeth Sophie von Holstein-Norburg. Hier blieben die Ehen aber aus einem anderen Grund ohne Kinder: Der Herzog war offenbar homosexuell.⁸⁹

Kehren wir jedoch nochmals zurück in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, als die welfisch-dänischen Beziehungen keineswegs konfliktfrei waren. Insbesondere unter Christian IV. von Dänemark drohte ein dänischer Übergriff aus Schleswig und Holstein auf welfisches Interessengebiet. Dass Christian IV. bei seinem Krieg gegen den Kaiser von den Welfen kaum Unterstützung, ja eher Gegenwehr erfuhr, kann nicht verwundern. Die groß angelegte antihabsburgische Koalition, zu der auch England und Frankreich gehören sollten, scheiterte kläglich.⁹⁰ Freilich hatten die Welfen auch keinen Vorteil durch die dänische Niederlage, sie waren ebenso Spielball der Ereignisse wie der Oldenburger Graf an der Hunte, nur residierte letzterer weit entfernt von den kriegerischen Ereignissen, die sich östlich, südlich und westlich seines kleinen Territoriums abspielten. Während die gottorfische Verwandtschaft so unter die Räder kam, dass sie in ihrer Verzweiflung die schwedische Karte zog und damit einen dauerhaften Konflikt mit Kopenhagen provozierte, konnte Graf Anton Günther sein Weserzollprojekt verfolgen, weil er hierbei als einzigen Gegner die Stadt Bremen fürchten musste, und dieses Kriegsrisiko nahm der – bis in die heutigen Tage als Friedensengel gefeierte – Graf auf sich.

Das Projekt Weserzoll hing nicht von den Welfen ab, die Kurfürsten mussten zustimmen, und der Kaiser durfte nicht dagegen sein. Aber die Welfen hatten auch noch keinen gewichtigen Grund für eine Ablehnung der Zollerhebung, zumal sie selbst ein schlechtes Beispiel abgaben und das Erzstift Bremen im 17. Jahrhundert auch nicht mehr und noch nicht wieder als unmittelbare Interessenssphäre wahrnehmen konnten. Wohl deshalb stimmten sie einer Veränderung des Belehnungstextes für das Stadland zu, die sicherlich auf Drängen des Grafen Anton Günther ab 1613 vorgenommen wurde. Plötzlich gehörte nämlich zum Stadland der *Wießerstromb zusambt der obrigkeit, gericht unnd hoheit auff demselben stromb unnd mit den zudrifften, anwurffen unnd insulen*.⁹¹ Zudem waren die Welfen durch den Dreißigjährigen Krieg in Mitleidenschaft gezogen; eine neutrale Position einzunehmen, war ihnen nicht in dem Maße möglich wie Graf Anton Günther. Es ist bezeichnend, dass sich die Welfen als Heerführer im dänischen, kaiserlichen und schwedischen Heer engagierten. Allerdings trug der Druck der Zeit wohl dazu bei, dass sich die Linien in Wolfenbüttel, Lüneburg und Hannover 1635 zusammenschlossen, um Fragen der Besitzaufteilung

88 Arnd Reitemeier, Hannover und Großbritannien: Die Personalunion 1714-1837, in: Katja Lembke (Hg.), Als die Royals aus Hannover kamen. Hannovers Herrscher auf Englands Thron 1714-1837, Dresden 2014, S. 19.

89 Aschoff (s. Anm. 2), S. 94.

90 Statt die versprochenen Subsidien an Christian zu zahlen, beschloss die englische Krone im Frühling 1627 einen Krieg gegen Frankreich (vgl. Ronald G. Asch, *The Thirty Years War. The Holy Roman Empire and Europe, 1618-1648*, New York 1997, S. 80 ff.).

91 NLA-OL, Best. 20-39 Nr. 40; zum Weserzoll siehe: Gerd Steinwascher, *Der Elsflether Weserzoll und seine Bedeutung für die oldenburgische Geschichte*, Oldenburg 2005.

unter sich zu klären und im Hinblick auf das Hochstift/Bistum Hildesheim mit der katholischen Seite zu einer Einigung zu kommen, die im Goslarer Frieden der Welfen mit dem Kaiser im Jahre 1642 einen Abschluss fand.⁹² Noch vor den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück hatten die Welfen für sich eine Lösung gefunden, waren aber trotzdem mit eigenen Gesandten in Westfalen präsent und erreichten im Friedenswerk immerhin die alternative Besetzung des Hochstifts Osnabrück.⁹³ Anton Günther aber bekam seinen Zoll und konnte ihn gegen die Stadt Bremen durchsetzen. Ausschlaggebend hierfür allerdings war die zustimmende Haltung Schwedens, das mit der Eroberung der Fürstentümer Bremen und Verden direkter Nachbar der Oldenburger und der Welfen in Norddeutschland wurde.

Für Anton Günther war der dänisch-schwedische Dauerkonflikt um die Herrschaft im Ostseeraum und nun auch in Norddeutschland eine reale Gefahr, der er im Unterschied zu seiner gottorfischen Verwandtschaft zwar nicht direkt ausgesetzt war, mit der er aber umgehen musste. Erschwerend kam hinzu, dass er ohne rechtmäßigen Erben dastand und damit Begehrlichkeiten weckte. Es ist ein kleines Wunder, dass es ihm gelang, diesen vielleicht unterschätzten, jedenfalls noch nicht genau untersuchten Drahtseilakt zu meistern, der die Aufteilung seiner Besitzungen, also der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, letztlich bedeutete. Die Welfen als Lehnsherren des Oldenburger Grafen durften nicht ganz leer ausgehen, erhielten aber letztlich nur das Amt Harpstedt als heimgefallenes Lehen⁹⁴ und wurden damit auch hier Nachbarn des dänischen Königs, der sich bezüglich des Oldenburger Erbes letztlich innerfamiliär gegen die Gottorfer und Plöner Verwandten durchsetzte. Den Besitz in Butjadingen und Stadland überließen die Welfen 1653 im Hamburger Vertrag für 60.000 Reichstaler und *in ansehung so naher sip-, freunt- und schwägerschafft* dem dänischen Königshaus.⁹⁵ Die welfische Lehnshoheit in der oldenburgischen Wesermarsch freilich blieb bestehen, hatte aber längst die einstige Bedeutung verloren. Schon im 16. Jahrhundert liefen Forderungen nach realer Hilfe aufgrund der oldenburgischen Vasallität ins Leere, die Lehnsherrschaft wurde zu dem, was sie dann bis zum Ende des Ancien Régime blieb: Anwartschaft auf einige Kirchspiele an der Weser, für die bei jedem Herrschaftswechsel das Lehen erneuert werden musste, was wiederum eine finanzielle Belastung für den Vasallen und eine kleine Einkunft für den welfischen Lehnshof bedeutete.⁹⁶ Heute würde man von ‚Peanuts‘ sprechen, auch wenn diese dem welfischen Gesamthaus, d.h. ab 1714 auch dem König von England, nun vom dänischen König auf dem Silbertablett serviert werden mussten, garniert übrigens vom dänischen Elephanten-Orden, der seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert an zahlreiche Welfen verliehen wurde.⁹⁷

92 Michael Reimann, *Der Goslarer Frieden von 1642*, Hildesheim 1979.

93 Vogtherr (s. Anm. 2), S. 51 ff.

94 Die Welfen durften schon vor dem Tod Anton Günthers eigenes Militär nach Harpstedt legen (NLA-HA, Celle Or Nr. 28).

95 NLA-HA, Celle Or Nr. 27; Abschrift des Vertrages in NLA-OL, Best. 20-39 Nr.50.

96 Die Belehnungen sind gut dokumentiert (NLA-OL, Best. 20-39). Sie erfolgten jeweils von welfischer Seite durch das älteste regierende Mitglied des Gesamthauses, also auch durch die Wolfenbütteler Herzöge.

97 Johann Heinrich Friedrich Berlien, *Der Elephanten-Orden und seine Ritter*, Kopenhagen 1846. Verliehen wurde der Orden an folgende Welfen: 1693: Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (S. 78), 1699: August Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg (S. 81), 1727: Ferdinand Albert von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel-Bevern (S. 88), 1735: Carl von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel (S. 93), 1815: Georg IV. von England (S. 112), 1830 an William IV. von England (S. 165).

Dennoch standen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst bis zum Ende des Nordischen Krieges, also bis 1721, unter dem Druck der militärischen Auseinandersetzungen zwischen Kopenhagen und Stockholm bzw. den wechselnden Bündnispartnern der beiden nordischen Königreiche. Das Interesse der Dänen an dem neuen Besitz an der Unterweser und Hunte war zunächst ein macht-, dann zunehmend ein finanzpolitisches. Der Bau einer Festung bei Varel, der Christiansburg, scheiterte ebenso wie die Nutzung der Carlsburg der Schweden auf der anderen Weserseite.⁹⁸ Das Interesse an den Fürstentümern Bremen und Verden, die Schweden neben dem ehemals münsterischen Amt Wildeshausen 1648 zugesprochen bekommen hatte, teilten sowohl Dänemark als auch die Welfen. Entsprechend schwierig war die Situation, zumal sich die welfischen Linien selbst nicht einig waren. In der Reichsexekution gegen Schweden 1675/1676 konnten zwar die bremischen Besitzungen zwischen Elbe und Weser von der antischwedischen Koalition erobert werden, zu der der Bischof von Münster ebenso gehörte wie der Herzog von Braunschweig-Lüneburg und natürlich der König von Dänemark, aber die Bundesgenossen hatten alle die gleiche Beute im Blick und scheiterten schließlich gänzlich.⁹⁹ Umso erfolgreicher waren die Welfen nach dem Aussterben des lauenburgisch-askanischen Herzogshauses. Zwar traute man sich aufgrund der schwedischen und dänischen Ansprüche noch nicht an das Land Hadeln¹⁰⁰ heran, setzte sich jedoch erfolgreich gegen konkurrierende Ambitionen insbesondere Brandenburgs und Anhalts in Lauenburg durch.¹⁰¹ Im Nordischen Krieg erlebte Dänemark im nächsten Waffengang mit dem östlichen Nachbarn im Jahre 1700 eine verheerende Niederlage, die nicht zuletzt aufgrund der Unterstützung Schwedens durch die Niederlande und Großbritannien verursacht wurde. Damit waren auch wieder die Welfen im Spiel, die ihre Anwartschaft auf den britischen Thron in eben diesem Jahr näher rücken sahen. Sie kämpften auf der schwedischen Seite, also gegen das oldenburgische Dänemark, schlossen aber unabhängig von den gerade erfolgreich auf Seeland eingefallenen Schweden im August 1700 den Frieden von Traventhal mit Dänemark, in dem die Existenz des mit Kopenhagen verfeindeten, freilich ebenfalls oldenburgischen Herzogtums Holstein-Gottorf nochmals garantiert wurde. Erst in diesem Vertragswerk wurde auch die angesprochene Lehnshoheit der Welfen über Butjadingen und Stadland von Dänemark ausdrücklich bestätigt.¹⁰² Der dänische König musste sich verpflichten, innerhalb von drei Monaten die „Renovation der Investitur“ nachzuholen.¹⁰³ Obwohl sich der Aufstieg Brandenburgs in Norddeutschland nach dem Westfälischen Frieden abzuzeich-

98 Wilhelm Janssen, Die Christiansburg bei Varel 1681-1693. Eine barocke Festungsanlage zur Sicherung der dänischen Herrschaft an der Nordgrenze Oldenburgs, Oldenburg 2009; Beate-Christine Fiedler, Bremen und Verden als schwedische Provinz (1633/45-1712), in: Hans-Eckhard Dannenberg /Heinz Joachim Schulze (Hg.), Geschichte des Landes zwischen Elbe und Weser, Bd. III, Stade 2008, S. 220.

99 Matthias Nistal, Oldenburg und die Reichsexekution gegen Schweden – große Diplomatie und kleinstaatliches Schicksal, in: Oldenburger Jahrbuch 104 (2004), S. 65-99.

100 Das Land Hadeln kam unter kaiserliche Verwaltung, wurde aber 1731 vom Kaiser den Welfen als Reichslehen übertragen (Jan Lokers /Axel Behne /Dirk Hempel, Das Elbe-Weser-Dreieck im 18. Jahrhundert [1712/15-1803], in: Dannenberg [s. Anm. 98], S. 298).

101 Vgl. Armin Reese, Die Rolle der Historie beim Aufstieg des Welfenhauses 1680-1714, Hildesheim 1967, S. 88 ff.

102 Georg Schnath, Geschichte Hannovers im Zeitalter der neunten Kur und der englischen Sukzession 1674-1714, Bd. 3: 1698-1714, ND Hannover 1999, S. 332 ff.

103 NLA-OL, Best. 20-39 Nr. 52.



nen begann, schafften die Welfen dank der strategisch klugen, aber sicher auch glücklichen Hand des Herzogs Ernst August von Braunschweig-Calenberg das Kunststück, ein gewichtiges welfisches Territorium zusammenzufügen und durch eine Primogeniturordnung abzusichern, diesem neuen politischen Gewicht durch die Kurwürde in einem mühsamen Anerkennungsprozess reichsweit Respekt zu verschaffen und es – was aber nicht einmal entscheidend war – durch die Verbindung zu einem europäischen Königreich aufzuwerten. Kurhannover wurde im Norden des Reichs ein Gegengewicht zu Brandenburg-Preußen. Auch wenn die englischen Könige aus dem Haus Hannover als Kurfürsten formal souveräner agieren konnten als in der konstitutionellen Monarchie Großbritanniens, so stand ihr Handeln doch letztlich unter dem Primat britischer Politik.

Die Beziehungen zwischen Dänemark und dem zum Kurfürsten bzw. König von England aufsteigenden Fürsten Georg Ludwig von Hannover, der 1714 als Georg I. Regent einer im Aufstieg begriffenen Weltmacht wurde, und die Auswirkungen dieser Beziehungen auf die oldenburgischen Grafschaften wären eine umfassende Studie wert.¹⁰⁴ Denn diese Beziehungen werden vielleicht von der wachsenden Bedeutung Russlands für die Geschichte der Oldenburger Dynastie etwas überdeckt. Dänemark hat trotz der letztlich entscheidenden Niederlagen Schwedens im Nordischen Krieg die schon von Christian IV. verfolgten Ziele, in Norddeutschland stärker Fuß zu fassen, nicht erreicht. Das oldenburgische Erbe, das Kopenhagen durchgesetzt hatte, war kein Baustein für ein geschlossenes dänisches Territorium an der Nordseeküste. Das schwedische Erbe trat nach dem Nordischen Krieg der Kurfürst von Hannover an, die Fürstentümer Bremen und Verden wurden welfisch. Gleiches galt für die kleine wasaburgische Herrschaft Wildeshausen, die schon im Jahre 1700 von den Welfen in Pfandbesitz genommen und dann geschluckt wurde.¹⁰⁵ Bereits 1711 war es den Welfen gelungen, die im Verlaufe des Nordischen Krieges ab 1709 erneut gewachsene dänische Finanznot auszunutzen und Teile des oldenburgischen Erbes, die Grafschaft Delmenhorst und die oldenburgischen Vogteien Hatten, Wardenburg, Zwischenahn und Wüstenland, für 20 Jahre in Pfandbesitz zu nehmen.¹⁰⁶ Kopenhagen brauchte das Geld, in Hannover sah man die realistische Chance, die Ausdehnung der welfischen Territorien nach Westen voranzutreiben. So weit kam es nicht. Insgesamt blieb die hannoversche Pfandschaft ohne Folgen, wenn man einmal davon absieht, dass ihr das einst prächtige, 1711 aber baulich schon vernachlässigte Schloss in Delmenhorst zum Opfer fiel. Das Interesse Kopenhagens an seinen oldenburgischen Besitzungen blieb bestehen, die Gründe hierfür werden gleich zur Sprache kommen. Sicherlich war die Wiedereinlösung der oldenburgischen Pfandbesitzungen durch Kopenhagen im Jahre 1731 ein Rückschlag für die Welfen, doch war der Verlust

104 Der Act of Settlement erlaubte freilich eben nicht die umstandslose Nutzung der britischen Möglichkeiten für die hannoverschen Belange; vgl. Christoph K a m p m a n n, Von der Personalunion zur europäischen Freiheit? Der Act of Settlement und die widerstreitenden Deutungen der Protestant Succession, in: Ronald G. A s c h (Hg.), Hannover, Großbritannien und Europa. Erfahrungsraum Personalunion 1714-1837, Göttingen 2014, S. 60-83.

105 Oskar Brunken, Die Wasaburger im Amt Wildeshausen, Oldenburg 1988; Albrecht Eckhardt, Stadt und Kirchspiel Wildeshausen vom frühen 16. bis zum beginnenden 19. Jahrhundert, in: Eckhardt (s. Anm. 63), S. 317 ff.

106 Dieter Rüdibusch, Die Verpfändung der Grafschaft Delmenhorst an das Kurfürstentum Hannover (1711), Delmenhorst 1971.

Ostfrieslands an Brandenburg-Preußen im Jahre 1744 eine weit schmerzlichere Niederlage der Welfen im Reich.¹⁰⁷

Schon seit 1708 hatte Kopenhagen den zuvor an die Stadt Bremen verpachteten Weserzoll wieder selbst verwaltet;¹⁰⁸ die Leistungen der dänische Krone für den Deichbau gerade nach der Flutkatastrophe von 1717 sind selbst in den sehr kritischen Darstellungen über die dänische Herrschaftsperiode nicht gelegnet, wenn auch relativiert worden.¹⁰⁹ Das Interesse der dänischen Krone an Oldenburg – und dies heißt für das 18. Jahrhundert vor allem das Interesse der königlichen Beamten, die die Politik mehr und mehr in die Hand nahmen – erfuhr im Verlauf des 18. Jahrhunderts eine Wende. Zu dem Frieden im Ostseeraum, den die dänische Verwaltungsspitze sehnlichst wünschte, gehörte die Lösung der gottorfischen Frage, d.h. der Friedensschluss mit der holstein-gottorfischen Verwandtschaft, die in eben diesem Zeitraum den schwedischen und russischen Thron eroberte und damit eine ungeahnte Machtbasis gewann.¹¹⁰ Peter III. von Russland, der erste Gottorfer auf dem russischen Thron, wurde nur durch seine rasche Ermordung daran gehindert, die gottorfische Frage militärisch anzugehen. Seine Gemahlin Katharina, obwohl selbst eine halbe Gottorferin, hatte andere Pläne und stieg in das Tauschgeschäft ein, das für die dänische Krone den vollständigen und vorerst ungefährdeten Besitz der Herzogtümer Schleswig und Holstein bedeutete, für die jüngere Linie der Gottorfer aber eine neue Regentschaft in den beiden Grafschaften an Weser und Hunte. Der 1773 vollzogene Tausch war ein Meisterstück der Diplomatie des oldenburgischen Gesamthauses. Unter Wahrung der Lehnsrechte nahm man dies in Hannover bzw. London hin.¹¹¹

Die dänische Friedenspolitik im Ostseeraum, die von Katharina II. gefördert wurde, weil das russische Kaiserreich unter ihrem Einfluss vor allem nach Süden und Südwesten expandierte, passte zunächst auch ins Konzept des englischen Königshauses. Heiratsbeziehungen wurden erneut geknüpft. 1743 heiratete Friedrich V. in Altona Louise, die Tochter König Georgs II. von Großbritannien, die freilich schon 1751 verstarb, allerdings nicht ohne einen Thronfolger zu hinterlassen: Christian VII.¹¹² Unter ihm wurden die politischen Ambitionen solcher Heiratsbeziehungen, die sich die erfahrenen Diplomaten am Kopenhagener Hof sicher anders vorgestellt hatten, ad absurdum geführt. Das britisch-dänische Verhältnis wurde ausgerechnet in der Zeit des russisch-gottorfischen Gebietstausches durch die Struensee-Affaire überschattet, die 1772 europaweit Schlagzeilen machte. 1766 wurde die 14jährige Tochter des englischen Königs Georgs III., Caroline Mathilde, an König Christian VII. von Dänemark verheiratet, der sich als geistig behindert erwies und noch weniger als seine Vorgänger die Regierungsgeschäfte

107 Press (s. Anm. 56), S. 63.

108 Gerd Steinwascher, Politische und fiskalische Aspekte des Oldenburger Weserzolls, in: Hartmut Bickelmann u.a. (Hg.), Fluss, Land, Stadt. Beiträge zur Regionalgeschichte der Unterweser, Stade 2011, S. 197-209, hier S. 209.

109 Vgl. die Darstellung von Gustav Rütning, Oldenburgische Geschichte, Bd. 2, Bremen 1911, S. 97-141.

110 Hierzu Steinwascher (s. Anm. 2), S. 193 ff.; jetzt auch: Gerd Steinwascher, The Connection between Russia and Holstein-Gottorp in the 18th century, in: Ralf Bleile/Joachim Krüger, 'Princess Hedvig Sofia' and the Great Northern War, Gottorf 2015, S. 166-177.

111 Vergessen wurden die welfischen Ansprüche in Wien nicht. Hier wurde im Gegenteil durchaus vermerkt, dass das welfische Lehen bei den Lehnsbriefen des kaiserlichen Lehnhofes für die Oldenburger und sogar die ostfriesischen Grafen stets negiert worden war (vgl. NLA-OL, Best. 7 Urk Nr. 34).

112 Henning Dehn-Nielsen, Kings and Queens of Denmark, Copenhagen 2007, S. 97 f.

versehen konnte. Unter ihm stieg ein deutscher Arzt namens Struensee, ein aufgeklärter Reformier, wie ein Stern am Kopenhagener Himmel auf, entnervte die Kopenhagener Elite mit seinen Reformen, vergnügte sich aber gleichzeitig mit der jungen Königin. Dies konnte nicht lange gut gehen, Struensee wurde geköpft, die Königin inhaftiert und von der englischen Flotte in Kronborg abgeholt. In London war man ‚not amused‘, die bloßgestellte Caroline verstarb schon 1775 blutjung in Celle.¹¹³ Es passt ins Bild, dass die Struensee-Affäre von der zweiten Frau König Friedrichs V. ausgelöst wurde, der ausgerechnet nach dem Tod der britischen Louise eine Juliane von Braunschweig-Wolfenbüttel geheiratet hatte, also erneut eine Welfin, aber diesmal aus dem konkurrierenden Haus. In Wolfenbüttel schauten die Welfen im 18. Jahrhundert schon Richtung Berlin, auch wenn man den Aufstieg der Hannoveraner Verwandtschaft verwunden hatte.¹¹⁴ Die Ausrichtung nach Berlin, die die Braunschweiger den Gottorfern in Oldenburg vormachten, hatte freilich einen einfachen Grund: Spätestens nach dem Siebenjährigen Krieg war die Dominanz Brandenburg-Preußens in Norddeutschland etabliert, in London regierte mit Georg III.¹¹⁵ ein König, der sein deutsches Kurfürstentum nicht mehr besuchte, die britische Politik war mit globalen Problemen beschäftigt – man denke an den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg – und fand sich mit dem deutschen Dualismus Habsburg-Preußen weitgehend ab.

3. Ausklang der Beziehungen im preußisch-deutschen Nationalstaat

Das dänisch-britische Verhältnis wurde erst Ende des 18. Jahrhunderts völlig zerrüttet, als man in Kopenhagen die britische Blockadepolitik gegen Napoleon verweigerte, die Ostsee zum neutralen Gewässer erklärte und schließlich die Umwandlung Helgolands zu einem Schmugglerparadies zuließ.¹¹⁶ Bereits 1801 griff die Royal Navy die dänische Flotte erfolgreich an, 1807 aber drangen die britischen Kriegsschiffe in den Sund ein, erbeuteten die dänische Flotte, in der Nordsee Helgoland und schossen Teile Kopenhagens in Grund und Boden.¹¹⁷ Sie trieben damit die dänische Linie der Oldenburger endgültig in die Arme Napoleons, was diesen nach der Niederlage des Franzosen außerordentlich schlecht bekam: Norwegen ging verloren. Dieser späte oldenburgisch-welfische Konflikt, der als solcher wohl nicht mehr wahrgenommen wurde, zumal andere Oldenburger, voran Kaiser Alexander von Russland, zur anti-französischen Koalition gehörten, war der Anfang vom Ende des dänischen Gesamtstaates. An der Demontage der dänischen Krone beteiligten sich schließlich auch die Gottorfer, Nutznießer aber war letztlich Preußen, das die seit 1460 oldenburgischen Herzogtümer Schleswig und Holstein einkassierte.¹¹⁸

113 Aschoff (s. Anm. 2), S. 131; Steinwascher (s. Anm. 2), S. 133-136.

114 Vogtherr (s. Anm. 2), S. 78.

115 Hierzu jetzt Torsten Riotte, Georg III.: Ein Monarch und seine Zeit, in: Lembke (s. Anm. 88), S. 126-145.

116 Zur wirtschaftspolitischen Komponente des Konflikts und der Bedeutung des Schmuggels siehe Margrit Schulte Beerbühl, Der Handel mit dem Feind. Verborgene Handelsnetze während der Napoleonischen Kriege, in: Asch (s. Anm. 104), S. 382-407, zu Helgoland S. 397.

117 Steinwascher (s. Anm. 2), S. 162 f. Jörg-Peter Findeisen/Poul Husum, Kleine Geschichte Kopenhagens, Regensburg 2008, S. 91 ff.

118 Steinwascher (s. Anm. 2), S. 246 ff.



Es fällt freilich immer schwerer, im ausgehenden 18. oder im 19. Jahrhundert noch von oldenburgisch-welfischen Beziehungen zu sprechen. Längst waren es staatliche, ja nationalstaatliche Beziehungen geworden, auch wenn an der Spitze immer noch Fürsten und Monarchen standen, die aus den beiden alten Adelsgeschlechtern stammten. Letztlich aber waren es nicht die Welfen, sondern es war die Macht der britischen Krone bzw. des britischen Parlaments, die Gewalt einer Weltmacht eben, die sich hinunter bis in die Niederungen oldenburgischer Politik an der Hunte bemerkbar machte. Die Nachbarschaft des Kurfürstentums bzw. dann Königreichs Hannover war allgegenwärtig. Dass hinter diesem welfischen Staatengebilde in Norddeutschland ein Weltreich stand, bekam Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg zu spüren, und da hatte dann auch die Unterstützung aus St. Petersburg ihre Schmerzgrenze. Schon in der Frage des Weserzolls war die Position Hannovers zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine andere als die der Welfen im 17. Jahrhundert.¹¹⁹ Hannover war jetzt Anrainer der Unterweser. Die Neuaufteilung Norddeutschlands nach der Niederlage Napoleons war aber für den Oldenburger Herzog noch weitaus schmerzlicher. Ostfriesland und das Emsland, Gebiete, mit denen der Herzog gerechnet hatte, gingen an Hannover, das entlegene Birkenfeld kam zu Oldenburg. Dies entsprach haargenau den Möglichkeiten, die eine Großmacht einem mittelmächtigen Thron übrig ließ.¹²⁰ Es erstaunt also nicht, dass die Beziehungen Oldenburgs zum Nachbarn, von dessen Gebiet man nun eingekreist war, von der Spannung lebten. Der in London gefasste Beschluss, dass sich die englische Krone auf dem Kontinent nicht mehr engagieren wollte, beruhigte in Oldenburg nicht. Zwar kam man letztlich nicht umhin, in der Zollfrage eine Zusammenarbeit einzugehen, die persönliche Verbitterung Peter Friedrich Ludwigs schadete aber insbesondere den oldenburgischen Weserhäfen. Nur aufgrund der Unterstützung Hannovers konnte Bremen mit Bremerhaven einen Seehafen gründen, der die Hansestadt von den oldenburgischen Häfen unabhängig machte. Die oldenburgische Verwaltung vollzog dann um die Jahrhundertmitte einen Richtungswechsel, der den Kräfteverhältnissen in Norddeutschland letztlich gerecht wurde, ihn aber natürlich auch beförderte. Es mag sein, dass in Oldenburg nach dem Ende der englischen Personalunion im Jahre 1837 die Präsenz des Königs von Hannover in Deutschland die Sorge vor einer hannoverschen Vereinnahmungspolitik wuchs, jedenfalls fiel die Entscheidung, außenpolitisch auf die Berliner Karte zu setzen.¹²¹ Der Bau des preußischen Kriegshafens Wilhelmshaven auf ehemals oldenburgischem Territorium war das unübersehbare Zeichen für die neue außenpolitische Ausrichtung. Ob man Nikolaus Friedrich Peter aber wirklich als Zaunkönig Bismarcks bezeichnen kann, wird man nur bestimmen können, wenn man die Korrespondenzen des vorletzten Großherzogs zur Verfügung hat.¹²² 1866, im preußisch-

119 Hannover ermöglichte letztlich Bremen den Bau eines neuen Hafens an der Wesermündung, durch die Gründung Bremerhavens wurde der politische Druck Oldenburgs auf Bremen, den die Weserversandung ermöglichte, wirkungslos.

120 Hierzu jetzt grundsätzlich Bernd Müller, *Die Außenpolitik Peter Friedrich Ludwigs von Holstein-Oldenburg – außenpolitisches Handeln, Argumentationen und Ordnungsvorstellungen eines minder-mächtigen Fürsten vom Alten Reich bis zum Deutschen Bund 1785-1829*, Oldenburg 2011.

121 Hierzu insgesamt Klaus Lampe, *Oldenburg und Preußen 1815-1871*, Hildesheim 1972.

122 Der im NLA-OL deponierte Teil des Herzoglichen Hausarchivs ist für die Forschung im Grunde nur für die Regierungszeiten der ersten drei Herzöge von Oldenburg aus dem Hause Holstein Gottorf, also bis zu Großherzog Paul Friedrich August (verst. 1853), ausreichend (vgl. NLA-OL, Dep 50).



österreichischen Krieg, war man letztlich auf der richtigen Seite und konnte das Ende der oldenburgischen Monarchie noch einmal um ein halbes Jahrhundert hinauszögern. Wie man im dänischen Königshaus die Entwicklung empfand, beweist die Eheschließung von Tyra, Tochter Christians IX. von Dänemark, mit Ernst August, Sohn des aus Hannover vertriebenen Georg V. im Jahre 1878. Der Welfe gehörte damit zu „Europas Flüstergalerie“ – so der misstrauische Bismarck –, die Christian IX. als „Schwiegervater Europas“ regelmäßig um sich versammelte: Immerhin waren hier neben dem dänischen der englische, russische und schwedische Hof vertreten.¹²³ Dennoch bedeutete das Jahr 1866 für die Welfen den Abstieg zu einer Bedeutungslosigkeit, die man selbst in den Jahren nach dem Sturz Heinrichs des Löwen nicht erlebt hatte.

Freilich: Georg V. von Hannover mit Heinrich dem Löwen zu vergleichen, ist schlichtweg unmöglich. Der in diesem Beitrag versuchte Marsch durch die Jahrhunderte einer dynastischen Beziehung hat gezeigt, dass diese heftige Brüche hatte und unter ganz unterschiedlichen Voraussetzungen funktionierte. Für Gustav Rühning (und damit aus der Sicht des Jahres 1911) folgte Nikolaus Friedrich Peter 1866 allerdings nur dem Instinkt seiner Vorfahren, d.h. er machte natürlich alles richtig: „Der Großherzog dachte nicht daran, wie im zwölften Jahrhundert sein Ahnherr Graf Christian I. zu den Gegnern der bedeutendsten Macht in Norddeutschland überzutreten; Heinrich der Löwe zermalmte den jungen oldenburgischen Staat, erlag aber schließlich im Kampfe gegen Kaiser Friedrich Barbarossa, Süddeutschland errang den Sieg über den Norden, und unsere Grafen durften aus der Verbannung zurückkehren. König Wilhelm dagegen und seine Paladine führten Preußen und seine norddeutschen Bundesgenossen zu einem glänzenden Sieg über Österreich und den Süden unseres Vaterlandes. Es gäbe sicher kein Oldenburg mehr, wenn Großherzog Peter die Wege Graf Christians gewandelt wäre und wie sein unglücklicher Schwager, der König von Hannover, den Bund mit Preußen verschmäh hätte.“¹²⁴ Man hatte in Hannover die oldenburgischen Warnungen überhört,¹²⁵ so wie auch ein Rühning 1911 sicher kein Gespür dafür hatte, dass nur sieben Jahre später auch sein oldenburgisches Oberhaupt seine Macht einbüßen sollte. Der Anstoß hierzu kam aus dem sehr nahen Norden, aus Wilhelmshaven, und führte auch nicht zum Untergang Oldenburgs, sondern zu einem ersten (und leider schnell gescheiterten) Versuch, auch in Oldenburg einen demokratischen Rechtsstaat zu etablieren.

123 Steinwascher (s. Anm. 2), S. 277 f.

124 Rühning, (s. Anm. 109), S. 600.

125 Hierzu Lampe (s. Anm. 121), S. 301; zur welfischen Politik in dieser entscheidenden Phase Fredy Köster, *Das Ende des Königreichs Hannover und Preußen. Die Jahre 1865 und 1866*, Hannover 2013.





Hilde Schreiner

Kommunikation und Konfliktregulierung am Beispiel der Verlegung des Dammer Begräbnisplatzes 1806 – 1840

1806 hatte die damals zuständige französische Verwaltung angeordnet, dass die bis dahin noch an den Kirchen gelegenen Begräbnisplätze an den jeweiligen Ortsrand zu verlegen seien. Zwar bestand diese Verfügung schon in dem seit 1794 auch in unserer Region angewandten Preußischen Landrecht, jedoch hatte man vorrangig die Verlegung nur in Stadtgebieten für notwendig erachtet. Durch die seit 1806 in französischem Auftrag handelnden Behörden wurde diese Initiative dringlicher verfolgt.

Nach Beendigung der französischen Herrschaft 1813 ruhte das Verfahren vorerst. Die oldenburgische Regierung, der das Kirchspiel Damme in der Wiener Schlussakte zugefallen war, verfügte 1817: *Die Beendigung eines unter französischem Recht entstandenen und unter dem wieder hergestellten fortdauernden [...] Rechtsverhältnis geschieht, wenn keine gültige vertragsmäßige Bestimmungen darüber gemacht sind [...]*.¹

Da man in Damme nach 1808 auf den Erlass der französischen Distriktverwaltung nicht sofort reagiert hatte, wurde nach Beendigung der französischen Herrschaft der Kirchhof an der Dammer Kirche einfach beibehalten. Bis 1827 stand Damme unter der geistlichen Aufsicht des Bistums Osnabrück. Nach der Überstellung der Geistlichen Aufsicht an das Bistum Münster wurde die Frage der Verlegung nach 1830 verstärkt diskutiert. Mit der Errichtung des Vechtaer Officialates 1831 stand der oldenburgischen Regierung jetzt auch der zuständige Verhandlungspartner für die kirchlichen Angelegenheiten zur Verfügung. 1833 beantragte das Amt Damme bei der Großherzoglichen Regierung ein *Verfahren die Verlegung des Kirchhofs betreffend*.²

1 Oldenburgische Wöchentliche Anzeigen vom 6.1.1814; ebd., 18.8.1814, Verordnung zur Aufhebung des französischen Rechts § 13. – Zur Zurückverlegung von Begräbnisplätzen nach der Franzosenzeit vgl. Anonym (Anton Batsche), Ueber die Verlegung der Begräbnisplätze überhaupt, insbesondere in Rücksicht des Fleckens Damme, in: Oldenburgische Blätter (zukünftig: Oldb. Bl.): F. (?) 1817 Nr. 7, S. 107-109; Batsche (?) 1819 Nr. 17, S. 267-270; ders. (?) 1819 Nr. 22, S. 343-348; ders. 1831 Nr. 30, S. 334-337; ders. 1831 Nr. 31, S. 341-344; ders. 1832 Nr. 22, S. 169-184; ders. (?) 1835 Nr. 4, S. 25-27; Bernhard Kemphues 1831 Nr. 47, S. 474-478.

2 Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Oldenburg (zukünftig: NLA-OL), Best. 70 Nr. 5613 II f. 1. – Officialatsarchiv Vechta (zukünftig: OAV), B-17c-6: 8.12.1833. – NLA-OL, Best. 76-25 Nr. 915, Kirchenvorstand 1833: Colon Piening, ?, Kohlmann, Macke, Lutmarding, Wöbkenberg, Haverbeck, Boving, Buning, Börger, Meyer zu Holte, Rotert, Vogelsang, Wi(ners?), Broermann, Böckermann, Colon Roling.

Anschrift der Verfasserin: Hilde Schreiner, Vogelsangweg 13, 49401 Damme



In der vorliegenden Arbeit soll versucht werden, den lang dauernden Prozess der Akzeptanz des Verfahrens aufzuzeigen. Im Fokus der Untersuchung steht das Aushandeln der Bedingungen für die Verlegung des Begräbnisplatzes im Geflecht von oldenburgischer Regierung, Geistlichkeit und Kirchspielseingesessenen sowie die Frage nach den in diesem Zeitraum zur Verfügung stehenden Möglichkeiten der Kommunikation in der gesellschaftlichen Struktur des Dorfes.³

Das Verhältnis zwischen geistlicher Obrigkeit und oldenburgischer Regierung

Weltliche Herrschaft und geistliche Obrigkeit grenzten ihre Rechtspositionen sehr genau gegeneinander ab und suchten jeweils die Eigeninteressen zu wahren. Doch noch 1809 hatte der Osnabrücker Weihbischof Karl Klemens Freiherr von Gruben auf Grund ehemals landesherrlicher Rechte versucht, mit kirchenrechtlichen Argumenten einen – aus seiner Sicht berechtigten – Einspruch gegen die Verlegung des Begräbnisplatzes zu erheben. 1803 war die Landesherrschaft des Fürstbistums Osnabrück dem Haus Hannover zugesprochen worden, 1806-1813 stand Osnabrück unter napoleonischer Herrschaft. Gruben berief sich dabei auf *das gesetzmäßige Herbringen und die diesseitigen Gerechtsame*. Bürgermeister Martin Schilgen, Königlich Westphälischer Maire des Cantons Vörden,⁴ habe sich *eine Befugnis angemäset, wozu ihn die Gesetze keineswegs berechtigen*.⁵ Weihbischof von Gruben hatte an der Einheit von landesherrlicher und kirchlicher Regierung festgehalten und die Veränderung des Fürstbistums vom Status eines landesherrlichen Herrschaftsstandes in eine geistliche Institution, die sich in eine bürgerliche Gesellschaft einzufügen hatte, noch nicht akzeptiert. Er verschob die Zuständigkeit für die Anordnung in den von Schilgen persönlich zu verantwortenden Bereich.⁶

Eine Voraussetzung für die Neuaufnahme des Projektes Begräbnisplatzverlegung war die – dann 1827 erfolgte – Abpfarrung des bis dahin zur Pfarrei Damme gehörenden Ortsteils Holdorf. 1809 war für Holdorf ein eigener Friedhof bewilligt worden, da dort schon 1737 eine Kapelle eingerichtet war, die u. a. zur Bekehrung der

- 3 In einem ersten Teil meiner Arbeit habe ich versucht, die Verhältnisse auf dem Dammer Friedhof vor dessen Verlegung an den damaligen Ortsrand sowie seine Anlage und Ordnung bis 1925 darzustellen, siehe: Hilde Schreiner, Der Kirchhof in Damme zwischen Kirche und Alltag. Die Gedanken der Aufklärung halten ab etwa 1800 Einzug in das dörfliche Milieu und verändern die Gesellschaft, in: Heimatblätter, Beilage zur Oldenburgischen Volkszeitung (zukünftig: Heimatblätter), 2013 92.3., S. 18-21. – Ebd., 92.4., S. 34-37. – Ebd., 92.5., S. 44-46. – Ebd., 2015 (im Druck).
- 4 Seit 1796 Rentmeister in Damme im Amt Vörden, 1806-1813 Maire, hannöverscher Amtmann seit 1815. Gustav Mahlerwein, Bäuerliche Oberschicht und ländliche Elitenbildung, Mainz 2001, S. 390: Kriterien, die für die Einsetzung eines Maire (Bürgermeister) entscheidend waren: Reputation (sa bonne réputation), Eifer (fonctionnaire actif zélé), Fähigkeiten (fonctionnaire habile). Hauptaufgabe eines Maire: den Dorfbewohnern die Notwendigkeit von Maßnahmen zu vermitteln.
- 5 Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Osnabrück (zukünftig: NLA-OS), Rep 230 Nr. 121, März 1809. – Ebenso NLA-OL, Best. 76-25 Nr. 930 f. 8.
- 6 Vgl. Rudolf Schlögl, Alter Glaube und moderne Welt, Frankfurt a. M. 2013, S. 221. – OAV, I-3-12, 26.3.1824: Visitationen unter Zuziehung des p[ro] t[empore] Landvogtes des Landkreises Vechta, des p.t. Dechanten des zur Osnabrücker Diözese gehörenden Landestheils, des Amtes Vechta und des respektiven Pfarrers des betreffenden Kirchspiels.



hartmüthigen Lutheraner in Fladderlohausen beitragen sollte.⁷ In diesem Jahr schon hatte Schilgen in einem Schreiben an den französischen Präfekten Delius angemahnt, dass diese Abtrennung Holdorfs von der *übergroße[n] Mutterkirche* (Damme), *von einem Manne nicht zu übersehende[n] ungeheure[n] Pfarre* notwendig sei.⁸ Schilgen, ein reformfreudiger, aufgeklärter Beamter, der 1809 mit dem Dammer Pfarrer Ignaz Brücher zu verhandeln hatte, hatte von diesem jedoch – wie er betonte – *keine große Beyhülfe zu erwarten* gehabt. Er berief sich deshalb auf den Präfekten des Weser-Departements, Delius, der versucht habe, *das Vorurtheil ausrotten helfen, als wenn ein Leichenhof nicht ohne [Pfarr-]Kirche bestehen könnte*. Zu seiner eigenen Person betonte er, dass er *selbst Catholik*⁹ *stets darauf gearbeitet habe, das Ansehen und die Würde der Geistlichkeit zu erhalten, aber auch ebenso sehr bemüht gewesen sei, allen Zwiespalt um des Glaubens willen aus den Gemüthern der Unterthanen zu entfernen*. Er schlug daher vor, die Angelegenheit *polizeylich*, d. h. durch Anordnung der Regierung, zu regeln.

Während der Amtszeit von Schilgens Nachfolger, Johann Heinrich Plate (1817-1829), ruhte die Frage der Verlegung. Seine Wahrnehmung des jetzt oldenburgischen landesherrlichen Rechtes in Bezug auf die Kirchen wird in seinem *Antrag auf einen dem Amte bestimmten Stuhl in der Kirche* sichtbar. *Das Consistorium nehme darauf Bedacht, dem Mangel abzuhelfen, wenn in einigen protestantischen Kirchen kein Beamtenstuhl sei. Die Kosten trage die Regierung. Nach Auffassung der Provisoren ist nach dem Kirchenrecht keine Mitwirkung oder Genehmigung der Gemeinde erforderlich und die Mitglieder des Amtes als Kirchenoffizialen aber auf die Anweisung eines anständigen Platzes in der Kirche einen gegründeten Anspruch hätten. [...] daß dem sicheren Vernehmen nach es auch Seiner Herzoglichen Durchlaucht Wille sei, wie die Verlautbarung vom 20. September 1822 beweise.*¹⁰

Die Pfarrer des Kirchspiels Damme

Schilgen, der sich nur auf *wenige aufgeklärte Catholiken* in Damme stützen konnte, war an der Beharrlichkeit von Pfarrer Brücher gescheitert. Dessen Herkunft aus einer alten, weitversippten Vogtfamilie,¹¹ seine verwandtschaftlichen Verbindungen zu Verwaltungsjuristen in Osnabrück sowie sein Verhandlungsgeschick gegenüber den im

- 7 Pfarrarchiv Damme (zukünftig: PAD), Karton 1, Pfarrer Klumpe 1747: Es seien noch keine Bekehrungen der *hartmüthigen Fladderlohausener* Lutheraner zu verzeichnen.
- 8 NLA-OS, Rep 230 Nr. 121, S. 108-115, 27.3.1809. – Zu Pfarrregulierungen Ende des 18. Jahrhunderts vgl. Schlögl (s. Anm. 6), S. 96.
- 9 OAV, Heiratsregister Damme: 1809 wird der Bruder(?) *Joh. Friedrich Schilgen/ Katharina Elisabeth Witkorn* als *Luther(isch)* bezeichnet, *aus dem Kirchspiel Barlage im Hannöverschen*. – Zu Barlage s. Todesurteil gegen Advokat Karl Kamps (Sippe v. d. Hoya) aus Damme (1768-1813), Verteidiger von Landwirt Gers-Barlage/Hollage bei Wallenhorst, 1813 wegen Beleidigung des Greffier (Sekretär) der Mairie Damme (Schilgen).
- 10 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 I. Gez. Gieseke (Dechant), Kemphues (Pfarrer), Sack, Sextro (Kirchenprovisoren). Der Stuhl wurde 1827 von Tischler Harig angefertigt. Standort: auf dem Chor, rechts neben dem Hochaltar, 4-5 Plätze. – Zur Abschaffung des Stuhls 1849 s. S. 26.
- 11 Verwandte Vogtfamilien des Fürstbistums Osnabrück: Brücher, von der Hoya, Dyckhoff, Richard. – Der Ingenieur Richard, den Brücher in einem späteren Brief als *Lieber Vetter* anredete (NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II f. 26), fertigte im Sommer 1790 eine Vermessungskarte der Bauerschaft Borringhausen an, *bestehend aus den Dörfern Damme, Osterdamme, Borringhausen, Reselage und Sierhausen* (NLA-OS, K 100 Nr.1 H III Bl. 18c).



Pfarrhause einquartierten französischen Offizieren hatten ihm viele Möglichkeiten der Einflussnahme eröffnet. Während seiner klugen Amtsführung im Laufe seiner fünf Jahrzehnte dauernden Amtszeit hatten sich die Einwohner des Kirchspiels stets seiner Autorität gefügt. Sein Ansehen im Kirchspiel wie auch bei der oldenburgischen Regierung wird in dem ehrenvollen Nachruf in den Oldenburgischen Blättern 1820 deutlich: Er war *ausgezeichnet durch treffliche Anlagen des Geistes, die er durch emsiges, bis ins späteste Alter fortgesetztes Forschen im Worte Gottes und in den Schriften älterer und neuerer Zeit, unermüdet ausbildete, besaß er einen Reichtum gründlicher Kenntnisse, und zeigte bey der Leitung der vielen ausgebreiteten Geschäfte seines so wichtigen als schweren Amtes eine seltene Klugheit. [...] Das Alter lähmte nicht die kräftige Thätigkeit des Mannes, trübte nicht die Heiterkeit seines Geistes.*¹²

Brüchers Nachfolger wurde 1820 Johann Bernhard Friedrich Kemphues, Pfarrer bis 1853, dessen Status allein schon in materieller Hinsicht kaum mit dem des Pfarrers Brücher vergleichbar war. Die reiche Ausstattung Brüchers wird im Executorium, dem Nachlassverzeichnis des Verstorbenen, ablesbar.¹³ Hatte Pfarrer Brücher zur Bedingung machen können, dass ihm die in Holdorf anfallenden Stolgebühren bis an sein Lebensende ausgezahlt werden sollten, so war die Vorbedingung für die Übernahme der Pfarrei Damme durch Kemphues die Kürzung dieser Einkünfte durch die Abgabe der Stolgebühren an die Holdorfer Pfarrei sowie die Abgabe von 2 Scheffel Saat vom Gartenland für die zu errichtende Schule.¹⁴

Zwar verfügte Kemphues, der mehrere Jahre zuvor als Pfarrer in Hagen i.T. tätig gewesen war, nicht über den gleichen Zugang zur Verwaltungsebene wie Brücher, dagegen konnte er für die Durchsetzung seiner Interessen auf festen Rückhalt in den Bauerschaften zurückgreifen; im Kirchdorf selbst jedoch war Kemphues bei einer Gruppe um den Kirchspielsvogt Werner Mähler so umstritten, dass 1837 eine Eingabe um Versetzung des Pfarrers gemacht wurde, da er *nicht mehr das Vertrauen der Gemeinde besitze und er deshalb in derselben zur Wiederherstellung der verlorenen Moralität nicht wirken könne.*¹⁵

Durch seine Herkunft aus der Bauerschaft Kemphausen blieb Kemphues im dörflichen Verwandtschaftsnetz verhaftet und in den sozialen Austausch der Kirchspielsbewohner verwickelt.¹⁶ Anlässlich einer Störung des Gottesdienstes durch junge Leute 1837 hatte Amtmann Anton Georg Friedrich Barnstedt¹⁷ nach Oldenburg berichtet: *Übrigens zeigt es sich auch hier, dass es unpassend ist und gar leicht zu Unzuträglichkeiten führt, wenn ein Geistlicher in dem Kirchspiel als Pfarrer angestellt wird, wo er im Bauernstande geboren und erzogen ist, denn ohne Zweifel haben Familien und andere Verhältnisse früherer Zeit auch dazu beigetragen, dass manche Eingesessene gegen den Pastor Kemphues schon vom Augenblick seines Dienstantritts hieselbst eingenommen waren.*¹⁸

12 Oldb. Bl. 1820, Nr. 10, S. 155-156.

13 PAD, Karton 11.

14 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 I f. 12.

15 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 I f. 28.

16 Vgl. Schlögl (s. Anm. 6), S. 74. – Zur Entbürgerlichung des Pfarrklerus ebd., S. 80.

17 *1799, seit 1833 Amtmann in Damme, später Regierungspräsident in Eutin, s. Harald Schiekkel, Die landschaftliche und soziale Herkunft der höheren Beamten während der Regierungszeit des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, in: Heinrich Schmidt (Hg.), Peter Friedrich Ludwig und das Herzogtum Oldenburg. Beiträge zur oldenburgischen Landesgeschichte um 1800, Oldenburg 1979, S. 16-180, hier S. 170: Sohn des Joseph Johann Friedrich Barnstedt (1750-1839), Bürgermeister in Delmenhorst, dessen vier Söhne Beamte in oldenburgischem Dienst waren.

In der Antwort aus dem Offizialat an die Großherzogliche Kommission zur Wahrung des landesherrlichen iuris circa sacra (Aufsichtsrecht des Landesherrn als staatlicher Souverän über alle Religionsgesellschaften auf seinem Territorium, CICS) wird die – seit 1809 hervorgetretene – Spannung zwischen Kirchenbehörde und Regierung deutlich: Über diese Äußerung eines Beamten im Großherzoglichen Amt Damme zur Vergabe der Pfarrstelle an den Ortseingeborenen erhob der Offizial Dr. Franz Joseph Herold¹⁹ sofort Widerspruch: *Denn wenn auch unter gewissen Umständen eine solche Verleihung nicht rathsam erscheint: so passt doch dieses nicht zur Maxime bei jeder Pfarrbesetzung. Die obern geistlichen Behörden werden auch ohne den Rath des genannten großherzoglichen Amtes das Beste bei Pfarrverleihungen zu treffen wissen.*²⁰ Erst einige Jahre zuvor war 1831 in der Konvention von Oliva kirchlicherseits festgelegt worden, Geistliche aus dem jeweiligen Gebiet – hier: aus dem südoldenburgischen Offizialat – zu bevorzugen.²¹

Mit der Einstellung des aus dem dörflichen Milieu des heimatlichen Kirchspiels entstammenden Kemphues war dieses Prinzip schon vor der Bestimmung der Konvention – so sah es auch Barnstedt – sehr eng ausgelegt worden. Kemphues hatte die Pfarrstelle angetreten, als das Kirchspiel Damme noch zum Fürstbistum Osnabrück gehörte; da das münsterische Offizialat dieses Prinzip übernahm – wie auch die Einsetzung des aus Damme gebürtigen Vikars Schmitz (1838) zeigte – wird das Offizialat von dieser Maßnahme erhofft haben, die Festigung der hergebrachten Ordnung zu erhalten. Dagegen beauftragte die oldenburgische Regierung ortsfremde, protestantische Beamte mit der Verwaltung des Amtes Damme.

Verhandlungen zwischen Geistlichkeit und oldenburgischer Verwaltung

Der endgültigen staatlichen Entscheidung von 1840 ging ein reger Schriftwechsel zwischen staatlicher und kirchlicher Obrigkeit voraus: 1833 empfahl die Regierung, dass zu wünschen sei, dass die Geistlichkeit für das Projekt günstig gestimmt und auch bei den Gemeindemitgliedern eine richtige Ansicht der Sache bewirkt werde.²²

Den deutlichsten Ausdruck der wachsenden Spannungen zwischen Geistlichkeit und staatlicher Verwaltung erhielten diese 1839 in einem Schreiben des ehemaligen Vechtaer Gymnasiallehrers und jetzigen Dammer Vikars Carl Antonius Schmitz,²³ in wel-

18 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 I f. 28, Februar 1837. – S. auch Margareta Taube, Kirchen- und Schulwesen im 19. Jahrhundert, in: Klaus Bade / Jürgen Kessel / Hannelore Oberpenning / Anton Schindling (Hg.), Damme. Eine Stadt in ihrer Geschichte, Sigmaringen 1993, S. 391-410, hier S. 396.

19 Eva-Maria Ameskamp u.a. (Hg.), Der katholische Klerus im Oldenburger Land, Münster 2006: Dr. Franz Joseph Herold, 1787-1862, 1831-1846 Bischöflicher Offizial in Vechta. – Zur Person von Herold Theodor Tebbe, Die Verhandlungen über die Einsetzung des ersten Offizials zu Vechta – 1830/31, Heimatblätter 44.2, 2.7.1965, S. 10.

20 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 I, 4.3.1837.

21 Christian Gerdes, Der Bischöfliche Münsterische Offizial zu Vechta, Münster 2010, S. 129: VII. Anhang: Die Konvention von Oliva, § 25. – Im Gegensatz zur Geistlichkeit wurden Ordensschwester nicht am Heimatort eingesetzt.

22 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II f. 2, 2.12.1833.

23 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 II f. 8 Acta Commissionis, 30.1.1803-1887; Eltern: Joh. Bernhard Friedrich Schmitz, Chirurgus zu Damme / Anna Maria Theresia Schnürbusch. Nach der Absolvierung des Carolinum, Osnabrück, riet ihm Carl Anton Josef Lüpke (1775-1755), der spätere Weihbischof in Osnabrück,

chem dieser dem Vertreter der weltlichen Verwaltung, dem oldenburgischen Amtmann Barnstedt, jedes Verständnis für geistig-religiöse Vorstellungen absprach. Seine eigene Tätigkeit nannte er *eine friedbringende, die den Augen des Amtmanns jedoch nicht sichtbar ist; denn sie ist geistig religiöser Art*.²⁴

Barnstedt jedoch hatte das Projekt der Verlegung als eine rein staatliche Angelegenheit bewertet. Ginge es nach der Ansicht des Vikars, müsse man *geradewegs einen Staat im Staate gemüthlich dulden. Die Regierung müsste die zum Besten der Untherthanen gegebenen polizeylichen Verfügungen, die nicht den Cultus selbst treffen, unausgeführt liegen lassen, weil sie durch das Interesse einer anderen Kaste durchkreuzt wird. Zum Glück denket und handelt die höhere geistliche Behörde nicht in solchem Sinne*.²⁵

Noch 1831 hatte Kempthues in einem Artikel in den Oldenburgischen Blättern, in dem er die vorhergehenden Ausführungen des Kaufmanns Anton Batsche (1762-1837)²⁶ für die Verlegung zu widerlegen suchte, an das Verhandlungsgeschick der oldenburgischen Regierung im Umgang mit den katholischen, fremdkonfessionellen Untertanen appelliert und die wohlthuende Wirkung von deren Kirchenfreundlichkeit auf die Moralität der Untertanen hervorgehoben, die doch für die Regierung von höchstem Interesse sein müsse.²⁷

In den Jahrgängen der Oldenburgischen Blätter um 1830 hatten sich Beiträge gehäuft, in denen die Notwendigkeit der Religion für den Bestand des Staates beschworen wurde. Diese dürfe nicht von *einer bequemen Gefühlsmoral*²⁸ verdrängt werden, [...] *was nicht aus dieser Quelle [der Religion] kommt, ist unrein, unsittlich und sündig*.²⁹ Herzog Peter Friedrich Ludwig bemerkte anlässlich einer Lektüre: *Nur dort wo die Religion bejaht wird und die Göttlichkeit der Naturgesetze erkannt, können diese Bürger in der Ordnung ihres Staates Glückseligkeit gewinnen*.³⁰ Im Herzogtum Oldenburg war zwar der Umgang mit den landeskirchlich verfassten Lutheranern eingeübt, Verhandlungen mit katholischen Pfarreien, die ihre Weisungen vom ‚Ausland‘ (Rom bzw. Münster) erhielten, waren dagegen ein Novum.

brück, befreundet mit dem gebürtig aus Damme stammenden Dr. theol. Theodor Mähler (Diözesanarchiv Osnabrück A 100 Nr. 2 Lit A 11 5.2.1855), nach Münster zu gehen (zu Lüpke: Christine van den Heuvel, Protestanten und Katholiken in Osnabrück, in: Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte 102 (2004), S. 128 f.), Priesterweihe 1829, 1832 Lehrer am Gymnasium Antonianum Vechta, 1838 Vikar in Damme, gest. 1862. Seit 1853 Pfarrer in Visbek. Schmitz stiftete testamentarisch das Grundstück (5000 Mark) für den Bau des 1884 gegründeten St. Antoniusstiftes in Damme.

24 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II f. 10. – Ebenso: OAV, B-17c-6 n a/3 f. 23. – Zur theologischen Ausbildung von Vikar Schmitz s. Anm. 131.

25 PAD, Karton 40 Reg 550 ad. 4.

26 S. Anm. 1. – Zu Batsche s. Anm. 70 und 89.

27 Über den Wert der Religion für den Staat vgl. Justus Möser, Schreiben an den P. J. K. in W... den ersten Schritt zur künftigen Vereinigung der Evangelischen und Katholischen Kirche betreffend von dem Verfasser der Patriotischen Phantasien (1780), in: Sämtliche Werke, ND Osnabrück 1996, Bd. III, S. 55-63. – Die gleiche Auffassung vertritt der Kanzlist Ferdinand Anton Dyckhoff, Vetter von Pfarrer Brücher, 1790 in einem Brief an Georg III. König von Großbritannien und Hannover, 1738-1820 (NLA-OS, Rep 100 Abschn. 279 Nr. 3 f. 115). – Vgl. auch Jonathan Swift, Satire über die Abschaffung des Christentums (1708), in: Betrachtungen über einen Besenstiel, Frankfurt a. M./Leipzig 1995, S. 137-156.

28 Oldb. Bl. 1828, Nr. 36, S. 287.

29 Oldb. Bl. 1833, Nr. 2, S. 9.

30 NLA-OL, Best. 6-D Nr. 373 (11): Bemerkungen über die Juden bei Lesung von Dohms Betrachtungen (Christian Wilhelm Dohm, Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, Berlin 1781).



Zugleich mit seiner Wendung an den Landesherrn distanzierte Kempfhues sich auch von den Begräbnisgewohnheiten der Protestanten.³¹ Denn bei Beibehaltung des Begräbnisplatzes an der Kirche würde dann nicht der bei Begräbnissen übliche Gottesdienst entfallen, *ein Umstand, der namentlich den Katholiken nicht gleichgültig sein könne*. Die Messe am Altar, möglichst in Anwesenheit der Leiche, galt in der katholischen Kirche als das stärkste Mittel der Fürbitte für die armen Seelen im Fegefeuer.³²

1835 ging die bischöflich-münsterische Verwaltung auf der Offizialatsebene allmählich auf die Argumente der staatlichen Behörden ein, mit denen die Neuerungen begründet wurden. Offizial Herold erkannte zwar die Berechtigung der naturwissenschaftlichen Begründungen für eine Verlegung des Begräbnisplatzes an, zögerte aber noch nachzugeben: *Zwar ist die neuere medizinische Polizey für die Entfernung der Kirchhöfe aus den Städten und Dörfern, jedoch ist die Lage des Kirchhofes in Damme von der Art, dass von der einstweiligen Beybehaltung desselben keine medizinisch-polizeylich-nachtheiligen Einwirkungen zu befürchten, noch seither erschienen sind. Deswegen dürfte von der Ausführung der vorgenannten Verlegung wenigstens einstweilen noch zu abstrahieren seyn*.³³

Offensichtlich war Herold einsichtig genug – und wohl auch besser ausgebildet als Kempfhues³⁴ –, um Begründungen naturwissenschaftlich-hygienischer Art zur Kenntnis zu nehmen. Der Dammer Chirurgus Nordhof sowie der Arzt Dr. Morell, beide in Damme ansässig, 1839 auch der Kreisphysikus Osthoff (Vechta) hatten in Gutachten die Dringlichkeit der Verlegung bestätigt. Vikar Schmitz lehnte jedoch deren Stellungnahmen mit der Begründung ab, diese Ärzte seien keine Dammer Ärzte und könnten nicht aus ihrer Erfahrung urteilen.³⁵

Nicht nur Ärzte hatten die Gedanken der aufklärerischen Reformbewegung aufgegriffen, um die grassierenden Seuchen einzudämmen, unter denen die Bevölkerung litt. Auch der münsterische Generalvikar hatte für die Ausbildung der Kleriker ge-

31 Schlögl (s. Anm. 6), S. 282: „In den protestantischen Gemeinden Deutschlands lag der Anteil der kirchlichen Einsegnungen am Ende des zweiten Jahrhundertdrittels (1862) noch unter 40 %.“

32 Jan Brademann/Werner Freitag (Hg.), *Leben bei den Toten. Kirchhöfe in der ländlichen Gesellschaft der Vormoderne*, Münster 2007, S. 114. – Jan Brademann, *Mit den Toten und für die Toten. Zur Konfessionalisierung der Sepulkralkultur im Münsterland (16. bis 18. Jahrhundert)*, Münster 2013, S. 114: „Das Bestreben der Protestanten war, alles zu vermeiden, was den Eindruck erwecken würde, man müsse und könne für das Seelenheil des Toten noch etwas tun, üblich war die Leichenpredigt am Grabe. – Ebd., S. 324: „Seit Beginn des 18. Jahrhunderts hatte sich (katholischerseits) die Bindung des Begräbnisses an die Totenmesse durchgesetzt.“

33 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II, f. 4, 18.2.1835.

34 Zum allgemein geringen Bestand naturwissenschaftlicher Bücher in den Haushalten der Dorfgeistlichen s. Rudolf Schlögl, *Glaube und Religion in der Säkularisierung: die katholische Stadt*; Köln, Aachen, Münster, 1700-1840, München 1995, S. 115.

35 NLA-OL, Best. 70 Nr. 3859 I: Gutachten der Ärzte Maximilian Heinrich Nordhof (1794–1860) vom 2.11.1833, Dr. Franz Anton Morell (1768-1851) vom 5.11.1833. – NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II f. 10: Gutachten des Kreisphysikus Dr. Osthoff, erwähnt im Schreiben Schmitz vom 25.11.1839. Dringend gefordert von Johann Josef Hakewessel, *Advocatus piarum causarum Catholicarum*, 20.11.1838 (NLA-OL, Best. 70 Nr. 3859, 20.11.1838). – Chirurg Maximilian Heinrich Nordhof ist ein Halbbruder des St. Petersburger Arztes Anton Wilhelm Nordhof (s. Jürgen Kessel, *Anton Wilhelm Nordhof (1778-1825). Eine biographische Skizze*, in: *Die Geschichte der Zerstörung Moskaus im Jahre 1812*, hg. von Claus Scharf und Jürgen Kessel, München 2000. – Vgl. Brademann (s. Anm. 32), S. 132: Der münsterische Medizinalrat Forkenbeck empfahl bereits 1784 das Reihenbegräbnis ohne Ansehen der Person und die Verlegung der Kirchhöfe. Am 14.9.1787 sind im Dammer Taufbuch Dr. Joan Heinrich Meier, verheiratet mit Elisabeth Bernardina Forkenbeck, als Eltern eines Sohnes eingetragen, als Taufpaten: Dr. Bernhard Philip Josef Forkenbeck und D[ominus] Antonius Meier, vicarius in Minden (vgl. Anm. 97).



fordert, dass die wirksame Glaubensunterweisung durch Kenntnisse der Naturkunde unterstützt werden müsse.³⁶

Erst 1839 schwenkte Kemphues auf die Linie des Offizials ein und versuchte dennoch gegenüber der oldenburgischen Regierung – jetzt ohne theologische Begründungen – noch einmal die medizinisch-hygienischen Argumente zu entkräften.³⁷

Er verwies u. a. darauf, dass demnächst weniger Leichen im Jahr anfallen würden, da die Bevölkerung sowohl durch die Abfarrung Holdorfs als auch durch die Auswanderung abgenommen habe; zum andern verwende man jetzt buchene statt der eichenen Särge, wodurch eine schnellere Verwesung der Leichen und somit ein kürzerer Zirkulus der Belegung möglich sei. Die Träger und der Totengräber würden zudem mehr Geld verlangen wegen der Entfernung und wegen des steinigen Untergrundes. Gründe gegen die Verlegung wie gesunde Luft, keine Seuchengefahr, geringere Einkünfte der Lehrer, erhöhte Gebühren für die Totengräber hatten schon 1780 zum Repertoire der Gegner gehört.³⁸

Auch gehe es ihm keineswegs um die eigene *Gemächlichkeit*. Dennoch sei es für ihn beschwerlich, wenn er auch bei schlechterem Wetter bei dem von Kirche und Pfarrhaus so entfernt liegenden Friedhof auf den Leichenzug warten müsse; und das könne stundenlang dauern, wenn der Leichenzug aus Dümmerlohausen komme. Auch warnte er, dass die Teilnehmer am Leichenzug, erschöpft vom langen Weg, sofort ins Wirtshaus verschwinden würden, eine Gewohnheit, gegen die die Regierung eigentlich schon seit langem eine scharfe Anordnung erlassen hatte.³⁹ 1837 hatte der Offizial von dem *schnapsflüssigen Damme* geschrieben, von dem *in Branntwein sich vorzugsweise nicht be- sondern entgeisternden Volke*.⁴⁰ Zudem würde die Polizei vermehrt Aufgaben übernehmen müssen, um Störungen auf den Straßen während des Leichenzuges zu verhindern; für Vergehen auf den Leichen- und Kirchwegen war die kirchliche Gerichtsbarkeit der Archidiakone nicht zuständig.⁴¹

Wenngleich Kemphues vor der Trunkenheit auf Leichenzügen warnte, so griff er für seinen Zweck doch gern zurück auf den Erwerbstrieb der Kirchspielsbewohner, auf die *Privatabsichten namentlich von den am Kirchhof wohnenden vielen Schenkwirthen und Kaufleuten*.⁴² Schon die Ablehnung der Errichtung der Holdorfer Kapelle durch Dammer Einwohner war mit diesem ‚wirtschaftlichen‘ Schaden begründet worden, wie Pastor Johann Anton Klumpe⁴³ 1747 beschrieb: *Die Dammischen Eingesessenen haben sich des öfteren beklaget, dass sie anjetzo nach Errichtung der Holdorfer Capelle sonderlich der Nahrung [d. i. Einkommen] entbehren, wofern aber die begehrte Separation seinen Zweck*

36 Freiherr Franz Friedrich von Fürstenberg (1729-1810). – Bischöfliches Archiv Münster Generalvikariat, Hs 41: Mandat 1778, zit. nach Schlögl (s. Anm. 34), S. 110.

37 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II f. 6, 22.3.1839.

38 NLA-OS, Rep 100 Abschn. 29 Nr. 45.

39 Sammlung der im Herzogtum Oldenburg gültigen Gesetze, Anordnung vom 2.10.1819. Diese Anordnung hatte 1799 auch die Großbritannische Regierung i. A. des nominellen Fürstbischofs von Osnabrück, Friedrich von York (1763-1827), erlassen (Diözesanarchiv Osnabrück, 09-45-10).

40 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 I, 4.3.1837.

41 NLA-OS, Rep 100 Abschn. 12a Nr. 61: Schreiben des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg an König Georg von England 1737: *Und es haben die Archidiakoni gar nichts mit den Bestrafungen der Excessuum auf den Leichen- und Kirchen-Wegen zu tun*.

42 NLA-OL, Best. 70 Nr. 3859 I f. 5, Nov. 1838: Bericht des Amtmanns Barnstedt.

43 Pfarrer in Damme 1745-1769.



erreichen und die Kinder allda getauft, die Todten begraben, die Hochzeiten gehalten, so würden die Kaufleute nicht allein unersetzlichen Schaden erleyden, sondern die meiste Bier- und Branteweinschenkers auf der Mühlenstraße nach Holdorf hinan belegen ihre Nahrung gänzlich einstellen, folglich dem Osnabrückischen Landesherrn die Competierende (geforderten) Nahrungsgelder dadurch abgehen.⁴⁴

Der längere Weg an den Dorfrand sei zudem für die Begleitung der Leiche durch die Schulkinder unpraktisch.⁴⁵ So hatte Barnstedt bereits 1838 diese für Kinder wie Lehrer unzutragliche Sitte dahin gehend kommentiert, dass dadurch Gesundheit und Unterricht gefährdet seien.⁴⁶ Am Tage des ersten Begräbnisses auf dem neuen Kirchhof, dem 15. September 1841, begleiteten denn auch nur drei Kinder die Leiche. Die Eltern, die an das Offizialat einen Antrag gestellt hatten, die Kinder von dieser Aufgabe zu befreien, wurden als *eigenmächtige Störer der herkömmlichen Begräbnisordnung* zurechtgewiesen.⁴⁷ Kempthues drohte, dass das Verfahren der Eltern *Folgen haben könne, die sich noch nicht mit Gewissheit vorhersehen lassen*. Der Verlust an Schulstunden betrage nur 75 pro Jahr durch etwa 130 Leichenbegräbnisse, dieses Argument sei nur ein Vorwand, man müsse noch die Ferien abziehen. Vielmehr liege der Grund des Widerstrebens darin, wie sie anfangs durch ihre offenbare Widersetzlichkeit auch klar an den Tag legten, dass der Wunsch, die Nebenschulachten in dem früheren Verhältnisse zur Hauptschule beizubehalten, nicht erfüllt worden sei.

Die Befürchtung, durch die Auflösung überkommener Rituale werde die Religion selbst angegriffen, ließ die Geistlichkeit eher eine Widersetzlichkeit als den Bildungswillen der Eltern vermuten.

Die Parteyungen im Kirchspiel Damme

Als dritter Verhandlungspartner in der Frage der Verlegung des Begräbnisplatzes – neben Regierung und Geistlichkeit – nahm der Kirchenausschuss als Vertretung der Einwohnerschaft des Dammer Kirchspiels in der Zeit der Amtsführung von Pfarrer Kempthues das Recht der Mitsprache wahr.

1835 war der Offizial Herold davon ausgegangen, [...] dass sowohl die Gemeinde als auch der Pfarrer in Damme der gedachten Verlegung sehr abgeneigt⁴⁸ und auch durch neue Argumente wie Pietät gegenüber der Totenruhe oder auch durch Gründe der gesundheitlichen Gefährdung nicht zu überzeugen seien: Aus seiner Sicht sah er die

44 . PAD, Karton 1. – Die gleiche wirtschaftliche Begründung wird im Streit um die Verlegung der Mindener Friedhöfe angeführt (Bärbel Sunderbrink, Zwischen Tradition und Bürgerlicher Rationalität. Friedhofsverlegungen im 19. Jahrhundert in Minden-Ravensberg, in: Johann Altenberend [Hg.], Ein Haus für die Geschichte. Festschrift Reinhard Vogelsang, Bielefeld 2004, S. 189-210, hier S. 199).

45 Zum Brauch der Leichenbegleitung s. Hermann Queckenstedt, Die Armen und die Toten. Sozialfürsorge und Totengedenken im spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Osnabrück, Osnabrück 1997, S. 270, Anm. 1219.

46 PAD, Karton 40 Reg 550 Nr. 4: Anmerkungen zu dem Schreiben des Pfarrers Kempthues 1838.

47 NLA-OL, Best. 160-2 Nr. 672: A. Böcker; B. A. Mähler; Tecker; Colon Franz Broermann; F. Höltermann; Friedrich Leiber, vertreten durch seinen ältesten Sohn Heinrich. – PAD, Karton 16, 13.9.1841. – Ebd., 24.3.1842, Schreiben der Commission ius circa sacra: *Jede Beerdigung mit Messe und Leichenpredigt dauert mindestens 2 Stunden*.

48 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II f. 4.



Kirchspielseingesessenen als eine mit dem Pfarrer verbundene, in sich geschlossene Einheit. Als 1837 der Neubau des Pfarrhauses anstand, bat der Ausschuss um eine Versammlung aller Kirchspielseingesessenen. Herold empörte sich über diese Anmaßung, da er diese dritte Gruppe nicht als eine eigenständige Größe mit eigener Willensbildung und Mitsprache ansah: *Eine ganz besondere Rüge verdient die Bitte des Ausschusses, eine Kirchspielsversammlung zu halten. Dieses Verfahren heißt so viel als: wir der Ausschuss und die Obrigkeit wissen gegen den Pfarrer nichts einzuwenden, aber Du o Volk, öffne den Mund zu unerhörten Chiccanen. Geh nur auf deinen Mist und an die Ecken und Straßen und Zäune, lies sie dort zusammen und bringe sie aus (unleserlich)suppe. [...] Hat es nicht fast das Aussehen, als glaube sich der Dammer Ausschuss im Besitz der 'orphischen Leier', wonach alle Welt tanzen müsse, auch die obern Behörden.*⁴⁹ Noch im Juni 1839 vereinnahmte Pfarrer Kemphues die Gemeinde als Gesamtheit für seine Ziele: [...] *dass nicht allein die Kirchendiener als vielmehr die ganze Gemeinde dawider ist [...], sondern die ganze Gemeinde dagegen amtsseitig übergangen worden sei.*⁵⁰

Im Streit um die Besetzung der Küsterstelle 1837 hatte Kemphues auf die desolote moralische Lage in seinem Kirchspiel verwiesen: *Es sei das Kirchspiel Damme in solchem Zustand, als er nicht wünschenswert sey, die vielen Schlägereien usw. zeugten von moralischer Verderbtheit, die ziemlich weit unter den Kirchspiels Eingesessenen verbreitet seyn müsse, [...] dass der Bauer Haverbeck aus dem Dammer Osten bereit sey mit seiner Bauerschaft und mit Gaffeln bewaffnet nach Damme zu kommen.*⁵¹ In einem Verhör der Beteiligten durch Barnstedt hatte der Sattler Anton Wessels 1837 berichtet, *es sey jetzt Revolution in der Kirche und daran sey allein der Ausschuss von Damme schuld.*⁵² Auch 1839 wies Pfarrer Kemphues am Schluss seines Schreibens warnend auf seine zu Gewaltlösungen neigenden Pfarrkinder hin: *dass in jetzigen Zeiten, wo die weltbekanntesten religiösen Wirren alle Gemüther durchdrungen haben, eine gewaltsame Ausführung jener Maßregel nichts Gutes erwarten lässt.*⁵³ Vermutlich spielte Kemphues auf die Kölner Wirren von 1837 an, d. h. auf den Streit um den staatlichen Zustimmungsvorbehalt zu kirchlichen Verlautbarungen und um die staatliche Regelung von Mischehen sowie der konfessionellen Erziehung der Kinder.⁵⁴

Amtmann Barnstedt hatte auch vor einer Beschädigung des Ansehens der Obrigkeit gewarnt: [...] *der große Haufen, geleitet von einigen mächtigen Wortführern würde in seinen Anmaßungen und Umtrieben immer weitergehen und am Ende aller geistlichen und weltlichen Obrigkeit Hohn sprechen.*⁵⁵

49 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 I, 4.3.1837: Schreiben des Bischöflich Münsterischen Offizials an die Großherzogliche Commission ius circa sacra.

50 NLA-OL, Best. 70 Nr. 3859, 20.11.1839.

51 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 I, f. 28, 1.2.1837.

52 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 I, 2.2.1837.

53 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II, 27.6.1839.

54 Zu den Auswirkungen in Damme: der Fall Agnes Huesmann (Der Dammer Prozeß, verhandelt am 18./19. September 1865 vor dem Obergerichte zu Oldenburg, Stenographisch aufgezeichnet vom Stenographen W. Seidenzahl zu Bremen, Bremen, Verlag Heinrich Strack. – Vgl. Schlögl [s. Anm. 6], S. 146): Grundgelegt war die Auseinandersetzung bereits in dem Kölner Toleranzstreit 1787-1789. 1837 veröffentlichte Josef Görres die Schrift *Athanasius*, in der er die Lehre von der Sonderung von Kirche und Staat als eine verwerfliche Irrlehre bezeichnete.

55 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 I f. 28.

In der schwierigen Frage der Kirchhofverlegung hatte Georg von Ende schon 1780 allgemein vor der Gewalt nicht einsichtiger Untertanen gewarnt und dem osnabrückischen Landesherrn Georg III. zu bedenken gegeben, dass die damals für die Städte angestrebte Verlegung der Totenhöfe nicht voraussehbare Auswirkungen in der Bevölkerung haben könne: *Wir getrauen uns nicht für das, wozu mit Vorurtheilen eingenommene Leute zu schreiten im Stande sind, einzustehen.*⁵⁶

Angesichts der Neigung zu Widersetzlichkeiten in Damme und deren Auswirkung auf die staatliche Ordnung hielt der Amtmann daher in seinem Bericht an die Regierung zur Verlegung des Kirchhofes für erforderlich, dass *der allein entsprechende Weg sei, dass diese Angelegenheit nicht als eine Communal- sondern als eine polizeyliche behandelt werde. Jedenfalls möchte sie bei den besonderen Localverhältnissen des hiesigen Orts oberlich angeordnet werden.*⁵⁷

Unterstützt wurde die nachfolgende Zustimmung der Gemeinde allerdings erheblich durch den finanziellen Zuschuss zum Grundstückserwerb für den Friedhof, mit dem der Großherzog seinerseits die Akzeptanz seiner Anordnung zu fördern in Aussicht stellte.⁵⁸

Inzwischen hatten sich dann doch die Einwohner des Kirchspiels Damme zwischen den Positionen der Geistlichkeit und der oldenburgischen Regierung als dritter Verhandlungspartner etablieren können. Waren während der Amtszeit von Pfarrer Brücher strittige Fragen zum Kirchenvermögen allein zwischen Geistlichkeit und Regierung verhandelt worden, so verliefen in der Amtszeit von Pfarrer Kempthues die Konfliktlinien außerdem zwischen zwei Gruppierungen innerhalb des Kirchenausschusses.⁵⁹ Wortführer der Gegner des Projektes war zuerst Kempthues, später Vikar Schmitz⁶⁰, der erst wenige Wochen vor der endgültigen Anordnung der Regierung Ende Dezember 1839 als solcher sichtbar wird. Auf der anderen Seite standen die Befürworter der Verlegung, die sich auf den Amtmann sowie auf ärztliche Gutachten berufen konnten.⁶¹

Über Schmitz schrieb Amtmann Barnstedt, es sei bisher ein freundliches Verhältnis gewesen, *das bis zur Hierkunft des Vikar Schmitz so ganz ungetrübt zwischen dem Amte und allen Geistlichen in Damme bestand.*⁶² Dieser habe jedoch *schon während der kurzen Dauer seiner Anstellung hieselbst durch erhobene Prozesse und Streitigkeiten mit mehreren Eingesessenen leider nur zu sehr seine wenig friedfertige Gesinnung an den Tag gelegt und (scheine) denn auch in dieser Sache [d. i. der Verlegung] sich an die Spitze der Oppositions-*

56 NLA-OS, Rep 100 Abschn. 29 Nr. 45, 15.2.1780.

57 NLA-OL, Best. 70 Nr. 3859 I f. 2, 20.10.1839, Amt Damme: Contract aus dem Visitationsbericht 1831.

58 PAD, Karton 40 Reg. 550 Nr. 43, 1848. – Über den unterschiedlichen Umfang der Zuschüsse 1827 (Abpfarrung Holdorf) und 1839 (Friedhof Damme) s. Hilde Schreiner, Die Anlegung des neuen Friedhofes (1840), Heimatblätter 2015 (im Druck).

59 PAD, Karton 40 Reg. 550 Nr. 12. – NLA-OL, Best. 70 Nr. 3859, Kirchenausschuss-Versammlung 8.11.1838. Pro: *Kirchspielsvogt Mähler, Sextro, Stall, Kraemer, Nordhof, Pieper, Wernke, Brinkhoff, Wempe, Trumme*. Contra: *Sandermann, Kröger, Hackmann, Lüttmerding, Elking, Berting, Lonnemann, Gers-Ossenbeck*. Nachzuprüfen bleibt, welchen Status die Beteiligten innehaben: Handwerker, Bauern, Heuerleute. Nicht im Kirchenausschuss genannt sind Ärzte, Tierärzte, Apotheker. 1818/1821 war Dr. Morell noch im Ausschuss genannt worden (NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 I).

60 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 f. 27.

61 Zu den Gutachten der Ärzte s. Anm. 35.

62 NLA-OL, Best. 70 Nr. 3859, 26.11.1839.

*parthey stellen zu wollen, [...] wodurch er offenbar die Autorität der Obrigkeit zu schwächen bemüht gewesen.*⁶³

In seiner Eingabe an die *Höchstverordnete Commission des Landesherrlichen Hoheitsrechtes* suchte Schmitz dagegen seine Beschreibung der Zersplitterung des Ausschusses mit einer amtskritischen Bemerkung zu verbinden: *Dem Amt sei es bei aller Anstrengung und Mühe nur gelungen, die Hälfte der Mitglieder und, wie verlautet, nur bedingt dafür [d. i. die Verlegung] zu gewinnen.*⁶⁴

In dem langen Verteidigungsschreiben an die Regierung stellte Schmitz sich als Opfer einer Verleumdung hin; er habe nicht die Absicht gehabt, u. a. Aussprüche des Amtmanns zu verdrehen. Den Amtmann Barnstedt, der zwischen den Opponenten und der Regierung vermittelte, suchte Schmitz bei der Regierung verdächtig zu machen, indem er unterstellte, dieser suche *Umtriebe und Partheyungen zu machen und treue, ruhige und friedliebende Unterthanen [...] als Ruhestörer oder wohl auch gar als Rebellen zu brandmarken, was eine unerhörte Tat sei.*⁶⁵

Die gewählten Vertreter von überwiegend kirchortfernen Bauerschaften⁶⁶ hatten sich 1839, noch nach dem Schreiben des Pfarrers Kemphues an die Regierung, statt an den Pfarrer, der der Vorgabe des Offizials in Sachen Kirchhof dann doch zugeneigt war, an Vikar Schmitz gewandt, damit dieser ihnen eine Eingabe an die Regierung gegen die Verlegung des Kirchhofes verfassen möge. Amtmann Barnstedt habe ihr Ersuchen abgelehnt. Laut Vikar Schmitz hätten aber die Bauern selbst die Argumente geliefert und vordringlich auf die beabsichtigte Abpfarrung der Bauerschaften Osterfeine, Rüschemdorf und Dümmerlohausen und auf die dadurch zukünftig entstehenden Kosten verwiesen.⁶⁷ Die unterzeichnenden Bauern seien der Überzeugung, *dass eine umständliche, unpartheyische Untersuchung, ohne des Amtes Theilnahme und Einfluß angestellt, ein der Behaltung des uralten Kirchhofes günstiges Resultat zur Folge haben werde.*⁶⁸

Amtmann Barnstedt berichtete seinerseits, Vikar Schmitz selbst habe die Unterzeichneten zu dieser Schrift verleitet; deren glaubhaften Versicherung nach hätten sie den Inhalt der Schrift gar nicht gekannt. Wie im Streit von 1837 sah der Amtmann die

63 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II f. 20. – 1853 unterzeichnen dennoch 87 eingessene Dammer die Bitte, Schmitz auf der Vikariestelle zu belassen (NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 I f. 34, 22.6.1853).

64 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II f. 10, 25.11.1839: Eingabe an die Höchstverordnete Commission des Landesherrlichen Oberhoheitsrechtes.

65 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II f. 27. – OAV B-17c-6n a/3, 26.11.1840: Schmitz an das Offizialat.

66 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II, f. 10, 25.11.1839: Unterschrieben von: *Osterdamme Berting / Ausschuß Wernke / Ausschuß Drahmman aus Osterfeine / Rottinghausen Ossenbeck Ausschuß / Hackmann als Ausschuß von Rüschemdorf / Ausschuß Sandermann aus Rüschemdorf / Kramer Ausschuß aus Damme / Johan Henrich Stall / Dümmerlohausen Ausschuß / Kröger Ausschuß Osterfeine Dipotirte / Johan Heinrich Haverbeck Dipotirte.*

67 So verweigerten die Osterfeiner Hentemann, gr. Austing, Arkenberg auch 1862/63 angesichts der zu erwartenden Abpfarrung den Zuschuss zu den Kosten der Renovierung der Dammer Orgel unter dem Vorwand, dass *sie kein Fehlerhaftes an der Orgel gehört haben.* Die Dammer beriefen sich lieber auf das Gutachten eines Sachverständigen, *da sie kein so feines musikalisches Gehör hätten, [...] um selbst zu urtheilen* (PAD, Karton 58, 2, p. 482).

68 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II f. 10. – Auf die verlässliche Unparteilichkeit der oldenburgischen Amtsleute hatte Christian Ludwig Runde (1775-1849), Präsident des Oberappellationsgerichtes ab 1829, bereits 1828 hingewiesen; sie hänge unzertrennlich mit der Amtsehre zusammen (Oldb. Bl. 1828, Nr. 1, S. 9). Runde spielte u.a. eine wichtige Rolle bei der Regelung des Verhältnisses zur katholischen Kirche. – Der Begriff der Unparteilichkeit war in der Frühaufklärung entwickelt worden z.B. von Christian Thomasius, als Bewältigungsstrategie angesichts der Umstellung gelehrter Kommunikation auf Schriftlichkeit und Öffentlichkeit. Vgl. Anita Traninger und Kathryn Murphy, *The Emergency of Impartiality*, Leiden/Boston 2014.

leichte Beeinflussbarkeit der Einwohner, denn aus dem Schreiben gehe hervor, *wie leichtthin der gemeine Manne derartige Suppliken ohne Überlegung und ohne alle Kenntnis des Inhalts unterschreibt, sobald er von einigen einflussreichen Miteingesessenen dazu aufgefordert wird und es darauf ankommt, Kosten und Ausgaben zu sparen.* Vikar Schmitz, durch sein herrschsüchtiges und eigennütziges Streben hier sonst wenig beliebt, versuche sich jetzt dadurch Anhänger zu verschaffen, *daß er den Opponenten in dieser Sache beiräthig ist, sie aufreizt.* Von allen verständigen und unparteiischen Personen würde eine Maßregelung durchaus als notwendig erkannt.⁶⁹ Gemäß dem Reformdekret von Ems 1786, das u. a. die Hierarchisierung des Klerus festigte, unterstand der Vikar den weitgehenden Verfügungsrechten des Pfarrgeistlichen. Schmitz dürfte daher wohl mit Zustimmung von Pfarrer Kemphues gehandelt haben.

Die Kontroverse zwischen Anton Batsche und Pfarrer Kemphues in den Oldenburgischen Blättern

In mehreren korrespondierenden Artikeln in den Oldenburgischen Blättern 1831/32 zur Friedhofsfrage wurden die Argumente pro und contra einer Verlegung des Begräbnisplatzes ausgetauscht. Beide Kontrahenten legten Beschreibungen der Verhältnisse auf dem Kirchhof vor und forderten jeweils Glaubwürdigkeit ein.

Auf Seiten der Befürworter einer Friedhofsverlegung hatte sich eine Gruppe andersdenkender Einwohner gebildet, die sich – ebenso wie es Pfarrer Kemphues auch für sich in Anspruch nahm – im Einvernehmen mit der Landesregierung zu stehen wusste; deren Wortführer war *der ehemalige Kaufmann Batsche*.⁷⁰ Im handschriftlichen Entwurf zu seinem Antwort-Artikel nannte Kemphues diesen als den Autor des die Kontroverse in den Oldenburgischen Blättern eröffnenden, anonymen Aufsatzes.⁷¹ Bereits 1819 war in den Oldenburger Blättern ein Artikel, mit dem Kürzel *-e* unterzeichnet, zu dem Thema der Kirchhofsverlegung veröffentlicht worden, der – durch

69 OAV, B-17c-6, 9.1.1840. – S. auch NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II, f. 20.

70 Diözesanarchiv Paderborn, Taufregister Herzebrock, St. Christina, 10.1.1762. – Irrtümlich wurde in Schreiner (s. Anm. 3 – hier 92.3) in Anm. 8 Johann Gerhard Josef Batsche genannt, *15.9.1794, ∞ Sophia Maria bey der Hase, (Diözesanarchiv Osnabrück, Kirchenbücher Alfhausen). – Zu den Besitzverhältnissen: Jürgen Kessel, Der Dammer Kirchhofsbezirk im 17. und 18. Jahrhundert, in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland (JbOM) 1991, S. 83-104, hier S. 103: In dem Vermessungsregister von 1790 (NLA-OS, K 100 Nr. 1 H III 18 c) ist die Parzelle Batsche als münsterisch eingetragen (A-19 Nr. 74: Link, jetzt Batsche). Spätere Erwerbungen von Batsche sind die Grundstücke Peckeskampf, Spieker, Pille und Franz von Damme. – Vgl. auch Otto Zuhöne, Pastor Heinrich Zu Höne und seine Familienforschung, Quakenbrück 1968, S. 229 (S. 243): 1822 kaufte Kapitän Wehmhoff die Anwesen Waldmeyer und Huesmann von Batsche. – NLA-OL, Best. 143 Nr. 2386: 1826 sind seine finanziellen Verhältnisse ungünstig. Bericht: [...] während der Französischen Occupation erlittene Verluste und Unglücksfälle (Tod von Frau und Kindern) sich in der traurigen Lage befindend, seine andringende Gläubiger nicht ganz befriedigen zu können, so wandte er sich als Osnabrückischer Unterthan 1815 an das Amtsgericht Vörden (Richter Graff). Der Kreditvergleich wurde geregelt nach der Osnabrückischen Concurs-Ordnung von 20.11.1777, nach der Regelung im Ausgleichs- und Fusionsvertrag (1817). B. benötigte dazu die Zustimmung seiner Tochter Lisette, Unterschrift Anton Batsche am 22.2.1826. Wegen dieser ingrossierten (in Grund- und Hypothekenbücher eingetragenen) Hypothek wurde Lisette B. 1848 um 540 Rthl. in Gold von der Königlichen Domänenkammer zu Hannover belangt. – 1823 erhob Batsche Anklage wegen ausstehender Gelder für Fuhrdienste 1796/97 (NLA-OS, Rep 321 Nr. 299).

71 OAV, B-17c-6 n/a.



Textvergleich belegbar – von Anton Batsche verfasst sein dürfte.⁷² Der erste Satz wurde wörtlich in den Aufsatz 1831 übernommen, die gleichen abwertenden Urteile zur Gegenposition ebenso auch in den nachfolgenden Aufsatz 1832. Im Autorenverzeichnis tauchte Anton Batsche ohne Angabe dieser Artikel auf.

Unter diesem Kürzel, den Gepflogenheiten des 18. Jahrhunderts folgend,⁷³ hatte Batsche neben den Aufsätzen zur Friedhofsfrage auch Gelegenheitsgedichte zu verschiedenen Feierlichkeiten des Großherzoglichen Hauses verfasst: eine in Hexametern geschriebene Erinnerung an die Geburt des Thronfolgers⁷⁴ sowie ein Loblied auf die Wiesbadener Heilquellen, die der Großherzog aufgesucht hatte.⁷⁵ Ein weiteres Gedicht unterzeichnete er: *humillimus Satrapiae Dammensis incola*.⁷⁶ Im gleichen Jahr schrieb er einen Hymnus auf das Jahr 1773, in welchem dem Eutiner Zweig der Oldenburger Herzöge die Herrschaft im Herzogtum Oldenburg durch Erbgang zugefallen war.⁷⁷ Mit der gehobenen Diktion und den beziehungsreichen Zitaten aus dem Alten Testament dürfte der Text wohl für den Gebrauch in dem (landesweit angeordneten?) Gottesdienst anlässlich des 50-jährigen Jubiläums geschrieben worden sein.⁷⁸

In diesem Selbstbewusstsein eines gebildeten Bürgers stellte er sich auch der Kontroverse mit Pfarrer Kempfhues und zeigte die eigene Gelehrsamkeit, indem er den pointierten Hinweis auf die von Pfarrer Kempfhues gebrauchte Sprachform einer *großen Hyperbel* einflocht.⁷⁹

Batsche versicherte in dem späteren Beitrag (1832) – den gleichen Anspruch hatte auch Kempfhues im Aufsatz 1831 erhoben –, dass die Einwohner von Damme *ein uneingeschränktes, vollkommenes Zutrauen zu der Weisheit und dem Wohlwollen der Landes-Behörden haben, wie solches wohl nicht fester und inniger im Großherzogtum gefunden werden dürfte*.⁸⁰

Sich selbst bezeichnete Batsche als einen *Biedermann, der einsichtsvoll eben das Gute und Nöthige leicht wahrnimmt, als mit eigener, unverdrossener Thätigkeit es auszuführen*.⁸¹

Batsche hatte die Kontroverse mit der überspitzten Aussage, die Verlegung sei eine *Anordnung, der jeder Unbefangene, der nicht von Aberglauben, Albernheit oder Gemächlichkeit eingenommen ist, seinen Beyfall nicht versagen könne*, eingeleitet.⁸² Kempfhues

72 S. Anm. 1.

73 Wolfgang Promies, Lyrik II, in: Deutsche Aufklärung bis zur französischen Revolution 1680-1789, hg. von Rolf Grimminger, München 1980, S. 579.

74 Oldb. Bl. 1827, Nr. 31, 31.7.: Apologus in memoriam diei quo natus est Serenissimi Ducis Hereditarii Pauli Friderici Augusti Filius.

75 Oldb. Bl. 1825, Nr. 33, 15.8.: Ad Naidem Visbadae, Mense Junii 1825.

76 Oldb. Bl. 1823, Nr. 3, 20.1.: In Natalem Petri Friderici Ludovici.

77 Oldb. Bl. 1823, Nr. 51, 22.12.: Hymnus in memoriam decimi quarti decembris anni millesimi septingentesimi septuagesimi tertii; gezeichnet: devotissime cantatus decima quarta Decembris 1823 in Damme. B.

78 Zur vaterländischen Hymnik, die Batsche mit 'Provinzverzögerung' anwandte, vgl. Thomas Schröder, Hymnen ohne Gemeinde, in: Richard Faber, Säkularisierung und Resakralisierung. Zur Geschichte des Kirchenlieds und seiner Rezeption, Würzburg 2001, S. 61-78, hier S. 64: „Die Figur des poeta vates, die seit Pyra, Klopstock und Wieland den zentralen Legitimationsdiskurs des 18. Jahrhunderts prägt [...]“ – Vgl. auch Paul Böckmann, Der Hymnische Stil in der deutschen Lyrik des 18. Jahrhunderts, in: ders., Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins, Tübingen 1965, S. 3-23. Ebenso: Wolfgang Braungart, Die Geburt der modernen Ästhetik aus dem Geist der Theodizee, in: ders., Gotthard Fuchs und Manfred Koch (Hg.), Ästhetische und religiöse Erfahrungen der Jahrhundertwenden, I: um 1800, Paderborn 1997, S. 17-34.

79 Oldb. Bl. 1832, Nr. 22, S. 173. – Anton Batsche war vermutlich Schüler des Theodorianum zu Paderborn gewesen (www.uni-muenster.de/imperia/md/content/hbw/brilon-provenienzen.pdf: Th Pa 0008 1777).

80 Oldb. Bl. 1832, Nr. 22, hier S. 181.

81 Oldb. Bl. 1831, Nr. 31, S. 343.

82 Oldb. Bl. 1831, Nr. 30, S. 334.

wies diesen Vorwurf empört zurück; in den Ausführungen seines Dammer Gegenspielers sei die Wahrheit entstellt, der mit der Lage der Sache unbekannte Leser werde getäuscht und zu einem schiefen Urteil verleitet.⁸³

Als Kemphues auf die schwache Zustimmung zu dem Vorhaben der Kirchhofsverlegung verwiesen hatte,⁸⁴ entgegnete Batsche 1832, dass man, um den Gegenstand in der Amtsvisitation 1830 vorzustellen, *hiezü nicht zahlreicher, am wenigsten Unterschriften Unkundiger bedurfte*. Im Gegenteil, *die Unterschrift eines einzigen glaubhaften Mannes, eines in allgemeiner Achtung stehenden Mannes befördere einen so öffentlichen, allgemein nützlichen, nothwendigen Gegenstand*. Dem Widersacher des Vorhabens der Verlegung hielt Batsche seinerseits vor, *sich einiger Wortführer zu bedienen, um den großen Haufen irre zu leiten durch die Vorstellung erhöhter Kosten*.⁸⁵

Batsche hatte auf die Öffentlichkeit der Diskussion abgehoben, als er schrieb, dass erst der Aufsatz als *öffentliche Stimme* in den Oldenburger Blättern erhoben werden musste, um eine *fruchtlose Aufmerksamkeit* zu erwecken und ein *unwillig modificirtes Geständnis heraus zu bringen*. Als im Jahre 1830 die Angelegenheit öffentlich verhandelt worden sei, habe sich der Kirchspielsausschuss dafür zwar geneigt erklärt, wegen der großen Kosten aber die Verlegung zu verschieben gewünscht – es sei denn, das Grundstück würde unentgeltlich überlassen. Der Kirchspielsausschuss habe unumwunden seine Meinung ausgesprochen und einstimmig den Antrag befürwortet, diesen jedoch 1831 wieder zurückgenommen: *Die Folge dieser falschen Einflüsterungen war, dass, wie im jüngsten Sommer und Herbst bey dem Großherzoglichen Amte dem versammelten Kirchspiels-Ausschusse die Verlegung des Kirchhofes wieder vorgetragen wurde, derselbe solche als überflüssig und unnütz erklärte*.⁸⁶

Der Abdruck des zweiten, überlangen Aufsatzes,⁸⁷ in dem Batsche auf die Erwiderung seines Gegenspielers Pfarrer Kemphues antwortete, weist möglicherweise auf eine besondere Beziehung Batsches zum Herausgeber der Oldenburger Blätter hin, der in einer Anmerkung am Schluss der vorhergehenden Ausgabe wegen des *geringen Interesses, welches ein ganz lokaler Gegenstand den meisten Lesern gewähret, und anderer Ursachen [...]* vermerkt: *Die baldige Abstellung der hier geschilderten Kirchhofgreuel wird wohl jeder Leser wünschen, wird aber auch wegen fernerer Debatten darüber in diesen Blättern la clöture! rufen*.

Wegen des ungewöhnlichen Artikelumfangs hatte das Erscheinen des Blattes sogar verschoben werden müssen. Redigiert wurde die Zeitschrift der Landwirtschaftsgesellschaft Oldenburg⁸⁸ in diesen Jahren von Ludwig Wilhelm Christian von Halem, dem Bruder des Aufklärers Justizrat Gerhard Anton von Halem (1752-1819).

83 Oldb. Bl. 1831, Nr. 47, S. 474.

84 Oldb. Bl. 1831, Nr. 47, S. 478.

85 Oldb. Bl. 1832, Nr. 22, S. 174.

86 Oldb. Bl. 1832, Nr. 47, S. 181.

87 Oldb. Bl. 1832, Nr. 22, S. 169-184, Anm. S. 169: A[nmerkung] d[es] H[erausgebers]. – NLA-OL, Best. 170-1 Nr. 193: Zur Höchstverordneten Commission für die Angelegenheiten der öffentlichen Bibliothek (Zur Frage einer Beilage zu den Oldb. Bl.): *Ich erhalte häufig Aufsätze, die ich zurücklegen muß, theils weil die ganze Einrichtung der Blätter nicht für sie geeignet ist, theils weil sie nicht so schnell bekannt werden können als gewünscht wird [...]*, 15. Sept. 1833, Oeken.

88 Anton Batsche selbst war nicht Mitglied der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wohl aber aus Damme: Amtmann Plate, Cammer-Assessor Barnstedt, Baron von Wrede/Ihorst, Kirchspielsvogt Hußmann, Pastor Kemphues, Zeller Kophanke/Rüschendorf, Rentmeister Schilgen, Hofrath Justus L. E. J. von Trampe/Amtmann in Damme 1830-1833, sein Nachfolger war Barnstedt (Oldb. Bl. 1838, Nr. 1-3, 2.1., S. 23: Liste der Mitglieder).

Anton Batsche im Umkreis von Dammer Familien

Hatten auf der Seite der Gegner des Projektes Geistlichkeit und namentlich genannte Bauerschaftsvertreter gestanden, so kann die Gruppe der Befürworter um den Kaufmann Batsche nur indirekt anhand von dessen Verbindungen im gesellschaftlichen Umfeld ermittelt werden, was insbesondere mit Hilfe der Taufbücher/Heiratsregister nachzuvollziehen ist.

Der Kaufmann Anton Batsche (1762⁸⁹-1837) ist erst seit seiner Heirat 1786 mit Agnes Linck († 1797),⁹⁰ Tochter des Kirchhöfers und *Kaufhandlers Link*,⁹¹ als in Damme ansässig nachgewiesen. Im Taufbuch Damme sind die Geburten der Kinder Elisabeth Charlotte (5.3.1790),⁹² Friedrich Anton (16.10.1792-3.1.1796), Charlotte Sophie (23.7.1795-2.11.1796), Carl Leopold Anton (4.8.1814-20.10.1816) sowie deren Paten eingetragen. Bei der Tochter Elisabeth Charlotte übernimmt Demoiselle Elisabeth Terheyden *ex Borgloh* die Patenschaft in Vertretung der Herzebrocker Großmutter; zu Paten des Sohnes Friedrich Anton wählte Batsche ein Mitglied der münsterischen Verwaltungsebene, den Vogt Anton Klumpe, sowie den münsterischen Domprediger Friedrich Link; Patin bei Caroline Sophie war Sophia Batsche (1776-1804) *ex Herzebrock*, die am 1. September 1799 den Dammer Vogt Anton Bernard Huesmann heiratete. Paten des Nachgeborenen Carl Leopold aus der 2. Ehe mit Anna Maria Börger sind Vogt Huesmann, Margaretha Höltermann und Batsches Bruder, der Postmeister Carl Henrich Batsche aus Herzebrock.⁹³

Hatte Batsche die Patenschaften für die eigenen Kinder bevorzugt Mitgliedern der näheren Verwandtschaft, sowie Personen der unteren Verwaltungsebene, den Vögten Stordeur, Klumpe, Terheyden (Bergbau in Borgloh) angetragen,⁹⁴ so wurde er im Gegenzug auf dieser Ebene jedoch nur am 30. September 1801 neben Wilhelmina Bartels geb. Klövekorn für den Sohn des osnabrückischen Vogtes Ernst Stordeur zu Pate gebeten, zu dessen Kindern jedoch häufiger Dr. Franz Anton Morell (1768-1851), auch verschiedentlich Geistliche, Mitglieder des oldenburgischen Niederadels oder Angehörige der höheren Amts- und Verwaltungsebene (z. B. Martin Schilgen, Rentmeister / Heinrich Ludwig Graff, Gograf und Friedensrichter / von der Hoya /

89 Ursprünglich stammte die Familie aus Rieste, Brinksitzer, daneben eine Küsterfamilie. Wahrscheinlich war auch J. H. Batsche in diesem kirchlichen Bereich tätig gewesen, wie der weltgewandte Stil (*Ich beharre mit christlichem Compliment an Madame Liebste (...)*) seiner schriftlichen Klage gegen das Amt Reckenberg bezeugt. J. H. Batsche besaß in Wiedenbrück am Markt ein Haus neben dem des Bürgermeisters. Beharrlich, mit dem gleichen Widerspruchsgeist wie später auch sein Sohn Anton (s. Anm. 95), verfolgte er den Fortgang des Prozesses (1770-1775) wegen eines *aus sothanen Hause jährlich zu entrichtenden Wordhuhns* (d.i. Pröven, Naturalienabgabe) bis hin zu einem Gutachten der Juristischen Fakultät der Universität Rinteln (NLA-OS, Rep 903 Nr. 4324).

90 PAD, Heiratsregister 30.5.1786.

91 NLA-OS, Rep 100 Abschn. 188 Nr. 45 f. 1-74 in: Dokumente zur Geschichte des Kirchspiels Damme: Steuerlisten, Seelenregister, Volkszählungen 1448-1772, hg. vom Heimatbund Oldenburger Münsterland, Bd. 15, Cloppenburg 2010, S. 370.

92 NLA-OS, Rep 350 Vör Nr. 508: Lisette B. scheint sich später dem Protestantismus angenähert zu haben. Damals erfolglose Nachforschungen im Prozess 1849 legen nahe, dass die Gelder aus dem Verkauf der Immobilien an das Evangelische Consistorium Osnabrück geflossen sein könnten. – Dazu s. Anm. 70.

93 Jochen Ossenbrink, Kirche, Kloster und Küster in Herzebrock, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 90 (1996), S. 25-94, hier S. 85. – Eckhard Möller (Hg.), Herzebrock, 1150 Jahre Kloster- und Ortsgeschichte 860-2010, Bielefeld 2010, S. 246. – Für Daten zur Verwandtschaft von Batsche danke ich Frau Monika Thölking, Osnabrück.

94 Siehe Graphik I.



Waldeck) die Patenschaft übernahmen. Batsches in Dammer Familien übernommene Patenschaften bezeugen dennoch sein Ansehen im Kirchspiel – trotz der negativen Beurteilung durch Vikar Schmitz⁹⁵ –, die jeweils als Gegenpaten gebetenen Personen eröffneten ihm den erweiterten Zugang zu einflussreichen Dammer Familien.⁹⁶

Eine direkte Verbindung Batsches zu Amtsrentmeister Martin Schilgen konnte nicht nachgewiesen werden; dieser wählte zu Paten seiner eigenen Tochter (1821) Demoiselle Benedicta Marie Helene Forckenbeck aus Osnabrück und Vikar Johann Anton Meyer.⁹⁷ 1849 schreibt jedoch der Amtsrentmeister M. Dincklage an Richard, den Administrator der Kommende Lage,⁹⁸ dass möglicherweise *diese Schuld [d.i. Verfahren Lisette Batsche] aus einer Cassion des verstorbenen Amtmanns Schilgen zu Vörden herrührt.*⁹⁹

Auch zu den von der großherzoglichen Regierung eingesetzten Amtmännern in Damme (Plate, von Trampe, Barnstedt) konnten nähere Verbindungen nicht gefunden werden, von diesen hatte Batsche jedoch für sein Anliegen nur Zustimmung erwarten können. Wenngleich im Text der Artikel 1831/32 immer wieder eine gewisse Distanz zwischen Einsender und Dammer Eingesessenen aufscheint, so versichert Anton Batsche, der Verfasser des Aufsatzes, doch, dass der ihm vertrauenswürdig erscheinende Amtmann Barnstedt die *humane Administration, der sie sich* (d.i. die Eingesessenen), *Gott sei Dank, zu erfreuen haben, [...] den ihm Anvertrauten seine Hülfe angedeihen lassen und die über diesen Gegenstand gemachte Bitte [...] mit einem kräftigen Worte begleitet an seine Königliche Hoheit gelangen lassen werde.*¹⁰⁰

Die Familie von der Hoya hatte sich weitgehend von Dammer Familien ferngehalten und war durch Patenschaften kaum in Damme vernetzt; ein mögliche Verbindung zu Batsche ergab sich nur anlässlich der Taufen bei Lucas Anton Huesmann¹⁰¹ sowie bei Justus Cordemeyer.¹⁰² Eine spätere Gegnerschaft Batsches zur Familie von der Hoya scheint auf im Aufsatz von 1831, wenn Batsche die Familiengräber des Adels – in Damme die Familiengruft derer von der Hoya – innerhalb des Kirchenraumes als Finanzspekulation zum Nachteil der Lebenden ironisch erwähnte.¹⁰³

95 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II f. 10, 20.11.1840: Verteidigungsschreiben des Vikars Schmitz: *Zwar erschienen vor einigen Jahren in einem öffentlichen Blatte ganz auffallende Behauptungen über unseren Kirchhof. Aber jedermann kannte hier den Widerspruchsgeist oder lachte über seine Einfälle, die durch alle Erfahrung zur Genüge widerlegt wurden.*

96 Siehe Graphik II: 1788 Harig, 1788 Friemerding, 1790 Lucas Anton Huesmann, 1794 Cordemeyer, 1795 Rönker, 1800 Ilendorf, 1801 Stordeur, 1819 Börger.

97 Siehe PAD, Taufbuch 25.2.1822. – NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 II Acta Commissionis betr. die Vikarie ad S. Annam et S. Antonium f. 5, 1833: Meier * 26.11.1769 zu Rüschenhof, war bis 1809 Vikar des Domstiftes Minden, lebte danach bei seinem Bruder, dem Pastor von Holdorf, bewarb sich 1833 auf die Vikarie-Stelle ad S. Antonium in Damme.

98 Zu Richard s. Anm. 11.

99 NLA-OS, 350 Vör Nr. 508. – S. Anm. 70.

100 Oldb. Bl. 1831, Nr. 31, S. 344.

101 1790 Eltern: Lucas Anton Huesmann/Elisabeth Henke. Paten: A.B., Anna Elisabeth von der Hoya, Agnes Schlüter.

102 1792 Eltern: Justus Cordemeyer ∞ Catharina Maria Ducker. Paten: Agnes B., Doctor med. Anton von der Hoya.

103 Oldb. Bl. 1831, Nr. 30, S. 335. – Nach Bärbel Sunderbrink, *Dörfliche Eliten, Unterschichten und das Ende des Begräbnisses im Dorf*, in: Jan Brademann/Werner Freitag (s. Anm. 32), S. 237-252, hier S. 237 u. 245: Am Ende des 18. Jahrhunderts verlaufe z. B. im protestantischen Jöllenbeck der Riss in der Bevölkerung zwischen grundbesitzenden Bauern und unterbäuerlicher Schicht; ausschlaggebend für die Verzögerung der Verlegung sei hier die Frage der Erbbegräbnisse gewesen, die die gesellschaftliche Stellung abbildeten. Brademann (s. Anm. 32), S. 207 übernimmt diese Sicht auch für das Bistum Münster.

1794 stand Anton Batsche jedoch Pate für den Sohn Anton des lutherischen Apothekers Justus Gottfried Cordemeyer (1751-1811). Gebürtig aus Melle,¹⁰⁴ hatte sich Cordemeyer nach den Lehrjahren in Melle und Quakenbrück – ebenso wie zuvor Anton Batsche – 1791 neu in Damme niedergelassen. Der ältere Sohn Johann Justus (1790-1826) und seine Geschwister sind später durch Patenschaften und Heirat mit dem Dorf verbunden, so mit den Familien des Kirchspielsvogtes Werner Mähler,¹⁰⁵ des Chirurgus Heinrich Nordhof¹⁰⁶ und später mit der Familie des Amtseintnehmers Salen.¹⁰⁷

Damit konnte Anton Batsche durch Cordemeyer auch Anschluss an Kaufleute des Ortes, insbesondere an den Handelsmann, Gastwirt und Kirchspielsvogt Werner Mähler (1784-1864)¹⁰⁸ gewinnen, dessen Nachkommen sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts durch gegenseitiges Zu-Pate-Stehen und durch Heiraten mit Kaufleuten in den umliegenden Zentren verbanden: Quakenbrück (Schade),¹⁰⁹ Ankum (Lampe),¹¹⁰ Nordhorn (Mähler),¹¹¹ Oldenburg (Ostenkötter),¹¹² Alfhausen, wo der Pastor Dr. Johann Theodor Josef Mähler seit 1806 amtierte.¹¹³ Eine direkte Verbindung Batsches zu Werner Mähler, dessen Familie dem religiösen Leben sehr verbunden war,¹¹⁴ ließ sich bisher aus den Akten jedoch nicht nachweisen.

Der Name des Kirchspielsvogtes Werner Mähler (1832–1854) wird dennoch wiederholt in Berichten über verschiedene Vorkommnisse als weiterer Gegenspieler der Geistlichkeit genannt. In einem Verhör am 17. Februar 1837 wird berichtet: *In des*

104 Jürgen Kessel, „...intrigen und brotneid, ...“ Zur Entstehung und Entwicklung der ersten Dammer Apotheke (1791-1898), in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1998, S. 38-58, S. 41: Eltern: Kantor Heinrich Gottfried C. in Melle ∞ Dorothea Elisabeth Lindemann. – NLA-OL, Best. 76-25 Nr. 932 f. 10: Namensverzeichnis der in Damme wohnenden Protestanten 1824, Dorf Damme: Amtsauditor Müller; Christian Steinhoff; Amtseintnehmer Hollmann; Josef Möhring; Daniel Sversen. – NLA-OL, Best. 76-25 Nr. 932, f. 53: 1821 zählte Damme 1109 katholische, 20 protestantische Einwohner. Cordemeyer wird nicht erwähnt.

105 Johann Justus Cordemeyer *29.4.1790 in Quakenbrück (luth.), ∞ 1817 Catharina Elisabeth Gertrud Mähler (kath., *1793), Schwester des Kirchspielsvogtes Werner Mähler (*1784).

106 Antoinette Agnes C. *27.1.1792, ∞ 1820 Chirurgus Maximilian Heinrich Nordhof, Paten: Agnes Batsche / Doctor med. Anton von der Hoya. Zu Maximilian Heinrich Nordhof s. Anm. 35.

107 Josef Anton Salen (*1809 in Vechta, ∞ 1849 Elise Cordemeyer), Amtsschreiber und Auktionator in Damme (1835-1848), Amtseintnehmer in Dinklage (1849-1870), Amtseintnehmer in Damme (1870-1873), Verfasser des Liedes *Wir das Alte Volk von Damme*. Vgl. Gisela Voßmer, Josef Anton Salen (1809-1873). Ein oldenburgischer Amtseintnehmer in Damme und Dinklage – Dichter des Dammer Heimatliedes, in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2000, S. 212-223. – Salen habe freimütig geäußert, dass die lutherische Reformation sich infolge ihrer Kritik sehr heilsam für die katholische Kirche ausgewirkt habe. Vgl. Hermann Lübbling, Süddoldenburgische Verhältnisse um 1850 in protestantischer Sicht, in: Oldenburger Jahrbuch 50 (1955), Teil I, S. 47-62, S. 60, stützt sich auf F. W. Röbbelen, Drei Jahre aus meinem Leben. Eine Zusammenstellung meiner Reisen im Nordwestlichen Deutschland (...) 1839-1842, Oldenburg 1844.

108 Frau Lis Wöbkenberg, Rehden, danke ich für die Daten zur Familie Bernard Jakob Mähler.

109 Maria Charlotte Agnes *13.6.1790, ∞ 28.4.1812 Kaufmann Joh. Rudolf Schade, Quakenbrück, Schwester des Werner Mähler.

110 Theodore Maria Theresia *10.9.1821, Eltern: Werner Mähler u. Agnes Pille, Paten: Theresia Mähler pro quo levavit Lisette Cordemeyer geb. Mähler / Maria Pille / Joh. David Lampe (s. TB Damme 18.2.1823: Joh. Theodor Lampe aus Ankum als Pate bei Christopher Pille).

111 Johann Henrich Friedrich Mähler, Neuenhaus/Nordhorn *1768, Kaufmann, Halbbruder des Werner Mähler. Er wird sehr oft zu Pate gebeten, demnach scheint er sehr vermögend gewesen zu sein. Clemens M., Neuenhaus, zeichnete einen Erbschluß am 17.7.1877 (Pfarrarchiv Alfhausen, A+100 Nr. 2 Lit A.7). Clemens M., wahrscheinlich ein Enkel, amtierte als Bürgermeister in Damme 1919-1933.

112 Joanna Frederica Cordemeyer *1788 ? (nicht im Dammer TB verzeichnet), ∞ 1814 Raimundus Ostenkötter/Oldenburg.

113 Dr. theol. Johann Theodor Joseph. *1771, † 20.5.1857, Halbbruder des Werner Mähler.

114 S. Briefe seiner Tochter Therese an ihren Sohn Werner (Privatbesitz).

*Kirchspielsvogts Mähler Haus wurde ein Pasquill (d. i. Streitschrift) auf die hiesige Geistlichkeit vorgelesen von Mähler selbst. Anwesend seien dort auch Meyer zu Bokern und Meyer zu Holte gewesen. Dessen Sohn Heinrich habe seinen Vater gebeten, nicht an diesen Versammlungen teilzunehmen, denn alles beruhe auf dem Präsidenten oder Chef – gemeint ist Mähler –; was dieser wolle, ginge durch.*¹¹⁵

Auch der Official Herold bezeichnete der oldenburgischen Regierung gegenüber Mähler als den Anführer: *Hauptursache ist die Aufwiegelung des Volkes durch den Vogt Mähler (Handelsmann!), ein glattzüngiger Mensch.*¹¹⁶ Später dagegen, 1843 wird im Amtsbericht über Mähler geschrieben, dass *von ihm zu loben sey, dass er sich für das Gemeinwohl Beste der Eingesessenen besonders auch der geringeren Classe lebhaft interessiere und dafür gern thätig einwirke, [...] dass zwar Mähler einmal gefasste irrige Ansichten und vermeintliche Ansprüche mit Heftigkeit und Hartnäckigkeit durchzuführen versuche.*¹¹⁷

Da die wöchentliche Ausgabe der Oldenburgischen Anzeigen, in der neue Verordnungen und Gerichtsurteile veröffentlicht wurden, seit der Franzosenzeit zuerst an den Kirchspielsvogt geliefert und erst danach an den Pastor überstellt wurde, hatte sich Mählers Haus zu einem Informationspunkt ausbilden können, da dort *durch öffentlichen Anschlag alle oberliche Verordnungen und Bekanntmachungen, auch von Verkäufen und Concursen publicirt* wurden.¹¹⁸ Das Oldenburger Anzeigen-Blatt hatte seit 1817 auch im jetzt zu Oldenburg gehörenden Dammer Kirchspiel gehalten werden müssen.¹¹⁹

Während für die meisten Kirchspieleingesessenen das geistliche Wort von der Kanzel einer der wichtigsten Kanäle blieb, auf denen Wissen vermittelt wurde, konnte sich innerhalb des Dorfes – wie allenthalben in der Gesellschaft – eine Gruppe von Personen bilden, denen der unvermittelte Zugang zu Buch- und Zeitschriftenproduktionen und damit der Weg zur Wissenserweiterung, besonders auch in geselliger Form, offenstand.¹²⁰ Aufgeklärtes Selbstbewusstsein löste diese Gruppe weitgehend aus der Befangenheit in kirchlichen Denkmustern und damit aus der traditionellen Vorrangstellung der Kirchenvertreter.¹²¹

115 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 I, f. 28. – Der Bruder von Heinrich Meyer zu Holte, Anton Heinrich Ferdinand Meyer (1814-1871), Tierarzt, heiratete 1852 die Tochter des Kirchspielsvogtes Werner Mähler Theodora Maria Therese. F. Meyer praktizierte in Berne i. O., einer rein protestantischen Gegend; später wurde er als Amtstierarzt in den oldenburgischen Landesteil Birkenfeld versetzt.

116 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 I, f. 29.

117 NLA-OL, Best. 31-13-62 Nr. 17: Gegen Mähler wurde wegen einer *Selbsthilfe* (Schlägerei!) ermittelt. – NLA-OL, Best. 70 Nr. 5416 II: Schreiben des Werner Mähler zur Besetzung der Küsterstelle, 23.8.1836: *[...] erlaube ich mir [...] zu praesentieren, dass es nicht möglich ist, dass davon eine Familie existieren kann.*

118 Oldb. Wöchentliche Anzeigen, 16.3.1815, Instruktion für Kirchspielsvögte § 5.

119 PAD, Karton 57, Kirchenrechnung 1817 (Brücher): *Für das Oldenburgische Wochenblatt, welches von der Kirche gehalten werden muß.*

120 Vgl. Schlögl (s. Anm. 34), S. 40. – Ebd., S. 59: „Erst seit 1780 dokumentieren die Nachlaßverzeichnisse einen deutlichen Anstieg in der Verbreitung von Büchern.“ – Ebd., S. 61: „Ausschließlich die Gelehrten und die bürgerlichen Amtsträger setzten Vermögenszuwächse konsequent in die Vergrößerung ihrer Bibliotheken um.“ – Für Damme fehlt eine solche Erhebung des Buchbestandes der bürgerlichen wie auch der geistlichen Haushalte. Der Büchernachlass von Pfarrer Brücher wird weder in dessen Testament noch im Executorium erwähnt (PAD, Karton 11, 1820). Vikar Meier, der 1820 den Nachruf verfasste, könnte die bedeutende Bibliothek an sich genommen haben. Andererseits bringen die Wöchentlichen Anzeigen Osnabrück 1778 und folgende häufig Anzeigen von Buchauktionen, in denen Bücher aus Nachlässen angeboten wurden.

121 Vom Streben der damaligen Dammer nach Modernität und Information zeugte Jahrzehnte später eine auf dem Kirchplatz aufgestellte Litfaßsäule (erstmalig 1855 in Berlin). Da diese kommunale Einrichtung aber auf kirchlichem Grund aufgestellt war, erhob die Kirche 1882 Einspruch (PAD, Karton 40 Reg. 550, 2. Juli 1882).



Der Wandel im Totengedächtnis um 1800 und die Auseinandersetzung um die Verlegung des Friedhofes

Die lange Dauer der Verhandlungen zur Verlegung des Kirchhofs in den Jahren 1806 bis 1840 kann mit den kirchlichen Vorbehalten und den Einwänden eines Teils der Kirchspielseingesessenen nicht befriedigend einsichtig gemacht werden. Vielmehr dürfte dem Streit ein auch in Damme einsetzender, tiefer gehender Wandel im allgemeinen Denken zu Grunde liegen, der sich sehr zögerlich auch auf dörflicher Ebene bemerkbar machte. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts war die Bedeutung von Gefühlen und Gemütsbewegungen diskutiert worden, vornehmlich von schottischen Moralphilosophen, deren Gedanken von den französischen Enzyklopädisten weitergeführt wurden. Im Zeitalter der Aufklärung begann neben der Suche nach dem rationalen Verständnis der Welt eine neue Wertschätzung von Gefühlen, die das Individuum zu einem sympathiebegabten Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft formten.¹²²

In den Aufsätzen von Pfarrer Kemphues und Anton Batsche, die in den Oldenburgischen Blättern veröffentlicht wurden sowie in dem späteren Schreiben des Vikars Schmitz werden einerseits die Entwicklung kirchlich-theologischer Positionen, andererseits die ambivalenten Motivatoren der bürgerlichen Gesellschaft – Empfindsamkeit und Rationalismus – sichtbar.

Im geistlichen Bereich war das Beharrungsvermögen von Pfarrer Kemphues gestützt und neu interpretiert worden durch das oben erwähnte, 1839 von Vikar Schmitz verfasste Schreiben¹²³ gegen die Kirchhofsverordnung der Regierung aus dem Jahre 1831: Er habe nur noch die religiöse Überlegung zugefügt, die in der Befürchtung gipfelte, *dass durch die Veränderung der Art des Begräbnisses auf irgendeine Weise ihrer Religion und deren Ausübung Abbruch geschähe*.¹²⁴ Mit dem Rückgriff auf den biblischen Text (Eph. c. 1 v. 22) hatte Schmitz daher den Aspekt der liturgischen Verbundenheit mit den auf dem alten Kirchhof begrabenen Verstorbenen hervorgehoben: *Ihrer (d. i. der Toten) Seelen vor Gott zu gedenken ist uns heilige Pflicht, besonders dann, wenn wir an dem feierlichen Gottesdienste der hl. Messe beiwohnen. Denn uns alle umschlingt und vereinigt ein geistiges Band als Glieder eines Leibes, dessen Haupt ist Jesus Christus*.¹²⁵ *Wenn wir an jedem ersten Sonntag im Monat, so wie an den Festtagen des Jahres feierliche Prozessionen halten, so geschieht das mit Gesang und Gebet rund um den Kirchhof. Darum hat der Kirchhof für uns einen religiösen Werth, der unsern Herzen durch Nichts ersetzt werden kann*.¹²⁶

122 Vgl. Ute Frevert, *Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne*, Frankfurt/New York 2011, S. 20.

123 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II, 25.11.1839.

124 OAV, B-17c-6, f. 23.

125 Paulus (Neues Testament), Epheserbrief, c. 1, v. 22 f.

126 Vgl. Tympius, *Catholische Leichenpredigten (...)*, Münster 1609: „Die rechte Brüderliche lieb oder liebe deß nechsten erstreckt sich auch auff die verstorbenen. Dann wie wir alle einmal worden sein der Leib / unndt ein jeder Mensch für sich ein gliedt Christi Jesu / so unser Haupt ist / also bleiben wir seine Glieder / unndt ein jeder Catholischer Christ / so in der Liebe und Gnade Gottes ist / deß andern mitgliedt / nit allein im leben / sondern auch im sterben un(d) nach de(m) todt [...]“ (zit. nach Brademann [s. Anm. 32], S. 95). Der Umgang um den Friedhof war ein Ritual der in Damme 1699 (bis 1780) durch den Prior Ludwig Osterholt gegründeten Rosenkranzbruderschaft zur Gewinnung von Privilegien und Ablässen für das Seelenheil der Verstorbenen (OAV, Damme A 2: *Inventarium Ecclesiae S. Victoris Martyris in Damme 1706*, cap. III. – PAD, Karton 15, Reg. 300, Antwort auf eine Anfrage des Officialats von Pfarrverwalter Schmitz, 1861, Okt. 5. Ad 5).



Hatte Kempfues an die Toten als moralische Individuen erinnert, die sich vor dem höchsten Richter in der Ewigkeit zu verantworten haben, so legte Schmitz den Schwerpunkt darauf, dass die Verstorbenen durch die Totenriten in die Gemeinschaft der Kirche, in den mystischen Leib Christi reintegriert seien. Er verband den Widerstand gegen die Verlegung mit Gedanken der damals neueren Theologie, die nach der Zeit der Aufklärung den Schwerpunkt auf den Symbolwert des organischen Kirchenbegriffs legte; die Verbindung aller Teile zu einem Ganzen sei Abbild der katholischen Kirche.¹²⁷ Innerhalb der kirchlichen Einheit festigte das ausgeprägte Priesterbild die Hierarchie. So hatte Schmitz seine Sorge auf das Zentrum des Dammer Kirchenraums gerichtet: Statt der Ausgaben für den neuen Begräbnisplatz würde die Gemeinde *gern an den Altären der Kirche den verblichenen Goldglanz wieder erneuern lassen*.¹²⁸ Die enge Verbindung von Altar und Kirchhof war für ihn – *wir als Katholiken* – eine deutliche Abgrenzung zu den Protestanten.¹²⁹

Den Gedanken der Aufklärung stand Schmitz fern. So hatte er sich auch nicht dem hohen Anteil münsterischer Theologiestudenten angeschlossen, die dem Theologen Hermes nach Bonn gefolgt waren, sondern – wie auch der um zwei Jahre jüngere, spätere Theologieprofessor Anton Berlage¹³⁰ – ein Studium in Tübingen aufgenommen. Hier war er geprägt von den Gedanken der katholischen „Tübinger Schule“, von Johann Sebastian Drey (1777-1853) und Johann Baptist Hirscher (1788-1865), der in seiner Schrift „*Missae genuinam*“ (1821) die Meßfeier als *adventus regni coelestis* definiert hatte.¹³¹ Anschließend war er einige Jahre als Hausgeistlicher der Gräfin von Stolberg tätig gewesen, der Witwe des Friedrich Leopold Graf von Stolberg,¹³² der dem Kreis der Fürstin Amalie von Gallitzin in Münster, nahegestanden hatte. Seit 1832 als Gymnasiallehrer in Vechta beschäftigt, wünschte er 1838 das Lehrfach mit der geistlichen Seelsorge zu vertauschen, um in Liturgie und Katechese, wie Hirscher lehrte, die Liebe zu Gott im *Gemüth* der Menschen zu erwecken.¹³³

In den Aufsätzen seines inzwischen verstorbenen Kontrahenten Anton Batsche war deutlich geworden, dass dieser wohl schon 1809 zu den *einigen aufgeklärten Katholiken*

127 Vgl. Franz Schnabel, *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*, Bd. 4: Die religiösen Kräfte, München 1987, S. 69.

128 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II f. 10, Eingabe an die Höchstverordnete Commission der Landesherrlichen Obrigkeitsrechte.

129 Zur Verbindung von Abendmahl und Unsterblichkeit s. Hirscher: *In illa (coena) immortalitatis atque futurae nostrae beatitudinis fiduciam repositam intueamur, atque eiusdem in illa pignus accipiamus*, zit. nach Norbert Köster, *Der Fall Hirscher. Ein „Spätaufklärer“ im Konflikt mit Rom?*, Paderborn u.a. 2007, S. 76.

130 Zu Berlage: Thomas Schulte-Umberg, *Profession und Charisma. Herkunft und Ausbildung des Klerus im Bistum Münster 1776-1940*, Paderborn u.a. 1999, S. 191, Anm. 252: Studium in Bonn, Tübingen, München.

131 Köster (s. Anm. 129), S. 69 ff. – Schon 1823 wurde Hirschers Schrift von Papst Gregor XVI. auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. – Zu dem Weggang münsterischer Theologiestudenten, die Hermes nach Bonn folgten, s. Schulte-Umberg (s. Anm. 130), S. 165; ebd. S. 131 f. Die Aufhebung der münsterischen theologischen Fakultät 1820 war auch in der Tübinger Theologischen Quartalschrift, gegründet 1819 von Johann Baptist Hirscher, besprochen worden. – Weitere Daten zu Schmitzens Studium in Tübingen (Hörerverzeichnis der theologischen Fakultät Tübingen, Seminaristenliste Münster, Akten des Gymnasiums Antonianum Vechta) stehen noch aus.

132 Friedrich Leopold Graf von Stolberg (1750-1819) war mit dem Aufklärer von Halem befreundet gewesen, bis er sich später dem Kreis der *familia sacra* anschloss.

133 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5614 II f. 8: Acta Commissionis betr. die Vicarie ad S. Annam zu Damme. – Vgl. Köster (wie Anm. 129), S. 73. Hirscher galt in seiner Zeit als der einflussreichste katholische Theologe Deutschlands (ebd., S. 160).

gezählt werden konnte, auf die Schilgen sich in seinem Schreiben an den Präfekten berufen hatte.¹³⁴ Seine Aufsätze zeugen, neben genauer Kenntnis der örtlichen Gegebenheiten sowie der damaligen Diskussion medizinischer Fragen, von Kenntnis der Geschichte und moderner Zeitfragen.

Dem Aufsatz von 1831¹³⁵ hatte Batsche einen kurzen Abriss der Geschichte des Begräbniswesens bis hin zu den hannöverschen Bestimmungen vorangestellt und auf die wachsende Bevölkerungszahl hingewiesen, die von den Regierungen der Zeit durchaus erwünscht war. Er benannte die Missstände auf dem Kirchhof *in physischer und moralischer [d.h. in der Sprache der Zeit: einfühlsamer] Hinsicht*. Das Thema der trauernden Erinnerung lag Batsche persönlich nahe; in kurzen Abständen waren drei seiner Kinder sowie seine Frau Agnes gestorben und auf dem unwirtlichen Kirchhof an der Dammer Kirche begraben worden. Batsche weist in seinen Aufsätzen wiederholt die kirchliche Position zurück – in seinen Worten: *genährter Aberglaube, Albernheit und Gemächlichkeit* – und stellt dagegen *das wehmutsvolle Gemüth der Hinterbliebenen*, das durch die Gewohnheit des Anblicks, der *widrige Gefühle* hervorrufe, niedergedrückt werde. Der Kirchplatz sei *eine öde Steppe, wo alles Zartgefühl, alle edle Empfindung erstarret, und in rohe Gleichgültigkeit übergeht*.¹³⁶ Als ein *Haupterforderniß eines Friedhofes* gelte aber *die stille Erinnerung an dem Grabe der uns im Leben so theuren und lieben Heimgegangenen, so wie die einsame und ernste Betrachtung des Todes und der Ewigkeit – auffallend von dem Herrn Bemerkter*¹³⁷ *auch nicht einst mit einer Sylbe gleich einer unnützen phantastischen Aufregung hat in Erwähnung gebracht werden dürfen*.¹³⁸

Der Advovatus *piarum causarum* Hakewessel drang dann 1838 angesichts der vorgefallenen ekelregenden *Scandalitäten* auf die Verlegung, die *gewiß keine religiösen, dem menschlichen Gefühle zusagenden, [...] ja Schauer und Abscheu hervorrufen müssen. Auf dem neuen Friedhof werden wieder Erinnerungen und Gefühle erregt werden können, die dem menschlichen Herzen theuer sind*.¹³⁹

Dagegen hatte Pfarrer Kemphues als Theologe und Seelsorger seiner Gemeinde am Ende des handschriftlichen Entwurfs seiner Gegenschrift die Angst um die künftige Heilssicherheit jedes Einzelnen ins Bewusstsein der Gläubigen zurückgerufen: Die frühe Christenheit habe danach gestrebt, *den hehren Todesact des Menschen mit der Religion und Kirche in möglichst nahe Verbindung zu bringen. [...] Wahrlich! So sanft und selig uns das Christenthum den Tod einerseits immerhin darstellt, so kräftig und ernst weiset es uns in diesen und ähnlichen Ausdrücken auf dessen Wichtigkeit hin: Nach dem Tode das Gericht!*¹⁴⁰ Diese Gerichtsdrohung, in der barocken Frömmigkeit ein fester Bestandteil der Predigten,¹⁴¹ wurde in der Zeit der Aufklärung durch das Gefühl der empfindsamen Trauer in den Hintergrund gedrängt.

134 Siehe Anm. 8.

135 Siehe Anm. 1. – Ein weiterer häufiger Beiträger zu den Oldb. Bl. und Mitglied der Landwirtschaftsgesellschaft Oldenburg ist von Wrede auf Gut Ihorst, wo Ignaz Gerd Batsche Verwalter gewesen war (s. Anm. 70). – Eine Abonnentenliste ist für diese Zeit nicht vorhanden.

136 Oldb. Bl. 1831, Nr. 31, S. 341 u. 343.

137 Verweis auf Kemphues in: Oldb. Bl. 1831, Nr. 47.

138 Oldb. Bl. 1832, Nr. 22, S. 183.

139 NLA-OL, Best. 70 Nr. 3859, 20. 11.1838, Bericht an die Regierung.

140 OAV, B-17c-6.

141 Z. B. in: Petrus Canisius, Catechismus Romanus 1566 (s. Brademann [s. Anm. 32], S. 93).

Schon früh hatten Gegner der Friedhofsverlegung diese *unnöthige Neuerung [der] Empfindsamkeit den neuern Philosophen* zugeschoben, die womöglich auf den alten Kirchhöfen eine Promenade anlegen wollten. Zumindest den Geistlichen müsse der Begräbnisplatz auf dem Kirchhofe, im Porticus oder in der Kirche vorbehalten bleiben.¹⁴²

Kaufmann Batsche übernahm in den 1830er Jahren Gedanken, die schon Justus Möser, der seinerseits auf französisches Gedankengut zurückgriff,¹⁴³ 1779 in den Osnabrücker Intelligenzblättern vertreten hatte: Heiligkeit und Sicherheit des Gottesackers lasse sich an einem völlig umschlossenen Ort außerhalb einer Ortschaft besser erhalten, als an den bisher als Friedhof genutzten Kirchhöfen, wo ein (all)gemeiner Weg darüber gehe.¹⁴⁴ Auf dem alten Kirchhof *wird mancher, wenn entweder der Raum zu enge, oder das Gras zu gut ist, bald auf diese bald auf jene Art in seiner Ruhe gestört, und keiner würde auf sein Grab eine Rose ohne Gefahr blühen lassen können [...]. Wehmut und Einsamkeit seien nicht zu finden. Hier fällt bey einem täglichen Anblicke, der heilige Schauer weg [...] und die trauerklagende Muse krächzet blos ein Leichencarmen.*¹⁴⁵

Auf seiner Reise durch die hiesige, von Hungerkrisen geschüttelte Gegend beschrieb noch um 1800 J. G. Hoche¹⁴⁶ die Nüchternheit der Bevölkerung; er habe nur geringe Spuren von Gefühl gefunden: *Einer großen Anhänglichkeit an geliebte Verstorbene, feiner und zärtlicher Empfindungen fähig, habe ich die niedere Volksklasse zwar oft gefunden, aber wenn Vorurtheile und Vortheile mit in Anschlag kommen, so schweigt das nicht geleitete Gefühl [...]. Der geliebte Verstorbene wird vergessen, und so hörte ich bisweilen die Aeussereung, dass man lieber ein Kind, als die Kuh verlihren wolle. Jenes sei leicht zu ersetzen, aber diese nicht.*¹⁴⁷ Hoche erkannte, dass das Gefühlsempfinden in seiner Entwicklung geformt wurde von den unterschiedlichen Lebensumständen in der Gesellschaft. In der niederen Volksklasse sah er das gering ausgeprägte Gefühl abhängig von den jeweiligen ärmlichen Lebensbedingungen, während Möser leicht ironisierend aus der Sicht eines Stadtbürgers schrieb, der in wohlhabenden Verhältnissen lebte.

Gleichzeitig mit der Bedeutung von Erinnerung an den Toten in der empfindsamen Trauer gewinnt das Setzen von Leichensteinen erhöhte Beachtung, um die Dauer der Memoria sicher zu stellen. Während Jonathan Swift geschrieben hatte, Grabdenkmäler *fallen naturgemäß und zu Recht unter die Rubrik Lügen, Stolz, Eitelkeit usw.*¹⁴⁸

142 NLA-OS, Rep 100 Abschn. 29 Nr. 45 (Verlegung der Todtenhöfe), Febr. 1780: Notiz zur Landtagsversammlung.

143 Barbara Happe, „Tod ist nicht Tod – ist nur Veredelung sterblicher Natur“, in: Norbert Fischer, Nekropolis. Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden, Stuttgart 2005, S. 35-58, hier S. 50 f.

144 Vgl. T y m p i u s (s. Anm. 126): *[...] es ist mit Augustinus ein Sakrileg, den Kirchhof zu überqueren und für die, so da ruhen und jre auferständnuß erwarten nit zu beten.* Zit. nach Brademann (s. Anm. 32), S. 99.

145 Justus Möser, Vorschlag wie die Kirchhöfe aus der Stadt zu bringen, in: Westfälische Beyträge zu Nutzen und Vergnügen, 47. Stück. 20. November 1779 (NLA-OS, A XI 175). – Zur Bedeutung des Osnabrückischen Intelligenzblattes für die Öffentlichkeit im Dammer Raum siehe Karl-Heinz Ziessow, Zwischen ‚großen‘ und ‚kleinen‘ Dammern: Kommunale Öffentlichkeit in einem Spannungsgebiet, in: B a d e u. a. (s. Anm. 18), S. 253-278, hier S. 263 ff.

146 1763-1836, Prediger in Rödinghausen/Ostwestfalen.

147 J. G Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Groningen, Bremen 1800, ND Leer 1977, S. 29 f.

148 Jonathan Swift, Ein ernster und brauchbarer Plan zur Schaffung eines Hospitals für unheilbar Kranke (1733), in: Betrachtungen (s. Anm. 27), S. 170-192, hier S. 187. – Zur Beliebtheit der Lektüre von Swifts Werken: Vehtaer Sonntagsblatt, Wochenzeitschrift für alle Stände 1835 Nr. 30, 25. 7.: *Dr. Osthoff bittet, den 3. Band von The Works of Dr. Jonathan Swift zurückzugeben, ebenso den 4. Band von Lamberts mathematischem Briefwechsel.*

machte Justus Möser es der Tochter Jenny zur Pflicht, ihm ein würdiges Denkmal zu setzen, damit die Nachwelt seine Verdienste ehre: *Versprich mir aber vorher, dass du mir nach meinem Tode ein Denkmal in unserer Kirche aufrichten lassen wollest, wodurch mein Andenken noch auf einige Zeit dem Staate, dem ich gedient habe, erhalten werde. Ich weiß zwar wohl, dass die heutige Welt über dergleichen Dinge spottet [...]*.¹⁴⁹ Deutlicher hebt die Inschrift auf dem Grab des Gerhard Anton von Halem zudem auf die Vorbildfunktion (1819) ab, wenn er seine Söhne im Text anspricht: *Daß dereinst, die hier mit mir sich freuten,/ Ohne Gram zu Grabe mich geleiten./ Mög´ ein Vater dann in späten Tagen/ An dem Mal zu seinen Söhnen sagen:/ Nicht hat der, des Grabmal ihr umgebet,/ Umsonst gelebet!*¹⁵⁰ Batsche bemängelte das Nichtvorhandensein von Leichensteinen auf dem Begräbnisplatz an der Dammer Kirche. Auf diese Weise werde versucht, den *Gedanken an die theuren Heimgegangenen bei den Hinterbliebenen zu erlöschen, Gleichgültigkeit gefördert, im Volke jeder Keim des Zartgefühls, jeder höheren geistigen Empfindung erstickt*.¹⁵¹

Es sei zudem eine Funktion von Denkmälern, die Ungleichheit der Menschen, ob arm ob reich, aufzuheben und die Unterwerfung aller unter das gleiche Schicksal aufzuzeigen.¹⁵² Die Besinnung auf den moralischen Zweck des Friedhofes, *Mensch, Du musst sterben!*, sei durch Gewohnheit und Alltäglichkeit abgestumpft, die Ungleichheit der Verhältnisse aber schwinde vor dem Wort *Alles ist eitel!* Noch 1840 schlägt dagegen Pfarrer Kemphues vor, sozialen Unterscheidungen Rechnung zu tragen: *Es gibt im Kirchspiel Damme immerhin einige vermögende Familien, die vermutlich eigene Grabstellen wünschen. Für Pfarrer, Lehrer und Kirchendiener ist herkömmlichermaßen eine besondere Begräbnisstelle zu reservieren*.¹⁵³ 1846 scheint jedoch das Setzen von Leichensteinen, durch die Wohlhabenheit demonstriert werden kann, doch dann bedenklich geworden zu sein.¹⁵⁴

Als *Muster aller Todtenhöfe* erwähnte Batsche den neuangelegten Gertruden-Friedhof in Oldenburg, den er verschiedene Male besucht habe, nicht ohne mit ästhetischem Empfinden den *einfachen, edlen Styl* der fürstlichen Gruft und weiterer Denkmäler hervorzuheben.

In seinem später veröffentlichten Aufsatz¹⁵⁵ erweiterte Batsche die Bedeutung eines gut angelegten Friedhofes in den politischen Bereich und mahnte eine ausreichende

149 Justus Möser, *Sämtliche Werke, Patriotische Phantasien II*, ND Oldenburg 1945, S. 268: LXXIII Die Ehre nach dem Tode: Brief an seine Tochter Jenny Voigt.

150 Zit. nach Paul Raabe, *Wie Shakespeare durch Oldenburg reiste*, Oldenburg 1986, S. 144.

151 Oldb. Bl. 1832, Nr. 22, S. 171. – Der protestantische Pfarrer Johann Moritz Schwager (1738-1804), Jöllenbeck, befürchtete, dass die Memoria der Vorfahren bei einer Verlegung ohne Beibehaltung der Leichensteine verschwinde (Bemerkungen auf einer Reise durch Westfalen, bis an und über den Rhein, 1804). – Vgl. Sunderbrink (s. Anm. 44) zu Minden-Ravensberg.

152 Oldb. Bl. 1831, Nr. 31, S. 341. – Ein Foto (1961, Schreiner, Stadtmuseum Damme, NW-Viertel), das die teilweise 1961 noch erhaltene Erstbelegung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zeigt, beweist, dass dennoch gravierende Unterschiede in der Ausführung – einerseits steinerne Stelen mit Bibelzitat und Symbolen, andererseits geschnittene Totenbretter nur mit den Lebensdaten beschriftet – bestanden.

153 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II f. 22, 1840. – Der erste, noch erhaltene Leichenstein wurde für den 1842 verstorbenen Heinrich Enneking gesetzt.

154 OAV, Hs 3 f. 319, 28. Juli 1846: *Auch haben einige auf den Gräbern ihrer verstorbenen Angehörigen einen Leichenstein gesetzt, welches vielleicht mit der Zeit widerrechtliche Ansprüche veranlassen könnte, weshalb denselben unmaßgeblich vorzubeugen wäre.* – Dennoch bleibt es bis 1925 bei den von Pfarrer Brücher eingeführten Reihenbegräbnissen (Batsche, Oldb. Bl. 1831, Nr. 30, S. 337). – Ein Foto (1966, Hillenhinrich, Stadtmuseum Damme) zeigt die Gleichförmigkeit selbst der Grabmale um 1900 auf dem SW-Viertel des Friedhofs.

155 Oldb. Bl. 1835, Nr. 4, S. 25-27, hier S. 27.



Größe des neu anzulegenden Friedhofs an, damit *der Huld des Fürsten und der leidenden Menschheit ein bleibendes, dankbares und versöhnendes Denkmal eingeweiht* werde.¹⁵⁶ Gleichgültigkeit, die die Verbindungen zu den Toten wie zu den Lebenden abbricht, wurde abgelöst durch das mitleidende Gefühl der Trauernden, das die Mitglieder der Gemeinschaft verknüpfen und den patriotischen Gemeinsinn wecken kann.¹⁵⁷ Chateaubriand hatte den Ursprung aller Vergemeinschaftung im Totenkult gesehen.¹⁵⁸ Durch die Anlage des Friedhofs und durch die steinernen Dokumente wurde versucht, die Dauer des an sterbliche Personen gebundenen und damit vergänglichen Gefühls zusammenzufassen und in den gesellschaftlichen Bereich zu erweitern.

Die Entscheidungen des Großherzogs

Der heftig geführte Dammer Streit um die Kirchhofsverlegung weckte letztendlich den Argwohn des Großherzogs Paul Friedrich August (1829–1853). In der durch die Kontroversen gestifteten Unruhe sah der Großherzog seine Autorität im aufklärerischen Untertanenstaat gefährdet und entschied am 28. Dezember 1839 in einem von ihm eigenhändig unterzeichneten Schreiben: *Im Übrigen haben Wir mit Missfallen wahrgenommen, auf welcher unredlichen Weise die Unterschriften zu der Vorstellung vom 20. November bewirkt sind, und finden Uns veranlaßt, der Regierung hiemit aufzugeben polizeylich einzuschreiten, damit jenen Umtrieben ein Ende gemacht und durch nachdrückliche Maßregeln gegen die in Damme wiederholt vorgekommenen Partheyungen Eintracht in der Gemeinde hergestellt werde.*¹⁵⁹ Schon 1833 hatte sich der anonyme Verfasser eines Artikels in den Oldenburgischen Blättern, offensichtlich beunruhigt durch Auswirkungen des 1832 stattgefundenen Hambacher Burschenschaftsfestes, gegen das Aufkommen der durch eine freie Presse gestützten demokratischen Strebungen gerichtet; durch *die einander gegenüber stehenden Partheyungen* sei der Staat gefährdet.¹⁶⁰

Noch nach der Entscheidung der Regierung vom Januar 1840 gab es offensichtlich Anlass, dass Amtmann Barnstedt noch einmal eine Eingabe um Maßregelung machte, *damit Partheyungen und dem Treiben der Opponenten in dieser Sache ein Ziel gesetzt werde.*¹⁶¹

Vermittelnder verhielt sich Großherzog August im Streit um den oben erwähnten Beamtenstuhl¹⁶² zwischen landesherrlicher Befugnis und Kirchenrecht und gestattete 10 Jahre später, im Jahre 1850, die Entfernung dieses Zeichens, das den Vorrang der oldenburgischen Verwaltungsbeamten und damit die Präsenz der oldenburgischen Regierung unterstrichen hatte.¹⁶³ Neben diesem Rückzug aus dem kirchlichen

156 Vgl. Ute Frevert, *Vergängliche Gefühle*, Göttingen 2013, S. 269.

157 Ute Frevert, <http://www.srf.ch/player/tv/nzz-standpunkte/video/ute-frevert-machen-gefuehle-geschichte?id=a1bb1393-e150-48aa-9f47-d50ee665a36f>.

158 Dazu Schlögl (s. Anm. 6), S. 162.

159 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II, f. 13.

160 Vgl. Oldb. Bl., 1833, Nr. 3, S. 17, *Über Volksbewegungen*. – 1834 erließ Papst Gregor XVI. eine Enzyklika (*Mirari vos*) gegen Liberalismus, Gewissens- und Pressefreiheit.

161 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 II, f. 16, 31.1.1840.

162 Siehe S. 37.

163 Der Großherzog entschied damit so, wie in der preußischen Verfassung von 1850 festgelegt wurde. Dazu Schlögl (s. Anm. 6), S. 155. – Zur Repräsentation des Herrschenden im kirchlichen Raum s. Hilde Schreiner, *Überlegungen zu drei im Pfarrhaus zu Damme aufgefundenen Porträts geistlicher Herren*, in: *Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland* 2014, S. 178–199.

Rechtsraum ist gleichzeitig die vermehrte Häufigkeit der „Regierungsjubiläen“ und Feierlichkeiten zu familiären Anlässen in der großherzoglichen Familie zu beobachten, mit denen die politische Präsenz betont werden sollte.¹⁶⁴

Wahrscheinlich ermutigt durch die Unruhen im Jahr 1848 hatten denn auch die Dammer 1849 gegen die Entscheidung ihrer damaligen eilfertigen Kirchenoffizialen von 1827 (Dechant, Pfarrer und Kirchenprovisoren) eine Anmutung von Umsturz gewagt, indem sie auf althergebrachtes Recht zurückgriffen, um ‚revolutionäre‘ Forderungen zu stellen. In einem Schreiben an den Kirchenvorstand – *die Schrift enthält Unbekömmlichkeiten, welche lediglich nur in der Aufregung der Zeit ihre Erklärung finden können* – forderten sie die Abschaffung des Beamtenstuhls, da sie nach dem Kirchenrecht als gemeine Kirchspieleingesessene Anspruch auf Nutzung des Kirchenvermögens, d.h. den Platz in der Kirche als Immobilie, gehabt hätten. Da die oldenburgischen Verwaltungsbeamten zumeist protestantischer Konfession seien, sei der Stuhl zudem wenig benutzt worden. Die Ablösung entsprach dem modernen Verständnis des Kirchenbegriffs und wurde wegen der angestrebten kirchlichen Eigenständigkeit auch von Officialatsassessor Heinrich Schuling und dem Advocatus piarum causarum Driver bei der Regierung beantragt.¹⁶⁵

Zusammenfassung

Zwischen 1806 und 1840 wurde die Verlegung des Begräbnisplatzes, angeordnet durch die französische Verwaltung, später durchgesetzt durch die oldenburgische Regierung, jahrzehntelang verzögert. Als Ursache für diesen langwierigen Prozess wurden in der Darstellung mehrere Faktoren aufgezeigt. Erst nachdem 1827 die Pfarrregulierung durchgeführt und nachdem das bischöflich-münsterische Officialat 1831 als Verhandlungspartner der Oldenburgischen Regierung eingerichtet worden war, konnte der Modernisierungsprozess vorangetrieben werden.

Wenn auch die Holdorfer Frage zuvor im Vordergrund der Auseinandersetzungen gestanden hatte,¹⁶⁶ so wird doch in den Argumentationen der Parteiungen innerhalb des Dorfes Damme ein zugrunde liegender Wandel im Verhältnis von Kirche und Mitgliedern des Kirchenvolkes sichtbar. Deutlich wird der unterschiedliche Grundton der schriftlichen Kommunikation: einerseits die kirchlich-theologischen Positionen, andererseits die Auswirkungen aufklärerischen Gedankenguts in der Auseinandersetzung um die Sterblichkeit des Menschen. In den *Wortführern* der jeweiligen Parteien – Anton Batsche, der jedoch 1837 verstorben war, und später Carl Antonius Schmitz – standen sich die Positionen von zwei sehr gut ausgebildeten Persönlichkeiten gegenüber. In den theologischen Argumentationen von Vikar Schmitz wird – obwohl oder gerade weil er die Beibehaltung des Begräbnisplatzes forderte – eine Weiterführung über die Argumente von Pfarrer Kemphues hinaus erkennbar.¹⁶⁷

164 Vgl. Schlögl (s. Anm. 6), S. 195.

165 NLA-OL, Best. 70 Nr. 5613 I, 12.4.1849. Schreiben gez. Kemphues, Mentz (Amtmann), Werner Mähler: *Mit der obigen Vorstellung finden sich gegenwärtige Kirchenprovisoren der Kirche zu Damme völlig einverstanden.* Gez. Josef Leiber, B. Wöbkenberg.

166 Ziessow (s. Anm. 145), S. 272.

167 Vgl. Schulte-Umberg (s. Anm. 130), S. 191-203; dazu auch Schnabel (s. Anm. 127), Bd. 4, S. 62 ff.

Der von den neuen Erkenntnissen der katholischen Theologie überzeugte Vikar Schmitz, der die Kirche als eine organisch gegliederte Einheit, als das Corpus Christi Mysticum, als eine der Welt nicht sichtbare geistige Dimension betrachtete,¹⁶⁸ geriet mit der *Parteyung* der Kirchspielseingesessenen um Batsche in Konflikt, die in Übereinstimmung mit der staatlichen Obrigkeit an den Einsichten der Aufklärungszeit, begründet in individuellem Gefühl und rationalem Denken, festhielten.

In der Äußerung von Schmitz – dem weltlichen Verständnis sei eine geistliche Sphäre nicht sichtbar – deutete sich im Übergang zur Romantik der Wandel in der Theologie an, der einen organischen Kirchenbegriff und die Verinnerlichung der Frömmigkeit anstrebte.¹⁶⁹ Deren Loslösung aus dem staatlichen Bereich der Gesellschaft führte dann im späteren 19. Jahrhundert zu einer Gegengesellschaft, ausgerichtet an den römischen Einheitsbestrebungen, und trug unbeabsichtigt zur Ausdifferenzierung und zum Pluralismus in der Gesellschaft bei.¹⁷⁰

Die sich als Elite verstehende Gruppe, auf die der Amtmann Barnstedt sich berufen konnte, wird deutlich in der Persönlichkeit des Kaufmanns Anton Batsche. Durch die Wahl der Patenschaften für seine Kinder, vornehmlich Mitglieder der Verwaltungsebene oder auch nahe Verwandte, hatte der Zuwanderer Batsche seine Stellung in der dörflichen Gesellschaft zu festigen versucht (Abb. 1)¹⁷¹, jedoch blieb sein Streben über die Standesgrenzen hinaus nicht erwidert.¹⁷² Dennoch ermöglichten ihm die von ihm selbst und seinen Geschwistern übernommenen Patenschaften, an das soziale Netz einflussreicher Dammer Familien anzuknüpfen (Abb. 2).

Aufgrund seiner Forschungen vermutet Werner Freitag, dass im Dekanat Vechta damals keine zentralen Voraussetzungen für die Bildung aufgeklärter Gesellschaften bestanden haben, da ein pulsierendes Zentrum nicht vorhanden gewesen sei und sich aufgeklärte Sozietäten nicht gebildet hatten.¹⁷³ Die Gruppe der *aufgeklärten Katholiken* – Kaufleute, Ärzte, Apotheker und Funktionsträger der Verwaltung, auch protestantischer Konfession –, die gegen den *Aberglauben* argumentierten,¹⁷⁴ umfasste

168 Hirscher, *Missae genuinam*, zit. nach Köster (s. Anm. 129), S. 77.

169 Hirscher, *Theologische Quartalschrift* 5 (1823): *Sobald die Kirche sich selbst nicht mehr durch ihre eigenen Mittel schützt und trägt, sondern zur Handhabung ihrer Ordnung und Erreichung ihrer Zwecke den weltlichen Arm anruft; so fällt sie von sich selbst ab, giebt die in ihr liegende Macht auf, wird – sich bequem auf den weltlichen Arm lehrend lau [...]*. Zit. nach Köster (s. Anm. 129), S. 61.

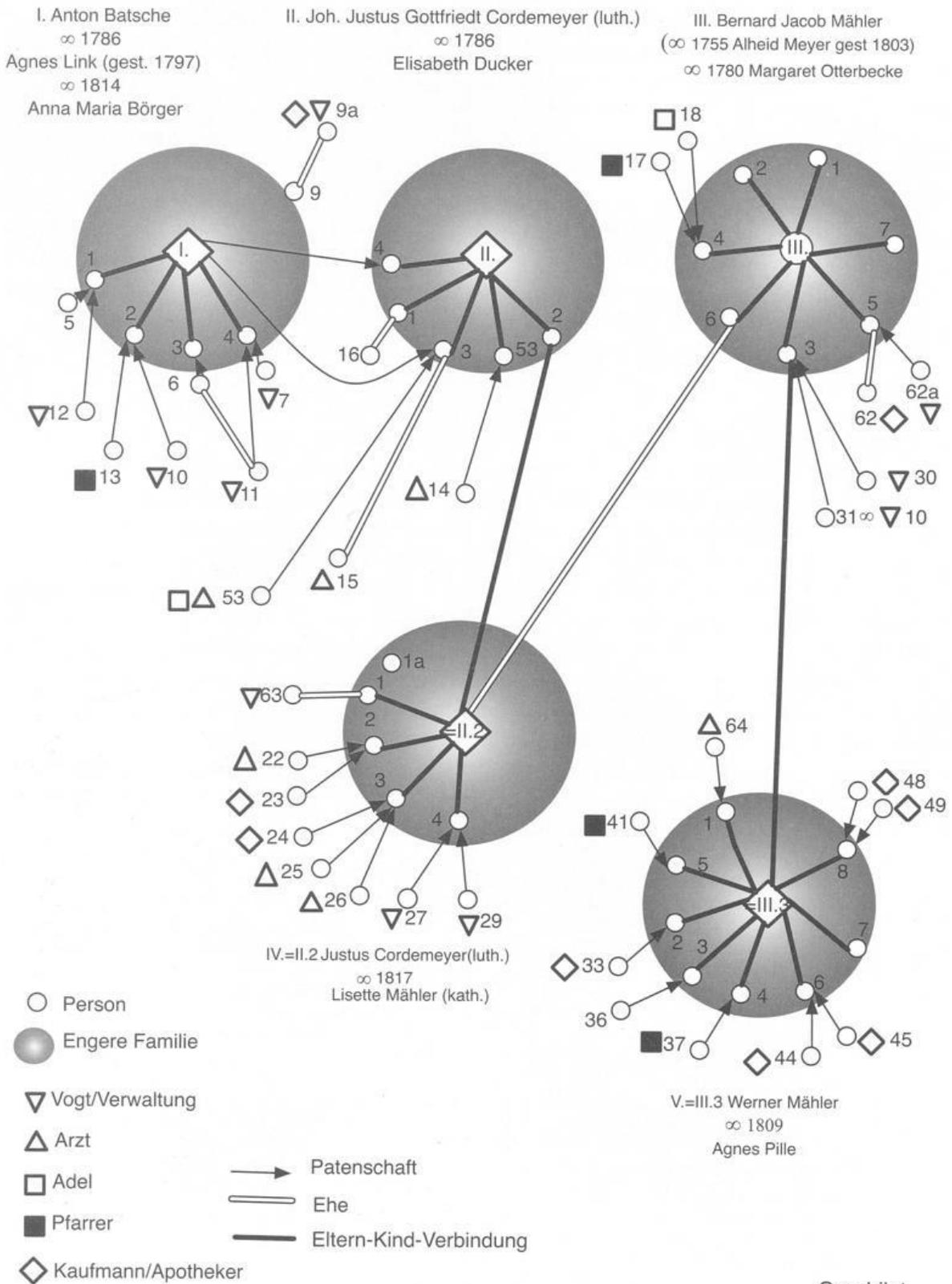
170 Vgl. Dietrich Pollack, Eine historisch-kritische Diskussion über die Gültigkeit der Säkularisationstheorie, in: *Geschichte und Gesellschaft* (zukünftig: GG) 37 (2011) S. 482-522; hier S. 507. – Zur Ausdifferenzierung s. Olaf Blaschke, Das zweite konfessionelle Zeitalter als Parabel zwischen 1800 und 1970. (http://www.zeitenblicke.de/2006/1/Blaschke/index_html/fedoradocument_view Nr.9, 5.6.2015).

171 Angeregt wurde die graphische Darstellung durch den Aufsatz von Marten Düring und Ulrich Eumann, *Historische Netzforschung. Ein neuer Ansatz in den Geschichtswissenschaften*, in: GG 39 (2013), S. 369-390.

172 Karl Heinz Ziessow, *Ländliche Lesekultur im 18. und 19. Jahrhundert. Das Kirchspiel Menslage und seine Lesegesellschaften 1790-1840*, Cloppenburg 1988, S. 259, Anm. 890, spricht von der „Auflösung der strikten Standesschranken“ für diese Zeit, bringt aber nur Beispiele, die zwar vom Aufstiegswillen der Pastorenfamilie Möllmann/Gerding zeugen, jedoch ohne eine Wahl der Taufpaten von Seiten der adeligen Verwandtschaft zu belegen.

173 Zur Vermittlung religiöser Bestrebungen am Gymnasium Vechta vgl. Werner Freitag, *Pfarrer, Kirche und ländliche Gemeinschaft. Das Dekanat Vechta 1400-1803*, Bielefeld 1998, S. 346. – Pfarrer Kemphues wurde als ein Mitglied der Landwirtschaftsgesellschaft Oldenburg geführt, nicht aber Vikar Schmitz.

174 Batsche verwendet den Begriff in jedem seiner Aufsätze. – Dazu auf Seiten der Protestanten die Schriften des Johann Christoph Semler (Halle) zum Teufelsstreit 1772 sowie des Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (* 1789 in Loccum, verst. 1790 in Osnabrück), *Betrachtungen über die vornehmsten Wahr-*



Graphik I

Abb. 1: Graphik I. Direkte Verbindungen durch Patenschaft und Heirat.

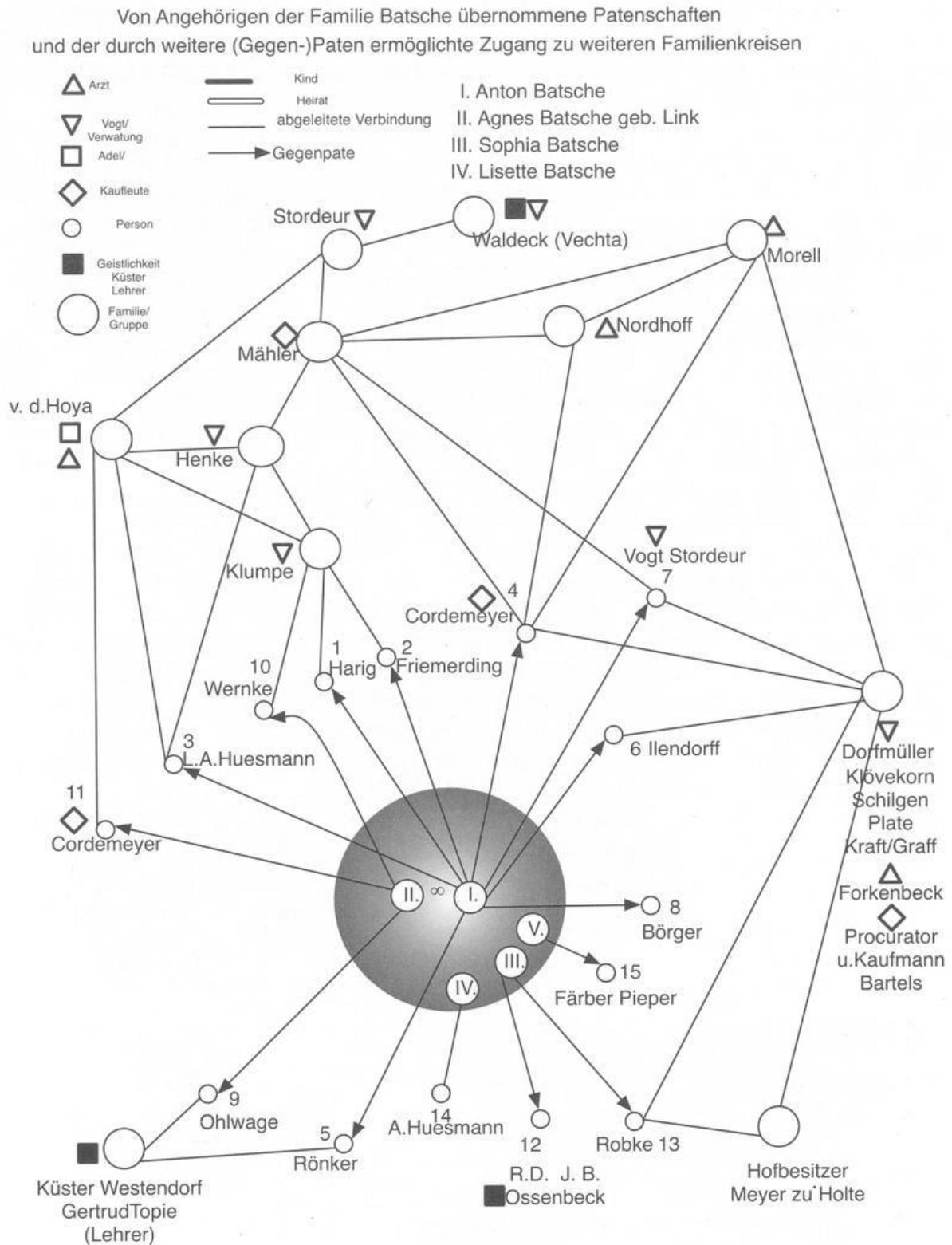


Abb. 2: Graphik II. Indirekte Verbindungen durch übernommene Patenschaften.

denn auch nur wenige Einwohner von Damme. In dieser bürgerlichen Schicht, die auch in überregionalen Kommunikationszusammenhängen vernetzt war,¹⁷⁵ hatte neben dem Bewusstsein einer empfindsamen Subjektivität die aufklärerische Rationalität wirksam werden können.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts verloren im Dorf Damme die Beziehungen zur Verwaltungsebene an Bedeutung, vermehrt wurden Verbindungen unter Kaufleuten (zweite Generation Cordemeyer/Mähler) über die engere Heimat hinaus angestrebt, entsprechend der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelnden Marktklassengesellschaft.¹⁷⁶

In dem lang andauernden, heftig ausgetragenen Streit wurde ein Geflecht unterschiedlicher Interessen sichtbar, die in gewissermaßen codierter, durch Verschleierung verdeckter Form verhandelt worden waren. Amtmann Barnstedt beobachtete diese Verschränkungen: Es sei *derartiges unsinniges Zeug [...], welches eines Theils darauf berechnet ist, dem Volke Widerwillen gegen die Verlegung und Widersetzlichkeit einzufloßen, andern Theils der eigenen Gemächlichkeit und dem darunter verborgenen Interesse einen fremden Mantel anzupassen.*¹⁷⁷

Die Geistlichkeit hatte aufgrund des klerikalen Amtsscharismas die Durchführung der staatlichen Anordnung verzögern können, so dass Barnstedt den Einfluss *der hiesigen Geistlichen, wiewohl alle drei bei der Gemeinde im ganzen wenig gelitten sind, nach der Überzeugung des Amtes einen bedeutenden Einfluß bei derselben geltend zu machen vermögen, als ein solches Treiben* missbilligend bezeichnen konnte. Anklang finde es allerdings, weil es den Interessen der Eingesessenen entspreche.¹⁷⁸ Dennoch hatte ein Teil des Kirchenausschusses sich in offener Abstimmung in Gegenwart des staatlichen Amtmanns gegen die Auffassung des Pfarrherrn entscheiden können.¹⁷⁹ Die Bauerschaftsvertreter erwähnten 1839 zwar das Gedenken an die Vorfahren, stützten aber daneben des finanziellen Vorteils wegen herkömmliche religiöse Positionen, die die Geistlichkeit ihrerseits beizubehalten versuchte.

Gleichzeitig mit der Auseinandersetzung in der schriftlichen Öffentlichkeit wird auch die Frage nach der Beeinflussbarkeit der Parteien durch Wortführer gestellt. Der freidenkende, gut vernetzte Zugereiste konnte es wagen, auf die Regelung der Kirchhofsfrage Einfluss zu nehmen in dem überregionalen Kommunikationsmedium der

heiten der Religion an Se[ine] Durchlaucht den Erbprinzen von Braunschweig-Lüneburg, Braunschweig 1769 (ND Hildesheim 2007), S. 407: Aberglaube. – Zum Teufelsstreit s. Dirk Fleischer, Aufgeklärter Protestantismus und Aberglaube, in: Walter Gödden u.a. (Hg.), „Er war ein Licht in Westfalen“. Johann Moritz Schwager (1738-1804). Ein westfälischer Aufklärer, Bielefeld 2013, S. 133-166.

175 Vgl. Pierre Bourdieu, Kulturelles und soziales Kapital, in: Franzjörg Baumgart (Hg.), Theorien der Sozialisation, Bad Heilbrunn 1997, S. 217-231.

176 Cornelia Foerster, Der Deutsche Preß- und Vaterlandsverein im Rahmen des frühen politischen Vereinswesens, in: Helmut Reinalter, Die Anfänge des Liberalismus und der Demokratie in Deutschland und Österreich 1830-1848/49, Frankfurt a.M. 2002, S. 213-228, hier S. 228.

177 PAD, Karton 40 Nr. 4 (Schreiben Barnstedt 1838). – Vgl. auch Batsche, 1832, Nr. 22, S. 169: [...] unter Verschleierung der wahren Absicht oft dem individuellen Interesse die Wahrheit geopfert [...]. – Ebd. S. 180: [...] suchten sie (die Geistlichkeit) diese (Befürworter des Projektes) auf einer empfindlicheren Stelle anzugreifen, indem sie austreuten, die unendgöttliche Überlassung des Raumes sey nicht bestimmt ausgesprochen.

178 NLA-OL, Best. 70 Nr. 3859, 26.11.1839. – Zu Amtsscharisma s. Freitag (s. Anm. 173), S. 28.

179 Vgl. Olaf Blaschke, Die Kolonialisierung der Laienwelt. Priester als Milieumanager und die Kanäle klerikaler Kuratel, in: Olaf Blaschke und Frank-Michael Kuhlemann, Religion im Kaiserreich, Gütersloh 1996, Bd. 2, S. 93-135. Für den hier untersuchten Zeitraum in Damme trifft der von Blaschke verwendete Begriff *Milieumanager* noch nicht zu.

Schriftlichkeit, das über die unmittelbare Kirchspielsöffentlichkeit der an der Kommunikation beteiligten Anwesenden hinausging.¹⁸⁰

Die Frage nach der Bedeutung des Gefühlsempfindens war seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in der Bildungsschicht diskutiert worden. Das *Gefühlswissen*, das zugleich dem vom Landesherrn gewünschten Ziel und Interesse entsprach, hatte in Damme durch den Einfluss verwandtschaftlicher Verbindungen auch zu den Städten des Umlandes jedoch erst in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts als *Treibwerk* von Veränderung wirksam werden können.¹⁸¹ Die Erinnerung der Hinterbliebenen – gestützt von der Hoffnung auf Auferstehung – war vor die Bedeutung der von der Kirche ausgesprochenen Gerichtsdrohung gerückt. Damit verlagerte sich Memoria, das Gedächtnis der Toten, aus dem überwiegend korporativen Gedenken in der kirchlichen Liturgie vermehrt in den individuellen Bereich. Gleichzeitig werden die vereinzelt Untertanen als Erinnerungsgemeinschaft im Friedhof als patriotischem Denkmal vereint.¹⁸²

Die üblen Zustände auf dem Kirchhof hatten Gefühle des Ekels erregt, die zu Reinlichkeitskonzepten und medizinisch-hygienischen Argumenten für eine Verlegung des Begräbnisplatzes führten.¹⁸³ Obwohl die Verlegung eine räumliche Distanz zu den Wohnungen schuf, wurde dennoch die teils durch ärmliche Lebensumstände, teils aus der Abwehr gegen den Ekel bedingte Gleichgültigkeit aufgehoben durch das verstärkte Bewusstwerden der Empathie, des Mitleidens und der Trauer.

Beide streitenden Gruppen – die Gruppe um den Kaufmann Batsche, die sich gegen die traditionale, geistliche Obrigkeit wandte, aber ebenso auch die Kontrahenten dieser Gruppe – sahen sich als Untertanen des nach dem monarchischen Prinzip der Vormoderne regierenden Landesherrn, von dem sie aus ihrer jeweils eigenen Sicht die Unparteilichkeit einer Konfliktregelungsinstanz erhofften.¹⁸⁴

Durch die Meinungsvielfalt seiner Untertanen beunruhigt, sah der Landesfürst, Großherzog Paul Friedrich August, der angesichts des Aufkommens von *Partheyungen* vor der Demokratie gewarnt hatte, die Autorität im patriarchalischen Herr-

180 Dazu s. Rudolf Schlögl, Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden, in: GG 34, 2008, S. 155-114.

181 Ute Frevert, Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?, in: GG 35 (2009), S. 182-208. – Auf dem 50. Historikertag bestritt der Mediävist Valentin Groebner die Dringlichkeit der Forschung zum Gefühlswissen: „Diese verheißungsvollen Reden über Gefühl als eine Art anthropologischer General-schlüssel mache ihn ganz nervös!“ (Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 28.9.2014, Nr. 39, S. 40). In der dann folgenden Zeit der Romantik verschob sich die Gewichtung von Gefühl und Vernunft zugunsten des Gefühls so sehr, dass der Historiker Friedrich Meinecke (1862-1954) folgerte: *Unsere deutschen bürgerlichen Schichten, deren Gemüt an der Monarchie hängt, haben in ihrem politischen Denken von jeher in der Gefahr gestanden, Gefühlswerte über Vernunftwerte zu stellen.* (Zit. nach Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 4. Bd., München 2003, S. 298).

182 So findet sich Eichenblattdekor, das Zeichen für die Vaterlandsbegeisterung, auf Grabdenkmälern der 1840/50er Jahre auf dem Gertrudenfriedhof/Oldenburger Friedhof, auch in Damme, nicht aber auf dem Hasefriedhof im hannoverschen Osnabrück.

183 Alexandra Przyrembel, Verbote und Geheimnisse. Das Tabu und die Genese der europäischen Moderne, Frankfurt/New York 2011, S. 293 f.

184 Oldb. Bl. 1831, Nr. 31, S. 344. – Vgl. Walter Rummel, Motive staatlicher und dörflicher Gewaltanwendung im 19. Jahrhundert, in: Magnus Eriksson/Barbara Krug-Richter (Hg.), Streitkulturen. Gewalt, Konflikt und Kommunikation in der ländlichen Gesellschaft (16.-19. Jahrhundert), Köln u.a. 2003, S. 157-178, hier S. 178: Die Unterdrückung von Selbstregulierung interner Angelegenheiten „infolge Durchdringung durch die Bürokratie des modernen Verwaltungsstaates bildet den gravierendsten Effekt dieser Entwicklung“.

schaftssystem gefährdet. Er beendete das lang andauernde Verfahren, in welchem die Schriftlichkeit der Verhandlungen und Berichte neben der Anwesenheitskommunikation der Kirchspielseingesessenen bestimmend wurden, *oberlich*.¹⁸⁵

Im Bewusstsein, in *diesem gut organisierten Lande zu leben, dessen Einwohner wir zu seyn das Glück, dem es an Gebildeten und Gelehrten, an Biedermännern und Menschenfreunden keineswegs fehlt, dessen Fürst nur das Gute will, und zum Besten seiner Unterthanen kein Opfer scheuet*,¹⁸⁶ entwickelte sich die in der Auseinandersetzung gewonnene Eigenständigkeit der Dammer Bürger.¹⁸⁷ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden sie tätig im weiteren Ausbau des Gemeinwohls¹⁸⁸ und gründeten mit Hilfe von großzügigen Spenden das Krankenhaus Elisabeth-Stift (1860) – in patriotischer Dankbarkeit benannt nach der Oldenburger Großherzogin Elisabeth, die einen Zuschuss von 100 Rthl. stiftete.¹⁸⁹ Schon seit der Gründung war die Abwägung der Rechte zwischen kirchlicher Obrigkeit und großherzoglicher Landesherrschaft ein schwieriger Bereich.¹⁹⁰ In §1 der Statuten wurde das Stift unter die Aufsicht des jeweiligen Pfarrers zu Damme gestellt, hatte aber sonst *Selbständigkeit und die Rechte einer Corporation und milden Stiftung*. §23 legte fest, dass Abänderungen und Ergänzungen der Statuten nur in Übereinstimmung mit der kirchlichen Oberbehörde und der Landesherrschaft vom Kuratorium beschlossen werden konnten.¹⁹¹ Der Name St. Elisabeth-Stift – zunächst nur von geistlicher Seite benutzt – wurde erst nach dem Ersten Weltkrieg nach Erlöschen der großherzoglichen Landesherrschaft – Rechtsnachfolger war das Land Oldenburg – auch in Schriftstücken der Verwaltung übernommen.¹⁹²

1884 folgte die Gründung des Waisenhauses St. Antonius.¹⁹³ Vorsitzender des Baukomitees war Dr. Franz Böcker; unterstützt wurde er von 13 weiteren Honoratioren.¹⁹⁴

185 NLA-OL, Best. 70 Nr. 3859 f. 2: Barnstedt an die Regierung 20.10.1839. – OAV, B-17c-6 n a/3, 26.11.1839.

186 Oldb. Bl. 1835, Nr. 4, S. 25: Betrachtungen über den Kirchhof zu Damme.

187 Vgl. Schlögl 2013 (s. Anm. 6), S. 18. – Vgl. Freitag 1998 (s. Anm. 173), S. 365: „Die neuen Klassenlinien vor Ort ließen die Kirchenverwaltung zur Angelegenheit von Honoratioren werden.“

188 Wolfgang Reinhardt (Geschichte der Staatsgewalt, München 1999, S. 660) sieht in diesem mikropolitischen Gebilde des Netzwerks die Wurzeln konkreten Gemeinwohldenken.

189 Vgl. Josef Schmutte, Die Große Straße in Damme (Teil 2), Damme 2012, S. 126ff.

190 OAV B-17c-4 f. 20. 6.1.1861, Schreiben des Pfarrers Kleikamp an den Bischof von Münster: *Die Statuten enthalten Bestimmungen, die geeignet sind, den kirchlichen Charakter der Anstalt zu alterieren.*

191 OAV B-17c-4.

192 Der Schriftzug Elisabeth-Stift über dem Hauptportal (Postkarte 1916) wurde nach dem Umbau 1957/58 an dieser Stelle nicht übernommen.

193 www.antoniusstift-damme.de/41866.html. 14.9.2015.

194 Mein herzlicher Dank gilt Dr. Jürgen Kessel, der mit engagierten Hinweisen und Korrekturen die Arbeit begleitete.



Ralph Hennings

Der Erste Weltkrieg in der Chronik der Kirchengemeinde Zwischenahn

1. Die Zwischenahner Chronik und ihre Bedeutung

Im Archiv der Kirchengemeinde Zwischenahn befindet sich die handschriftlich von den jeweiligen Pastoren geführte Chronik der Kirchengemeinde. Dort sind jährliche Zusammenfassungen des Gemeindelebens eingetragen und besondere Ereignisse vermerkt. Zu den besonderen Ereignissen gehörte der Erste Weltkrieg. Der damalige Zwischenahner Pastor Georg Püschelberger hat auf dreizehn Seiten eine Zusammenfassung der Geschehnisse von 1914 bis 1918 hinterlassen.¹

Georg Püschelberger war 38 Jahre lang, von 1885 bis 1923, Pastor in Zwischenahn. Er wurde als Georg Anton Lorenz Püschelberger am 20. April 1847 in Dedesdorf als Sohn des Pastors Lorenz Püschelberger geboren. Er studierte von 1867 bis 1870 Theologie in Tübingen, Berlin und Leipzig, wurde nach den Examina zunächst Pastor in Neuenkirchen und dann in Bardewisch. Seit dem 3.5.1885 war er Pastor in Zwischenahn, seit dem 1.1.1890 Mitglied der theologischen Prüfungskommission der Oldenburgischen Kirche, seit dem 27.12.1899 führte er den Titel „Kirchenrat“. Am 1.5.1923 wurde er in den Ruhestand versetzt und starb am 29. April 1927 in Oldenburg.

Pastor Püschelbergers kurze Chronik der Kriegereignisse aus Zwischenahn ermöglicht einen Blick in das Leben einer ammerländischen Gemeinde während des Krieges und zugleich einen Blick in die Gedankenwelt ihres evangelischen Pastors. Dabei zeigt sich, dass bei Pastor Püschelberger persönliche Eindrücke aus seiner seelsorglichen Arbeit während der Kriegszeit ebenso vertreten sind wie typische Narrative des konservativen deutschen Bürgertums. Er ist ein Vertreter des „Pastorenationa-

1 Teile einer handschriftlichen Chronik einer anderen ammerländischen Kirchengemeinde, der Gemeinde Rastede, darunter auch Abschnitte zum Ersten Weltkrieg, sind veröffentlicht: Michael Kusch, Ein Bismarck als Pastor? W. G. Janßen und seine Gemeinde im Ersten Weltkrieg und in der Zeit der Weimarer Republik, in: Ders. (Hg.), Rasteder Sternstunden, Oldenburg 2009, S. 143-206.

Anschrift des Verfassers: Dr. Ralph Hennings, Alexanderstraße 62A, 26121 Oldenburg



lismus',² der Identifizierung von evangelischer und nationaler Gesinnung, von Kaiser, Reich und Protestantismus".³ Die Bedeutung der evangelischen Pastoren für die Formierung eines nationalkonservativen Bewusstseins in Deutschland ist hoch.⁴ Gangolf Hübinger spricht sogar von einer „Schlüsselrolle politischer Konditionierung“ der Pastoren in Deutschland.⁵

Der Blick auf die Zwischenahner Chronik lässt den Autor als Nachgeborenen erschrecken. Ihm ergeht es dabei ähnlich wie dem Theologen Klaus Wengst, der 1996 eine Quelle aus der evangelischen Kirche aus der Zeit des Ersten Weltkrieges herausgegeben hat und dazu schrieb: „Meine Auswahl verdankt sich ... dem erschrockenen Rückblick.“⁶ Das eigene Erschrecken war bei Klaus Wengst so groß, dass er auf eine Kommentierung der Quelle verzichtete. Er meinte, der von ihm herausgegebene Text spräche für sich. Diese Auffassung wird hier nicht geteilt und deshalb wird eine Analyse zu diesem Text gegeben. Die Zwischenahner Chronik braucht die Einordnung in die zeitgenössische Theologie und die Dekonstruktion zentraler Narrative. Erst durch eine solche Analyse zeigt sich die Brisanz des schon von Klaus Wengst beobachteten „Gemischs aus Selbstmitleid und Selbststilisierung als Opfer, das den Blick auf die eigene Schuld vernebelt, verbunden mit einem nationalen Größenwahn und deutschem Sendungsbewußtsein“.⁷ Diese Mischung findet sich nicht nur in offiziellen politischen Stellungnahmen, sondern flächendeckend auch in kirchlichen Texten, auch in einem kleinen Ort im Nordwesten Deutschlands wie dem beschaulichen Zwischenahn.

Was hat die Kirche mit dem Ersten Weltkrieg zu tun? Der Politikwissenschaftler Herfried Münkler hat darauf hingewiesen, dass Deutschland – im Vergleich zu den anderen kriegführenden Mächten – die schlechteste politische (und ökonomische) Begründung für die Kriegsteilnahme hatte. Das macht er als Voraussetzung dafür aus, dass in Deutschland eine „theologisch-philosophische Deutung des Krieges in Gang gesetzt wurde, wie in keinem anderen Land“.⁸

2 Friedrich Wilhelm Graf, Die Nation – von Gott ‚erfunden‘? Kritische Randnotizen zum Theoriebedarf der historischen Nationalismusforschung, in: Gerd Krumeich / Hartmut Lehmann (Hg.), „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, S. 314: „Unter den Gelehrten und Vertretern der gebildeten Stände, die in Deutschland die Durchsetzung des modernen Nationalismus vorantrieben, nahmen protestantische Theologen und Pfarrer eine prominente Rolle ein. Dieser protestantische Theologennationalismus ist noch nicht zusammenhängend erforscht. Doch lässt sich bereits erkennen, dass die protestantischen Theologen alte religiöse Sinnressourcen zur Stärkung der Nation neu zu erschließen versuchten.“ Das gilt auch für den Zwischenahner Pastor Püschelberger.

3 Thomas Nipperdey, Religion im Umbruch. Deutschland 1870-1918, München 1998, S. 94.

4 Zur Rolle der evangelischen Pastoren vgl. Luise Schorn-Schütte / Walter Sparn (Hg.), Evangelische Pfarrer. Zur sozialen und politischen Rolle einer bürgerlichen Gruppe in der deutschen Gesellschaft des 18. bis 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1997.

5 Gangolf Hübinger, Sakralisierung der Nation und Formen des Nationalismus im deutschen Protestantismus, in: Krumeich / Lehmann (s. Anm. 2), S. 237.

6 Klaus Wengst, „Und wenn die Welt voll Teufel wär' – ein feste Burg ist unser Gott“. Protestantische Kriegstheologie im Ersten Weltkrieg, in: Dirk Bockermann u.a. (Hg.), Freiheit gestalten. Zum Demokratieverständnis des deutschen Protestantismus. Kommentierte Quellentexte 1789-1969 (Festschrift für Günter Brakelmann), Göttingen 1996, S. 130-138, hier S. 130.

7 Klaus Wengst (s. Anm. 6), S. 130

8 Herfried Münkler, Der große Krieg. Die Welt 1914-1918, Berlin 2013, S. 217.



Die kirchlichen Stellungnahmen zum Krieg sind also nicht schmückendes Beiwerk oder Äußerungen aus einem gesellschaftlichen Randbereich, sondern unmittelbarer Teil der Kriegspropaganda. Für diese Form der Propaganda bedurfte es keines expliziten staatlichen Auftrages. Die Verbindung von „Thron und Altar“ war so eng und so selbstverständlich, dass der Historiker Wolfgang J. Mommsen resümieren konnte: „Wohl keine gesellschaftliche Gruppe hat die Kriegsanstrengungen des deutschen Reiches vom August 1914 bis zum bitteren Ende im November 1918 mit größerer Entschiedenheit unterstützt als die protestantischen Landeskirchen.“⁹

Die theologischen Begründungen des Krieges leisten auf der politischen Ebene Folgendes: Sie rücken die politischen Gründe für die Kriegsführung in den Hintergrund, stattdessen erheben sie den „Krieg zum Selbstzweck“ und sehen in ihm die „Verwirklichung eines höheren Planes, das Werk Gottes“.¹⁰ Das lässt sich auch in der Chronik Pastor Püschelbergers beobachten. Seine Beschreibung der Freude über die ersten deutschen Siege am Anfang des Krieges zeigt, dass das Kriegsgeschehen als Tat Gottes verstanden wird. Bei jedem deutschen Sieg wird deshalb Gott gedankt: [...] *welche Freude, welcher Jubel, als die Siegesnachrichten die eine noch herrlicher als die andere, eintrafen, wenn dann die Fahnen ausgesteckt und die Kirchenglocken es weithin über Feld und Flur, über Seen und Wald verkündigten: ‚Er hat Großes an uns getan, Ehre sei Gott in der Höhe.‘*¹¹

Der Krieg erscheint auf diese Weise nicht als ein Produkt politischer Entscheidungen, nicht als Ergebnis von Strategie, Taktik, Technik und Ausbildung der Soldaten, sondern als ein höheres Geschehen. Und für „höheres Geschehen“ waren die Kirchen die Spezialisten, deshalb spielen sie in der Rhetorik der Kriegsbegründung eine wesentliche Rolle. Gleichzeitig mit der religiösen Aufladung trat eine Entpolitisierung des Kriegsgeschehens ein. Eine Eingrenzung der Kriegsziele, eine Eingrenzung der im Krieg eingesetzten Mittel, ein Friedensschluss ohne Sieg (oder gar eine völlige Niederlage) erschienen so nicht möglich, denn der Krieg wurde eben nicht als ein politisches, sondern als ein gottgewolltes Geschehen begriffen.¹² Kirchliche Äußerungen zum Ersten Weltkrieg – wie die Chronik des Zwischenahner Pastors – sind also nicht nur Beobachtungen von eigenen Erlebnissen, sie spiegeln nicht nur typische Narrative wie den „Geist von 1914“ und die „Dolchstoßlegende“ wider, sie zeigen auch, wie die evangelische Kirche am Krieg, seiner Begründung und dem Verdrängen der Niederlage beteiligt war.

9 Wolfgang J. Mommsen, Die nationalgeschichtliche Umdeutung der christlichen Botschaft im Ersten Weltkrieg, in: Krumeich/Lehmann (s. Anm. 2), S. 249.

10 Münkler (s. Anm. 8), S. 217.

11 Dankgottesdienste anlässlich deutscher Siege scheint es in Zwischenahn nicht gegeben zu haben. Püschelberger berichtet: *Eigentliche Siegesfeiern wurden nicht gehalten, dagegen vaterländische Abende veranstaltet.* Zu den „Vaterländischen Abenden“, deren Ablauf der Liturgie eines evangelisch-lutherischen Gottesdienstes ähnelte, vgl. Jeffrey Verhey, *Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg 2000, S. 195.

12 Münkler (s. Anm. 8), S. 217-218: „Die theologisch-philosophischen Sinnkonstruktionen waren dazu angetan, den Krieg zu entpolitisieren; sie enthoben ihn der politischen Verfügung und Verantwortung der Deutschen und verwandelten ihn in ein Geschehen, dessen Ausgang von der Vorhersehung bestimmt zu sein schien“.

2. Kriegsbeginn und der „Geist von 1914“

Georg Püschelberger verfasst seinen Eintrag in der Zwischenahner Chronik im Rückblick auf das Jahr 1914. Sein Bericht über die Begeisterung der ersten Augusttage ist aber nicht nur eine Schilderung der Ereignisse der ersten Augusttage 1914,¹³ sondern hat bereits Teil am verklärenden Rückblick auf die anfängliche Begeisterung. Nach dem Eintreten der ernüchternden Realität des Krieges¹⁴ wurde die Schilderung der anfänglichen Begeisterung zu einem Mittel, an die Begeisterungs- und Durchhaltefähigkeit der Deutschen zu appellieren. So wird die Erinnerung an die ersten Augusttage von einer sehnsuchtsvollen Erinnerung zu einem „Narrativ“, zu einer immer wiederholten Erzählung, die zugleich identitätsstiftende und appellierende Funktion hatte. Das ist auch in Püschelbergers Darstellung bestimmend: *Das Feuer einer heiligen Begeisterung ergriff, wie überall, so auch hier die Herzen aller und machte wenigstens in jenen großen Augusttagen unser Volk zu einem einigen Volk.*

Püschelberger gehörte zu der national-konservativen Bewegung, die versuchte, den „Geist von 1914“ lebendig zu erhalten. Aus einer Ausnahmesituation am Beginn des Krieges sollte eine dauerhafte Begeisterung entstehen; das auch von Püschelberger beschriebene Einheitsgefühl sollte das Volk auch weiterhin zusammenhalten. Püschelbergers Einschub *wenigstens in jenen großen Augusttagen* lässt durchblicken, dass Püschelberger persönlich klar war, dass sich die Begeisterung nicht dauerhaft aufrechterhalten ließ. Dafür war er als Gemeindepfarrer zu unmittelbar mit der Realität des Krieges und seiner Wirkung auf die Daheimgebliebenen konfrontiert. Da aber in den konservativen Kreisen dennoch ein ungebrochenes Interesse an der Beschwörung der Augusttage von 1914 bestand, entwickelte sich der „Geist von 1914“ in der Folge zu einem nationalistischen Narrativ (oder einem Mythos). Diese Beschwörungen des „Geistes von 1914“ setzten sehr früh – schon im September 1914 – ein und dauerten weit über das Ende des Ersten Weltkrieges hinaus an. Dass nicht nur nationale, sondern besonders auch kirchliche Kreise ein Interesse an der Beschwörung des Geistes von 1914 hatten, lag an der bereits durch das 19. Jahrhundert vorbereiteten Vermischung von (deutscher) Geschichte und Heilsgeschichte.¹⁵ Die Begeisterung der Deutschen bei Kriegsbeginn wurde als religiöses Ereignis interpretiert, das unbedingt perpetuiert werden sollte. Auch Georg Püschelberger erklärt das Einheitsgefühl vom August 1914 als religiöses Phänomen: *Mit Gott das war das (große), Schöne und Herrliche in jener großen Zeit, daß unser Volk sich geeint fand zu dem Gott unserer Väter und Trost, Kraft und Hilfe bei dem suchte, bei dem sie allein zu finden sind.* Die kritische Einsicht, dass der Leitspruch „Mit Gott“ nicht die Wahrheit beschrieb und überhaupt nicht durch die biblische Botschaft gerechtfertigt werden konnte, sondern eine eigenmächtige Heilszusage war, lag nicht im Denkhorizont

13 Verhey (s. Anm. 11), beschreibt das „Augusterlebnis“ durch unterschiedliche Formen der Massenbegeisterung in den Kategorien „Neugierige Massen“, „Karnevaleske Massen“ und „Panische und depressive Massen“.

14 Wilhelm Pressel, Die Kriegspredigt 1914-1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands, Göttingen 1967, S. 23: „Die Versuche von Theologie und Verkündigung, den ‚Geist von 1914‘ im deutschen Volk lebendig zu erhalten, setzten schon im September 1914 ein. Man bemühte sich, die Hochstimmung der ersten Kriegstage in eine ‚Gesinnung, ... die in uns bleibt und uns beherrscht‘ umzuwandeln“.

15 Die theologischen Hintergründe beschreibt Pressel (s. Anm. 14), S. 346-347.

der evangelischen Theologie dieser Zeit. Pastor Püschelberger in Zwischenahn stellt hier keine Ausnahme dar, sondern gibt den „Zeitgeist“ innerhalb der evangelischen Kirche wieder.

3. Kirchliche Mobilmachung I: Gottesdienste, Lieder, Totengedenken

Die Begeisterung der ersten Kriegstage und die stark besuchten Gottesdienste zu Kriegsbeginn trafen auf eine evangelische Kirche, die zwar die dominante Konfession im Kaiserreich, aber durch die Entwicklung des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts durchaus verunsichert war. Trotz ihrer weiterhin wichtigen gesellschaftlichen Stellung hatte sie einen deutlichen Bedeutungsverlust hinnehmen müssen, ganze Bevölkerungsgruppen waren nicht mehr kirchlich gebunden, und die Kirche hatte die Deutungshoheit über viele Entwicklungen der Moderne (Naturwissenschaft, Kunst, Sexualität, Psychologie usw.) verloren.¹⁶ Die ersten Kriegstage mit ihren vollbesetzten Gottesdiensten wurden für die Pfarrerschaft zu einem religiösen Erlebnis, das sie als religiöse Erweckung und Rückbesinnung des Volkes auf die Kirche deutete¹⁷ und daraus zugleich folgerte, dass ihre theologischen Deutungen des Krieges als eines gottgewollten Geschehens richtig waren. Es entstand ein regelrechter Zirkelschluss: Deutschlands Kriegseintritt wurde als ein gottgewollter – und deshalb gerechter – Kampf verstanden, die scheinbar neu erwachte Frömmigkeit der Bevölkerung zu Beginn des Krieges wurde als Wirken des Heiligen Geistes interpretiert, das den göttlichen Heilsplan bestätigte, der durch die Deutschen im Krieg erfüllt werden sollte.

Aus dieser Stimmung resultierten die Euphorie vieler Pastoren und ihrer Gemeinden und viele kirchliche Aktivitäten, wie die landauf, landab gefeierten Gottesdienste zum Kriegsbeginn, das Glockengeläut, die Kriegstrauungen und die Segensfeiern beim Aufbruch in den Kampf. Davon berichtet auch Pastor Püschelberger in Zwischenahn: *So zogen die blühenden Jünglinge und die starken Männer der Gemeinde unter den Segenswünschen ihrer Angehörigen und des zumeist anwesenden Pfarrers hinaus in den heiligen Kampf für des Vaterlands Ehre und Freiheit mit Gott.*

Die euphorische Reaktion der evangelischen Kirche auf die religiös gefärbte Begeisterung des August 1914 beschreibt Martin Schian, Professor für Praktische Theologie in Gießen, in der damals üblichen militaristischen Sprache als *kirchliche Mobilmachung*.

16 Oliver Janz, Kirche, Staat und Bürgertum in Preußen. Pfarrhaus und Pfarrerschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Schorn-Schütte/Sparr (s. Anm. 4), S. 132-133, beschreibt die Situation am Vorabend des Ersten Weltkrieges so: „Das kirchliche Leben verlor für große Gruppen der Bevölkerung seine Verbindlichkeit und wurde immer stärker zum Teilsektor einer sich differenzierenden und pluralisierenden Gesellschaft. Die Entkirchlichung erfasste nun auch die ländliche Bevölkerung und die Kleinstädte.“

17 Clemens Vollnhals, „Mit Gott für Kaiser und Reich“. Kulturhegemonie und Kriegstheologie im Protestantismus 1870-1918, in: Andreas Holzem (Hg.), Krieg und Christentum. Religiöse Gewalttheorien in der Kriegserfahrung des Westens, Paderborn u.a. 2009, S. 666: „Für eine weithin verunsicherte Pfarrerschaft, die den kontinuierlichen Rückgang von Kirchlichkeit, sozialer Bindungskraft und Sozialprestige sorgenvoll registriert hatte, waren die ersten Kriegstage ein erhebendes Moment: Die Menschen strömten wieder in die Kirche, besuchten massenhaft die staatlich angeordneten Buß- und Bettage. Das August-Erlebnis einer politisch geeinten Nation beseitigte die kulturpessimistisch eingefärbten Selbstzweifel der Jahrhundertwende. Thron, Kirche und Nation schienen endlich wieder eins zu werden.“

chung. Er berichtet von regelrechten *Einsegnungen* für die Soldaten, die fürs *Kämpfen, Leiden und Siegen* gesegnet wurden.¹⁸ Schian war selbst Zeitzeuge, so beginnt sein Bericht – ähnlich wie die Zwischenahner Chronik – mit dem Rückblick auf die Begeisterung der ersten Kriegstage: *Unvergeßlich ist uns allen der August 1914. Was wir damals erlebt haben, das gehört zum Größten, was überhaupt erlebbar ist. So urteilt jeder Deutsche rechter Art. So urteilt das ganze deutsche Volk. So urteilen auch die aufs allerengste mit dem Leben des Volkes verwachsenen deutschen evangelischen Kirchengemeinden.*¹⁹

Der Kriegsbeginn verschaffte den Kirchen also das Gefühl eines Bedeutungszuwachses und das Gefühl, das Richtige zur richtigen Zeit tun zu können. Die kirchlichen Angebote wurden nachgefragt – auch wenn das im Kriegsverlauf schnell nachließ und vor allem die Erinnerung an die Begeisterung an den „Geist“ der Augusttage 1914 blieb, an den aber immer weiter appelliert wurde. Zu dieser Form der appellierenden Erinnerung gehört auch die Zwischenahner Chronik. Pastor Püschelberger schreibt: *Das alte Luther Lied: Ein feste Burg ist unser Gott ward in jenen Tagen zu einem Volkslied. Nicht nur in den Kirchen wurde es gesungen, sondern überall, draußen im Felde und daheim bei patriotischen Feiern. Die Kirchen füllten sich bis auf den letzten Platz, gleich am ersten Sonntag und dann am Kriegsbetttag August 4 (Text Psalm 46) und dann Sonntag für Sonntag. Die veranstalteten Abendmahlsfeiern waren sehr stark besucht. Ehepaare, bei denen der Mann, Eltern bei denen die Söhne hinauszuogen ins Feld traten miteinander an den Tisch des Herrn, um vor dem Scheiden noch einmal im heiligen Abendmahl die Gemeinschaft des Leibes zu pflegen, oft Hand in Hand mit Tränen in den Augen. Ergreifende Feiern, Talarstunden im Amtsleben. Brautpaare beehrten der Trauung. Noch am Sonnabend wurde die erste Kriegstrauung in nächtlicher Stunde um 11 Uhr vollzogen und dann in den nächsten Tagen auch manchmal in späten Abendstunden.*

Die Berichte Püschelbergers vom starken Gottesdienstbesuch zu Kriegsbeginn, von der überdurchschnittlichen Beteiligung an den ersten Abendmahlsfeiern der Kriegszeit und den ersten Kriegstrauungen decken sich mit den von Martin Schian für Deutschland gesammelten Daten. Im gesamten Land waren die Gottesdienste an den ersten Kriegstagen völlig überfüllt.²⁰ Die Oldenburger Kreissynoden berichten nach zehn Monaten Kriegsführung im Sommer 1915 aber ziemlich einhellig, dass der Gottesdienstbesuch seit dem August 1914 wieder auf ein normales Maß zurückgegangen sei.²¹ Der Anstieg der Zahl der Abendmahlsteilnehmer bei Kriegsausbruch ist ebenfalls signifikant. Für das Großherzogtum Oldenburg wird bei Martin Schian eine Steigerung von 14,8 % der Gemeindeglieder, die 1913 am Abendmahl teilnahmen, auf 19,14 % der Gemeindeglieder im Jahre 1914 angegeben. Danach ging die Zahl wieder

18 Martin Schian, *Die evangelischen Kirchengemeinden in der Kriegszeit*, Leipzig 1918, S. 9. Der Begriff „Mobilmachung“ ist (auf Grund des allzu militaristischen Klanges?) in der neueren Forschungsliteratur häufig zu „Mobilisierung“ abgewandelt worden. So definiert z.B. Christoph Nübel, *Die Mobilisierung der Kriegsgesellschaft. Propaganda und Alltag im Ersten Weltkrieg in Münster*, Münster 2008, S. 12: „Unter Mobilmachung wird hier weniger die militärisch-wirtschaftliche Umstellung auf den Krieg verstanden. Mobilisierung ist vielmehr die Förderung der Bereitschaft der Zivilbevölkerung, den Krieg mit all seinen Anforderungen und Belastungen zu ertragen und ihn so führbar zu machen.“ Zu dieser Form der Mobilisierung resp. Mobilmachung gehörte auch die Arbeit der Kirchen.

19 Schian (s. Anm. 18), S. 8.

20 Martin Schian, *Die Arbeit der evangelischen Kirche in der Heimat 1914-1918 (Die deutsche evangelische Kirche im Weltkriege, Bd. 2)*, Berlin 1925, S. 153.

21 Verhandlungen der Kreissynoden im Jahre 1915, Oldenburg 1915, S. 9, 14, 30, 54-55, 93, 118-119, 153.

zurück. Am Ende des Krieges lag die prozentuale Beteiligung am Abendmahl im Großherzogtum bei 13,9 %, also niedriger als vor dem Kriegsausbruch.²²

Eine andere Entwicklung lässt sich bei dem prozentualen Anteil der kirchlichen Trauungen an der Gesamtzahl der geschlossenen Ehen beobachten. Sie bricht, anders als es die bei Püschelberger geschilderte Szene einer spontanen, nächtlichen Kriegstrauung vermuten lässt, mit Kriegsbeginn ein. Betrug 1913 der Anteil der kirchlichen Trauungen (bei rein evangelischen Paaren) in Oldenburg noch 96,2 %, sank der Wert mit dem Kriegsbeginn auf einen Tiefstand von 84,38 % im Jahre 1914; er erholte sich danach wieder, lag aber am Kriegsende auch niedriger als 1913, nämlich bei 95,39 %.²³ Die Ursache dafür liegt sicher darin, dass eine größere Feier, die traditionell mit der kirchlichen Trauung verbunden wurde, in der Kriegszeit aus verschiedenen Gründen nicht möglich war.²⁴

Eine besondere Rolle spielte zu Kriegsbeginn das Luther-Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“. Püschelberger erwähnt: *Nicht nur in den Kirchen wurde es gesungen, sondern überall, draußen im Felde und daheim bei patriotischen Feiern.*²⁵ Man kann noch weiter gehen und sagen, dass dieses Lied kirchliche und militärische Mobilmachung miteinander verband. „Eine feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen“, das konnte ganz direkt auf den Krieg bezogen werden, in den die deutschen Soldaten mit dem Gefühl zogen, einen gerechten Krieg zu führen. Die nationale Propaganda hatte den Kriegsbeginn mit der Notwendigkeit zur Verteidigung begründet.²⁶ Dazu passte das Lied Luthers, dass sich einer militärischen Symbolik bedient, aber nicht von einem direkten Angriff auf Gegner spricht.

In der zweiten Strophe des Liedes wird deutlich ausgesprochen, dass von menschlicher Macht nichts zu erwarten ist, aber alles von Gott bzw. von Jesus Christus. Das sollte eigentlich die Verwendung als Kampflied ausschließen, weil ja der eigentliche Kampf – dem Lied zufolge – nicht von Menschen, sondern von Christus geführt wird. Da aber die Deutschen den Krieg als einen gerechten Krieg empfanden, bereitete es ihnen kein Problem, mit Hilfe von Luthers Lied die Zuversicht auszusprechen, dass Gott mit ihnen sei und Deutschland den Sieg erkämpfe.²⁷

Das Gefühl der Deutschen, im Krieg von Feinden eingekreist zu sein, wurde in dieser Lesart des Luthertextes von der dritten Strophe ausgesprochen: „Und wenn die Welt voll Teufel wär...“. Dieser Vers wurde zahlreich auf verschiedenen Gegenständen, Gedenkbändern, Postkarten usw. gedruckt und in neuen Texten weiterverarbeitet.²⁸

22 Schian (s. Anm. 20), S. 185.

23 Ebd., S. 197.

24 So auch schon Schian (ebd., S. 199).

25 Das trifft nicht nur auf Zwischenahn, sondern auf ganz Deutschland zu. Luthers Lied wurde sowohl von den Soldaten, als auch von den Heimatgemeinden während des Krieges besonders gerne gesungen; vgl. Schian (ebd., S. 122).

26 Püschelberger, Chronik: *Alle Unterhandlungen und vor allem die Bemühungen von Seiten des deutschen Kaisers, den Frieden zu erhalten, erwiesen sich zuletzt als vergeblich. Am Sonnabend, dem 1ten August, nach einem in feberhafter Aufregung durchlebten Tage, traf gegen Abend hier der Mobilmachungsbefehl ein. Tags darauf wurde der Krieg erklärt.*

27 Der militaristische Missbrauch von „Ein feste Burg ist unser Gott“, setzte sich im Zweiten Weltkrieg fort, als die dritte Strophe regelmäßig Propagandasendungen im Radio einleitete.

28 Vgl. Michael Fischer, Zur lyrischen Rezeption des Lutherliedes „Ein feste Burg ist unser Gott“ im Ersten Weltkrieg, in: Nicolas Detering / Michael Fischer / Aibe-Marlene Gerdes (Hg.), Populäre Kriegsliteratur im Ersten Weltkrieg, Münster 2013, S. 67-94, und Ders., Religion, Nation, Krieg. Der Lutherchoral „Ein feste Burg ist unser Gott“ zwischen Befreiungskriegen und Erstem Weltkrieg, Münster 2014.

Dass Luthers Lied ursprünglich nicht für den Einsatz als Kampflied gedacht war, sondern eine Vertonung von Psalm 46 darstellt, spielte in dieser von nationalen Gefühlen aufgeheizten Zeit keine Rolle mehr. Zu stark war das Gefühl im August 1914, mit Gottes Segen in den Kampf zu ziehen. Luthers Lied dabei auf den Lippen zu tragen, erschien nur allzu passend.

Zur pastoralen Arbeit gehörte bald nach dem Kriegsbeginn eine völlig neue Aufgabe. Denn auch wenn das deutsche Kernland von eigentlichen Kriegshandlungen weitgehend verschont blieb, war das Sterben an der Front dennoch in der Heimat präsent. Die massenhaften Todesnachrichten mussten einzeln an die Angehörigen überbracht werden. In dieses Geschehen wurden häufig die Pastoren miteinbezogen.²⁹ Sie überbrachten die offiziellen Todesnachrichten und häufig auch die früher eintreffenden zurückkommenden Briefe an die Soldaten. Deshalb erwähnt Püschelberger auch die Zusammenarbeit mit der Postbehörde.

Nach der offiziellen Todesnachricht wurde ab Frühjahr 1915 noch das kaiserliche „Gedenkblatt“ für die Gefallenen des preußischen Heeres und der Marine versandt. Oldenburg bildete zwar immer noch ein eigenständiges Reichsterritorium, sein Militär gehörte aber zum preußischen Heer, so dass die preußischen Gedenkblätter auch in Oldenburg verteilt wurden. In Zwischenahn überbrachte Pastor Püschelberger auch dieses Gedenkschreiben noch an die betroffenen Familien. Seine Arbeit in der Betreuung der Angehörigen von Gefallenen beschreibt er so: *Die Todesnachricht den Angehörigen mitzuteilen, lag zumeist nach Verabredung mit der Postbehörde dem Pfarrer ob. Diese Mitteilung zu überbringen, gehörte zu den schwersten Aufgaben, zu den schwersten Gängen des Pfarrers, die manchmal ahnungslos, ganz unerwartet die Angehörigen aufs tiefste erschütterte. Zeuge zu sein des großen namenlosen Leids, das mit dieser Nachricht über die Familie hereinbrach, deren trautes, häusliches Glück mit einem Schlage zerstört und vernichtet wurde. Noch heute zittert das Herz bei solchem Gedanken [...].* So erhielt jede Familie, die um einen Gefallenen trauerte, von ihm ein „Trostbüchlein“ ausgehändigt, und die Blätter zum Gedächtnis der Gefallenen, die vom Amte zur Übersendung ihm zugestellt wurden, übergab er persönlich nach einer kurzen Ansprache den schwer getroffenen Angehörigen.

Dass die Übergabe der Gedenkblätter³⁰ zu einer kleinen Andacht mit „Ansprache“ und Übergabe von Trostschriften³¹ ausgebaut wurde, hat nicht nur Pastor Püschel-

29 Schian (s. Anm. 20), S. 218.

30 Ebd., S. 219. Das standardisierte Anschreiben zum Gedenkblatt lautet: *In den Kämpfen für die Verteidigung des deutschen Vaterlandes hat auch ein teures Glied Ihrer Familie den Heldentod erlitten. Zum Gedächtnis des auf dem Felde der Ehre Gefallenen haben Seine Majestät der Kaiser und König in herzlicher Teilnahme an dem schweren Verlust und in Anerkennung der von dem Verewigten bewiesenen Pflichttreue bis zum Tode das beifolgende Gedenkblatt verliehen, das als ein Erinnerungszeichen an die große Zeit und an den unauslöschlichen Dank des Vaterlandes in Ihrer Familie dauernd bewahrt werden möge.* Unterschrieben haben die jeweiligen Kriegsminister. Das Gedenkblatt selbst ist von dem Künstler Emil Doepler gestaltet worden. Es zeigt einen Engel, der über einem Gefallenen steht und ihm einen Eichenzweig auf die Brust legt. Über dem Bild steht der von Kaiser Wilhelm II. selbst ausgewählte, dem 1. Johannesbrief 3,16 entlehnte Spruch: „Wir sollen auch unser Leben lassen für die Brüder“. Unterschrieben wurde das Gedenkblatt von Kaiser Wilhelm (faksimilierte Unterschrift), <http://www.europeana1914-1918.eu/da/contributions/6672>, abgerufen am 22.3.2014. Die Abbildung des Gedenkblattes findet sich unter https://www.wikipedia.org/wiki/Gedenkblatt_für_die_Angehörigen_unserer_gefallenen_Helden, abgerufen am 22.3.2014.

31 Zu den verschiedenen Trostschriften, die im Lauf des Krieges entstanden, vgl. Schian (s. Anm. 20), S. 227.

berger in Zwischenahn so praktiziert; das scheint in vielen Gemeinden üblich gewesen zu sein. Martin Schian berichtet, dass die Gedenkblätter, je länger der Krieg dauerte, desto weniger gerne in Empfang genommen und von den betroffenen Familien zum Teil zurückgewiesen wurden.³²

Das Pathos des Heldentodes wurde durch das massenhafte Sterben konterkariert, und je länger der Krieg dauerte, desto sinnloser erschienen vielen Menschen die vielen Opfer. Dennoch war die seelsorgliche Arbeit der Pastoren an dieser Stelle vielleicht ihr wichtigster Beitrag zur Linderung der Not, die durch den Krieg über ihre Gemeinden gekommen war.³³ Pastor Püschelbergers eigene Betroffenheit ist in der Zwischenahner Chronik noch deutlich zu hören: *Noch heute zittert das Herz bei solchem Gedanken [...].* Zu der individuellen Betreuung der Familien von Gefallenen kam in Zwischenahn – wie in allen anderen Gemeinden Deutschlands – das öffentliche Totengedenken im Gottesdienst. Pastor Püschelberger beschreibt das Vorgehen in Zwischenahn wie folgt: *Sonntag wurden die Namen der in der Woche Gefallenen der Gemeinde bekannt gegeben, wobei sich die Gemeinde von den Sitzen erhob und im Anschluß daran sitzend von ihr Gesang No. 163,³⁴ gesungen wurde. So wurde es die ganze Kriegszeit über gehalten. An der Totenfahne der Kriegszeit wurde der Gefallenen in Anwesenheit des Kriegervereins in besonderer Weise gedacht, an jedem Totenfest die Namen derer, die bis dahin ihr Leben für das Vaterland in den Tod gegeben, verlesen und jedes Mal zu ihrem Gedächtnis ein Lorbeerkrantz gestiftet, der über dem Altar seinen Platz fand.*

Zu den normalen Abkündigungen von Taufen, Aufgeboten und Beerdigungen trat die Nennung der Gefallenen aus der Gemeinde Zwischenahn. Um sie besonders zu ehren, stand die Gemeinde auf und sang jede Woche die zweite Strophe des Liedes „Jesus, meine Zuversicht“, die lautet: „Jesus, er mein Heiland lebt; ich werd auch das Leben schauen, sein, wo mein Erlöser schwebt; warum sollte mir denn grauen? Lasset auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht nach sich zieht?“ Damit wird in Zwischenahn die Erlösung durch Christus in den Vordergrund des Gefallenengedenkens gehoben. In manchen anderen Gemeinden wurde an dieser Stelle auch „Ich hatt´ einen Kameraden“ von der Orgel gespielt und damit eine eindeutig militärische Komponente in den Sonntagsgottesdienst eingeführt.³⁵ Die Zwischenahner Chronik lässt erkennen, dass Pastor Püschelberger hier zu differenzieren verstand. Die kriegerische Komponente überließ er den besonderen Gefallenenehrungen mit dem Kriegerverein.³⁶ Auch die Sitte des Aufhängens von Kränzen hielt Püschelberger in Grenzen. Sie wurde nur am Totensonntag geübt, dort wurden die Gefallenen noch einmal namentlich genannt und dann ein Kranz über dem Altar an der damals noch hinter dem Altar umlaufenden Empore aufgehängt.³⁷

32 Ebd., S 220.

33 Mommsen (s. Anm. 9), S. 258: „Ohne den seelsorgerischen Beistand der Pfarrer und der Kirchengemeinden wäre gewiß auch der beständig steigende Blutzoll, den der Krieg der Bevölkerung abforderte, noch schwerer zu ertragen gewesen.“

34 Heute: EG 526,2).

35 Schian (s. Anm. 20), S. 323.

36 Zur Bedeutung der Kriegervereine und ihrer Verbindung zu den Kirchen vgl.: Thomas Rohkrämer, *Der Militarismus der „kleinen Leute“*. Die Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich 1871-1914, München 1990.

37 Schian (s. Anm. 20), S. 327, beschreibt, dass in manchen Gemeinden für jeden einzelnen Gefallenen ein Kranz gestiftet, am Altar niedergelegt und anschließend aufgehängt wurde.

4. Kirchliche Mobilmachung II: Frauenvereine, Armenfürsorge, Presse, Krankenpflege

Über die im strengen Sinne pastorale Arbeit hinaus beteiligte sich die „Gemeinde“ – wobei die Grenze zwischen Bürgergemeinde und Kirchengemeinde oft nicht klar zu ziehen ist – an verschiedenen Formen der diakonischen Arbeit. Vor allem Frauen gerieten in den Blick der Mobilisierungsbemühungen in „der Heimat“.³⁸ Sie sammelten verschiedene Gegenstände zur Versorgung der Soldaten, sie kümmerten sich um Arme und Kranke. Eine wichtige Organisationsform waren dafür die Frauenvereine, die sich im Oldenburger Land zum Teil neu gründeten, zum Teil schon länger bestanden.³⁹

„Vor allem die sogenannte ‚Liebestätigkeit‘ schien besonders geeignet, Einigkeit zu demonstrieren und zu betonen. Sofort nach Kriegsausbruch hatten sich vornehmlich aus den Frauenvereinen Gruppen gebildet, die zusammen mit dem Roten Kreuz Material-, Lebens-, sowie Genussmittelsammlungen vornahmen und diese Gegenstände an die durchmarschierenden Truppen in den Städten und an Bahnhöfen verteilten. Sie war ein wichtiges Element der Erweiterung des Einigkeitsgefühls“.⁴⁰ Diese Beschreibung der „Liebestätigkeit“ zu Beginn des Krieges beruht auf Angaben aus der Chronik des Stadtarchivars Eduard Schulte aus Münster. Sie lässt sich gut mit den Angaben Püschelbergers in der Zwischenahner Chronik vergleichen: *Aber auch die freie Liebestätigkeit wolle nicht zurückbleiben. Sie wurde besonders von dem Frauenverein der Gemeinde, der gleich zu Anfang des Krieges dem vaterländischen Frauenverein beitrug, ausgeübt. Auf dem Bahnhof wurden den durchziehenden Truppen Erfrischungen gereicht. Vor allem galt seine Tätigkeit den Soldaten im Felde. In regelmäßigen Abschnitten wurden diesen Liebesgaben, Nahrungsmittel, Wurst und Speck, warme Kleidungsstücke, Tabak, Zigarren und anderes geschickt, die zu den Weihnachtsfesten besonders reichlich ausfielen. Um die Mittel dafür zu erhalten, wurden allmonatlich Sammlungen veranstaltet, denen junge Mädchen aus allen Teilen der Gemeinde mit großer Bereitwilligkeit und Freudigkeit sich unterzogen. Die Gaben, die reichlich zuflossen, waren ein schönes Zeichen der Geberwilligkeit, die in der Gemeinde sich zeigte. Ein Drittel der Sammlung bekam das Rote Kreuz in Oldenburg, zwei Drittel standen dem Frauenverein zur Verfügung.*

In die Armenfürsorge wurde der Pastor von der Gemeinde direkt eingebunden. Er führte den Vorsitz der Kommission, die gemeinsam von der Gemeinde und der Kirchengemeinde für die Unterstützung Not leidender Menschen eingerichtet wurde. Die Kirchengemeinde war also direkt in das staatliche Fürsorgehandeln eingebunden. Pastor Püschelberger beschreibt die Tätigkeit dieser Kommission für die Zwischenahner Bedürftigen: *Wie zu erwarten war, stellte sich je länger je mehr die Not ein, besonders in den Familien aus denen der Ernährer ins Feld hatte ziehen müssen. Gleich nach Be-*

38 Nübel (s. Anm. 18), S. 102: „Die Frauen waren 1914 und 1915 allein schon durch Betonung und Anerkennung ihrer wichtigen gesellschaftlichen Rolle diskursiv in die Schicksalsgemeinschaft Nation eingebunden worden. Diese Einbindung setzte sich in den nächsten Jahren fort.“ Verbunden war dies mit dem Verweis auf den Aufruf der Kaiserin Auguste Viktoria vom 6. August 1914 „An die deutschen Frauen“.

39 Vgl. die Angaben für die verschiedenen Kirchenkreise in: Verhandlungen der Kreissynoden im Jahre 1915, Oldenburg 1915.

40 Nübel (s. Anm. 18), S. 53.

ginn des Krieges wurde deshalb gemeinsam vom Gemeinderat und vom Kirchenrat eine Kommission gewählt, in der der Ortspfarrer den Vorsitz führte, mit der Aufgabe, der vielfachen Not abzuhelpfen. Als Unterstützung wurden in erster Linie Nahrungsmittel und Kleidungsstücke gegeben.

Darüber hinaus wurde auch der Deutschen gedacht, die in Gebieten lebten, in denen es Kriegshandlungen gab, vor allem Ostpreußen und das Elsass wurden aus den übrigen Teilen Deutschlands unterstützt, so auch aus Zwischenahn. Ein weiterer Zweig der Fürsorge ermöglichte unterernährten Kindern Erholungsaufenthalte im Ammerland. *So fanden in den Kriegsjahren und auch noch später Kinder aus Rüstringen, Westfalen und dem besetzten Gebiet, die unter der schlechten Ernährung litten, in größerer Anzahl in der Gemeinde Aufnahme und liebevolle Pflege.*

Die Kirchengemeinde beteiligt sich also mit zahlreichen Spenden und Aktionen an der Fürsorge für Arme im eigenen Ort, an der Unterstützung von Not leidenden Deutschen in den Kriegsgebieten und an der Pflege von Kindern. Hier zeigen sich das erst rudimentär ausgebildete staatliche Wohlfahrtssystem und der selbstverständliche Rückgriff des Staates auf die kirchliche Infrastruktur.

Die kirchliche Presse bildete eine wesentliche Kommunikationsform zwischen der Heimatgemeinde und den Soldaten. In Zwischenahn kam es hier zu einer konkreten Zusammenarbeit zwischen Kriegerverein und Kirchengemeinde. Mehrere hundert Exemplare des Oldenburger Sonntagsblattes wurden an die entsprechende Zahl von Soldaten aus der Gemeinde Zwischenahn an die Front geschickt. Das Sonntagsblatt war die wichtigste kirchliche Publikation in der Oldenburgischen Kirche. Es erschien wöchentlich mit einer Auflage von ca. 13.000 Exemplaren und erreichte so ca. 15-20% der Oldenburger Gemeindeglieder.⁴¹ Die von Pastor Püschelberger erwähnte positive Resonanz der Soldaten weist darauf hin, dass diese Form kirchlicher Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Aufrechterhaltung des Kontaktes zwischen den Soldaten und ihrer Heimat bildete: *[...] außer diesen Gaben wurde gemeinsam von Kirchenrat und Kriegerverein allwöchentlich das Sonntagsblatt vom Kriegerverein in mehreren Hunderten von Exemplaren an die Soldaten gesandt, an die Gefangenen, soweit sie zu erreichen waren, „Gottes Grüße aus der Heimat“. Die vielen eingegangenen Briefe und Postkarten zeigten, wie gerne diese Blätter gelesen und wie dankbar sie für die Zusendung derselben waren, aus diesen Briefen und Karten konnte man auch herauslesen, wie manche da draußen im Felde zu andern geworden und mit welchem Gottvertrauen und stiller Ergebung in Gotteswillen manche den schwersten todbringenden Kampf mutig angingen. So schrieb ein junger Soldat in Galizien kurz vor einem Angriff in sein Taschenbuch: „Ich weiß nicht, ob ich zurückkehre aber wie Gott will“. Er hat in jenem Angriff seinen Heldentod gefunden.*

Das Zwischenahner Vorgehen ist typisch für die Versuche der Kirchengemeinden, zu ihren Gemeindegliedern an der Front Kontakt zu halten. Die Zusendung der Gemeindebriefe, oder wie hier des Sonntagsblattes, ergänzte die private Korrespondenz der Soldaten mit ihrer Familie, ihren Freunden und ihren Ortspfarrern.⁴² Die wöchentlich erscheinenden Sonntagsblätter gaben den Soldaten das Gefühl, nicht ganz

41 Zur Entwicklung und Bedeutung des Oldenburger Sonntagsblattes und seines Herausgebers Pastor Lindemann siehe Dietmar von Reeken, *Kirchen im Umbruch zur Moderne. Milieubildungsprozesse im nordwestdeutschen Protestantismus 1849-1914*, Gütersloh 1999, S. 134-136.

42 Vgl. Schian (s. Anm. 18), S. 100.



von dem Geschehen in der Heimat abgeschnitten zu sein, und boten zudem eine willkommene Abwechslung in der militärischen Routine.

Der technisierte Krieg mit seinen Volksheeren erzeugte massenweise Verwundete, die von einer immer größer werdenden und immer straffer organisierten Militärmedizin versorgt wurden.⁴³ Das primäre Ziel der Verwundetenversorgung war die möglichst schnelle Wiederherstellung der Kampffähigkeit. Dazu reichte die Kapazität der Lazarette in Frontnähe bei weitem nicht aus. Die Verwundeten kamen in großen Zahlen von der Front in Lazarette, Krankenhäuser und viele, im Lauf des Krieges errichtete Notlazarette im gesamten Deutschen Reich. Dort wurden sie medizinisch versorgt und gepflegt, bis sie zu neuem Einsatz fähig waren. Auf diese Weise kam auch ein kleiner Ort wie Zwischenahn in direkten Kontakt mit Verwundeten. Sie wurden aus den verschiedenen Oldenburger Lazaretten zu Erholungsausflügen an das Zwischenahner Meer geschickt.⁴⁴ Püschelberger beschreibt einen dieser Verwundetenausflüge ausführlich. Am 19. August 1915 kam – wahrscheinlich zum ersten Mal – eine große Zahl verletzter Soldaten aus Oldenburg für einen Tag mit dem Zug nach Zwischenahn: *Am 19ten August 1915 trafen 800 Verwundete aus den Lazaretten in Oldenburg mit ihren Pflegerinnen und Begleitern und einem Sonderzuge in Zwischenahn ein. Vom Bahnhof begleitet von einer großen Menschenmenge mit Musik, Schwerverletzte auf Wagen, die einen nach dem Bauernhause, die anderen nach dem Hotel Meyer geführt und hier wie dort nach einer kurzen Begrüßungsansprache an mit blauem Tuch geschmückten Tafeln bewirtet, am Nachmittag mit Kaffee und Kuchen, am Abend mit warmem Abendessen. Die Masse der gestifteten Kuchen und der anderen gelieferten Sachen war so groß, daß noch ein gut Teil mit nach Oldenburg genommen werden konnte, damit auch die Verwundeten, die wegen ihres Leidens nicht hatten mitkommen können, wenigstens etwas von der Feier des Tages erfahren möchten. Wie sehr den Verwundeten der Aufenthalt in Zwischenahn gefallen und erfreut hatte, davon zeugten die Dankesschreiben für den wunderschönen Tag, den die Zwischenahner ihnen bereitet hatten.* Auch in den späteren Kriegsjahren trafen Verwundete öfters hier ein, um in gleich freundlicher Weise hier aufgenommen zu werden.

Die hohe Zahl von 800 Verwundeten, die an dem „Ausflug“ nach Zwischenahn teilnehmen konnten, lässt den Rückschluss zu, dass die Lazarette in Oldenburg im Jahre 1915 bereits eine sehr große Anzahl von Verwundeten pflegten.⁴⁵ In Zwischenahn wurden die Verwundeten festlich empfangen und an zwei herausgehobenen Orten (Meyers Hotel, Bauernhaus) besonders gut bewirtet. Im August 1915 dürfte bei dem Besuch der Oldenburger Lazarette in Zwischenahn noch der Gemeinschaftscharakter im Vordergrund gestanden haben. Im August 1915 wurde des einjährigen Jubiläums des Kriegsbeginns gedacht. Dieses Gedenken diente dazu, den „Geist vom August 1914“ zu beschwören, mit dem sich das – inzwischen durchaus nicht mehr selbstverständliche – Einheitsgefühl und die Begeisterung für den Krieg und das „Vaterland“

43 Vgl. Melissa Lerner / James Peto / Colleen M. Schmitz (Hg.), *Krieg und Medizin*, Göttingen 2009.

44 Dass ganze Lazarette, also Verwundete und medizinisches Personal, Ausflüge in die Umgebung machten, ist in dieser Zeit nicht ungewöhnlich. Ein fotografisches Dokument ist belegt bei Wolfgang U. Eckart, *Die Wunden heilen sehr schön. Feldpostkarten aus dem Lazarett 1914-1918*, Stuttgart 2013, S. 57.

45 Die Geschichte des Lazarettwesens in Oldenburg während des Ersten Weltkrieges ist noch nicht erforscht. Als Lazarette genutzt wurden die drei Krankenhäuser, aber auch andere Gebäude wie das Prinzenpalais ([http://www.de.wikipedia.org/wiki/Prinzenpalais_\(Oldenburg\)](http://www.de.wikipedia.org/wiki/Prinzenpalais_(Oldenburg))), abgerufen am 3.4.2014) die Gaststätte das „Neue Haus“ und der Saal der Gaststätte am Lindenhofgarten.



verbanden. Der Ausflug der Oldenburger Lazarette im August 1915 nach Zwischenahn und der festliche Empfang, der den Verwundeten und ihrem Pflegepersonal bereitet wurde, dienten also nicht nur dem Genesungsprozess, sondern auch der Demonstration der Einheit der Bevölkerung. Verwundete und Gesunde, Soldaten und Zivilbevölkerung vereinten sich an diesem Tag zur viel beschworenen „Volksgemeinschaft“. Der 19. August 1915 sollte diese Gemeinschaft erfahrbar machen. In späterer Zeit werden die von Pastor Püschelberger bezeugten Ausflüge von Verwundeten nach Zwischenahn auch der Aufbesserung ihrer Versorgung mit Lebensmitteln gedient haben.⁴⁶

5. Der Weg in die Niederlage, deren Erklärung und das Gedenken

Dadurch, dass der Krieg viel länger dauerte als am Anfang gedacht, ergab sich vor allem in der Industrie und in der Landwirtschaft die Situation, dass männliche Arbeitskräfte fehlten. In Zwischenahn als damals noch überwiegend ländlich strukturierter Gemeinde machte sich der Wegfall der Männer als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft besonders schmerzlich bemerkbar. Es traten, so gut wie sie es konnten, die Frauen an ihre Stelle. Püschelberger beschreibt das so: *Es konnte nicht ausbleiben, daß nach dem Wegzug des größten Teils der tatkräftigen jungen Leute und Männer, je länger je mehr, der Mangel an Arbeitskräften sich fühlbar machte, besonders zur Zeit der Bestellung des Ackers und in der Zeit der Ernte. Und hier gebührt neben der gegenseitigen Aushilfe, die gerne allseitig geleistet wurde, vor allem dank der Mühen der Frauen, die in den langen Kriegsjahren ihren Heldenmut und Heldensein dadurch bewiesen, im stillen starken Tragen der bitteren schweren Verluste, in rastloser oft erdrückender Arbeit das Hauswesen zu erhalten, in treuester Pflichterfüllung oft unter den schwierigsten Verhältnissen.*

Untersuchungen aus anderen ländlichen Gegenden bestätigen die Zwischenahner Chronik.⁴⁷ Vor allem die schwere Feldarbeit, die zumeist noch mit Tiergespannen vorgenommen wurde, war ohne die Kraft und die Kenntnisse der Männer schwer zu bewältigen.⁴⁸ Erleichternd kam für die Frauen, die diese Aufgabe übernehmen mussten, allerdings der Geburtenrückgang hinzu. Die Frauen, die alleine buchstäblich Haus und Hof bewirtschaften mussten, waren wenigstens nicht auch noch dauernd schwanger oder mit der Kleinkindbetreuung beschäftigt.⁴⁹ Püschelberger beschreibt

46 Eine Beschreibung eines ähnlich verlaufenden Besuchs von Verwundeten aus Oldenburger Lazaretten in Rastede überliefern die „Nachrichten für Stadt und Land“ am 3.9.1918, wieder abgedruckt in: Oldenburg 1914-1918. Ein Quellenband zur Alltags-, Sozial-, Militär- und Mentalitätsgeschichte der Stadt Oldenburg im Ersten Weltkrieg (Veröffentlichungen des Oldenburger Stadtarchivs 7), Oldenburg 2014, S. 287-288.

47 Vgl. den Abschnitt „Allein im Krieg: Bäuerinnen 1914-1918“ bei Benjamin Ziemann, *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923*, Essen 1997, S. 290-308.

48 Ebd., S. 295: „Die Anlernung und Führung der für die Ackerwirtschaft nötigen Pferde- und Rindergespanne war im Rahmen der üblichen Aufgabenteilung eine Domäne der Männer. Dies lag bei den Pferden an dem hohen Prestige, das sich sowohl mit ihrem Besitz als auch der Arbeit mit ihnen verband, aber auch an der großen Kraft und Geschicklichkeit, die die Führung der Gespanne erforderte. In diesem Punkt konnte die männliche Arbeitskraft nur unter großen Mühen entbehrt werden“.

49 Püschelberger bestätigt das für Zwischenahn: *Es wird nachgefügt, daß die Zahlen der Getrauten und Getauften in den Kriegsjahren sehr stark zurückgingen. 1915: 20 Trauungen; 1916: 18 Trauungen (vorher durchschnittlich 50); 1917: 64 Taufen (vorher durchschnittlich 200).*

die Leistungen der Frauen mit den Begriffen „Heldenmut und Heldensein“ – Wörtern, die damals vor allem der Beschreibung der Frontsoldaten und ihrer Leistungen vorbehalten waren.⁵⁰ Püschelberger erhebt in seiner Bewertung die Tugenden des Aushaltens von Leid und der Schwerstarbeit zu „heldischen“ Tugenden und stellt damit die Zwischenahner Frauen auf eine Stufe mit ihren Männern, den „Helden im Kampf“. Beide Geschlechter erweisen sich für Püschelberger vor allem im Aushalten von Leid als „christliche Helden“.

Mit dem Fortschreiten des Krieges berichtet die Zwischenahner Chronik von den Problemen der Lebensmittelversorgung, die durch sinkende Ernteerträge und fehlenden Import ausgelöst wurden.⁵¹ Das sorgte in Deutschland für immer mehr Not, Verdruss und soziale Spannungen.⁵² Sicherlich war die Ernährungslage in einer überwiegend agrarisch strukturierten Gemeinde einfacher als in den Städten.⁵³ Püschelberger erzählt nichts von Schlangen vor Lebensmittelabgabestellen oder von Hungerdemonstrationen, wie sie aus den großen Städten des Reiches bekannt sind.⁵⁴ Sein Bericht zeigt vielmehr die andere Seite, die Seite der bäuerlichen Wirtschaft, die zu der Zeit das Begehrteste produzierte: Nahrungsmittel. Püschelberger beschreibt zunächst die staatliche Mangelverwaltung, die bereits ein halbes Jahr nach Kriegsausbruch einsetzte, als eine Reaktion auf die *Niedertracht* der Feinde, insbesondere Englands, des *perfiden Albions*. Eine englische Blockade war bereits vor dem Krieg angedroht worden, die deutsche Regierung hatte diese Drohung aber nicht ernst genommen, da man von einem schnellen Ende des Krieges ausging. Die Folgen dieser Fehleinschätzung bekam die deutsche Bevölkerung schnell zu spüren.⁵⁵ Der Zorn der Bevölkerung sollte durch die Kriegspropaganda von der deutschen Verwaltung auf den Kriegsgegner England gelenkt werden. Das hat seinen Niederschlag auch in

50 Vgl. Bianca Schönberger, Mütterliche Heldinnen und abenteuerlustige Mädchen. Rotkreuz-Schwesterinnen und Etappenhelferinnen im Ersten Weltkrieg, in: Karen Hagemann/Stefanie Schüler-Springorum, Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt 2002, S. 108-127.

51 Reinhard Oberschelp, Stahl und Steckrüben. Beiträge und Quellen zur Geschichte Niedersachsens im Ersten Weltkrieg (1914-1918), Bd. 1 Hameln 1993, S. 163-168, beschreibt den Rückgang der Ernteerträge und des Viehs (unter anderem für Oldenburg) während des Krieges, vor allem im Jahr 1916, was zu dem berüchtigten Hunger- oder „Steckrüben“-Winter 1916/17 führte.

52 Vgl. Volker Ullrich, Kriegsalltag. Zur inneren Revolutionierung der Wilhelminischen Gesellschaft, in: Wolfgang Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg. Wirkung – Wahrnehmung – Analyse, München – Zürich 1994, 603-621; Belinda J. Davis, Heimatfront. Ernährung, Politik und Frauenalltag im Ersten Weltkrieg, in: Hagemann/Schüler-Springorum (s. Anm. 50), S. 128-149, hier: S. 130: „Ab 1915 war für die Dauer des gesamten Krieges die ungenügende Versorgung mit Grundnahrungsmitteln sowie deren als ungerecht empfundene Verteilung der wichtigste Streitpunkt zwischen Regierung und Zivilbevölkerung“.

53 Vgl. Nübel (s. Anm. 18), S. 139-155. Nübel beschreibt detailliert die Verwerfungen, die sich durch die unzureichende Lebensmittelversorgung in der Stadtgesellschaft Münsters ergeben haben. Er resümiert (S. 155): „Eine ‚Hierarchie von Privilegien‘ hatte sich im Ersten Weltkrieg an der ‚Heimatfront‘ herausgebildet und untergrub das Verhältnis weiter Bevölkerungskreise zum Staat. Die Unfähigkeit der Behörden, die Versorgungsprobleme gerecht zu lösen, und der Zwang, sich individuell jenseits der Legalität Nahrungsmittel zu beschaffen, führten weitgehend zum Ende des ‚kriegsgesellschaftlichen Konsenses zwischen Herrschenden und Beherrschten‘ und zum Legitimitätsverlust der bestehenden Ordnung. Der Staat hat die Kriegsgesellschaft nicht sozial gerecht organisieren können. (...) Der Alltag im Erfahrungsraum ‚Heimat‘ war nicht von Einigkeit und Solidarität, sondern vielmehr von sich verschärfenden Gegensätzen geprägt.“ Berichte aus Berlin gibt Davis (s. Anm. 52).

54 Vgl. Ullrich (s. Anm. 52), S. 607-609.

55 Vgl. Davis (s. Anm. 52), S. 129.

der Zwischenahner Chronik gefunden: *Dazu wurde der Mangel an Lebensmitteln immer drohender. Die Niedertracht der Feinde, die durch die Waffen Deutschland nicht zu überwinden vermochten, versuchten und hofften, durch Hunger das deutsche Volk auf die Knie zu zwingen. So wurde Deutschland besonders auf Betreiben Englands von aller Zufuhr an Lebensmitteln abgeschnitten. Die Folge war, dass, um mit den vorhandenen Lebensmitteln auszukommen, einem jeden ein bestimmtes zumeist sehr bescheidenes oft kaum ausreichendes Maß an Fleisch, Butter, Brod [sic], Milch und sonstiges [sic] zugeteilt werden mußte.*

Püschelberger beschreibt die Mangelwirtschaft zunächst aus der üblichen Perspektive der offiziellen Darstellung. In dem folgenden Abschnitt zeigt er aber die Situation der Landwirtschaft in einer durchaus kritischen Perspektive. Er erkennt die Möglichkeiten der Landwirte, sich in der Situation zu bereichern, und verurteilt dieses Verhalten als unmoralisch: *Außerdem ward die Zwangswirtschaft eingesetzt, nach der jeder Landwirt das, was über den Verbrauch in der eigenen Wirtschaft hinausging, an die Allgemeinheit abzuliefern hatte. Das eine wie das andere ist manchem zur Versuchung geworden. Denn nicht alle hielten sich um des Gewissens willen an die gesetzlichen Vorschriften gebunden. Die Einen suchten diese Vorschriften auf alle mögliche Weise zu umgehen, andere nutzten in schnöder Selbstsucht die Not der Zeit aus, um auf Kosten ihrer Mitmenschen sich irdische Vorteile zu verschaffen.*

In der Mangelsituation kam es zu kleinen und großen Formen der Vorteilsbeschaffung. Menschen aus den Städten fuhren aufs Land und versuchten dort Lebensmittel zu „hamstern“. ⁵⁶ Bauern verkauften also Lebensmittel, die sie nicht deklariert hatten, an private Abnehmer. Häufig wurden die „Hamsterer“ bei ihrer Rückkehr in die Stadt von den Behörden erwischt und ihnen die Lebensmittel wieder abgenommen. ⁵⁷ Das führte zu erheblicher Unzufriedenheit in der Bevölkerung. Zum anderen schleusten Landwirte größere Mengen von nicht deklarierten Lebensmitteln in den „Schleichenhandel“ ein, durch den Waren auf den schwarzen Markt oder an privilegierte Personen kamen, was wiederum zu einem Ansteigen der Unzufriedenheit in der Bevölkerung führte, ⁵⁸ denn die von der Propaganda beschworene „Volksgemeinschaft“, die sich auch im Verzicht bewähren sollte, erwies sich angesichts der Privilegierten und der „Kriegsgewinnler“, zu denen in den Augen der Mehrheit der Bevölkerung auch die Landwirte gehörten, als eine hohle Phrase. ⁵⁹ Püschelberger bewertet das Verhalten der „Kriegsgewinnler“ im gleichen Sinne, aber mit Hilfe theologischer Kategorien. Er spricht von *schnöder Selbstsucht* und vom Verschaffen *irdischer Vorteile*. Über dem ganzen Abschnitt steht sein einleitender Satz: *Die bösen Mächte, die im Anfang des Krieges*

56 Eine Schilderung einer typischen Hamsterfahrt eines Matrosen in Ahlhorn im Jahr 1917 ist in einem Vernehmungprotokoll im Niedersächsischen Landesarchiv in Oldenburg erhalten, es ist abgedruckt in: Jens Flemming/Klaus Saul/Peter-Christian Witt (Hg.), *Lebenswelten im Ausnahmezustand. Die Deutschen, der Alltag und der Krieg 1914-1918*, Frankfurt am Main 2011, S. 288.

57 Vgl. Ullrich (s. Anm. 52), S. 609.

58 Oberschelp (s. Anm. 51), S. 162: „Die Versuchung, sich durch das Eingehen auf die Angebote ‚hamsternder‘ Städter heimliche Vorteile zu verschaffen, mußte ziemlich unwiderstehlich werden. Daß die Bauern jeweils zuerst an ihre eigene Versorgung dachten, war nur verständlich. Daraus erwachsen aber im Laufe des Krieges erhebliche Ressentiments zwischen Stadt und Land.“

59 Karen Hagemann, *Heimat – Front. Militär, Gewalt und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, in: Hagemann/Schüler-Springorum (s. Anm. 50), S. 23: „Als ‚Kriegsgewinnler‘ wurden in der Presse alle denunziert, die am Krieg verdienten, die nicht Hunger zu leiden brauchten, die nichts ‚opferten‘, vor allem die ländlichen Agrarproduzenten, der Handel sowie die Besserverdienenden, die sich auf dem wachsenden Schwarzmarkt versorgen konnten.“

sich zurückgehalten hatten, wagten sich wieder hervor. Püschelberger deutet das Verhalten der Menschen, die im Lauf des Krieges ihren Vorteil aus der Mangelwirtschaft zogen, als ein Wirken böser Mächte, die die Eintracht im deutschen Volk zerstören wollten, und das gelang ihnen dadurch, dass sie Menschen bei ihrer Selbstsucht packten und sie so dazu brachten, die gesetzlichen Vorschriften zu übertreten. Damit nutzt Püschelberger eine theologisch-moralische Kategorie, um das Verhalten der Bevölkerung in der Situation des Mangels zu beschreiben. Die Fragen nach der Verteilungsgerechtigkeit und der Zuständigkeit für die Mangelverwaltung werden von ihm nicht gestellt. Das staatliche Handeln bleibt auf diese Weise unhinterfragt. Stattdessen richtet sich der kritische Blick des Pastors allein auf die moralische Dimension des Verhaltens der Zwischenahner Bevölkerung. Weder der Krieg noch die staatliche „Zwangswirtschaft“ werden als Auslöser der Mangelsituation in Frage gestellt. Das Bündnis von „Thron und Altar“ bewährt sich auch an dieser Stelle.

Auf ähnliche Weise wird eine kirchliche Kategorie bei der Beschreibung der Ursachen für die deutsche Niederlage in Anschlag gebracht. Püschelberger beschreibt das Schicksal der Deutschen Truppen im Kriegsverlauf nicht mit militärischen Kategorien, sondern mit moralischen oder kirchlichen Begriffen. Dem „sittlichen“ und „religiösen“ Leben der Deutschen schrieb er in einer Art *sylogismus practicus* direkte Auswirkungen auf das Schlachtengeschick zu. Diese Denkbewegung erscheint im historischen Abstand als Irrweg. Für Pastor Püschelberger und einen Großteil der kirchlichen Amtsträger ist der Krieg ein Geschehen, in dem sich die Heilsgeschichte des deutschen Volkes verwirklichen soll. Die besondere Zuwendung Gottes zum deutschen Volk beruht nach der Auffassung der Zeitgenossen auf der moralischen Qualität der Deutschen. Für die Theologen kam zur moralischen Qualität die Glaubensintensität als Kriterium dazu. In dem Moment, in dem die moralische Qualität des Lebens der Deutschen zu wünschen übrig lässt – wie es zum Beispiel im illegalen Handel mit Lebensmitteln sichtbar wird – lässt der göttliche Beistand nach. Ebenso verhält es sich mit dem religiösen Leben. Wenn die Gottesdienste nicht mehr besucht werden, nicht mehr gebetet wird, setzt sich Gott nicht mehr für das Schlachtenglück des deutschen Heeres ein: *Leider hielt sich im Verlauf des Krieges das sittliche und religiöse Leben nicht auf der Höhe, die man im Anfang des Krieges hoffen und erwarten konnte. Der Besuch des Gottesdienstes ließ nach, die Stimme des Gebets verstummte mehr und mehr. Man merkt es draußen im Felde, daß in der Heimat nicht mehr gebetet wird (Hindenburg).*

Aus heutiger Sicht grenzt der Gedankengang an religiöse Konzepte, die wir aus der Magie kennen. Sie sind mit evangelischer Theologie, die von einem freien Gnadenwirken Gottes ausgeht, schlechterdings nicht vereinbar. Das ist aber nur sehr wenigen Zeitgenossen im Laufe des Krieges klar geworden. Pastor Püschelberger gehörte nicht dazu. Er gehörte zu der großen Mehrheit der Theologen, die im Rahmen der vorherrschenden Geschichtstheologie eine deutsche Niederlage nicht für möglich hielten, weil der Krieg ja „mit Gott“ geführt wurde. Als die Niederlage sich abzeichnete, musste ein anderer Schuldiger als Gott gefunden werden: „Dass sich der Wille Gottes im Vollzug der Geschichte offenbare, war auch das zentrale Argumentationsmuster der Kriegstheologen aller theologischen Schattierungen gewesen. So selbstgewiss sie jahrelang die Heilsnotwendigkeit eines deutschen Sieges gepredigt hatten, so wenig vermochten sie jetzt auch im Zusammenbruch des Kaiserreiches ein Werk Gottes zu sehen. In der nationalprotestantischen Geschichtsschau hingegen suchte

man den Schuldigen nunmehr teils im sündhaften Volk, das in der Bewährungsprobe des Krieges sittlich und religiös versagt habe, oder direkt in der Dolchstoßlegende, die [...] in der evangelischen Kirchenpresse ihren festen Platz hatte.“⁶⁰ Die geschichtstheologisch geprägten Konzepte der evangelischen Kirche hatten das Auseinanderdriften von Kirche und Bevölkerung zum Ergebnis. Die gesellschaftlichen Entwicklungen der Vorkriegszeit, die zu einer Marginalisierung der Kirchen geführt hatten, waren bei Kriegsausbruch scheinbar aufgehoben, umgekehrt oder sogar völlig aufgehoben worden. Gott, Kirchen, Kaiser, Staat und Volk bildeten scheinbar eine durch nichts zu erschütternde Gemeinschaft. Das änderte sich aber im Lauf der Kriegszeit. Spätestens im „Steckrübenwinter“ 1916/17 setzte an der Front und in der Heimat eine deutliche Kriegsmüdigkeit ein. Trotzdem sprachen die Kirchen und ihre Amtsträger weiterhin vom „gottgewollten Krieg“. Sie predigten das Durchhalten, die Bewährung und das Heldentum. Damit trafen sie nicht mehr die Befindlichkeit der Menschen. Die Soldaten wollten keine „Durchhaltepredigten“ mehr hören, und die Gemeinden wollten das ebenso wenig. Sie wollten, dass der Krieg aufhört. Darauf haben die Kirchen und ihre Pastoren aber nicht gehört. Deshalb gingen ihre Botschaften zunehmend ins Leere. Die Zwischenahner Chronik deutet das als nachlassenden Glauben. Vielleicht ist aber auch nur eine Überdrüssigkeit der Menschen gegenüber der lebensfernen kirchlichen Verkündigung festzustellen. Die Kirche stand zum Staat und gab Durchhalteappelle, Aufforderungen zur Zeichnung von Kriegsanleihen und weiteren „Liebesgaben“ weiter. Dabei verlor sie die Menschen, die längst etwas anderes wollten, nämlich das Ende des Krieges. Aufgrund ihrer geschichtstheologischen Aufladung des Krieges konnte die evangelische Kirche die Forderung nach einem Friedensschluss aber nicht unterstützen. Eine Folge des Auseinanderdriftens zwischen Kirche und Bevölkerung war eine starke Austrittswelle nach dem Kriegsende. Insgesamt verließen 2,7 Millionen Deutsche enttäuscht die Kirchen und verwiesen dabei explizit auf das Verhalten der Kirchen im Kriege.⁶¹

Das 400-jährige Jubiläum der Reformation am 31.10.1917 wurde mitten im Kriege begangen. Die Zwischenahner Chronik widmet diesem bewegenden Ereignis einen längeren Absatz. Der Autor hat sich an anderer Stelle mit dem Thema der Reformationsjubiläen in Oldenburg beschäftigt, deshalb sei hier auf diese Veröffentlichung nur verwiesen.⁶²

Gegenüber den ausführlichen Beschreibungen des Geistes vom August 1914, der Freude über die ersten Siege, der aufopfernden Unterstützung der Soldaten durch die Zwischenahner Bevölkerung und seiner intensiven seelsorglichen Tätigkeit ist Pastor Püschelberger im Jahre 1918 wortkarg. Seine Enttäuschung über den verlorenen Krieg ist auch heute noch zu spüren: *Das Jahr 1918 sollte eines der verhängnisvollsten*

60 Vollnhals (s. Anm. 17), S. 674. Zu den notwendigen Differenzierungen in der Entstehung und Wirkung der „Dolchstoßlegende“ vgl. Boris Barth, *Dolchstoßlegenden und politische Desintegration. Das Trauma der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg 1914-1933*, Düsseldorf 2003.

61 Barth (s. Anm. 60), S. 354 mit Anm. 361. Barth konstatiert (S. 354-355): Es gab nach dem Krieg „ein (...) Bedürfnis nach religiöser Sinnggebung (...), das von den Kirchen, die bis zum Schluß zum bedingungslosen Durchhalten aufgerufen hatten und nach dem Krieg mit ihrer organisatorischen Struktur und Propagierung der Dolchstoßlegende befaßt waren, nicht erfüllt werden konnte.“

62 Ralph Hennings, *Die Reformationsjubiläen 1817 und 1917 in Oldenburg (Oldb.)*, in: *Kirchliche Zeitgeschichte* 26 (2013), S. 217-237.

Jahre in der Geschichte des deutschen Volkes werden – trotz des Heldenmuts und der Tapferkeit unserer braven Soldaten konnte unser Heer gegenüber der Übermacht unserer Feinde, zu denen zuletzt auch noch Amerika getreten war, nicht länger Widerstand leisten. Leider versagte auch die Heimat, je länger je mehr. Sie tat nicht das ihrige, um den Siegerwillen daheim und die Freudigkeit da draußen zu stärken und zu unterstützen. So erfolgte in den Novembertagen 1918 der Zusammenbruch, wie er niederschmetternder nicht gedacht werden kann. Das war das Ende des vorher so glorreich und hoffnungsreich begonnenen Krieges.

Püschelberger sieht die Niederlage als Ergebnis eines Versagens der Kräfte, wobei in den wenigen Worten, die er macht, das Versagen vor allem der Zivilbevölkerung zugeschoben wird. Weil sie versagte, konnten die Soldaten der Übermacht der Feinde nicht mehr standhalten. Das Versagen der Armee wird auf das ursächliche Versagen der Bevölkerung zurückgeführt. Die Niederlage der Armee wird noch beschönigend geschmückt mit den Worten: *trotz des Heldenmuts und der Tapferkeit unserer braven Soldaten*. Damit folgt Püschelberger einer von der Obersten Heeresleitung ausgehenden Strategie zur Vertuschung des eigenen Scheiterns, die Hindenburg geschickt angelegt hatte. Hindenburg beschreibt im Jahre 1918 das Verhältnis von Armee und Bevölkerung als Abhängigkeit der Soldaten von der Unterstützung aus der Heimat. Hindenburg schreibt der Bevölkerung mangelnden Mut, mangelnden Glauben und Vorenthaltung der noch vorhandenen körperlichen und sittlichen Kräfte zu. *Wir konnten uns durchkämpfen, wenn nur die Heimat uns weiter die körperlichen und sittlichen Kräfte gab, über die sie noch verfügte, wenn sie nicht den Mut und Glauben an unseren Endsieg verlor [...].*⁶³

Mit dieser Formulierung umschreibt er seine Forderung, noch mehr Soldaten und Material an die Front zu schicken, um weiterkämpfen zu können. Die hohen Zahlen an Gefallenen, der Verlust ganzer Jahrgänge junger Männer und der Hunger der Zivilbevölkerung führten aber zu einer Erschöpfung der Deutschen, die sich nicht mehr durch Parolen und Appelle beeinflussen ließ. Die Fehler der militärischen Führung hatten zu einer aussichtslosen Situation geführt, in der alle Kräfte überdehnt waren und der Zusammenbruch nur eine Frage der Zeit war. „Der militärische Zusammenbruch des Kaiserreichs war eine Folge der politischen und militärischen Fehlentscheidungen der führenden Generäle und Admiräle. Die Streiks in der Heimat, die abnehmende Disziplin im Heer und die Verweigerung der Marine waren nicht die Ursache, sondern Symptom.“⁶⁴ Um die Schuld für den Zusammenbruch von sich und der militärischen Führung abzuwälzen, schrieb Hindenburg ebenso kurz wie falsch: *Die Heimat erlahmte früher als das Heer.*⁶⁵

In Zwischenahn hat Pastor Püschelberger diese Sichtweise Hindenburgs übernommen und seiner Gemeinde den Vorwurf des Versagens ebenso kurz und ebenso falsch in die Chronik geschrieben: *Leider versagte auch die Heimat, je länger je mehr*. Die seelsorgliche Haltung gegenüber den Familien, die so viele tote Männer zu betrauern hatten, und die Empörung über die unzureichende Versorgung der Bevölkerung, wie sie Püschelberger vorher mit der Kritik am „Schleichhandel“ implizit geäußert hatte, spielten für ihn jetzt keine Rolle mehr.

63 Paul von Hindenburg, *Aus meinem Leben*, Leipzig 1920, S. 338.

64 Lars-Broder Keil/Sven Felix Kellerhoff, *Deutsche Legenden. Vom „Dolchstoß“ und anderen Mythen der Geschichte*, Berlin 2002, S. 42.

65 Von Hindenburg (s. Anm. 53), S. 395 (als Kommentar zum 5.10.1918).



Pastor Püschelberger benutzt das Wort vom Dolchstoß nicht, aber schon die Zuschreibung der Schuld am Zusammenbruch an die Zivilbevölkerung entspricht der so genannten „Dolchstoßlegende“. Im nächsten Absatz benutzt Püschelberger den zweiten Gedankengang, der zu diesem Narrativ gehört: Die Soldaten seien nicht besiegt worden. Püschelberger schreibt nach dem Ende des Krieges explizit: *unsere tapferen, dennoch nicht besieigten Soldaten*. Das entspricht nicht den Tatsachen. Da aber die Kapitulation ausgesprochen wurde, als die deutschen Armeen noch in den gegnerischen Ländern standen und es keinen Einmarsch fremder Truppen in Deutschland gegeben hat, konnte der Eindruck entstehen, man hätte mit dem Krieg einfach aufgehört, ohne dass es eine „echte“ militärische Niederlage gegeben hätte. Dieser Eindruck wurde von manchen Militärs bewusst gefördert.⁶⁶ Diese besondere Situation am Kriegsende machte es möglich, die Niederlage zu verleugnen; englische, französische und amerikanische Truppen unter dem Brandenburger Tor hätten das 1918 unmöglich gemacht. So aber konnte die Legende vom Dolchstoß der Heimat in den Rücken des kämpfenden Heeres entstehen. An der Entstehung der Dolchstoßlegende war die evangelische Kirche durch den Berliner Hof- und Domprediger Bruno Doehring beteiligt, der bereits am 3. Februar 1918 nach dem Januarstreik von einem Verrat an den kämpfenden Soldaten gesprochen hat. Aber auch die Rede von Reichspräsident Ebert zum Empfang der heimkehrenden Garde am Brandenburger Tor trug zur Verbreitung dieser Lesart der Geschichte des Kriegsendes bei. Er sagte zu den Soldaten: *Eure Opfer und Taten sind ohne Beispiel. Kein Feind hat Euch überwunden. Erst als die Übermacht der Gegner an Menschen und Material immer drückender wurde, haben wir den Kampf aufgegeben ... Erhobenen Hauptes dürft ihr zurückkehren*.⁶⁷ So nimmt es nicht Wunder, dass die heimkehrenden Truppen beinahe so empfangen wurden, als wären sie Sieger gewesen. Auch in Zwischenahn wurden sie, wenn auch erst im Januar 1919, mit einem Gottesdienst und einem anschließenden Festmahl begrüßt: *Die Herrlichkeit des einst so stolzen und mächtigen deutschen Reiches lag zertrümmert am Boden – aber unsere tapferen dennoch nicht besieigten Soldaten konnten nach und nach wieder in die Heimat zurückkehren. Zu ihrer Begrüßung fand an einem Sonntag im Januar 1919 ein Gottesdienst statt und am Nachmittag eine Bewirtung der zurückgekehrten Soldaten mit ihren Angehörigen unter sehr reger Beteiligung der Gemeinde*.

Pastor Püschelberger sieht die Ursache für den verlorenen Krieg in der ungenügenden Unterstützung der Armee durch die Zivilbevölkerung. Dass aber im Moment des Zusammenbruchs die Revolution ausbrach – unter anderem im nahe gelegenen Wilhelmshaven – empfand er als ein *Verbrechen*. In seiner Sicht wäre eine gesteigerte Solidarität mit der Armee erforderlich gewesen, nicht die Weigerung der Matrosen, eine sinnlose Seeschlacht vorzubereiten. Püschelberger sieht in der Revolution, die zum politischen Ende des Kaiserreiches geführt hat, nur Schlechtes, selbst wenn er

66 Keil/Kellerhoff (s. Anm. 64), S. 43: „Fest steht, daß fast alle führenden Militärs unmittelbar nach der Niederlage begannen, an der Dolchstoß-Legende zu stricken (...). Ludendorff, Hindenburg und Scheer wußten genau, was sie taten, und sie wurden im eigenen Interesse tätig. Sie schufen die Legende vom ‚Dolchstoß der Heimat in den Rücken der Soldaten‘, um die Schuld für das eigene Versagen einem Sündenbock aufladen zu können.“

67 Friedrich Ebert am 10.12.1918 zur Begrüßung der heimkehrenden Garde am Brandenburger Tor, zitiert nach Rainer Sammet, „Dolchstoß“. Deutschland und die Auseinandersetzung mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg (1918-1933), Berlin 2003, S. 67.

einräumen muss, dass in Zwischenahn in den Revolutionstagen gar nichts Gefährliches oder Aufregendes geschehen ist: *Eigentliche Unruhen fanden in Folge der Revolution nicht statt.* Dennoch ist vor allem sein moralisches Urteil über die Revolution vernichtend: ⁶⁸ *Daß mit dem Zusammenbruch unseres Heeres in jener Zeit der größten Not am 9. November 1918 die Revolution ausbrach, war ein Verbrechen am deutschen Volke. Was alles mit ihr an Gefühlswerten zerstört und vernichtet, was alles uns mit ihr genommen wurde, das uns bis dahin lieb, teuer und wert gewesen, kann niemand ausdenken. Eigentliche Unruhen fanden in Folge der Revolution nicht statt. Allein die Begleiterscheinungen der Nachkriegszeit: Unehrlichkeit und Unredlichkeit, schnöde Selbstsucht und unerhörte Habsucht, Unsicherheit des Lebens und des Eigentums, Zügellosigkeit und Sittenlosigkeit, schrankenloser Lebensgenuß und rastlose Vergnügungssucht, die keine Grenzen kannte, diese traurigen Erscheinungen bleiben, wie überall, so auch in unserer Gemeinde nicht ganz aus.*

Am Ende seines Rückblicks auf die Kriegszeit steht die Polemik gegen den Friedensvertrag von Versailles, die alle Feindseligkeit, die sich im Krieg gegen die Gegner richtete, perpetuiert. Püschelberger überträgt wie viele andere evangelische Geistliche die Denkmuster der Kriegspredigt ungefiltert auf den Kampf gegen den Versailler Vertrag und den Kriegsschuldparagraphen. ⁶⁹ Die Grundlage für einen tragfähigen Frieden oder gar für ein befriedetes Europa konnte so nicht geschaffen werden, *da durch den Schandfrieden von Versailles unser armes, geschlagenes Vaterland wehrlos und machtlos gemacht war, wo ihm von Seiten seiner Haß erfüllten Feinde eine Schmach und Demütigung nach der anderen zugefügt wurde, darüber noch immer einem jeden, der sein Vaterland liebt, die Röte des Zorns sich ins Angesicht drängt.*

Die Kreissynoden der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg befassten sich bereits im zweiten Kriegsjahr 1916 mit der Frage des Totengedenkens. Das erschien manchen der Beteiligten recht früh, da der Krieg doch noch nicht zu Ende sei, deshalb wurden auch noch keine Denkmäler errichtet, aber man hatte sich bereits 1916 in der Oldenburgischen Kirche auf bestimmte Grundsätze des Gedenkens verständigt, die dann 1919 in die Tat umgesetzt werden konnten. Das beschreibt Pastor Püschelberger in seiner Chronik für das Jahr 1919: *Erfreulich war es demgegenüber, daß die Gemeinde bald nach Beendigung des Krieges auf eine Ehrung der Gefallenen bedacht war. Schon am Ende des Jahres 1919 ward in einer Versammlung die Errichtung zweier Ehrendenkmäler beschlossen.*

Damit folgte die Gemeinde in Zwischenahn den Gedanken der Kreissynode von 1916. Es wurde zum einen in der Kirche – im Raum unter dem Glockenturm – eine Gedenktafel angebracht, so wie es in der Empfehlung der Kreissynode 1916 beschlossen wurde. Gedenktafeln für die Gefallenen sollten in den Kirchen angebracht werden: *Leitsatz 3: Kreissynode empfiehlt den Gemeinden, ihre im Kriege gefallenen Mitglieder durch Anbringung von Gedenktafeln in oder an ihrer Kirche zu ehren.*⁷⁰

68 Barth (s. Anm. 60), S. 340, weist daraufhin, dass es vor allem religiöse und moralische Kategorien waren, die von der evangelische Kirche zur Beschreibung der Niederlage und ihrer Ursachen verwendet wurden.

69 Ebd., S. 351.

70 Beschluss der Kreissynode Oldenburg am 20.6.1916 in Oldenburg unter dem Vorsitz von Pastor Püschelberger, in: Verhandlungen der Kreissynoden im Jahre 1916, Oldenburg 1916, S. 141.



Darüber hinaus machte man sich in Zwischenahn einen Gedanken zu eigen, der bereits am Anfang des Krieges von einem Gärtner als „organische“ Form des Gedenkens angeregt worden war: Man pflanzte den „Heldenhain“. Die Kreissynode Oldenburg (zu der Zwischenahn gehörte und deren Vorsitzender Pastor Püschelberger lange Jahre war) hatte sich 1916 nicht mit dem Thema der „Heldenhaine“ beschäftigt, aber im Norden der Oldenburgischen Kirche waren diese Gedanken bereits auf fruchtbaren Boden gefallen: *Eine schöne Art der Ehrung der Gefallenen in der Heimat ist auch die Anpflanzung von Heldenhainen, die schon im Dezember 1914 von dem Gartenbaudirektor an der Berliner Gärtnerlehranstalt, W. Lange, vorgeschlagen wurde: „Pflanzt jedem für das Vaterland Gefallenen eine Eiche in seiner Heimatgemeinde, so daß deutsche Heldenhaine entstehen, von Wall und Graben begrenzt, in deren Mitte auf einem Ringplatz die Kaiser- und Friedenslinde. Denn für Helden schickt sich nur ein Lebensmal nicht ein steinernes Denkmal. In solch lebenden Denkmälern soll Deutschland das Gedächtnis an seine schwerste und größte Zeit ehren.“*⁷¹

In Zwischenahn wurde beides getan. Man errichtete zwei „Ehrendenkmäler“: eines in der St. Johannes-Kirche und eines nahe der Buddenschen Brauerei am Hogen Hagen. Damit war dem Gedenken eine Form gegeben, aber die Umwälzungen, Schäden, Verluste und Verletzungen des Krieges sollten auch in Zwischenahn noch lange nachwirken.

71 Bernhard Dudden, Kriegerdenkmäler und Gedenktafeln in der Kirche und auf den Kirchhöfen in der Heimat, in: Verhandlungen der Kreissynoden im Jahre 1916, Oldenburg 1916, S. 81-82. Das Thema dieses Referats war vom Ev.-Luth. Oberkirchenrat in Oldenburg für die Kreissynoden im Jahre 1916 empfohlen worden. Pastor Bernhard Dudden aus Waddens referierte auf der Kreissynode des Kirchenkreises Stad- und Butjadingerland zu Blexen am 16.6.1916.





Hans-Peter Klausch

Oldenburger NS-Endphaseverbrechen – die Erhängungen an der Cloppenburger Straße im April 1945

In den letzten Apriltagen des Jahres 1945 wurden in Oldenburg entlang der Cloppenburger Straße mehrere deutsche Soldaten als „Deserteure“ und „Feiglinge“ aufgehängt. Zur Abschreckung anderer kriegsmüder Soldaten und Zivilisten blieben die Opfer dieser NS-Endphaseverbrechen¹ längere Zeit an Laternenpfählen und Strommasten hängen. Der Oldenburger Mittelschullehrer Rudolf Tjaden notierte am 27. April 1945: *An der Cloppenburger Straße sind einige Soldaten, darunter ein 17jähriger, gehängt worden, weil sie zurückgegangen oder desertiert waren ... Ich bin erstaunt, daß die Menschen alles so ruhig hinnehmen ...*² Gemeint war, dass es keinen Protest oder offenen Aufruhr gab. Innerlich waren viele Menschen sehr wohl aufgewühlt, was im privaten Kreis auch geäußert wurde. So schrieb die Oldenburgerin Anneliese Ebel am selben Tag an ihren Ehemann: *Im übrigen herrschte doller Empörung über die gehängten Soldaten in Richtung Kreyenbrück [...]*³

Acht Monate später kam der oldenburgische Ministerpräsident Theodor Tantzen auf das grausame Geschehen jener letzten Kriegstage zu sprechen. Gelegenheit dazu bot die erste Gedenkveranstaltung für die Opfer des Faschismus, die am 17. Dezember

- 1 Der Begriff „Endphaseverbrechen“ oder „Verbrechen der Endphase“ wurde bei einer Kategorisierung der NS-Verbrechen im Rahmen einer Dokumentation ihrer juristischen Ahndung geprägt. Siehe dazu DDR-Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung ostdeutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen, 15 Bde., München 2002-2010; Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945-2012, 49 Bde., Amsterdam 1968-2012. Vgl. zur aktuellen Debatte Cord Arendes / Edgar Wolfrum / Jörg Zedler (Hg.), Terror nach Innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges, Göttingen 2006; Sven Keller, Volksgemeinschaft am Ende. Gesellschaft und Gewalt 1944/45, München 2013; Ulrich Sander, Mörderisches Finale. NS-Verbrechen bei Kriegsende, Köln 2008.
- 2 Hans-Peter Klausch (Hg.), Oldenburg im Zweiten Weltkrieg. Das Kriegstagebuch des Mittelschullehrers Rudolf Tjaden, Oldenburg 2010, S. 231.
- 3 Briefftagebuch von Anneliese Ebel, Ehefrau des Buchhändlers Rudolf Ebel, zitiert nach Dagmar Niemann-Witter / Udo Elerd (Hg.), Wenn das man gutgeht! Oldenburg in den Jahren 1930-1960, Oldenburg 1995, S. 144. Vereinzelt gewährten Oldenburger Bürger fahnenflüchtigen Soldaten Unterschlupf. Siehe den Bericht von Wilma Fricke (Jg. 1918) in ebd., S. 149; Klausch (s. Anm. 2), S. 230 f.

Anschrift des Verfassers: Dr. Hans-Peter Klausch, Grenadierweg 27, 26129 Oldenburg



1945 im Oldenburger Staatstheater stattfand. Auf der vom „Komitee der ehemaligen politischen Gefangenen“ organisierten Feier sprachen neben Theodor Tantzen ein Vertreter der britischen Militärregierung sowie der stellvertretende Oberbürgermeister von Oldenburg, der Osterburger Kommunist Fritz Döpke. Theodor Tantzen, einer der bedeutendsten Liberalen des Oldenburger Landes, führte in seiner Rede aus: „[...] hängen sahen wir in Osterburg wenige Tage vor der Kapitulation junge deutsche Soldaten, die längst erkannt hatten, für welche Zwecke sie missbraucht wurden, nur um das Leben des Gesindels noch um einige Tage zu verlängern. Wer dazu seine Hand bot, sollte jetzt gerichtet werden, das wäre gerechte Sühne.“⁴ Doch zu einer solchen Sühne ist es nie gekommen. Mit dem vorliegenden Beitrag soll versucht werden, das damalige Geschehen zu rekonstruieren, Verantwortliche zu benennen, die Opfer vor dem Vergessen zu bewahren und die Taten historisch einzuordnen. Aufschluss über die Hintergründe der Exekutionen lassen zunächst die Aufzeichnungen jenes Mannes erwarten, den der Stellvertretende Kommandierende General des X. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis X, General Wilhelm Wetzels,⁵ am 7. April 1945 zum „Kampfkommandanten“ der Huntstadt ernannt hatte. Das war der Oldenburger Hans-Heinrich Sander, der damals den Rang eines Oberstleutnants bekleidete. Der Teilnehmer des Ersten Weltkriegs (zuletzt Oberleutnant) und Führer des Oldenburger Jungstahlhelms (seit 1928) hatte im Zivilleben als stellvertretender Betriebsleiter der Verlagsfirma Gerhard Stalling gearbeitet, die nicht zuletzt durch ihre militaristischen Publikationen einige Bekanntheit erlangte. 1933 wurde Sander als Stahlhelm-Mitglied in die SA übernommen (zuletzt Obersturmführer) und 1937 Mitglied der NSDAP. Als Angehöriger des Oldenburger Infanterie-Regiments 16 der 22. Infanterie-Division war Sander Ende 1941 auf der Krim durch einen Kopfschuss verwundet worden und nicht mehr osteinsatzfähig. Nach verschiedenen anderen Verwendungen hatte er Anfang 1945 das Kommando über das Oldenburger Grenadier-Ersatz-Regiment 22 übernommen.⁶ In seiner neuen Funktion als „Kampfkommandant“ unterstand Sander zunächst dem Festungskommandanten von Wilhelmshaven, Kapitän zur See Mulsow. Sander formierte aus den Resten des Infanterie-Ersatz-Bataillons 16⁷, Soldaten der Flakabteilung 62 der Donnerschwee-Kaserne sowie

- 4 Zitiert nach Martina Neumann, Theodor Tantzen, ein widerspenstiger Liberaler gegen den Nationalsozialismus, Hannover 1998, S. 404. Wenn hier und im weiteren Textverlauf von Osterburg die Rede ist, dann ist oftmals nicht nur der heutige Stadtteil Osterburg, sondern die 1922 zur Stadt Oldenburg gekommene Gemeinde Osterburg gemeint, zu der auch der spätere Oldenburger Stadtteil Kreyenbrück gehörte.
- 5 Zu Wetzels Rolle als Durchhaltegeneral vgl. Detlef Garbe / Magnus Koch / Lars Skowronski, Deserteure und andere Verfolgte der NS-Militärjustiz: Die Wehrmachtgerichtsbarkeit in Hamburg. Texte, Fotos und Dokumente, Hamburg 2013, S. 31.
- 6 Der Verfasser folgt hier den Angaben aus einem Nachkriegsstrafverfahren gegen Hans-Heinrich Sander u.a. (Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Oldenburg [zukünftig: NLA-OL], Rep 945, Best. 140-4 Nr. 793). Zur 22. Infanterie-Division siehe Friedrich-August von Metzsch, Die Geschichte der 22. Infanterie-Division 1939-1945, Kiel 1952; Dietrich von Choltitz, Soldat unter Soldaten, Zürich 1951, S. 47-134; Kameradschaft Oldenburgische Infanterie (Hg.), 175 Jahre Oldenburgische Infanterie 1813-1988, Oldenburg 1988, S. 11-33.
- 7 Es sei darauf hingewiesen, dass in diese Einheit ab Anfang April 1945 auch Wehrmacht-Untersuchungshäftlinge zur „Frontbewährung“ eingegliedert wurden oder zumindest eingegliedert werden sollten. Die Häftlinge hatten sich bis dahin im „Wehrmacht-Untersuchungsgefängnis Börgermoor“ befunden, das im September 1944 in einem abgetrennten Teilbereich des emsländischen Strafgefangenenlagers I Börgermoor eingerichtet worden war. Vgl. Frank Bührmann-Peters, Ziviler Strafvollzug für die Wehrmacht. Militärgerichtlich Verurteilte in den Emslandlagern 1939-1945, Osnabrück 2002, S. 28 f.



zugewiesenen Marine-Bataillonen eine Verteidigungslinie südlich von Oldenburg entlang der Orte bzw. Stadtteile Neuenwege (Hemmelsbäker Kanal) – Tweelbäke – Bümmerstede – Südrand Tungeln – Hundsmühlen – Moslesfehn (Küstenkanal).⁸ Weiter südlich davon befanden sich die Feldstellungen der im Großraum Oldenburg befehlführenden 1. Fallschirm-Armee unter Generaloberst Kurt Student (seit dem 10. April 1945, vordem vertretungsweise General der Infanterie Günther Blumentritt). Sander schrieb nach dem Krieg zu seiner Tätigkeit im April 1945: *Um wilde Requirierungen und Plünderungen zu unterbinden, werden versprengte Truppenteile und Einzeltäter vor der Stadt aufgefangen und neben Urlaubern und Genesenden in die neu aufgestellten Einheiten eingegliedert und im Sperriegel eingesetzt.*⁹ Zu den klassischen Aufgaben solcher „Auffangkommandos“ gehörte gemeinhin auch die Festnahme von Fahnenflüchtigen und ihre Überstellung an die Kriegs- und Standgerichte.¹⁰ Doch von Maßnahmen gegen Deserteure ist in Sanders Bericht an keiner Stelle die Rede. Zum eigenen Aufenthalt rund um die hier im Mittelpunkt stehenden Apriltage des Jahres 1945 machte er folgende Angaben: *Mein Gefechtsstand, zuerst in Bümmerstede [in der „Waldschenke“ in Streek], befindet sich [...] am 29. April abends – nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in Kreyenbrück – in der ‚Wunderburg‘ mitten in Osternburg.*¹¹ Demnach hat sich Sander in der letzten Aprilwoche 1945 also durchgehend in unmittelbarer Nähe der Cloppenburger Straße aufgehalten. Es erscheint mehr als unwahrscheinlich, dass er damals keine Kenntnis von den entlang der Hauptverkehrsstraße vorgenommenen Hinrichtungen gewonnen hat. Zu vermuten ist vielmehr, dass er die an Laternenpfählen, Strommasten oder Bäumen hängenden Toten bei Dienstfahrten zu Besprechungen mit Wehrmachtstäben, Dienststellen der NSDAP und zivilen Behörden auch mit eigenen Augen gesehen hat. Doch der 1972 verstorbene und auf dem Oldenburger Gertrudenfriedhof als Oberstleutnant a.D. beigesetzte Hans-Heinrich Sander hat sein Wissen darüber mit ins Grab genommen.

Opferzahlen und Tatorte

Die genaue Zahl der damaligen Exekutionsopfer ist unklar. Der frühere NSDAP-Oberbürgermeister von Oldenburg, Heinrich Rabeling, beließ es in seinen 1955 veröffentlichten Erinnerungen bei dem knappen Hinweis: *Fahnenflüchtige Soldaten wur-*

8 Vgl. Herbert Schwarzwälder, *Bremen und Nordwestdeutschland am Kriegsende 1945*, Bd. III: Vom „Kampf um Bremen“ bis zur Kapitulation, Bremen 1974, S. 138-140; Günter Wegmann, *Das Kriegsende zwischen Weser und Ems 1945*, 2. Aufl., Osnabrück 2000, S. 287-289. Siehe auch Fritz Koch, *Oldenburg 1945. Erinnerungen eines Bürgermeisters*, Oldenburg 1984, S. 20 f.

9 Hans-Heinrich Sander, *Mit den Augen des Soldaten* (Teil I), in: *Nordwest-Zeitung (NWZ)* vom 30.4.1955. Teil II erschien in der NWZ am 4.5.1955, Teil III am 5.5.1955, Teil IV am 6.5.1955. Sander gefiel sich dort – ähnlich wie manch hoher Wehrmachtsgeneral – in der nachträglichen Selbstinszenierung als verantwortungsbewusster Truppenkommandeur, dem es in erster Linie um die Rettung seiner Heimatstadt Oldenburg gegangen sei.

10 Vgl. dazu die Angaben zur Tätigkeit der damals im Großraum Bremen tätigen Auffangkommandos bei Schwarzwälder (s. Anm. 8), S. 148-150.

11 Sander (s. Anm. 9), Teil II. Sanders Angaben zum Standort seines Gefechtsstandes weisen verschiedentlich Unstimmigkeiten auf. Vom 8. bis zum 20. oder 24. April befand sich dieser im Oldenburgischen Staatsministerium. Vor dem Wechsel in die „Waldschenke Streek“ spätestens am 24. April konnte der Gefechtsstand noch einige Tage direkt in Kreyenbrück gelegen haben, wo er sich dann erneut am 28./29. April in der „Alten Wache“ des dortigen Kasernenkomplexes befand.



den durch Aufhängen an Bäumen der Ausfallstraßen unter allgemeinem Aufsehen hingerichtet.¹² Wilhelm Tantzen, während des Kriegs Wehrmachtsoffizier bei der Oldenburger Standortverwaltung, erklärte 1947, ihm sei in seiner damaligen Position *die Erhängung von 7 Soldaten in Osternburg*¹³ gemeldet worden. Die Aussage erscheint eindeutig, doch ist nicht auszuschließen, dass in der genannten Zahl auch solche Exekutionsopfer enthalten waren, die nicht der Cloppenburger Straße, sondern anderen Stadtteilen oder der näheren Umgebung Oldenburgs zuzuordnen sind.¹⁴ Im Vorfeld des 50. Jahrestages des Kriegsendes veröffentlichte die Nordwest-Zeitung am 29. April 1995 einen Artikel, in dem – ohne nähere Quellenangabe – nur von sechs Männern die Rede ist, deren *Leichen ‚zur Abschreckung‘ an Straßenkreuzungen in Kreyenbrück und Osternburg*¹⁵ zwei Tage hängen geblieben seien. Eine noch etwas niedrigere Zahl ergab eine Auswertung der Unterlagen der für eine Beerdigung der Opfer in Frage kommenden Friedhöfe. In den Kriegsgräberlisten des von der Evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Osternburg unterhaltenen Neuen Friedhofs an der Cloppenburger Straße erscheint in vier Fällen der Vermerk *Unbekannter deutscher Soldat* mit der angeführten Todesursache *Tod durch Erhängen*¹⁶. Gesichert ist demnach eine Zahl von mindestens vier Gehängten entlang der Cloppenburger Straße. Allerdings ist zugleich eine Äußerung des damaligen Friedhofswärters überliefert, wonach nur drei der vier Hingetrichteten *durch Erhängen* starben, einer hingegen *durch Erschießen*¹⁷. Dieser Widerspruch wird weiter unten aufgelöst werden.

Ort und Zeitpunkt der mutmaßlich ersten Exekution sind recht genau bekannt. Udo Zempel, der spätere Landrat des Kreises Wesermarsch und SPD-Abgeordnete im Niedersächsischen Landtag (1974-1990), lag damals im Lazarett von Kreyenbrück, um die Folgen einer schweren Verwundung (Beinamputation und Granatsplitterverletzungen) auszukurieren. Zu jenen Tagen hielt er fest: *Am 23. April 1945 haben meine Zimmerkameraden mit mir den Schaden [des Luftangriffs vom 18. April] besichtigt und sind bis zum Bümmersteder Krug [richtig: Kurier!] gegangen. Dort stand ein Gittermast an dem ein Standgericht einen Obergefreiten eines Bauregiments aufgehängt hatte. Er trug einen Zettel um den Hals: >Ich hänge hier weil ich unerlaubt meine Truppe verlassen habe< – so wie ich 14 Tage vorher.*¹⁸ Bei dem Gittermast handelte es sich um den am Ende der Cloppenburger Straße an der Gabelung nach Sandkrug und nach Tungeln/Oberlethe vor

12 Heinrich Rabeling, Die Besetzung der Stadt Oldenburg durch die Alliierten im Frühjahr 1945, in: Oldenburger Jahrbuch 55 (1955), S. 77-88, hier S. 82.

13 Zeugenaussage von Wilhelm Tantzen, o.D. [1947], in: NLA-OL, Rep 980, Best 351 Nr. 1757.

14 Auf diese Problematik wird weiter unten zurückzukommen sein.

15 Nazi-Größen schnüren das Gepäck, in: NWZ vom 29.4.1995. Auf Nachfrage des Verfassers vermochte Redakteur H. Drunkenmölle seine damaligen Quellen nicht mehr anzugeben.

16 Die Liste befindet sich im Stadtarchiv Oldenburg: NLA-OL, Dep 10, Best. 262-1-6 Nr. 594. Mit derselben Angabe des Todeszeitpunkts *Ende April 1945 in Oldenburg* erscheint dort noch ein Unteroffizier Egon Werner Fischer (geb. 13.9.1924) ohne Angabe einer Todesursache. Dieser war jedoch *gefallen*. Es konnten bislang keine Hinweise darauf gefunden werden, dass etwa auch auf dem Alten Osternburger Friedhof oder auf dem Jüdischen Friedhof in Osternburg exekutierte Wehrmachtdeserteure begraben worden wären.

17 Die Äußerung des Friedhofswärters ist festgehalten im Graböffnungsbericht vom 29.1.1965, in: NLA-OL, Dep 10, Best. 262-1-6 Nr. 596.

18 Zitiert nach Hans-Helmut Smidt, Kriegsjahre – Jugendjahre ... in Oldenburg-Kreyenbrück, Oldenburg 2006 (www.kriegsjahre.de, Zugriff am 24.7.2014). Zu Udo Zempel (1925-2012) siehe Barbara Simon, Abgeordnete in Niedersachsen 1946-1994. Biographisches Handbuch, Hannover 1996, S. 415 f.

der Gaststätte „Bümmersteder Kurier“ stehenden Oberleitungsmast des Oldenburger Trolleybus-Systems.¹⁹

Zwei Tage später fanden zwei weitere Erhängungen an der Kreuzung Cloppenburger Straße/Bremer Straße statt. Bezogen auf diese Hinrichtungen vermerkte die eingangs erwähnte Anneliese Ebel am 25. April 1945 in ihrem Briefftagebuch: *An der Cloppenburger Straße sind als abschreckendes Beispiel zwei Soldaten gehängt [worden].*²⁰ Eine Schülerin der Oldenburger Cäcilien-schule, Ilse Middendorf (Jg. 1927), hielt dazu unter dem 27. April 1945 fest: *Viele Soldaten halten den Kampf für sinnlos und weigern sich, [sie] werden zum [Tod durch den] Strang verurteilt (Bremer Strasse).*²¹ Auf diese beiden Hinrichtungen wird weiter unten noch ausführlich eingegangen werden.

Eine vierte Erhängung soll in jenen Tagen – vermutlich ebenfalls am 25. April 1945 – dort stattgefunden haben, wo die Straße „Ewigkeit“ in die Cloppenburger Straße einmündet. Den Hinweis darauf erhielt der Verfasser vor Jahren von einer Osternburgerin, die sich dabei wiederum auf Mitteilungen älterer Mitbürger stützte. Bei dem Opfer dieser Erhängung könnte es sich um den angeblich erst 17 Jahre alten Soldaten handeln, den Tjaden im eingangs zitierten Tagebuch erwähnt. Die zu den anderen Erhängungsorten bekannten Einzelheiten schließen ein so junges Todesopfer aus. Auf dieses vierte Todesopfer könnte sich auch eine Mitteilung von Inge Johnsen (Jg. 1931) beziehen. Die Oldenburgerin berichtet über die Einquartierung einer Kompanieführung im April 1945: *Am nächsten Tag erlebte ich, wie ein Junge (höchstens 18 Jahre) von einigen Soldaten dem Leutnant vorgeführt wurde. Wie ich in Erfahrung brachte, soll das ein Deserteur gewesen sein. Zu der Zeit wußte ich gar nicht, was ein Deserteur überhaupt ist.*²² Bei den westlich und südlich von Oldenburg in Stellung gebrachten Verbänden des Heeres, der Marine und den Fallschirmjägern der Luftwaffe waren Jugendliche im Alter von 17 oder erst 16 Jahren in großer Zahl eingesetzt.²³

19 Ein Foto des Mastes, aufgenommen vom „Bümmersteder Kurier“ aus, befindet sich in: Geschichte der Stadt Oldenburg, hg. von der Stadt Oldenburg (Oldb.), Bd. 2: 1830-1995, Oldenburg 1996, S. 457.

20 Briefftagebuch von Anneliese Ebel, zitiert nach Niemann-Witter/Elerd (s. Anm. 3), S. 144.

21 Ilse Middendorf, Tagebuchblätter aus einer ereignisreichen Zeit (NLA-OL, Slg 10, Best. 297 D Nr. 124).

22 Bericht von Inge Johnsen, abgedruckt in Dagmar Niemann-Witter (Hg.), „Also Langeweile gab es nicht“. Kindheit und Jugend in Oldenburg 1900-1950, Oldenburg 1992, S. 191. Der Bericht fährt fort: *Ein paar Tage später rückte die Kompanie durch den Wildenloh nach Edewecht ab. Hier waren noch heftige Kämpfe, und wie wir später erfuhren, sollen noch etliche dieser Soldaten dort gefallen sein.* Die Kämpfe um Edewechterdamm und Edewecht dauerten vom 16. bis zum 26. April. Vgl. Fritz Warnke, Der Brückenkopf Edewechterdamm. Die Kämpfe im Raum Edewecht. April 1945, Edewecht 2000. Wenngleich Warnke seine Quellen nur summarisch anführt, sind die dortigen Angaben zum Verlauf der Kämpfe, den beteiligten Truppenteilen, Standorten usw. sehr präzise.

23 Zur altersmäßigen Zusammensetzung der bei Edewechterdamm eingesetzten 28. Marine-Sturmabteilung aus Wilhelmshaven vgl. den brieflichen Bericht von Karl Schrader vom Januar 1978, als Faksimile abgedruckt in Almuth Suntay, Mein Kriegsbuch, Bd. 2, Edewecht 2013, S. 130 f. Zum Einsatz Wilhelmshavener Hitlerjungen bei der 490. Infanterie-Division des Heeres bei Edewecht und später bei Sandhatten-Kirchhatten siehe die beiden anonymisierten Berichte damals Beteiligter ebd., S. 164-166. Bei Warnke (s. Anm. 22) erscheint im Anhang (S. 1-11) ein Bericht des damals 17jährigen Fallschirmjägers Wilhelm Schäff vom 20. Fallschirm-Jäger-Regiment der 7. Fallschirm-Jäger-Division zu den Kämpfen bei Edewecht. Der Kommandeur des II. Fallschirmkorps, General Eugen Meindl, führte nach dem Krieg zum damals zugeführten Ersatz aus: *1944 wurden bereits 17-jährige Jungen an der Front eingesetzt. Anfang 1945 waren es unterernährte, unausgebildete und schlecht bewaffnete Kinder zwischen sechzehn und siebzehn Jahren!* (Eugen Meindl, Vom Rhein zurück nach Schleswig. Das II. Fallschirmkorps in den letzten Wochen des Krieges, in: Der Deutsche Fallschirmjäger, 1978, H. 6, S. 16-18, hier S. 18).

Tatverdächtig: „die SS“ und Obersturmbannführer Koennecke

In Teilen der Oldenburger Bevölkerung wurde lange Zeit „die SS“ für die Serie der Exekutionen verantwortlich gemacht. So äußerte auch der Friedhofswärter des Neuen Friedhofs noch 1965 anlässlich einer Exhumierung, die vier seien *von der SS hingerichtet*²⁴ worden. Direkte Anschuldigungen richteten sich in der unmittelbaren Nachkriegszeit gegen den ehemaligen Leiter des Evangelischen Krankenhauses, Prof. Dr. Walter Koennecke, der im Range eines SS-Obersturmbannführers auch Standortältester der SS in Oldenburg war.²⁵ Koennecke wies diese Vorwürfe von sich. Beigetragen haben könnte zur Anklage gegen die SS eine Beobachtung, wie sie der bei Kriegsende zwölf Jahre alte Hans-Helmut Smidt gemacht hat. Der Kreyenbrücker Junge hatte den von Udo Zempel erwähnten Erhängten vor dem Bümmersteder Kurier ebenfalls zu Gesicht bekommen. In seinem Bericht macht er zugleich Angaben zu den Tätern: *Im Kielweg, im Hause von der Lage, war in den letzten Kriegstagen ein SS-Standgericht einquartiert. An der Straßengabelung Bümmerstede/Tungeln wurde am Stahlmast ein Deserteur, ein Vater von mehreren Kindern, gehängt.*²⁶ Das Haus der Familie von der Lage liegt nur rund 100 Meter von der Straßengabelung Cloppenburger Straße/Bümmersteder Straße (heute: Sandkruger Straße) entfernt. Zweifellos war das ein guter Standort zur Überwachung der Hauptrückzugsrouten aus Bümmerstede und Tungeln. Auf eine Nachfrage des Verfassers erklärte Hans-Helmut Smidt, dass an dem Haus Kielweg Nr. 13 das Wort ‚SS-Standgericht‘ angepinselt gewesen wäre. Obwohl also einiges auf Himmlers Terrortruppe verweist, erscheint die Einrichtung eines SS-Standgerichts in Oldenburg-Kreyenbrück insofern unwahrscheinlich, als die SS bezüglich der Anzahl ihrer Mitglieder und ihrer Einheiten zum damaligen Zeitpunkt im Raum Oldenburg nur sehr schwach vertreten war. Es ist nur eine SS-Einheit bekannt, die damals im Raum Oldenburg operierte. Sander erwähnt ein von ihm nicht weiter spezifiziertes *SS-Panzer-Abwehr-Bataillon*²⁷, wobei es sich offenbar um die SS-Panzer-Jäger-Abteilung 2 handelte.²⁸ Doch da diese Einheit von ihrer zah-

24 Die Äußerung des Friedhofswärters ist festgehalten im Graböffnungsbericht vom 29.1.1965, in: NLA-OL, Dep 10, Best. 262-1-6 Nr. 596.

25 Einzelheiten zu den gegen Koennecke u.a. vom Spruchgericht in Stade erhobenen Anschuldigungen finden sich in Koenneckes Entnazifizierungsakte (NLA-OL, Rep 980, Best. 351 Nr. 1757). Seine angebliche Verantwortung für die Erhängungen der Deserteure fand in verklausulierter Form auch Eingang in die Literatur. So heißt es bei Helmuth und Sybille Steenken, *Biografie einer deutschen Klinik. 100 Jahre Leben und Sterben im Evangelischen Krankenhaus zu Oldenburg*, Oldenburg 1990, S. 258: „Die SS hängte fahnenflüchtige Soldaten an den Bäumen der Ausfallstraßen Oldenburgs auf. Koennecke pendelte hin und her zwischen dem Krankenhaus und dem Führungsbunker der Gauleitung im Everstenholz gegenüber der Straße ‚Unter den Eichen‘.“ Tatsächlich wurden die Ermittlungen des Stader Gerichts in diesem Punkt eingestellt. Den Hinweis auf Koennecke verdankt der Verfasser Dr. Ingo Harms.

26 Smidt (s. Anm. 18). Eine gekürzte Fassung erschien in gedruckter Form: Hans-Helmut Smidt, *Kriegsjahre und Jugendjahre in Kreyenbrück*, in: NAH DRAN. Magazin der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Osterburg, 2013, Nr. 4, S. 7.

27 Sander (s. Anm. 9), Teil II.

28 Darauf verweist eine Eintragung in den Sterbebüchern des Standesamts Oldenburg, mit der der Tod eines Gefallenen dieser Einheit bescheinigt wurde, der am 2. Mai 1945 in Oldenburg am Stau starb. Die SS-Panzer-Jäger-Abteilung 2, deren Ersatzeinheit in Leer lag, war offenbar aus dem niederländisch-ostfriesischen Grenzgebiet in den Raum Oldenburg verlegt worden. Dieser Einheit dürften jene SS-Männer angehört haben, die der NSDAP-Oberbürgermeister Heinrich Rabeling noch am Morgen des 3. Mai 1945 im Oldenburger Stadtgebiet ausmachte (vgl. Rabeling [s. Anm. 12], S. 85); siehe auch Georg Teszin, *Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939-1945*, Bd. 2, Frankfurt am Main o.J., S. 148.

lenmäßigen Größe her innerhalb der 1. Fallschirm-Armee kaum ins Gewicht fiel, erscheint die Formierung eines SS-Standgerichts durch diese Einheit wenig wahrscheinlich. Zwar kann ein solches als Ad-hoc-Maßnahme nicht völlig ausgeschlossen werden, doch weist die von Smidt beobachtete Gebäudeaufschrift darauf hin, dass im Kielweg 13 kein Tribunal für einen Einzelfall, sondern – zumindest von der Planung her – eine dauerhaftere Einrichtung untergebracht werden sollte. Die in der Stadt Oldenburg vorhandene Allgemeine SS hatte nach in diesem Punkt glaubwürdigen Angaben, die Koennecke in seinem Entnazifizierungsverfahren machte, 1944 noch eine Stärke von ca. 25 SS-Angehörigen, die 1945 auf sieben zusammengeschrumpft wären. Abgesehen davon, dass die Allgemeine SS nicht wie die Waffen-SS der militärähnlichen SS- und Polizeigerichtsbarkeit unterstand, lässt diese geringe Stärke die Einrichtung eines „SS-Standgerichts“ eher unwahrscheinlich erscheinen. Der Verfasser vermutet, dass es sich bei der von Smidt wahrgenommenen Institution tatsächlich um eines der im Februar 1945 neu geschaffenen „Sonderstandgerichte“ handelte.

Die am 20. Februar 1945 auf Befehl des Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, eingerichteten *Sonderstandgerichte zur Bekämpfung von Auflösungserscheinungen*²⁹ waren in der Regel mit einem Wehrmachtrichter und zwei beisitzenden Offizieren besetzt, die Todesurteile bei einstimmigen Entscheidungen sofort vollstrecken lassen konnten, und zwar *gegenüber Angehörigen aller Wehrmachtteile und der Waffen-SS, deren Interessen, soweit die Lage es zulässt, bei Besetzung der Richterbank berücksichtigt werden*³⁰ konnten. Zur Durchführung der Exekutionen war bestimmt worden: *Die Vollstreckung der Todesurteile findet in der Nähe des Gerichtsortes durch Erschießen, wenn es sich um besonders ehrlose Lumpen handelt, durch Erhängen statt.*³¹ Am 8. März 1945 erließ Heinrich Himmler in seiner Funktion als Befehlshaber des Ersatzheeres weitere Anweisungen zur Handhabung der *Sonderstandgerichte gegen Drückebergerei und [das] Versprengtenunwesen*. Demnach sollten die Sonderstandgerichte bevorzugt bei *Streifenkommandos, Versprengtensammelstellen, Leichtverwundtensammelstellen oder Frontleitstellen* eingerichtet werden, wo dann auch die Todesurteile im Beisein der Anwesenden zu vollstrecken waren. Verlangt war ferner, am Standort des Gerichts vor *dem Gebäude [...] große Hinweisschilder anzubringen.*³² Diese sollten sicherlich nicht nur dem raschen Auffinden des Sonderstandgerichts dienen, sondern auch der Abschreckung. Angesichts des Hangs der Militärs, Abkürzungen zu verwenden, erscheint es sehr wohl möglich, dass das damals in Oldenburg-Kreyenbrück eingerichtete Sonderstandgericht die Abkürzung „S-Standgericht“ oder „S.Standgericht“ auf die Mauern des Hauses Kielweg Nr. 13 malen ließ, was dann von dem zwölfjährigen Smidt irrtümlich als „SS-Standgericht“ gelesen und verbreitet wurde.

29 Sonderstandgerichte zur Bekämpfung von Auflösungserscheinungen. Hauptamt SS-Gericht, I a vom 28.2.1945, Bundesarchiv (zukünftig: BArch): NS 7/6, Bl. 33 f. In dem Schreiben wird der Erlass Keitels wörtlich und mit Erläuterungen versehen wiedergegeben.

30 Ebd.

31 Einsatz von Standgerichten im Wehrkreis III, Berlin. Hauptamt SS-Gericht, I a vom 13.2.1945, BArch: NS 7/6, Bl. 34 f.

32 OKH ObdE vom 6.3.1945, BArch-Militärarchiv: RH 14/3, Bl. 4 f., zitiert nach Franz W. Seidler, *Die Militärgerichtsbarkeit der Deutschen Wehrmacht 1939-1945. Rechtsprechung und Strafvollzug*, München 1991, S. 191.

Täter: Das Hinrichtungsspektakel an der Kreuzung Cloppenburger/Bremer Straße

Eingerichtet und besetzt wurde das Sonderstandgericht am Kielweg von der im Großraum Oldenburg befehlführenden 1. Fallschirm-Armee. In diese Richtung weist schon das Briefftagebuch von Anneliese Ebel. Als sie dort am 27. April 1945 auf die zwei Tage zurückliegenden Erhängungen an der Cloppenburger/Ecke Bremer Straße zurückkam, führte sie aus: *Es ist ein Standgericht von drei Fallschirmoffizieren zusammengetreten und hat dies Urteil wegen Feigheit vor dem Feind gefällt und vollstreckt.*³³ Tatsächlich dürfte die 1. Fallschirm-Armee das Tribunal aus zwei Offizieren als Beisitzern und einem Kriegsrichter (der damals freilich auch Offiziersstatus hatte) als Vorsitzenden gebildet haben.³⁴ Es erscheint ausgeschlossen, dass damals noch ein weiteres militärisches Standgericht in Oldenburg tätig war.

Auf Fallschirmjäger als Täter – allerdings gemeinsam mit SS-Angehörigen – verweist ein weiterer Zeitzeugenbericht. Er stammt von Wilma Fricke, die im Alter von 27 Jahren unmittelbare Augenzeugin wurde. Die Oldenburgerin beobachtete das damalige Geschehen aus dem Küchenfenster der elterlichen Wohnung, die sich im Obergeschoss des Hauses Cloppenburger Straße 6 befand. Nach ihrem Bericht, der allerdings mit einem zeitlichen Abstand von rund 45 Jahren abgefasst wurde, begann das grausame Spektakel *gegen 19 Uhr*, als die Bremer und die Stedinger Straße³⁵ von Uniformierten abgesperrt wurden:

*Vor unserem Haus hielt ein großer LKW mit Soldaten, SS und Fallschirmjäger, welche die Absperrung machten. Dann wurde auch unsere Straße gesperrt. Zwei junge Mädchen mit Fahrrädern, die von Bümmerstede kamen, wollten in die Innenstadt nach Hause. Sie mußten die Cloppenburger Straße wieder zurückfahren. [...] An dem Laternenmast bei der alten Pastorei [Bremer Straße Nr. 25] wurde ein dickes Seil befestigt. Warum und weshalb war mir schleierhaft. Dann sah ich, wie die Soldaten mit den Gewehren von dem LKW einen Obergefreiten und einen Unteroffizier in der Mitte hatten. [...] Es wurde eine Leiter an den Mast gestellt, und der Unteroffizier sollte raufklettern, er weigerte sich, dann hörte ich einen Knall und sah, wie der Mann zur Erde fiel – also erschossen. Dann kam der Obergefreite dran, er mußte seinen Kopf durch die Schlinge am Seil stecken und wurde erhängt. Ich konnte und wollte es nicht begreifen, wie Menschen zu so etwas fähig waren. Diese Männer, die das gemacht hatten, stiegen dann wieder in ihren LKW und betranken sich.*³⁶

Zum Anlass der Erschießung des einen Opfers existiert eine abweichende Darstellung. Schon im Mai 1946 wurde in der Oldenburger Presse über die Opfer des 25. April 1945 an der Cloppenburger Straße berichtet: *Es war ein Familienvater, ein Unteroffizier, darunter, der die Sinnlosigkeit [der Fortführung des Krieges] eingesehen hatte. Als man ihn aufknüpfte, riß der Strick. Ein Genickschuß erledigte ihn.*³⁷ Scheinbar noch kom-

33 Briefftagebuch von Anneliese Ebel, zitiert nach Niemann-Witter /Elerd (s. Anm. 3), S. 144.

34 Im Mai 1944 wurden die richterlichen Militärjustizbeamten zu Offizieren im Truppensonderdienst. Nur wenn kein Kriegsrichter zur Verfügung stand, konnte ein Standgericht ausnahmsweise mit drei normalen Offizieren besetzt werden.

35 Die Cloppenburger Straße geht nördlich der Bremer Straße in die Stedinger Straße über.

36 Bericht von Wilma Fricke, abgedruckt in Niemann-Witter (s. Anm. 22), S. 192. Wilma Fricke datierte den Vorgang dort irrtümlich *um den 18. April 1945* herum. Sie führte weiter aus: *Diese armen Soldaten hingen oder lagen überall für eine bestimmte Zeit so, weil sie sich von ihrer Truppe entfernt hatten.*

37 Freitag, 3. Mai 1946. Gedanken zum Tage, in: NWZ vom 3.5.1946.

plizierter wird die Rekonstruktion des Tathergangs dadurch, dass weitere Zeitzeugenaussagen vorliegen, die entweder von zwei Erhängten an der Kreuzung ober aber nur von einem Erhängten und einem am Boden liegenden Soldaten berichten. Nach Abwägung aller Einzelheiten gelangt der Verfasser zu der Auffassung, dass der besagte Unteroffizier, wie von Wilma Fricke geschildert, unmittelbar vor dem geplanten Erhängen erschossen wurde. Um die abschreckende Wirkung zu erhöhen, hat man dann offenbar die Leiche nachträglich an der Laterne aufgehängt. Der dafür benutzte Strick ist dann nach einiger Zeit gerissen, was wiederum zu der in der Nordwest-Zeitung vom 3. Mai 1946 verbreiteten Darstellung geführt hat. Betrachten wir dazu die vorliegenden Quellen.

Von zwei Erhängten berichtet Inge Johnsen (Jg. 1931), die sich damals als Radfaherin zusammen mit einer Nachbarin aus vermutlich nordöstlicher oder nordwestlicher Richtung dem Tatort näherte: *An der Kreuzung Cloppenburger Straße angekommen, stellen wir mit Entsetzen fest: da hing an jeder Ecke an einem Mast ein toter Soldat. Wir gingen hin und lasen die Schilder, die an ihrer Uniform befestigt waren: Namen, Alter, Daten etc. Sie wurden hingerichtet und der Bevölkerung zur Abschreckung zur Schau gestellt. Auf den Schildern stand (in etwa): Sie wollten nicht mehr für das Vaterland kämpfen, sie waren Deserteure.*³⁸ Da für Inge Johnsen und ihre Begleiterin die Hinrichtungsstätte nicht mehr abgesperrt war, könnten sie ihre Beobachtungen am Vormittag des 26. April 1945 gemacht haben.

Nur von einem Erhängten und einem am Boden liegenden Soldaten berichtet dagegen Marga Zaun (Jg. 1926), die damals ebenfalls mit dem Fahrrad die Kreuzung Cloppenburger Straße/Bremer Straße passierte. Da der Hinrichtungsort also auch für sie offenbar nicht mehr abgesperrt war, ist davon auszugehen, dass sie das Szenario erst nach dem Reißen des Stricks, vermutlich am Nachmittag des 26. April 1945, zu sehen bekam. Ihre Beobachtungen fasste sie mit den Worten zusammen: *[...] da läuft da so ein dicker Parteimensch, aber wirklich ein Riesenkerl [...] dick und in Uniform, was wollte der noch in Uniform [?...] Und da standen linkerhand ein paar Leute und ein großes weißes Schild[,] und ich gucke da hin und da sah ich da unten einen Soldaten liegen und da hab ich mich so erschrocken und guck weg, guck nach oben und da hängt da noch einer und da bin ich abgestiegen von meinem Fahrrad, und da hab ich dieses Schild gelesen und auf dem Schild stand drauf, da stand ein Soldat mit 'nem Gewehr daneben und bewachte das, und dieser Parteimensch, der lief daran vorbei und auf dem Schild [...] stand: ‚[...] Vier Jahre haben wir für Deutschland gekämpft und im fünften Jahr werden wir aufgehängt.‘ Das werde ich nie vergessen.*³⁹ An die ersten Worte der Aufschrift des Schildes vermochte sich Marga Zaun nicht mehr zu erinnern. Doch auch für sich genommen verdeutlicht allein der Zynismus der von ihr wiedergegebenen Schlusszeilen das Ausmaß der Verrohung, von dem die Akteure nach zwölf Jahren Faschismus und fünfeinhalb Jahren Krieg geprägt waren.

38 Bericht von Inge Johnsen, abgedruckt in Niemann-Witter (s. Anm. 22), S. 191. Mit der Formulierung *an jeder Ecke* ist offenbar „auf beiden Seiten“ gemeint, da ansonsten von vier Erhängten auszugehen wäre. Eine solche Zahl wird jedoch in keiner der vorliegenden Quellen genannt. Im Bericht von Inge Johnsen heißt es ferner: *Später erfuhren wir, daß noch an anderen Stellen in der Stadt Deserteure aufgehängt wurden.*

39 Interview mit Marga Zaun vom 10.4.1995, zitiert nach Katharina Hoffmann, *Ausländische ZwangsarbeiterInnen in Oldenburg während des Zweiten Weltkrieges. Eine Rekonstruktion der Lebensverhältnisse und Analyse der Erinnerungen deutscher und polnischer Zeitzeugen*, Oldenburg 1999, S. 377.

Das Faktum des gerissenen Stricks wird schließlich bestätigt durch die sehr präzisen Erinnerungen eines weiteren Zeitzeugen. Ernst Georg Lühring, damals knapp 13 Jahre alt und in der nahen Dammbleiche 7 wohnhaft, hatte sich – sehr wahrscheinlich am 26. April – aus jugendlicher Neugier zum Schauplatz des grausigen Geschehens begeben. Dort sah er einen Erhängten am Laternenpfahl vor dem Evangelischen Gemeindehaus Bremer Straße 28/Ecke Cloppenburger Straße. Am gegenüberliegenden Laternenpfahl vor dem hochherrschaftlichen „Muckschen Haus“⁴⁰ an der Bremer Straße 25/Ecke Stedinger Straße hing ein offensichtlich gerissener Strick, während der dort Erhängte, das andere Ende des Strickes noch um den Hals, unterhalb der Laterne in einer großen Blutlache lag.⁴¹ Für diese Blutspuren hatte der junge Lühring damals keine plausible Erklärung, da sie als Folge eines Sturzes viel zu groß waren. Offenbar hatte der Genickschuss den großen Blutverlust verursacht.

Ungeachtet mancher Unwägbarkeiten ist damit zunächst einmal geklärt, wie es zu dem Widerspruch kommen konnte, dass in den Friedhofsunterlagen von vier Erhängten die Rede ist, während der Friedhofswärter von drei Erhängten und einem Erschossenen berichtete. Zugleich werfen die angeführten Berichte noch einmal die Frage nach den Tatverantwortlichen und Tatbeteiligten auf. Um wen es sich bei dem beleibten, groß gewachsenen „Goldfasan“ der NSDAP handelte, den Marga Zaun – am Tag nach den Erhängungen – am Tatort wahrnahm, konnte bislang nicht geklärt werden. Nach einer Mitteilung des inzwischen verstorbenen Stadtarchivars von Oldenburg, Joachim Schrape, wurde der NSDAP-Ortsgruppenleiter von Osternburg, Emil Hofmann, von etlichen Oldenburgern als *treibende Kraft*⁴² bei den Erhängungen bezeichnet. Denkbar ist, dass der als fanatischer Nazi bekannte Hofmann an der Fahndung nach Deserteuren beteiligt war.⁴³ Mit dem von Marga Zaun erwähnten *Parteimenschen* kann er jedoch allein aufgrund seiner Körperstatur nicht identisch gewesen sein. Aus dem gleichen Grund scheiden auch die meisten Leiter der angrenzenden NSDAP-Ortsgruppen aus. Da ohnehin fraglich erscheint, ob die Ortsgruppenleiter in toto über Parteiuniformen verfügten, dürfte es sich bei der fraglichen Person eher um einen Angehörigen der NSDAP-Gauleitung Weser-Ems gehandelt haben.

Gauleiter Paul Wegener hatte als neu ernannter *Oberster Reichsverteidigungskommissar für den Nordraum* am Nachmittag des 23. April 1945 eine Dienstreise nach Plön angetreten, von der er gegen Mittag des 26. April 1945 nach Oldenburg zurückkehrte. Hier traf er wieder mit dem Oberbefehlshaber der 1. Fallschirm-Armee, Generaloberst Student, zusammen, mit dem er noch einmal *die Lage durchgesprochen*⁴⁴ hat,

40 In dem damals im Besitz der Evangelischen Kirchengemeinde befindlichen Gebäude war zeitweilig die Pastorenwohnung untergebracht, weshalb Wilma Fricke von der *alten Pastorei* sprach.

41 Ernst Georg Lühring machte die hier zusammengefassten Angaben am 13.11.2014 im Stadtmuseum Oldenburg anlässlich einer dort vom Förderverein internationales Fluchtmuseum organisierten Vortragsveranstaltung „April 1945: Die Erhängungen an der Cloppenburger Straße in Oldenburg“. Siehe dazu: Puzzleteile ergeben erschreckendes Bild, in: NWZ vom 15.11.2014. In einem Telefongespräch mit dem Verfasser am 20.11.2014 wurden die damaligen Geschehnisse noch einmal ausführlich erörtert.

42 Mitschrift einer telefonischen Mitteilung Joachim Schrapes an den Verfasser vom 14.9.2010.

43 Zur Einbindung von NSDAP-Funktionären in die Fahndung nach Deserteuren vgl. allgemein Keller (s. Anm. 1), S. 348-351.

44 Kurt Student: Eidesstattliche Erklärung vom 22.5.1949 (NLA-OL, Rep 946, Best. 140-5 Acc 38/1997 Nr. 28 II).

wie das schon vor seiner Reise mehrfach der Fall gewesen war. Am Nachmittag desselben Tages und am Vormittag des 27. April fanden Besprechungen mit der Gauleitung statt, in denen Wegener u.a. seine Nachfolge regelte, da er am 27. April 1945 endgültig nach Plön zur späteren *Regierung Dönitz* wechselte.⁴⁵ Ob vielleicht Wegener selbst am 26. April den Hinrichtungsort aufgesucht hat, lässt sich angesichts fehlender Angaben zu seiner damaligen Statur nicht abschätzen. Vom stellvertretenden Gauleiter Georg Joel ist durch die vorliegende Entnazifizierungsakte bekannt, dass er nach seiner Festnahme bei einer Körpergröße von 1,85 m ein Gewicht von 65 kg hatte.⁴⁶ Für die bei der damals 19jährigen Marga Zaun in Erinnerung gebliebene Statur eines *dicken Riesenkerls* scheint das kaum auszureichen. Angesichts seines Fanatismus und Aktivismus käme auch Kurt Koltermann für einen demonstrativen „Auftritt“ bei den Exekutierten in Frage. Er war einst von Wegener extra für die Gauleitung angefordert worden und fungierte als Gaustabsleiter und Stabsführer des Volkssturms.⁴⁷ Doch auch für Koltermann liegen keine Angaben zu den Körpermaßen vor.

Aber wer auch immer seitens der Gauleitung oder in einer anderen hohen NS-Funktion den Erhängungsort an der Kreuzung Bremer/Cloppenburger Straße aufgesucht haben mag, es bleibt folgendes festzuhalten: Zwar war unter Gauleiter Wegener in seiner Funktion als Reichsverteidigungskommissar im März 1945 in Oldenburg (wie auch in Bremen) ein für Zivilisten zuständiges ziviles Standgericht geschaffen worden.⁴⁸ Einrichtung und Tätigkeit des hier behandelten militärischen Sonderstandgerichts fielen hingegen trotz der Kooperation zwischen Militärs, staatlichen Stellen und der NSDAP allein in die Zuständigkeit der Wehrmacht, in diesem Fall der 1. Fallschirm-Armee. Das fand seinen Niederschlag auch in der Aussage von Wilhelm Tantzen, der damals – vermutlich vom Standortältesten Oberst Hermann Sassenberg – die Weisung erhielt, ein Kommando zur Beerdigung der Exekutierten zu stellen. Tantzen erklärte dazu:

Dieses Kommando kam unverrichteter Sache wieder zurück, weil bei allen Aufgehängten Doppelposten der 7. Fallschirmjägerdivision standen, mit dem Befehl, daß diese Leute als abschreckendes Beispiel mindestens 24 Stunden hängen [bleiben] sollten. Daraufhin haben wir uns mit dem Fallschirm AOK [Armeeoberkommando, also mit Generaloberst Kurt Student] in Verbindung gesetzt, um von dort Befehl zu erwirken, daß die Leute abgenommen werden könnten. Nach längerem Hin und Her erhielten wir den Bescheid, daß die Verurteilung durch die 7. Fallschirmjägerdivision zu Recht erfolgt [...] und auch die Vollstreckung in Ordnung sei. Daß sie in Osternburg erfolgt wäre, wurde als Geschmacklosigkeit bezeichnet. Der Befehl der Division sollte jedoch befolgt werden und die Leute 24 Stunden hängen [bleiben].⁴⁹

45 Vgl. Schwarzwälder (s. Anm. 8), S. 89-94, 140-142.

46 NLA-OL, Rep. 980, Best. 351 Nr. 2051.

47 Vgl. Schwarzwälder (s. Anm. 8), S. 140 f.

48 Die Grundlage dafür bildete die „Verordnung über die Errichtung von Standgerichten“ des Reichsministers der Justiz vom 15. Februar 1945 (Reichsgesetzblatt 1945, Teil 1, S. 30). Siehe dazu Peter Kalmbach, Wehrmachtjustiz, Berlin 2012, S. 265; Keller (s. Anm. 1), S. 51, 86-96. Die Einrichtung eines zivilen Oldenburger Standgerichts im März 1945 kam zur Sprache im Urteil des Landgerichts Oldenburg gegen Piening u.a. vom 18.6.1953 (NLA-OL, Rep 945, Best. 140-4 Nr. 744, Bl. 251). Vgl. zur Tätigkeit der zivilen Standgerichte in Bremen und Stade Schwarzwälder (s. Anm. 8), S. 9-11. Auf die Tätigkeit des Oldenburger zivilen Standgerichts kann hier aus Platzgründen nicht näher eingegangen werden.

49 Zeugenaussage von Wilhelm Tantzen, o.D. [1947], in: NLA-OL, Rep 980, Best 351 Nr. 1757.

Allerdings handelten die Generäle und Offiziere der Fallschirmtruppe nicht ohne Helfershelfer. Dazu könnten etwa die SS-Männer gezählt haben, die Wilma Fricke neben den Fallschirmjägern auf dem Lastwagen gesehen haben will. Möglicherweise waren diese SS-Männer Angehörige einer Sonderformation, auf die im nachfolgenden Abschnitt näher einzugehen ist. Anlass dazu gibt ein ganz konkreter Hinweis auf einen der Tatbeteiligten. In dem angeführten NWZ-Artikel vom 3. Mai 1946 schrieb der namentlich ungenannt bleibende Redakteur, dass an jenem 25. April 1945 im Stadtteil Osterburg [...] ein Herr Thielebeule, von eben solchen [verbrecherischen] Elementen unterstützt, mit vorgebundener halber Gesichtsmaske auf der Cloppenburger Straße versprengte Soldaten aufhing.⁵⁰ Hätte der Berichterstatter den Täter trotz halber Gesichtsmaske nicht eindeutig erkannt, so würde er kaum eine so schwerwiegende Anschuldigung öffentlich gemacht haben. Tatsächlich war der besagte Ludwig Thielebeule in Oldenburg kein Unbekannter. Er zählte schon seit 1930 zur örtlichen NSDAP, und es war allgemein bekannt, dass er jenem SA-Kommando angehörte, das am 3. März 1933 den heimtückischen Überfall auf den Oldenburger Landtagsabgeordneten Johann Gerdes (KPD) verübte. Die Schüsse, an deren Folgen Jan Gerdes zwei Tage später verstarb, hatte Thielebeule abgegeben. Er und seine Mittäter wurden schon damals schnell ermittelt, doch ordnete das Oldenburgische Staatsministerium umgehend ihre Freilassung an, da die Tat im Kampfe für die nationale Erhebung⁵¹ begangen worden sei.

Die Rolle des Freikorps „Adolf Hitler“

Doch in welchem Verhältnis stand Ludwig Thielebeule im April 1945 zu den politischen und militärischen Kommandostrukturen in Oldenburg? Der gelernte Schlachter, von den Nazis als „Alter Kämpfer“ im Eisenbahndienst untergebracht, machte dazu Angaben in dem Strafverfahren, das wegen der Ermordung von Jan Gerdes schon im Mai 1945 gegen ihn und seine damaligen Mittäter eingeleitet worden war. Thielebeule erklärte vor der Staatsanwaltschaft zu seinem militärischen Werdegang: *Ich bin erst am 31. März 1945 von dem [NSDAP-]Ortsgruppenleiter der Ortsgruppe Tweelbäke dem Freikorps ‚Adolf Hitler‘, Kampfgruppe Wichmann[,] als Volkssturmmann zugewiesen und sofort [...] dorthin eingezogen worden. Nach kurzer Ausbildung in Wile]tzendorf bei Munsterlager [Truppenübungsplatz] war ich zunächst im wesentlichen in der Gegend von Wildeshausen eingesetzt. [...] Den Hauptmann Wichmann habe ich in Wilhelmshaven aus den Augen verloren, als die Kampfgruppe Wichmann etwa am 6. oder 7. Mai 1945 dort aufgelöst wurde. Wichmann hatte den Plan, mit einem U.Boot in See zu gehen um sich auf diese Weise der Gefangennahme zu entziehen. Die HJ-Führer der Kampfgruppe [...] und einige andere wollten mitmachen. Der Plan ist aber gescheitert.*⁵²

50 Gedanken zum Tage, in: NWZ vom 3.5.1946.

51 So die Pressemitteilung des Oldenburgischen Staatsministeriums vom 17.3.1933, abgedruckt in: Klaus Schaap, Oldenburgs Weg ins „Dritte Reich“. Quellen zur Regionalgeschichte Nordwest-Niedersachsens, H. 1, Oldenburg 1983, S. 181.

52 Der Oberstaatsanwalt beim Landgericht Oldenburg: Protokoll der Vernehmung von Ludwig Thielebeule am 6.4.1946, in: NLA-OL, Rep 946, Best. 140-5 Nr. 1176.



Thielebeules Hinweis auf seinen Status als *Volkssturmmann* ist missverständlich, da das Freikorps „Adolf Hitler“ Ende März 1945 trotz mancher personeller Überschneidung unabhängig vom Volkssturm allein aus Freiwilligen formiert wurde.⁵³ Unter Führung des NSDAP-Reichsorganisationsleiters Robert Ley wurde es aus Funktioniären der NSDAP und solchen ihrer Gliederungen gebildet. Die *kühnsten Aktivisten der Bewegung* waren damals aufgerufen, sich *freiwillig* zu melden. Zugleich erfolgte aber die Anordnung: *Jeder Gau stellt vorläufig 100 Mann, die neben der politischen Aktivität auch möglichst eine abgeschlossene Waffenausbildung besitzen sollten.*⁵⁴ Im NSDAP-Gau Weser-Ems übertrug Gauleiter Wegener die Leitung des dortigen Kontingents des Freikorps „Adolf Hitler“ auf Vorschlag seines Gaustabsleiters Koltermann an Heinz Wichmann, den HJ-Leiter des Gebiets Nordsee. Wichmann war 1943 nach fünfmaliger Verwundung und hohen Auszeichnungen als Hauptmann aus der Wehrmacht entlassen worden.⁵⁵ Nach dem Namen seines Kommandeurs wurde das Freikorps „Adolf Hitler“ des Gaus Weser-Ems später auch als „Kampfgruppe Wichmann“ bezeichnet. Wenn seine Angehörigen später die letztgenannte Bezeichnung bevorzugten, so geschah das nicht zuletzt deshalb, um die politische Herkunft zu verschleiern.

Das Freikorps „Adolf Hitler“ sollte *Sondereinsätze zur Bekämpfung vorgestoßener feindlicher Panzerrudel* leisten und war allgemein dafür vorgesehen, die alliierten Truppen in ihren *Planungen und Operationen zu stören und zu beunruhigen*. Zum Teil sollten die Freikorps-Angehörigen in Zivil, *ohne Abzeichen und Armbinde*⁵⁶, auch „Werwolf“-Aufgaben⁵⁷ übernehmen. Dazu gehörte nicht zuletzt die Liquidierung von kriegsmüden Deutschen und Gegnern des NS-Regimes, die in Verdacht standen, bei Annäherung der Alliierten mit diesen zu kooperieren. So ermordeten Angehörige der „Kampfgruppe Wichmann“ bzw. des Freikorps „Adolf Hitler“ am 14. April 1945 den als Nazigegner bekannten Bauern Willi Rogge unweit seines Heimatortes Dötlingen bei Wildeshausen.⁵⁸ Das NSDAP-Organ „Oldenburgische Staatszeitung“ meldete den feigen Mord am 16. April 1945 unter der Überschrift *Verräter gerichtet* auf Seite 1: *Rächer deutscher Ehre haben diesem Vaterlandsverräter den verdienten Lohn ausgezahlt. Dieses Volksurteil wird bei allen ehrliebenden Deutschen Beifall finden und allen Feiglingen, die ihr Vaterland in ernster Zeit verraten, eine Warnung sein.*⁵⁹

53 Siehe dazu Hitlers Aufstellungsbefehl vom 28. März 1945 in: „Führer-Erlasse“ 1939-1945, zusammengestellt und eingeleitet von Martin Moll, Stuttgart 1997, S. 488 f.

54 Rundspruch des Gauleiters von Schwaben, Wahl, vom 30.3.1945 an die Kreisleiter mit der Information über Goebbels' Mitteilung vom gleichen Tag über die Aufstellung des „Freikorps Adolf Hitler“, zitiert nach: Deutschland im zweiten Weltkrieg, hg. von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Wolfgang Schumann, Bd. 6, Köln 1985, S. 642.

55 Zu seiner Person siehe: Neuer Stabsleiter im Gebiet Nordsee, in: Oldenburgische Staatszeitung vom 29.6.1944.

56 Rundspruch des Gauleiters von Schwaben (s. Anm. 54). Vgl. auch: Die Tagebücher von Joseph Goebbels, hg. von Elke Fröhlich, Bd. 15, München 1995, S. 612, 630, 637 f., 646 (Eintragungen vom 28.3.-30.3.1945); Günther W. Gellermann, Die Armee Wenck – Hitlers letzte Hoffnung. Aufstellung, Einsatz und Ende der 12. Deutschen Armee im Frühjahr 1945, Koblenz 1984, S. 43 f., 121.

57 Zur Terrororganisation „Werwolf“ vgl. Volker Koop, Himmlers letztes Aufgebot. Die NS-Organisation „Werwolf“, Köln 2008. Siehe auch den Abschnitt zum „Werwolf“ bei Keller (s. Anm. 1), S. 168-189.

58 Vgl. Werner Meiners, Menschen im Landkreis Oldenburg 1918 bis 1945. Politische Entwicklung – Ereignisse – Schicksale, Oldenburg 1995, S. 201-205.

59 Der vollständige Artikel ist als Faksimile abgedruckt in ebd., S. 203.

In den veröffentlichten Erinnerungen des Oldenburger „Kampfkommandanten“ und späteren Abschnittskommandeurs Oberstleutnant Sander findet das Freikorps „Adolf Hitler“ keine direkte Erwähnung. Bezogen auf die zweite Aprilwoche 1945 heißt es an einer Stelle lediglich: *Dazwischen bietet mir ein HJ-Führer seine Panzervernichtungstrupps an und will sich mir unterstellen. Wird sofort strikt abgelehnt!*⁶⁰ Wie die Ablehnung begründet wurde, bleibt ebenso unbeantwortet wie die Frage nach dem Verbleib der Panzervernichtungstrupps, bei denen es sich nach Lage der Dinge um Wichmanns Kohorte gehandelt haben könnte. Allerdings waren vom HJ-Gebiet Nordsee auch eigenständige Panzervernichtungstrupps aufgestellt worden, so dass in diesem Punkt Zweifel bleiben.⁶¹

Generaloberst Kurt Student, bis zum 28. April Oberbefehlshaber der 1. Fallschirm-Armee, sah das Auftauchen des Freikorps „Adolf Hitler“ alles andere als skeptisch. In einer Nachkriegsaussage erklärte er, dass es für den *weiteren Kampf* seiner Armee *besonders wertvoll* gewesen sei, *daß der damalige Gauleiter Paul Wegener Freiwillige warb, die der Truppe zugute kamen*. Bei der schwierigen Ersatzlage hätten *diese Freiwilligen eine willkommene Verstärkung* dargestellt: *Irgendwelche Druckmittel sind nicht erfolgt und brauchten auch gar nicht angewandt zu werden. Denn diese Männer hielten es damals für ihre nationale Pflicht, den Kameraden bei der Truppe zu Hilfe zu kommen. Die Freiwilligen [des Freikorps „Adolf Hitler“] wurden als Soldaten eingereiht und als Soldaten behandelt. Das ‚Freikorps Wichmann‘ [sic] wurde der 7. Fallschirmdivision (Gen.Lt. Erdmann) unterstellt und wurde damit eine militärische Formation, für die die Division nunmehr die alleinige Verantwortung trug.*⁶²

Diese Unterstellung erfolgte zwischen dem 16. und 20. April 1945. Die 7. Fallschirm-Jäger-Division hatte damals ihren Gefechtsstand von Petersdorf (bis 13.4.) über Jeddeloh I (14./15.4.) nach Bad Zwischenahn (ab 16.4.) verlegt⁶³, während das Freikorps „Adolf Hitler“ respektive die „Kampfgruppe Wichmann“ ganz in der Nähe in Wehnen untergebracht war. Die „Kampfgruppe Wichmann“ war damals durch Zufüh-

60 Sander (s. Anm. 9), Teil II.

61 Siehe dazu den Bericht zweier ehemaliger Angehöriger der 1. und 2. HJ-Panzervernichtungskompanie Nordsee aus Wilhelmshaven, die im April 1945 noch südlich von Oldenburg zum Einsatz kamen, bei Sunta y (s. Anm. 23), S. 164-166, sowie den Bericht der Edewechter Heinrich und Franz Marken über das dortige Auftauchen weiterer Panzervernichtungstrupps der HJ in Almuth Sunta y, Mein Kriegsbuch, Bd. 1, Edewecht 2012, S. 244 f. In der zweiten Aprilhälfte 1945 versuchte der Führer des Oldenburger HJ-Banns 91, Karl-Heinz Stroh, die letzten Absolventen des örtlichen HJ-Ausbildungslagers, die mit Karabinern und Panzerfäusten ausgerüstet waren, in einen Fronteinsatz zu bringen. Möglicherweise war Stroh in seiner Funktion als HJ-Bannführer an Oberstleutnant Sander herangetreten. Später scheint ihm und seiner Gruppe noch kurzfristig der Anschluss an das Freikorps „Adolf Hitler“ gelungen zu sein. Der Verfasser stützt sich hier auf Heinz Meyer, Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg in Oldenburg (unveröffentlichtes Manuskript ohne Titel). Eine Kopie wurde dem Verfasser freundlicherweise von Heinz Meyer nach einem Gespräch vom 25.11.2014 zur Verfügung gestellt. Heinz Meyer, zuvor selbst Absolvent des Bannausbildungslagers der Oldenburger HJ, war mit mehreren Mitgliedern von Strohs Trupp auch noch nach dem Krieg gut bekannt.

62 Kurt Student: Eidesstattliche Erklärung vom 22.5.1949 (NLA-OL, Rep 946, Best. 140-5 Acc 38/1997 Nr. 28 II).

63 Vgl. Warnke (s. Anm. 22), S. 24, 44 und 58. Nach dem 23.4.1945 befand sich der Gefechtsstand demnach noch für einige Tage in Dreibergen, wo bis dahin schon das Oberkommando der 1. Fallschirm-Armee seinen dann nach Westerstede verlegten Sitz hatte. Der Korpsgefechtsstand des II. Fallschirm-Korps befand sich vom 11. bis 20. April [...] im Schulgebäude Hollener Moos [sic], dann bis zum 30. April im Schulgebäude von Jübberde. (Meindl [s. Anm. 23], S. 18) Gemeint ist „Hollener Moor“. Jübberde liegt etwa 15 km nordwestlich von Bad Zwischenahn/Dreibergen.

rungen aus entfernteren Gegenden des Gaus Weser-Ems von anfänglich etwa 110 Angehörigen deutlich angewachsen, wie bei den Ermittlungen zum Mordfall Rogge festgestellt wurde: *Zum Schluss setzte sie sich aus dem Stabe, 3 Kompanien und einer kleinen Ersatzeinheit mit einer Kopffzahl von insgesamt etwa 400 Mann zusammen. Die Durchdringung der ‚Kampfgruppe‘ mit nazistischen Elementen ging soweit, dass selbst das für die Sanitätsversorgung, die Küche, Wäsche und Instandsetzung der Bekleidung eingesetzte weibliche Personal der NS-Frauenschaft und dem BDM entnommen war.*⁶⁴ In Wehnen befand sich die Einheit, die immer auch in Verbindung zur Gauleitung stand, in Ruhestellung, um die neu herangeführten Kräfte auszubilden. Jene Männer des Anfangskontingents, die wie Ludwig Thielebeule schon eine Ausbildung auf dem Truppenübungsplatz Munsterlager absolviert hatten, standen in diesen Tagen für anderweitige Aufgaben zur Verfügung.

So traten Angehörige der „Kampfgruppe Wichmann“ auch im unmittelbaren Vorfeld der am Morgen des 29. April 1945 erfolgten Erschießung des Beverbrucher Gastwirts Josef Meyer in Erscheinung, die von Abschnittskommandeur Oberstleutnant Sander veranlasst worden war. Teile der Bevölkerung von Beverbruch hatten sich bei Annäherung der kanadischen Truppen gegen eine sinnlose Verteidigung und Zerstörung des Ortes ausgesprochen, auf eigene Faust Minen entschärft und weiße Fahnen gezeigt.⁶⁵ Als „Rädelsführer“ galt alsbald – zu Unrecht – der Gastwirt Josef Meyer. Ein Teilnehmer am Stoßtrupp gegen Meyer erklärte, *die Beobachtungen über Meyer seien dem Regimentsstab durch den Werwolf gemacht worden,*⁶⁶ womit offenbar Männer des Freikorps „Adolf Hitler“ gemeint waren. *Angehörige der sogenannten Kampfgruppe Wichmann hatten sich noch am 28. April 1945 in Anwesenheit der Beverbrucherin Erna L. über die Beseitigung von Personen unterhalten, die die weiße Fahne gehißt hätten.*⁶⁷ Und als dann der von Oberstleutnant Sander gegen den Gastwirt in Marsch gesetzte Stoßtrupp unterwegs war, stieß dieser *auf mehrere Angehörige des Freikorps ‚Adolf Hitler‘*⁶⁸, *die ihre Entschlossenheit erklärten, Meyer aufzuhängen oder zu erschießen, wenn der Auftrag durch den Stoßtrupp nicht zur Ausführung*⁶⁹ gelangen würde. Doch der gelangte zur Ausführung, so dass hier ein weiterer Einsatz von Freikorps-Männern unterbleiben konnte.

Das vorstehend benannte Unterstellungsverhältnis, der Charakter des Freikorps „Adolf Hitler“ und seine Aufgabenstellung führen den Verfasser zu dem Schluss, dass Ludwig Thielebeule Henkersdienste für das unter Generaloberst Student eingerichtete Sonderstandgericht der Fallschirmtruppe übernahm bzw. dazu, in den Wor-

64 Anklageschrift 3 Js 2305/45 des Oberstaatsanwalts beim Landgericht Oldenburg vom 23.7.1947 gegen Piening u.a., S. 11 (NLA-OL, Rep 945, Best. 140-4 Nr. 744, Bl. 29).

65 Vgl. Werner Meiners, Ein feiger Mord aus festem Glauben an eine falsche Ideologie, in: Maria Arlinghaus/Hans Heuermann/Ernst Unkraut, 150 Jahre Beverbruch. 1837-1987. Dorf und Familienchronik, Garrel 1987, S. 29f.; fast wörtlich übernommen in: Dirk Faß, Die Gemeinde Großenkneten im 3. Reich, Oldenburg 2003, S. 174-176.

66 Schwurgerichtsanklage 10 Js. 481/48 des Oberstaatsanwalts beim Landgericht Oldenburg vom 29.12.1949 gegen M. u.a., S. 16 (NLA-OL, Rep 945, Best. 140-4 Nr. 793, Bl. 23).

67 Ebd.

68 Urteil des Schwurgerichts Oldenburg (9 Ks 9/50) gegen M. u.a. vom 29.11.1952, S. 19 (NLA-OL, Rep 945, Best. 140-4 Nr. 793, Bl. 119).

69 Urteil des Landgerichts Oldenburg (9 Ks 9/50) gegen M. u.a. vom 15.4.1950, S. 22 (NLA-OL, Rep 945, Best. 140-4 Nr. 793, Bl. 58).

ten Theodor Tantzens, *seine Hand bot*. Dabei ist davon auszugehen, dass neben Thielebeule auch andere ortskundige Faschisten aus den Reihen des Freikorps „Adolf Hitler“ bzw. der „Kampfgruppe Wichmann“ der Fallschirmtruppe und anderen Wehrmachtverbänden Hilfsdienste bei der Bekämpfung von „Defaitisten“ leisteten, beispielsweise beim Aufspüren mutmaßlicher Deserteure.

Mit den Erhängungen an der Cloppenburgener Straße schloss sich in Oldenburg der Kreis des faschistischen Mordterrors, der am 3. März 1933 begonnen hatte, als Ludwig Thielebeule die tödlichen Schüsse auf den KPD-Landtagsabgeordneten Johann Gerdes abgab. Am 3. Mai 1945 brachte der Einmarsch alliierter Truppen auch für die Huntestadt das Ende der NS-Diktatur. Das Sonderstandgericht der Militärs hatte sich wenige Tage zuvor zusammen mit dem II. Fallschirm-Korps und der 7. Fallschirm-Jäger-Division in Richtung Schleswig-Holstein abgesetzt. Die Angehörigen der entlang der Cloppenburgener Straße Gehenkten erfuhren – sofern sie überhaupt eine Nachricht erhielten – lange Zeit nichts vom Schicksal ihrer Väter, Ehemänner oder Söhne. Damit schieden die Erstgenannten als treibende Kraft für Nachkriegsstrafermittlungen weitgehend aus.

Als dann im Januar 1965 die vier Todesopfer auf Veranlassung der Deutschen Kriegsgräberfürsorge exhumiert wurden, fand man bei zweien eine Erkennungsmarke. In einem Fall war eine eindeutige Identifizierung möglich. Es handelte sich um den am 15. Mai 1921 in Waidhaus in Bayern (Oberpfalz) geborenen Schreiner Albert Bauer. Der seit 1943 verheiratete Bayer wurde daraufhin 1967 offiziell für tot erklärt. Als Todeszeitpunkt und -ort vermerkte das Standesamt von Markt Waidhaus *Ende April 1945 im Raum Oldenburg*⁷⁰. Das Kreuz auf seinem Grab trägt seinen Namen und seine Geburts- und Sterbedaten. Es unterscheidet sich nicht von denen der „Gefallenen“. Die zweite Erkennungsmarke gehörte dem aus Rosenheim stammenden Franz Xaver Artmann (geb. 19. Januar 1918), der noch am 12. August 1944 in Sagan geheiratet hatte. Artmann war schon am 20. Juni 1950 durch einen Beschluss des Amtsgerichts Fürstenwald für tot erklärt worden, wobei als *Zeitpunkt des Todes [...] der 31.01.1945 um 24:00 Uhr*⁷¹ festgelegt worden war. 1967 fand dann eine Nachbeurkundung durch das Standesamt II in Nürnberg statt, wo Artmann seinen letzten Wohnsitz hatte. In der dort ausgestellten Sterbeurkunde wurde der Tod auf *Ende April 1945 in Oldenburg i.O.*⁷² datiert und neben dem Beruf des Schlossers auch der letzte Wehrmaddedienstgrad festgehalten: *Unteroffizier*. Da zunächst Zweifel an der Identität fortbestanden, wurde Artmann zusammen mit den beiden anderen unbekanntem Opfern bestattet. Auf ihrem gemeinsamen Grabkreuz ist zu lesen: *3 unbekannte deutsche Soldaten*. Durchaus euphemistisch wirkt der Zusatz: *gest[orben] Ende APR. 1945*. In den Erläuterungen des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge heißt es zur fraglichen Gräberreihe des Neuen Osternburger Friedhofs: *16 deutsche Soldaten von Heer, Marine und Luftwaffe, in Oldenburger Lazaretten verstorben oder durch Luftangriffe ums Leben gekommen*.⁷³

70 Mitteilung des Standesamts von Markt Waidhaus an den Verfasser vom 6.8.2014.

71 Mitteilung des Standesamts Rosenheim an den Verfasser vom 4.8.2014.

72 Stadtarchiv Nürnberg: Sterberegisterauszug für Artmann, Franz Xaver.

73 www.volksbund.de/kriegsgraeberstaetten (Zugriff am 25.7.2014).





Abb. 1: Gräberreihe auf dem Neuen Friedhof an der Cloppenburger Straße.

(Foto: Dr. Gerd Steinwascher)

Bevor abschließend der Frage nachgegangen wird, inwieweit sich die hier angeführten Täter, Tatbeteiligten oder Verdächtigen nach dem Krieg vor Gericht zu verantworten hatten, soll noch einmal auf die strittige Opferzahl eingegangen werden. Dabei wird davon ausgegangen, dass mit den vier Exekutionen entlang der Cloppenburger Straße tatsächlich alle in der Stadt Oldenburg vorgenommenen Erhängungen erfasst sind. Gerüchteweise mitgeteilte Erhängungen am Pferdemarkt oder im Stadtnorden gehören sehr wahrscheinlich in das Reich der Legende. So sprach auch Willi Zimmermann als Hauptredner auf einer Versammlung der Oldenburger KPD am 27. Februar 1946 allein von *den erhängten deutschen Soldaten an der Cloppenburger Straße*.⁷⁴ Schließlich liegt dazu ein weiterer Augenzeugenbericht von Bernhard X. vor, der als Angehöriger der 1. Panzervernichtungskompanie Nordsee der HJ im Rahmen der 490. Infanterie-Division den Rückzug aus dem Kampfgebiet Sandhatten/Kirchhatten durch die Huntestadt mitmachte: *Die Stadt Oldenburg räumten wir dann kampfflos als letzte Einheit. Hierbei durften wir dann noch Zeuge werden über [sic] die Hinrichtung einiger Wehrmachtsangehöriger durch die Partei. Wir fanden 3 Angehörige der Wehrmacht an Straßenlaternen hängend mit einem Schild um die Brust ‚Wir sind zu feige, das Vaterland zu verteidigen‘.*⁷⁵ Vermutlich pas-

74 KPD-Versammlung, in: Neues Oldenburger Tageblatt (Ausgabe Oldenburg) vom 28.2.1946. Die Zeitung wurde von den Britischen Militärbehörden herausgegeben.

75 Der briefliche Bericht vom 11.7.1976 ist unter Anonymisierung des Nachnamens (hier: X) als Abschrift veröffentlicht in *Sunday* (s. Anm. 23), S. 164 f. Wenn X. als Verantwortliche „die Partei“ benennt, könnte das seine Ursache in der Anwesenheit jenes hohen NSDAP-Führers haben, den Marga Zaun damals wahrgenommen hat.

sierte X. mit seiner Einheit die Cloppenburger Straße, als der Strick des erschossenen Opfers bereits gerissen war. Und dennoch hatte Wilhelm Tantzens Angabe von sieben erhängten Soldaten einen realen Kern. Das zeigt ein Blick über Oldenburgs Stadtgrenze hinaus.

Die Exekutionen in Oberlethe

Tatsächlich begann die durch Oldenburg führende Spur der Erhängungen schon in dem 5 Kilometer südwestlich der Stadtgrenze gelegenen Oberlethe. Ein erster Hinweis darauf findet sich in der Pfarrchronik der Kirchengemeinde Wardenburg, zu der Oberlethe gehört. Für das Jahr 1945 hielt Pastor Thorade dort fest: *In Oberlethe wurden 2 Soldaten wegen Fahnenflucht-Versuchs kurzerhand an Straßenbäume[n] gehängt und ein Ungar (Soldat) ‚standrechtlich‘ erschossen.*⁷⁶ Im *Verzeichnis der in der evang.-luth. Kirchengemeinde Wardenburg Beerdigten* findet sich folgender Vermerk zu einer am 12. Oktober 1945 vorgenommenen Umbettung: *Ein unbekannter Wehrmachtangehöriger ungarischer Nationalität. Standrechtlich erschossen und sofort begraben auf der Weide gegenüber dem Hof des Hermann Claus in Oberlethe.*⁷⁷ Ergänzend wurde dort noch festgehalten, dass der Ungar mit Vornamen *Robert* hieß. Als Todeszeitpunkt wurde nur *April* eingetragen.

Bei dem ungarischen Hinrichtungsoffer handelte es sich offenbar um einen früheren Angehörigen jener ungarischen Armeeverbände, die nach der deutschen Besetzung Ungarns und der dortigen Installierung des faschistischen Pfeilkreuzler-Regimes (16. Oktober 1944) an der Seite Hitler-Deutschlands weitergekämpft hatten und dann beim Rückzug der Wehrmacht nach Deutschland gelangt waren.⁷⁸ Dass es einen dieser ungarischen Truppenteile nach Oldenburg verschlagen hatte, geht schon aus einem Tagebucheintrag Rudolf Tjadens vom 3. März 1945 hervor: *Im Park und in unserer Schule liegt eine Kompanie Ungarn, die tüchtig hungern und frieren müssen.*⁷⁹ Kontakt mit der besagten Einheit bekam auch Heinz Meyer, als er 1945 eine vormilitärische Ausbildung beim Oldenburger Hitlerjugend-Bann 91 am Rauhehorst erhielt. Über ein erfolgreiches Übungsschießen mit dem Karabiner 98 auf dem Schießplatz am Johann-Justus-Weg hielt er fest: *In Erinnerung geblieben ist mir hier eine ungarische Militäreinheit, die auf unserer Nebenschießbahn schoss. Hier ging fast jeder Schuss daneben –*

76 Chronik der Kirchengemeinde Wardenburg, Archiv der Evangelischen Gemeinde Wardenburg. In zwei von Gemeindegliedern erstellten fehlerhaften Transkriptionen wurde daraus: *In Oberlethe wurden zwei Soldaten wegen Fahnenflucht-Versuchs kurzerhand an Straßenbäumen aufgehängt, und einen Tag zuvor standrechtlich erschossen.* Da Rudolf Stelljes den Transkriptionen folgt, gibt er Thorades Darstellung so wieder, dass in „Oberlethe zwei Soldaten zunächst erschossen und dann ‚an Straßenbäumen aufgehängt‘“ worden seien (Wolfgang Stelljes, *Wardenburg – Ein Lesebuch zur Geschichte einer Gemeinde im Oldenburger Land*, Oldenburg 1995, S. 326). Bei einem solchen Ablauf hätte Pastor Thorade kaum das Wort „kurzerhand“ zur Kennzeichnung der Erhängungen benutzt.

77 *Verzeichnis der in der evang.-luth. Kirchengemeinde Wardenburg Beerdigten*. Jahrgang 1945, Archiv der Evangelischen Gemeinde Wardenburg.

78 Vgl. *Deutschland im zweiten Weltkrieg* (s. Anm. 54), S. 536; *Tessin* (s. Anm. 28), Bd. 1, Osnabrück 1977, S. 404 f. Im März/April 1945 waren ungarische Soldaten auch in Osnabrück zum Einsatz gekommen. Siehe dazu das Bild vom Abtransport ungarischer Kriegsgefangener in Wegmann (s. Anm. 8), S. 87.

79 Klausch (s. Anm. 2), S. 221.



„Fahrkarte“ –. Ein Offizier, der neben dem Schützen mit einem Stock stand, schlug bei „Fahrkarte“ jedem Fehlschützen eins über. Darüber großes Erstaunen bei mir.⁸⁰ Erwähnung findet die sonderbare Einheit schließlich auch im Nachkriegsbericht von Oberstleutnant Sander: Ein Bataillon Ungarn, von irgendwo eingetroffen, macht Kopfzerbrechen, da sein Führer, ein ungarischer Oberst, sich mir als Oberstleutnant nicht unterordnen will. Er wird mit dem Bataillon samt Troß mit Weib und Kind in den [sic] am wenigsten bedrohten Abschnitt bei Neuenwege eingesetzt.⁸¹ Vermutlich hatte sich der exekutierte Ungar dort von seiner Einheit abgesetzt.

Zu den beiden in Oberlethe erhängten Soldaten finden sich im Verzeichnis der in der evang.-luth. Kirchengemeinde Wardenburg Beerdigten keine Eintragungen. Offenbar gestützt auf Zeitzeugenberichte schreibt Ludolf Bösch dazu in der Ortschronik von Charlottendorf-West: In den letzten Tagen des Krieges hatten sich zwei deutsche Soldaten gegenüber von Moeds auf einer Weide [...] in einem Schuppen versteckt. Als Väter von fünf und sechs Kindern wollten sie sich [...] nicht auch noch sinnlos opfern. Sie bekamen täglich Essen zugesteckt. Eines Morgens um 9 Uhr fuhr plötzlich die SS mit einem Lastwagen vor und holte die beiden. In Oberlethe legte man ihnen einen Strick von einem Baum herunter um den Hals und fuhr mit dem Auto unter [ihnen] weg.⁸² Auch in diesem Fall ist die Zuschreibung der Tat an die SS unhaltbar, wenngleich Hilfsdienste von SS-Angehörigen (aus dem Freikorps „Adolf Hitler“?) nicht gänzlich ausgeschlossen sind. Haupttäter waren jedoch auch damals schon Angehörige der Fallschirm-Truppe. Darauf verweist der Bericht des damals 15jährigen Oldenburgers Heinz Meyer. Nach dem schweren Bombenangriff auf den Stadtteil Kreyenbrück (18. April 1945) hatten sich Heinz Meyer und seine Mutter mit Fahrrädern auf den Weg zu einer Tante in Westerholt gemacht in der Hoffnung, dort vor dem Krieg sicherer zu sein. Die Fahrt datiert Heinz Meyer in der Rückschau auf den 19. April 1945, möglicherweise fand sie aber auch erst einen Tag später statt: In Oberlethe angekommen, mussten wir mit Schrecken zur Kenntnis nehmen, dass zwei Männer an Eichbäumen an der Straße gerade aufgehängt worden waren, ein grausiger Anblick, den ich nie vergessen werde. Sie hatten ein Pappschild umgehängt bekommen auf dem stand (dem Sinne nach): „Wir haben den Tod in Schande vorgezogen.“ Fallschirmjäger, die herum standen, waren die Täter.⁸³

Das gleiche schreckliche Bild, das sich um den 19./20. April 1945 an der Ecke Am Brink/Wardenburger Straße zeigte, bekam auch Hans J. Ryszewski zu sehen. Er befand sich damals, gerade vier Jahre alt, auf dem Kindersitz des Fahrrades, mit dem seine Mutter Agnes eine sogenannte „Hamsterfahrt“ unternahm. Dem Verfasser teilte er dazu mit: Am Ortseingang von Oberlethe sah man die beiden exekutierten Soldaten, von Ästen über der Fahrbahn hängend. Agnes W. Ryszewski blieb nichts anderes übrig, als unter den Kriegsoffern ihren Weg fortzusetzen, ihr Sohn hat die Situation erst später einordnen können – aber sie steht noch heute ständig vor seinen Augen.⁸⁴ Von einem deutlich älteren Nachbarsjungen, der die Toten auch gesehen hatte, erfuhr Hans J. Ryszewski

80 Heinz Meyer, Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg in Oldenburg (unveröffentlichtes Manuskript ohne Titel, Kopie im Besitz des Verfassers).

81 Sander (s. Anm. 9), Teil II.

82 Ludolf Bösch, Charlottendorf-West. Dorfchronik zur 75-Jahrfeier, Wardenburg 1985, S. 296.

83 Meyer (s. Anm. 80).

84 Hans J. Ryszewski in einem Schreiben an den Verfasser vom 29.5.2012.

später die Namen der Opfer, die auf Schildern vermerkt waren, die man den Exekutierten umgehängt hatte. Es waren der Obergefreite Zweber und der Unteroffizier Dumler. Für beide Opfer – die Vornamen sind nicht bekannt – ist beim Standesamt Wardenburg nach einer von der Kirchengemeinde erstatteten Anzeige noch festgehalten: 2. Fallschirmjäger-Korps 7. Division Major Hübner⁸⁵. Dabei handelte es sich sicherlich nicht um die Truppenzugehörigkeit der beiden Opfer; in diesem Fall hätte man Kompanie und Bataillon oder Regiment vermerkt, so wie man das z.B. bei den damals im Raum Wardenburg gefallenen Fallschirmjägern gemacht hat. Der Verfasser geht davon aus, dass die von Pastor Thorade übermittelten Angaben entweder den Schildern entstammten, die den Erhängten umgehängt worden waren, oder aber von den Verantwortlichen auf andere Weise übermittelt worden waren. Die angeführte Divisions- und Korpsebene deutet auf die Herkunft des Standgerichts hin. Bei Major Hübner, im August 1944 Führer des Nachschub-Bataillons 21 der 1. Fallschirm-Armee, könnte es sich um einen Angehörigen des Tribunals gehandelt haben.⁸⁶

Verwirrend ist nun, dass für die beiden Erhängten in den Sterbeurkunden als Todesursache *erschossen* eingetragen ist. Sollte man damals aus Abschreckungsgründen die Leichen zweier mit Pistole oder Gewehr Exekutierter nachträglich aufgehängt haben? Naheliegender erscheint dem Verfasser eine andere Erklärung. Diese ergibt sich aus der Aussage von Heinz Meyer, der damals noch einmal an den Richtplatz zurückkehrte: *Mein Vetter Otto [in Westerholt] wollte auch die Tragödie in Oberlethe sehen und so fuhren wir beide [noch einmal] dorthin. Hier musste ich feststellen, dass die zwei Leichen jetzt auf dem Boden lagen. Deutlich konnte man erkennen, dass die Stricke abgeschossen wurden. Eine Leiche hatte sogar einen Einschuss im Nacken. [...] Diese grausamen Sinnlosigkeiten werde ich nie vergessen.*⁸⁷ Demnach könnten Schussverletzungen, die später beim Standesamt als Todesursache angegeben wurden, tatsächlich von dem Versuch herühren, die Stricke der Erhängten zu durchschießen. Der Verlust wichtiger Unterlagen aus dem Standesamt und dem Kirchenarchiv in Wardenburg lässt eine endgültige Klärung nicht mehr zu.

Die Gräber der drei Oberlether Opfer befinden sich heute auf dem Neuen Friedhof in Wardenburg. Auf ihren Grabkreuzen ist zu lesen *Unbekannter deutscher Soldat* bzw. *Unbekannter ungarischer Soldat*. Einzelne Quellen legen die Vermutung nahe, dass es weitere Exekutionsopfer im Raum Oberlethe gegeben haben könnte. So heißt es im Bericht Heinz Meyers: *Auch auf unserem Hof in Westerholt waren jetzt Soldaten einquartiert. Sie schickten nachts Spähtrupps über das Moor zum Küstenkanal, wo der Frontverlauf war. Einmal hatten sie einen alten Soldaten, der sich im Moor versteckt hatte, aufgegriffen. Sie hatten ihn mit einem Kälberstrick gefesselt. Später führten sie ihn ab in Richtung Oldenburg.*⁸⁸

85 Standesamt Wardenburg: Sterbeurkunden Nr. 111 und 112 des Jahres 1945.

86 Major Hübner ist nicht zu verwechseln mit den damals gleichfalls zur Fallschirmtruppe zählenden Offizieren Hauptmann Eduard Georg Hübner und Oberstleutnant Friedrich Hübner. Vgl. dazu Franz Thomas/Günter Wegmann, *Die Ritterkreuzträger der Deutschen Wehrmacht 1939-1945, Teil II: Fallschirmjäger*, Osnabrück 1986, S. 118 f., 433, 435.

87 Meyer (s. Anm. 80). Ergänzend teilte Heinz Meyer mit, dass es sich bei der Schussverletzung im Nacken um ein unblutiges Einschussloch gehandelt habe. Das stützt die Annahme, dass die Schüsse erst post mortem fielen.

88 Ebd.

Möglicherweise handelte es sich dabei um einen der Soldaten, die *an der Straße zwischen Tungeln und Oberlethe*⁸⁹ und *an der Straße von Tungeln nach Kreyenbrück*⁹⁰ erhängt worden sein sollen, vielleicht aber auch um eines der späteren Opfer entlang der Cloppenburg-Straße in Oldenburg.

Als gesichert ist festzuhalten, dass es neben vier Exekutionsopfern in Oldenburg drei weitere in Oberlethe gegeben hat. Der Verfasser hält es für wahrscheinlich, dass diese insgesamt sieben Todesopfer gemeint waren, wenn Wilhelm Tantzen von der Oldenburger Standortverwaltung von *sieben Erhängten in Osternburg* sprach. Die angeführten Opfer sind Bestandteil der folgenden Gesamtbilanz: Von Januar bis Mai 1945 forderte die Wehrmachtjustiz noch mindestens 4.000, wahrscheinlich aber bis zu 8.000 Todesopfer. Darunter befanden sich – wiederum als Mindestzahl – schätzungsweise 2.000 Opfer von Standgerichten.⁹¹

Ausbleibende Nachkriegssühne

Generaloberst Kurt Student, sicherlich einer der Hauptverantwortlichen für den Oldenburger Standgerichtsterror vom April 1945, trat nach dem Krieg vor Gericht nur als Entlastungszeuge in Erscheinung. Das war im Prozess gegen Paul Wegener, den früheren NSDAP-Gauleiter Weser-Ems, Reichsstatthalter und *Obersten Reichsverteidigungskommissar für den Nordraum*. Gegenstand des Verfahrens waren nicht die außerhalb Wegeners Zuständigkeit liegenden militärgerichtlichen Standgerichtsurteile, sondern seine Rolle bei der erwähnten Ermordung des Dötlinger Bauern Willi Rogge durch Angehörige des Freikorps „Adolf Hitler“.⁹² In seiner im Prozess abgegebenen Erklärung diffamierte Student die im April 1945 desertierten Soldaten als *Marodeure*. Wörtlich führte er aus: *Abgesehen von einzelnen Marodeuren war die Truppe in dieser Zeit zum Weiterkämpfen und von allein bereit, das Vaterland weiter zu verteidigen, wie ich in zahlreichen Unterhaltungen mit einfachen Soldaten der Fallsch. Truppe, des Heeres und der Marine in der vordersten Linie feststellen konnte.*⁹³ Und dann erklärte er triumphierend:

89 Erika Labohm, *Tungeln Ende April / Anfang Mai 1945*, in: *Der Gemeindespiegel* 1985 (15.), Nr. 54, S. 10 f., hier S. 10.

90 So, gestützt auf ein Gespräch mit Frieda und Gerda Gloystein, Stelljes (s. Anm. 76), S. 326.

91 Die übrigen Exekutionen des Jahres 1945 gingen auf ordentliche Kriegsgerichtsverfahren zurück. Vgl. dazu die am plausibelsten erscheinenden Zahlenangaben bei Fritz Wüller, *Die NS-Militärjustiz und das Elend der Geschichtsschreibung. Ein grundlegender Forschungsbericht*, 2. Aufl., Baden-Baden 1997, S. 201, 212. Andernorts genannte Schätzungen differenzieren nicht oder nur unzureichend zwischen Standgerichtsurteilen und solchen von ordentlichen Kriegsgerichten. Anzumerken ist, dass in der hier gegebenen Bilanz für 1945 auch eine unbekannte Zahl von verfahrenslosen Erschießungen enthalten ist, die auf die *Bestimmungen über das Verhalten von Offizier und Mann in Krisenzeiten* vom 28.1.1945 (abgedruckt in Rudolf Absolon, *Das Wehrmachtstrafrecht im 2. Weltkrieg. Sammlung der grundlegenden Gesetze, Verordnungen und Erlasse*, Kornelimünster 1958, S. 93-95) zurückgingen. Eine verfahrenslose Erschießung aus dem Bereich der 7. Fallschirm-Jäger-Division, die sich im April 1945 in Edeweicht ereignete, ist beschrieben in *Sunday* (s. Anm. 61), S. 257-259.

92 Wegener wurde in den Verfahren freigesprochen. Vgl. die Urteile des Landgerichts Oldenburg und des Bundesgerichtshofs aus den Jahren 1950 bis 1954 in: *Justiz und NS-Verbrechen* (s. Anm. 1), Bd. XI, Amsterdam 1974, S. 95-142.

93 Kurt Student: Eidesstattliche Erklärung vom 22.5.1949 (NLA-OL, Rep 946, Best. 140-5 Acc 38/1997 Nr. 28 II). Tatsächlich war die Zahl der kriegsmüden und erfolgreich Desertierten höher als es Students Äußerung suggeriert. Als Mitarbeiter des Moorgutes „Rote Erde“ (ca. 10 km südwestlich von Oldenburg)

*Es war anders als 1918!*⁹⁴ Tatsächlich hatte der Endkampfterror der Kriegs- und Standgerichte wesentlich dazu beigetragen, dass der längst verlorene Krieg bei ständig steigenden Verlusten noch so lange fortgesetzt werden konnte, ohne dass es zu einem Aufbegehren größerer Teile der Wehrmacht und der Bevölkerung gekommen und die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen worden wären.

Zweiter Mann hinter Student war in der Oldenburger Zeit der Fallschirmtruppe General Meindl, der Chef des II. Fallschirm-Korps. Er starb bereits 1951, ohne dass er sich wegen der Exekutionen hätte verantworten müssen. Zu Meindls Korps gehörte schließlich auch die 7. Fallschirm-Jäger-Division unter Generalleutnant Erdmann. Da bei dieser Division, der zugleich das Freikorps „Adolf Hitler“ unterstand, das Sonderstandgericht angesiedelt war, kann Erdmann als besonders belastet gelten. Darauf verweist auch eine private Nachkriegsäußerung von Oberstleutnant Sander, die sicherlich nicht nur zur Selbstentlastung diente. Walter Ahlhorn, Bezirksamtmann a.D., erklärte dazu: *Der letzte Stadtkommandant [sic] von Oldenburg, Oberstleutnant Sander, hat mir erzählt, daß in seinem Gefangenenlager dieser Fall [der Erhängungen in Oldenburg-Osternburg] eingehend geschildert [sic] wurde. Daraus war zu entnehmen, daß nur der Kommandeur der Fallschirmjägerdivision dafür verantwortlich war. Der hätte darauf gedrungen, daß diese Soldaten als abschreckendes Beispiel noch weiter hängen bleiben mußten.*⁹⁵ Generalleutnant Erdmann geriet am 8. Mai 1945 in britische Gefangenschaft. Am 5. September 1946 verübte er im Kriegsgefangenenlager Munsterlager Suizid.⁹⁶ Zum Verbleib von Major Hübner, der möglicherweise Angehöriger des Sonder-Standgerichts war, ist nichts bekannt.

Neben den genannten Offizieren der Fallschirmtruppe konnte auch Oberstleutnant Sander Nachkriegsermittlungen gegen die eigene Person nicht vollkommen ausschließen. Immerhin fielen einige der Oldenburger und Oberlether Exekutionen in die Zeit und in den räumlichen Zuständigkeitsbereich seiner Tätigkeit als „Kampfkommendant“ von Oldenburg. Als solcher hatte er die Befugnis zur Einrichtung von Standgerichten. An von Sander ausgesprochene Drohungen mit dem Kriegsgericht konnte sich Karl Schrader noch gut erinnern. Schrader lag seit dem 10. April 1945 mit der Wilhelmshavener 28. Marine-Sturmabteilung, die hauptsächlich aus 16- und 17-jährigen Kriegsfreiwilligen bestand, bei Edeweicht. Nachdem kanadische Truppen dort am 17. April einen heftig umkämpften Brückenkopf errichtet hatten, geriet er am 21. April 1945 verwundet in Gefangenschaft: *Am frühen Morgen [vermutlich des 17. April] im Bahnhofsgebäude von Edewechterdamm bin ich Zeuge von einem Gespräch zwi-*

am 1. Mai 1945 zu ihren Arbeitsstellen zurückkehrten, sahen sie überall in den Torfhütten versteckte und verkleidete Soldaten. Die Flüchtigen hatten den Glauben an den ‚Endsieg‘ aufgegeben (Stelljes [s. Anm. 76], S. 326). Zu Desertionen im Kampfgebiet Edeweicht siehe S u n t a y (s. Anm. 61), S. 165, 266.

94 Kurt Student: Eidesstattliche Erklärung vom 22.5.1949 (NLA-OL, Rep 946, Best. 140-5 Acc 38/1997 Nr. 28 II).

95 Zeugenaussage für Prof. Koennecke von Bezirksamtmann a.D. Walter Ahlhorn vom 17.10.1947 (NLA-OL, Rep 980, Best 351 Nr. 1757).

96 Vgl. Karl Friedrich Hildebrand, Die Generale der deutschen Luftwaffe 1935-1945, Bd. 1, Osnabrück 1990, S. 252 f. Erwähnt sei, dass Erdmann in dem 2010 – laut Impressum „mit Unterstützung der Division Spezielle Operationen“ – erschienenen Buch „Die deutsche Fallschirmtruppe 1936-1945“ in einer Reihe mit weiteren Generalen der Fallschirmtruppe der Wehrmacht genannt wird, für die gelten würde: „Sie verkörperten das Prinzip ‚Freiheit des Denkens‘ im Militärischen zum Wohl der Nation und ihrer Fallschirmjäger.“ (Günter Roth, Die deutsche Fallschirmtruppe 1936-1945. Der Oberbefehlshaber Generaloberst Kurt Student. Strategischer, operativer Kopf oder Kriegshandwerker und das soldatische Ethos. Würdigung. Kritik. Lektion, Hamburg 2010, S. 260).



schen Oberstleutnant Sander und Oblt. [zur See] Peters. Sander droht mit Kriegsgericht [...], weil wir die Stellungen an der Kanalbrücke verlassen hatten, wir konnten ja gar nicht anders. Sander drohte erneut mit Standgericht, wenn wir nicht binnen zwei Stunden die alten Stellungen besetzten. Jetzt wurde es gefährlich. Es war nicht möglich die alten Stellungen zu besetzen, die waren voll in kanadischer Hand. [...] Oblt. [zur See] Peters hat sich einige Tage später selbst erschossen. Hat man ihm die Erkennungsmarke abgenommen, was ich vermute, liegt er mit Sicherheit als unbekannter Soldat auf dem Ehrenfriedhof in Edewecht.⁹⁷

Tatsächlich stand Sander nach dem Krieg zweimal vor Gericht. Gegenstand beider Verfahren war jedoch nicht seine mögliche Mitverantwortung an standgerichtlichen Exekutionen, sondern die ohne Gerichtsverfahren erfolgte Erschießung des Gastwirts Josef Meyer. Nachdem Sander 1950 zunächst zu zwei Jahren Gefängnis wegen vorsätzlicher Tötung verurteilt worden war (die ausführenden Mitangeklagten erhielten wegen Beihilfe zehn bis zwölf Monate Gefängnis), erfolgte nach der Revision am 29. November 1952 ein Freispruch für alle Beteiligten. Sander hatte erklärt, sein Befehl hätte gelautet, den Beverbrucher zu holen, ihn aber zu erschießen, wenn Meyer sich widersetzte oder andere Umstände ein Holen nicht zuließen,⁹⁸ während der den Befehl übermittelnde Offizier sowie beschuldigte Stoßtruppteilnehmer aussagten, die Order hätte gelautet Meyer aufzuhängen oder zu erschießen.⁹⁹ Tatsächlich wurde Meyer nach einigen Hundert Metern Nachtmarsch mit einer MPi-Garbe erschossen. Zum Anlass des Stoßtruppunternehmens hielt das Gericht fest: Um [...] unnötige Zerstörungen und Verwüstungen sowie etwaiges Blutvergießen zu vermeiden, ging ein Teil der Bevölkerung [...] dazu über, [...] Panzersperren zu beseitigen, geschlossene Sperren zu öffnen und Minenfelder auszuräumen. Teilweise wurde [...] als Zeichen der kampflosen Übergabe die weiße Fahne gezeigt.¹⁰⁰ Was die angebliche Rädelsführerschaft Meyers anbelangt, kam es zu der Feststellung: Daß der Gastwirt Meyer, wie [...] Sander gemeldet worden war, für das feindselige Verhalten der Bevölkerung Beverbruchs als Rädelsführer verantwortlich war, oder daß er überhaupt nur an der Beseitigung der Sperren und Minen beteiligt war, daß er mit der Besatzung der kanadischen Panzer Zechgelage abgehalten und sie sogar zum Zwecke der Feindbegünstigung über das Gelände orientiert hat, ist nicht erwiesen. Fest steht nur, daß er auf Befehl der vorbeifahrenden kanadischen Panzer auf seinem Gehöft die weiße Flagge hat hissen lassen.¹⁰¹ Abschließend brachte das Gericht aber zum Ausdruck, dass Sander sich in vermeintlicher Notwehr befunden hätte und mit Recht zu der Überzeugung kommen konnte, daß ein so gefährlicher Mann [...] ausgeschaltet werden¹⁰² müsse. So hatte das Gericht schließlich keinen Zweifel, daß Sander mit der Erteilung des bedingten Tötungsbefehls [...] korrekt gehandelt habe. Es verstieg sich in seiner Entscheidung, die schon ganz unter dem Zeichen der beginnenden Remilitarisierung der Bundesrepublik Deutschland stand, trotz der am 28. April 1945 militärisch offenkundig aussichtslosen

97 Der Bericht Karl Schraders ist zusammen mit weiteren brieflichen Schilderungen als Faksimile abgedruckt in Suntay (s. Anm. 23), S. 136. Für die vorliegende Veröffentlichung wurden Orthographie und Zeichensetzung korrigiert.

98 Urteil des Schwurgerichts Oldenburg (9 Ks 9/50) gegen M. u.a. vom 29.11.1952, S. 31 (NLA-OL, Rep 945, Best. 140-4 Nr. 793, Bl. 125).

99 Ebd., Bl. 124.

100 Ebd., Bl. 114.

101 Ebd., Bl. 117.

102 Ebd., Bl. 127.

Lage zu der Behauptung: *Ein anderer verantwortlicher Truppenkommandeur hätte in seiner Lage ebenso handeln müssen.*¹⁰³

Mit dem so begründeten Freispruch für den früheren Kommandeur des Oldenburger Grenadier-Ersatz-und-Ausbildungs-Regiments 22 wurde Josef Meyer, mit dem die Exekutoren an jenem 29. April 1945 einen *über 60 Jahre alten, mit Holzschuhen bekleideten und durch Rheumatismus gehbehinderten*¹⁰⁴ Mann vor sich hatten, praktisch ein zweites Mal zur Liquidierung freigegeben. In der Chronik der Gemeinde Garrel, zu der die Bauernschaft Beverbruch gehört, heißt es dagegen zum Tod des Gastwirts Josef Meyer: „Die hiesige Bevölkerung hat nie verstanden, daß es in diesen letzten Tagen des Krieges noch Menschen gab, die solche Befehle gaben oder ausführten. Wir sind es der Ehre dieses Mannes schuldig, festzustellen, daß er schuldlos erschossen wurde. Der wahre Schuldige mag die Tat mit sich und seinem Gewissen ausmachen.“¹⁰⁵

Blicke zum Abschluss der Kette Ludwig Thielebeule, der in der Cloppenburger Straße Henkersdienste für die Fallschirmtruppe verrichtet hatte. Er befand sich seit dem 1. Juni 1945 in britischer Internierungshaft, aus der er schon bald in Untersuchungshaft nach Oldenburg überstellt wurde. Wie bereits erwähnt, setzten gegen ihn schon unmittelbar nach der Kapitulation Ermittlungen wegen der Ermordung von Jan Gerdes ein. Mancher Oldenburger mag erwartet haben, dass auch Thielebeules Aktivitäten im April 1945 untersucht werden würden. Tatsächlich ging es bei den Ermittlungen sowie in der Gerichtsverhandlung selbst allein um den Mord von 1933. Amtsgerichtsrat Dr. Werner Hülle, der Thielebeule am 12. Juni 1947 wegen *Totschlages in Tateinheit mit gefährlicher Körperverletzung und mit Raufhandel zu fünfzehn Jahren Zuchthaus*¹⁰⁶ verurteilte (und damit vor der möglichen Todesstrafe wegen Mordes bewahrte), war erst im November 1946, also sechs Monate nach Erscheinen des Thielebeule zusätzlich belastenden Artikels der Nordwest-Zeitung, als „beauftragter Richter“ nach Oldenburg gekommen. Es lässt sich nicht feststellen, ob Hülle Kenntnis von den gegen Thielebeule in Zusammenhang mit den Erhängungen an der Cloppenburger Straße erhobenen Anschuldigungen erhielt. Jedenfalls wurden von juristischer Seite keine Nachforschungen in diese Richtung angestellt.

Doch hätte der im Februar 1947 zum Amtsgerichtsrat ernannte Hülle überhaupt ein Interesse an entsprechenden Ermittlungen gehabt? Wohl kaum, denn es war genau dieser Werner Hülle, der als Ministerialrat und Oberstrichter innerhalb der Rechtsabteilung des OKW „die rigorosen standrechtlichen Gesetzesnormen entworfen“¹⁰⁷

103 Ebd., Bl. 128. Nach Revision des Oberstaatsanwalts wurde das Verfahren gegen Sander u.a. am 5. März 1955 durch rechtskräftigen Beschluss des Landgerichts Oldenburg gemäß § 3 des Straffreiheitsgesetzes vom 31.12.1949 eingestellt. Zur Bedeutung der Straffreiheitsgesetze von 1949 und 1954 für die Ahndung bzw. Nichtahndung von NS-Verbrechen vgl. Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996, S. 29-53, 100-131.

104 Urteil des Schwurgerichts Oldenburg (9 Ks 9/50) in der Strafsache gegen M. u.a. vom 29.11.1952 (NLA-OL, Rep 945, Best. 140-4 Nr. 793, Bl. 126).

105 Zitiert nach Maria Arlinghaus/Hans Heuermann/Ernst Unkraut (Red.), *150 Jahre Beverbruch. 1837-1987. Dorf- und Familienchronik, Garrel o.J. [1987], S. 298.*

106 Urteil des Landgerichts Oldenburg (3 Ks 5/47) gegen Ludwig Thielebeule u.a. vom 17.6.1947 (NLA-OL, Rep 946, Best. 140-5 Nr. 1176).

107 Helmut Kramer, *Die versäumte juristische Aufarbeitung der Wehrmachtjustiz*, in: Helmut Kramer/Wolfram Wette (Hg.): *Recht ist, was den Waffen nützt. Justiz und Pazifismus im 20. Jahrhundert*,

hatte, die in den letzten Monaten des Krieges so zahlreiche Opfer forderten. An diese Opfer wollte Werner Hülle – wie viele andere, die an der Legende von der „sauberen Wehrmacht“ strickten – nach Kriegsende nicht gern erinnert werden. Das trug dazu bei, dass auch die NS-Endphaseverbrechen der Wehrmacht – in Oldenburg und anderswo – so lange verdrängt wurden. Werner Hülle, nach Einschätzung Manfred Messerschmidts „ein besonders eifriger NS-Rechtsideologe“,¹⁰⁸ wurde bereits 1950 Richter am Bundesgerichtshof in Karlsruhe. Ein 1951 an ihn herangetragenem Angebot, als Ministerialdirigent in das Bonner Justizministerium einzutreten, lehnte er dankend ab. Stattdessen wurde er 1955 Oberlandesgerichtspräsident in Oldenburg.

Schlussbetrachtungen

Einen ersten Versuch zur politisch-historischen Einordnung der hier behandelten Endphaseverbrechen leistete schon der erwähnte NWZ-Artikel vom 3. Mai 1946. Es heißt darin: *Ist das, was sich da ereignete, nur die Ausschreitung einiger Fanatiker? Nein. Es ist der Ungeist, den wenige zur Religion gemacht hatten, um sich zu behaupten. Jetzt trug er blutige Früchte. Es ging nicht um's Vaterland. Es ging um die Rache eines Systems, das den Glauben zum Wahnwitz erniedrigt hatte. Weil es fühlte, daß es abtreten mußte, wollte es den Untergang für alle. [...] Es ist ein wahnsinniges Vermächtnis derer, die ihren Tod schon fühlten und über ihr Grab hinaus diesen Ungeist wie einen Pesthauch über das Land geschickt haben. Sie wollten nicht, daß es blühe, nur weil sie sich verrechnet hatten. Es ging nicht um Deutschland, es ging um sie.*¹⁰⁹

Mit Fanatismus, der bei vielen Akteuren noch immer tief verwurzelten Nazi-Ideologie, dem im Angesicht der Niederlage noch einmal emporgespülten Rachedgedanken und dem von manchen Protagonisten angestrebten „heroischen“ Kollektivuntergang werden wichtige Triebkräfte benannt, die zu dem grausamen Geschehen an der Cloppenburgstraße in Oldenburg und andernorts beitrugen. Den genannten Faktoren wird auch in der jüngeren fachwissenschaftlichen Debatte zu den NS-Endphaseverbrechen eine zentrale Bedeutung zugeschrieben. So beantwortet Edgar Wolfrum die selbstgestellte Frage nach Befehlsgrundlagen und Tatmotiven der Endphaseverbrechen mit der Aufzählung „Exzess, Rache, Fanatismus, Auflösungserscheinungen, Gewaltenthemmung, Bedrohungsängste.“¹¹⁰ Und er fügt hinzu: „Nach ihnen selbst sollte nichts mehr kommen.“¹¹¹ Sven Keller kommt zu dem Ergebnis: „Bis zuletzt blieben die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen vor allem ideologisch moti-

Berlin 2004, S. 218-233, hier S. 222. Hülle hatte im übrigen schon den berüchtigten „Barbarossa-Gerichtsbarkeitserlass“ für den Überfall auf die Sowjetunion mitformuliert und an der Entwicklung und Umsetzung der gegen west- und nordeuropäische Widerstandskämpfer gerichteten „Nacht-und-Nebel“-Justiz mitgewirkt.

108 Manfred Messerschmidt, *Die Wehrmachtjustiz 1933-1945*, Paderborn 2005, S. 433. Werner Hülles Lebenserinnerungen („Gezeiten meines Lebens“), die unveröffentlicht im Niedersächsischen Landesarchiv in Oldenburg lagern (NLA-OL, Erw 80, Best. 271-57, Nr. 23 I-III), sind von ähnlich apologetisch-exkulpierender Natur wie die Publikationen anderer hoher Wehrmachtjuristen aus der Nachkriegszeit.

109 Freitag, 3. Mai 1946. Gedanken zum Tage, in: NWZ vom 3.5.1946.

110 Edgar Wolfrum, *Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkrieges*, in: Arendes/Wolfrum/Zedler (s. Anm. 1), S. 7-24, hier S. 9.

111 Ebd., S. 13.



viert.¹¹² Und direkt bezogen auf das Militär ergänzt er: „Spezifisch der NS-Ideologie inhärente, aber auch rein nationalistische Beweggründe befeuerten einen bis zuletzt weit verbreiteten, fanatischen Durchhaltewillen, der seinen Resonanzboden nicht selten in einem pervertierten Eid-, Gehorsams- und Ehrverständnis fand.“¹¹³

In Oldenburg fanden die mörderischen Triebkräfte der NS-Ideologie und eines davon nur schwer zu unterscheidenden nationalistisch-militaristischen Denkens ihren konkreten Ausdruck darin, dass die Haupttäter aus der Fallschirmtruppe kamen. Diese Waffengattung hatte eine herausgehobene Stellung innerhalb des Militärs, wobei sie zugleich eine besondere Affinität zum NS-Regime aufwies. Die Fallschirmtruppe galt nicht von ungefähr als *des Führers kühnste Elitetruppe, die revolutionäre Waffe der nationalsozialistischen Wehrmacht*.¹¹⁴ Für die Angehörigen des Freikorps „Adolf Hitler“, die der Fallschirmtruppe in Oldenburg Hilfsdienste leisteten, liegt die Bedeutung der NS-Ideologie als handlungsleitende Maxime ohnehin auf der Hand. Ähnliches lässt sich hinsichtlich der hier nur am Rande behandelten Erschießung des Gastwirts Meyer feststellen. Bei den deshalb nach dem Krieg neben Oberstleutnant Sander angeklagten Männern handelte es sich um einen Offizier und drei Fahnenjunker-Unteroffiziere der Panzergrenadier-Division „Großdeutschland“, einer Einheit, deren Elitestatus durch das Ärmelband „Großdeutschland“ symbolisiert wurde. Und auch Sander selbst kam ja nicht aus einem x-beliebigen Truppenteil. Seine 22. Infanterie-Division hatte als einzige zur Luftlande-Division ausgebildete Einheit des Heeres ebenfalls einen Sonderstatus, was sich in einer besonderen „Waffenbrüderschaft“ zur Fallschirmtruppe der Luftwaffe ausdrückte.

Bei allen vorstehend genannten Einheiten kann von einer gesteigerten Indoktrinierung im Sinne der NS-Ideologie und einer weit verbreiteten Überhöhung solcher Sekundärtugenden wie Treue, Ehre, Tapferkeit, Pflichterfüllung und Härte ausgegangen werden. In diesem Koordinatensystem war auch angesichts des völligen Zusammenbruchs mit seinen unermesslichen Opfern und Zerstörungen kein Raum für ein humanes oder auch nur militärpolitisch verantwortliches Handeln zur Vermeidung weiterer unnötiger Verluste. An seine Stelle trat irrational anmutende Gewalt gegen jene, die angesichts der unabwendbaren Niederlage auf eigene Faust nach Überlebensstrategien suchten und damit die Welt- und Selbstbilder der deutschen Faschisten und Militaristen radikal in Frage stellten.

Die Betonung von ideologischen und sozialpsychologischen Faktoren¹¹⁵ sollte jedoch nicht den Blick dafür verstellen, dass sich zumindest auf den höheren Ebenen mit dem Durchhalteterror bis zuletzt auch solche politischen Zielsetzungen verbanden, die partiell über die NS-Ideologie und verbreitete Untergangsszenarien hinauswiesen. Auf derlei Aspekte kann an dieser Stelle nicht ausführlich eingegangen werden, doch seien sie zumindest kurz angerissen.

Das Bemühen, die sogenannte „Manneszucht“ der Wehrmacht unter allen Umständen und mit allen Mitteln möglichst lange aufrechtzuerhalten, erwuchs nicht zu-

112 Sven Keller, Verbrechen in der Endphase des Zweiten Weltkrieges. Überlegungen zu Abgrenzung, Methodik und Quellenkritik, in: Arendes/Wolfrum/Zedler (s. Anm. 1), S. 25-50, hier S. 33. Ähnlich sein Urteil in Keller (s. Anm. 1), S. 211, 426, 429.

113 Keller (s. Anm. 112), S. 31.

114 Hans Georg Schnitzer, Kreta – Sieg der Kühnsten, Graz 1942, S. 10.

115 Ausführlich dazu Keller (s. Anm. 1), S. 430-434.

letzt auch aus der Hoffnung auf ein Auseinanderbrechen der Antihitlerkoalition. Führende Köpfe des am Boden liegenden „Dritten Reiches“ hofften bis zuletzt auf einen Bruch zwischen den kapitalistischen Westmächten und der sozialistischen Sowjetunion und damit verbunden auf die Möglichkeit der Fortsetzung – oder Neuauflage – des Krieges gegen die UdSSR an der Seite der Angloamerikaner. In Oldenburg und dem übrigen Nordwestraum fanden solche Gedanken Verbreitung durch Gauleiter Wegener, der seit dem 23. April 1945 auch *Oberster Reichsverteidigungskommissar für den Nordraum* im Stab von Großadmiral Dönitz war. Wegener, der zugleich den Rang eines SS-Obergruppenführers bekleidete, wusste von den Geheimverhandlungen, die Himmler mit den Westmächten zwecks Herbeiführung einer Teilkapitulation angeknüpft hatte. Nachdem Wegener schon am 21. April 1945 in Bremen den weiteren militärischen Widerstand mit der Hoffnung auf eine politische Wende begründet hatte, eröffnete er am 26. April 1945 dem Oberbefehlshaber des Marine-Oberkommandos Nordsee, man hoffe im Stabe Dönitz, dass es *im letzten Augenblick* zu einem *gemeinsamen Kampf mit dem Westen gegen die Russen*¹¹⁶ kommen würde. Ganz in diesem Sinne wurden in Oldenburg am 29. April 1945, nur wenige Tage nach den Erhängungen, Flugblätter an die herannahenden alliierten Truppen gerichtet, die dem Wunsch nach einem gemeinsamen Kampf gegen die Sowjetunion Nachdruck verleihen sollten. Unter der Überschrift *War between you and us is over!* war dort zu lesen: *As BBC announced we only fight the Russians now, who eagerly want our destruction and as well as yours [sic].*¹¹⁷ Tags zuvor hatte die BBC über Himmlers Angebot eines Separatfriedens mit den Westmächten berichtet, so dass sich Wegener u.a. nicht mehr auf vage Andeutungen, wie sie bis dahin der gebotenen Geheimhaltung geschuldet waren, zu beschränken brauchte. Doch noch am 29. April 1945 wurde publik, dass Himmlers Ansinnen von den Briten zurückgewiesen worden war.

Auch als das Hoffen auf eine Spaltung der Antihitlerkoalition und eine Fortsetzung des Krieges an der Seite der Westmächte gegen die Sowjetunion sich endgültig als illusorisch erwiesen hatte, behielt die Fortsetzung des Durchhalteterrors ein rationales, über die unvermeidbare Niederlage hinausweisendes Kalkül. Ob Funktionsträger der Nazipartei, hohe Militärs oder Angehörige der bürgerlichen Eliten, viele von ihnen fürchteten für den Fall der militärischen Niederlage soziale Umwälzungen, wie sie am Ende des Ersten Weltkriegs im November 1918 gedroht hatten. Als potentielle Träger solcher Umwälzungen galten die innenpolitischen Gegner, Häftlinge, die in Deutschland eingesetzten Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter und nicht zuletzt Deserteure und „Wehrkraftzersetzer“. Schon in „Mein Kampf“ hatte Hitler über das Ende des Ersten Weltkriegs geschrieben: *Eine Armee von Deserteuren ergoß sich [...] in Etappe und Heimat und half mit, jene große, verbrecherische Organisation zu bilden, die wir dann als die Macherin der Revolution nach dem 7. November 1918 plötzlich vor uns sahen.*¹¹⁸ Kurz nach Beginn des Zweiten Weltkriegs wurden dann in Oldenburg und

116 So der Stellvertretende Reichsverteidigungskommissar im Gau Weser-Ems, Hans-Joachim Fischer, zitiert nach Schwarzwälder (s. Anm. 8), S. 185.

117 Das Flugblatt ist als Faksimile abgedruckt in Klausch (s. Anm. 2), S. 232. Ob Herstellung und Verbreitung des Flugblattes auf Veranlassung politischer oder militärischer Stellen geschahen, ist nicht bekannt.

118 Adolf Hitler, *Mein Kampf*. Zwei Bände in einem Band, 11. Aufl., München 1942, S. 588.



anderswo massenhaft NSDAP-Plakate ausgehängt, auf denen zu lesen war: *DAS DEUTSCHE VOLK hört nur auf EIN Kommando. Einen November 1918 wird es in Deutschland niemals, niemals wieder geben.*¹¹⁹

Das letztgenannte Ziel wurde bei der Niederlage von 1945 tatsächlich erreicht. Deutlich brachte das der bereits zitierte Ausspruch Kurt Students zum Ausdruck: *Es war anders als 1918!*¹²⁰ Die Bedeutung, die das Trauma der Novemberrevolution als „kaum zu überschätzender Erfahrungshorizont“¹²¹ für den Standgerichtsterror hatte, wird auch von Sven Keller in der bislang umfassendsten Arbeit zu den NS-Endphasenverbrechen angesprochen. Keller schreibt in Anlehnung an Jörg Hillmann, das Motto „Nie wieder 1918“ könne als „Leitmotiv ganzer Offiziersgenerationen“ gelten: „Innerhalb des Militärs war das Erbe des Ersten Weltkrieges virulent und ein Kompass der ideologischen Selbstausrichtung.“¹²² Eine solche Fixierung auf die rein ideologische Ebene lässt leicht außer Acht, dass mit dem Durchhalteterror nicht allein die Wahrung einer mehr oder weniger abstrakten „Waffenehre“¹²³ erzwungen werden sollte, wie sie Kurt Student oder auch Karl Dönitz im Mund führten. Es verbanden sich damit, wenn auch mitunter unausgesprochen, handfeste politische und materielle Interessen. John Zimmermann deutet das an mit seiner Bemerkung, dass in den Köpfen der führenden Militärs „der soziale Prestigeverlust nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg noch fassbar“¹²⁴ war, und auch Andreas Kunz' Hinweis auf „die Angst vor den vielfältigen – vor allem privat-beruflichen – Folgen einer militärischen Niederlage“¹²⁵ weist in diese Richtung. Der Terror der Standgerichte konnte in manchen Augen ein Beitrag sein, soziale Umwälzungen im Zuge oder im Gefolge der militärischen Niederlage zu erschweren und damit in einem Nachkriegsdeutschland möglichst günstige Voraussetzungen für einen Wiederaufstieg der alten Eliten zu schaffen.

Armin Nolzen konstatiert, dass „der Spielraum für einen inneren Aufstand, wie er am 9. November 1918 stattgefunden hatte“, durch den „schrackenlosen Terror [...] von NSDAP und Wehrmacht“ schon „seit 1943/44 immer kleiner“¹²⁶ geworden sei. Wie hoch der Anteil der Kriegs- und Standgerichte am „Durchhalten“ und am Ausbleiben grundlegender sozialer Umwälzungen dann tatsächlich gewesen ist, lässt sich kaum genauer bestimmen. Fest steht indes, dass die Rückkehr der bürgerlichen Eliten in alte und neue Schlüsselstellungen in den Westzonen und in der BRD in gro-

119 Wochenspruch der NSDAP 19.-25. Mai 1940 (NLA-OL, Slg 60, Best. 286 Nr. 18).

120 Kurt Student: Eidesstattliche Erklärung vom 22.5.1949 (NLA-OL, Rep 946, Best. 140-5 Acc 38/1997 Nr. 28 II).

121 Keller (s. Anm. 1), S. 15.

122 Ebd. Siehe dazu Jörg Hillmann, Die „Reichsregierung“ in Flensburg, in: Jörg Hillmann/John Zimmermann (Hg.), Kriegsende 1945 in Deutschland, München 2002, S. 35-65, hier S. 50-53, 64.

123 Kurt Student, Die Kapitulation 1945. Persönliche Erlebnisse und Betrachtungen, in: Der Deutsche Fallschirmjäger, 1954, H. 5, S. 6 f., hier S. 6. Die „Waffenehre“ beschwor auch Karl Dönitz in seiner Rundfunkansprache vom 9. Mai 1945; vgl. Hillmann (s. Anm. 122), S. 62.

124 John Zimmermann, Die Kämpfe gegen die Westalliierten 1945 – Ein Kampf bis zum Ende oder die Kreierung einer Legende?, in: Hillmann/Zimmermann (s. Anm. 122), S. 115-133, hier S. 132.

125 Andreas Kunz, Die Wehrmacht in der Agonie der nationalsozialistischen Herrschaft 1944/45. Eine Gedanken-skizze, in: Hillmann/Zimmermann (s. Anm. 122), S. 97-114, hier S. 98.

126 Armin Nolzen, Von der geistigen Assimilation zur institutionellen Kooperation: Das Verhältnis zwischen NSDAP und Wehrmacht, 1933-1945, in: Hillmann/Zimmermann (s. Anm. 122), S. 69-96, hier S. 95 f.

ßem Umfang gelungen ist. Davon profitierten nicht nur Industriemagnaten¹²⁷ oder Wehrmachtjuristen wie Werner Hülle, sondern ebenso hochrangige Militärs, darunter solche der Fallschirmtruppe, die im April 1945 im Raum Oldenburg „gewirkt“ hatten. So wurde Oberst Rudolf Loytved-Hardegg, einer der Regimentskommandeure aus Erdmanns 7. Fallschirm-Jäger-Division, noch Brigadegeneral der Bundeswehr und Kommandeur der Offiziersschule der Luftwaffe in Neubiberg sowie Dienstältester Deutscher Offizier bei der 4. Allied Tactical Air Force.¹²⁸ Oberst Walter Gericke, der bei den Endkämpfen im Nordwestraum zunächst die 11. Fallschirm-Jäger-Division und dann die „Kampfgruppe Gericke“ befehligt hatte, trat von 1962 bis 1965 als Generalmajor an die Spitze der 1. Luftlandedivision der Bundeswehr, nachdem er zuvor schon die Luftlandeschule in Altenstadt geleitet hatte.¹²⁹ Und Oberstleutnant i.G. Gerd Langguth, im Stab von Students 1. Fallschirmarmee als Ic-Offizier für „Feindaufklärung und Abwehr“ sowie „geistige Betreuung“ zuständig, stieg in der Bundeswehr im Rang eines Brigadegenerals zum Kommandeur des Luftwaffenausbildungskommandos in Köln-Wahn auf. Zuvor hatte er der Führungsakademie der Bundeswehr angehört – als Lehrer für Luftangriffstaktik.¹³⁰

127 Zu den frühzeitig einsetzenden erfolgreichen Aktivitäten der Wirtschaftseliten zur „Erhaltung der Substanz“ vgl. Dietrich Eichholtz, *Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945*, Bd. 3: 1943-1945, unter Mitarbeit von Hagen Fleischer, Manfred Oertel, Berthold Puchert und Karl Heinz Roth, München 1999, S. 656-679.

128 Vgl. Dermot Bradley /Heinz-Peter Würzenthal/Hansgeorg Modes, *Die Generale und Admirale der Bundeswehr 1955-1999*, Bd. 3, Bissendorf 2005, S. 111-113.

129 Vgl. Bradley/Würzenthal/Modes (s. Anm. 128), Bd. 2,1, Osnabrück 2000, S. 48-50; siehe auch Gericke's Geleitwort in Franz Thomas/Günter Wegmann, *Die Ritterkreuzträger der Deutschen Wehrmacht 1939-1946*, Teil II: Fallschirmjäger, Osnabrück 1986, S. VII.

130 Vgl. Bradley/Würzenthal/Modes (s. Anm. 128), S. 23-25.



Hans-Jürgen Klitsch

Oswald Andrae – Autor, plattdeutscher Querdenker, Intellektueller aus Jever

„Andrae, Oswald Andrae, ja, irgendwo hat man doch schon mal was von ihm gehört.“¹ So moderierte Rolf Heinrich Wecken ein Radiofeature des NDR anlässlich einer Lesung von Oswald Andrae in Husum am 1. April 1982 an. Ja, man hatte schon mal von ihm gehört, nicht allein in Schleswig-Holstein, auch in England und Italien oder anderswo. Oswald Andrae war ein Autor aus Jever, der das Plattdeutsch ins Ausland gebracht hat.

Ich bleibe bei dem Begriff Plattdeutsch und erläutere nicht die Varianten des Niederdeutschen, denn es gilt nicht, eine linguistische Diskussion zu führen, sondern eine Person zu beleuchten, die unter oft selbstausbeuterischen Bedingungen in Jever gute Literatur gemacht hat.

Plattdeutsch war für Andrae keine Verkehrssprache, er schrieb und redete Hochdeutsch. Seine Mutter Hilda Andrae war Jeverländerin, sein Vater aus Posen. Oswald Andrae erklärte Dr. Jochen Schütt: *Plattdeutsch sprach [meine Mutter] mit ihren Eltern, Geschwistern, Verwandten, Bekannten und mit den Kunden. [...] Mit meinem Vater und mir sprach sie stets hochdeutsch. So habe ich als Kind und als junger Mensch nie plattdeutsch gesprochen.*² Er bekam das Plattdeutsche mit, nebenbei, im Uhrmacherladen der Eltern und aus der Bevölkerung. Viele Kinder in seiner Jugendzeit waren des Hochdeutschen nicht mächtig.

Wenn er später auf Plattdeutsch schrieb, dann benutzte er ausschließlich die jeversche Variante. Schon das Plattdeutsch in Tettens oder Hooksiel unterscheidet sich davon.

Hannelore Andrae: *Er sagte immer, das Plattdeutsch ist [...] mein Werkzeug, damit kann ich arbeiten und viel mehr ausdrücken als in Hochdeutsch.*³

In Oswald Andraes Elternhaus spielten Bücher keine große Rolle. 1986 erzählte Andrae dem Journalisten Jochen Schütt, welche Bücher sein Vater besaß. Das waren nur wenige.⁴ Auch hatten die Eltern kaum Zeit für ihn.⁵ Seine Lehrer am Mariengymna-

1 Rolf Heinrich Wecken, Interview mit Oswald Andrae, NDR, 1.4.1982.

2 Oswald Andrae, zitiert von Jochen Schütt in: „Lieber ‚dütlich‘ als ‚nüdlich‘“, Radio Bremen 1, Hansawelle, 21.6.86, 20:55-22:00 h.

3 Hannelore Andrae, Ehefrau von Oswald Andrae, im Interview mit dem Verfasser, Jever, am 26.9.2014.

4 Andrae (s. Anm. 2).

5 Ebd.

Anschrift des Verfassers: Hans-Jürgen Klitsch, Moselstraße 2, 26419 Schortens





Abb. 1: Oswald Andrae im Oktober 1944
(Foto aus Privatbesitz)

sium demoralisierten ihn so stark, dass er es nicht schaffte, eine Zeile fehlerfrei vorzulesen. Oswald Andrae: *Am Mariengymnasium waren die Studienräte nicht in der Lage gewesen, mich ein korrektes Hochdeutsch zu lehren – oder mich für Literatur zu begeistern.*⁶

Bis 1953 hatte Oswald Andrae nicht geschrieben. Während der Schulzeit führte er jedoch Tagebuch, und darin bezog sich vieles auf den Krieg, um diesen emotional zu verarbeiten. Oswald Andrae, geboren am 25. Juni 1926, hatte am 11. Juli 1942 seinen ersten Kriegseinsatzdienst zu leisten, und mit gerade mal sechzehn Jahren wurde er im Herbst 1942 Flakhelfer. Da wurde seine ganze Klasse nach Upjever zum Flugplatz abkommandiert, und von nun an kamen die Lehrer dort hin, um Unterricht zu machen – solange keine feindlichen Flugzeuge gen Wilhelmshaven im Anflug waren. Dann mussten die Jungs schießen. Und wie sie, die pickeligen Kindsköpfe, mit dem Fahrrad um das Rollfeld sausten,

mit dem Stahlhelm auf dem Kopf und vor Angst stinkend, auf dem Flachdach zuschanden gemacht wurden, dies beschrieb er 1987 in einem Gedicht.⁷ Wie eine Ladehemmung zu beseitigen war, das wusste Oswald auch.⁸

Einmal mussten die Kinder auf einem Flakgeschützturm in glühender Hitze ausharren, ohne Schutz, und da ist Oswald Andrae einfach umgefallen. Er kam ins Militärkrankenhaus nach Rostrup. Die Verlegung ins Militärkrankenhaus Hamburg-Eppendorf scheiterte an Bombenangriffen.

Hannelore Andrae erzählte, dass dieser Zusammenbruch nicht allein der Hitze geschuldet war, sondern spätes Resultat eines Sturzes vom Barren in der alten Gymnastikhalle am Mariengymnasium war: abgeglitten und mit Wucht mit dem Kopf auf den eisernen Standfuß desselben. Schutzmatten gab es nicht. Resultat: Schädelbasisbruch, doch ein Jeveraner Arzt hatte nur eine Gehirnerschütterung diagnostiziert.⁹

Oswald Andrae wurde dann Sanitäter, weil nicht mehr tauglich für den Kriegsdienst. So hat ihm die Fehldiagnose des Arztes vielleicht das Leben gerettet. Einige seiner Freunde haben den Krieg nicht überlebt.

1946 macht Oswald Andrae das Abitur am Mariengymnasium. Danach zog es ihn zur Augenoptik.

6 Ebd.

7 Oswald Andrae, „Luftwaffenhelfer“, in: Dreeundartig Mulsbülden – Texte in niederdeutscher Mundart, Reihe: Dichten im Dialekt, Band 3, Krefeld 1987, S. 51.

8 Oswald Andrae, „Der braune Ranzen – oder Was man mit mir machen kann“. In: wir stellen vor, folge 59, in: Die Horen, 13. Jahrgang, Ausgabe 74, Winter 1968/69, S. 34-37, S. 36.

9 H. Andrae (s. Anm. 3).

Im Schloss zu Jever unterhielt der Verfassungsschutz ein Büro. 1951 wurde Oswald Andrae eben dorthin bestellt. Er sei wohl ein gefährliches Element, ein Kommunist, vermuteten die Verfassungsschützer, schließlich trage er ein Abzeichen: *SJ*. Nein, das war die *Sodalitas Jeverensis*, der Zusammenschluss der jeverschen Nachkriegsabiturienten. Und Andrae hat eine zeitlang deren Hausbuch geführt.

Dann lernte er Hannelore, seine spätere Frau, im Kirchenchor kennen. Und sie wurde seine Muse für erste Schreibversuche. Er hatte Hannelore Schönbohm immer mal wieder ein paar Zettel zum Lesen gegeben, natürlich in Hochdeutsch, nicht nur mit Liebesgedichten. Schon bald wurde ein erster Text vom Organisten Dirk Luiken vertont. Die zum Teil sehr romantischen Gedichte wollte er im Nachhinein nicht publiziert sehen. „19. Jahrhundert“ nannte er sie.¹⁰ Damals jedoch schrieb er sie in einem Buch auf, ordnete Fotos und Zeichnungen dazu, und schuf so ein intimes Werk, das er, laut Hannelore Andrae, *Unser Buch*¹¹ nannte und welches ich aus der Distanz bei Frau Andrae ansehen durfte.

Im Jahre 1957 wurde Andraes erste Veröffentlichung gedruckt: *De Sinn schient jeden Dag*¹². Finanziert hat er das Büchlein selbst. Nach Erscheinen hielt er den Inhalt für eher schlecht: ein Sammelbändchen mit heimatbezogenen Anekdoten in Plattdeutsch und meist hochdeutschen Gedichten an die Heimat. *Döntjes* halt, sagte er. *Taugen nichts*.¹³ Hein Bredendiek, in Jever geborener Maler, Schriftsteller und Kunsterzieher, der von 1949-1952 am Mariengymnasium unterrichtete und mit dem Oswald Andrae eng befreundet war, bestätigte ihm dies. *Oswald, das bist nicht du*.¹⁴ Aber mit irgendetwas fängt man halt an.

Bredendiek war es auch, der Oswald Andrae in den *Ollnborger Schrieverkring*, eine Vereinigung niederdeutsch schreibender Schriftstellerinnen und Schriftsteller, einführte. Und dort lernte Andrae von den bereits Etablierten.



Abb. 2: Oswald Andrae und Hein Bredendiek im Jahre 1996
(Foto aus Privatbesitz)

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Eigenverlag 1957, gedruckt auf Wangerooge.

13 H. Andrae (s. Anm. 3).

14 Ebd.

Während uns die Bilder in den Gedichten in *De Sünn schient jeden Dag* bekannt vorkommen – das dampfende Moor, das güldne Herbstgefieder, der ahnungsvolle Wind – hat Andrae acht Jahre später in seinem zweiten Buch, *Heiseres Rufen*¹⁵, bereits einen höheren Reifegrad erreicht. „Der Autor hat sich nicht nur formal vom strengen Reim gelöst, er lässt auch eine eigene Perspektive erkennen. Und vor allem: er nimmt Widersprüchliches in seine Gedichte hinein, überlässt sich nicht widerstandslos einer Stimmung, sondern reichert sie an mit Erfahrungen und Reflexionen“, sagte Jochen Schütt.¹⁶

SEETANG¹⁷

*Zwischen den Steinen der Buhne
entdecke ich Pflanzen des Meeres.
Man soll sich von ihnen ernähren können.
In Zeiten der Hungersnot,
sagt man, sollen sie helfen können,
daß wir das Elend überleben.*

*Die Silbermöwe über mir
fraß manchmal in der Gier,
des Nachbarns schwächliche Kinder.*

1965 schrieb Andrae auch sein erstes Radiofeature: *Inselbesök*.¹⁸

Oswald Andrae war bis zu seiner Verabschiedung in den Ruhestand im elterlichen Optiker- und Uhrmachergeschäft angestellt. Den Beruf des Optikers hatte er in Wilhelmshaven erlernt und im Meisterkurs in Jena studiert. Der Optiker residierte in der rechten Hälfte des Ladens. Im linken Teil des Ladens wirkte nach dem Tod des Vaters 1958 sein schwieriger Bruder Georg als Uhrmacher.

Um 1968 herum kam dann Oswald Andraes hauptsächliche Hinwendung zum Schreiben, während jedoch als Brotberuf weiterhin ganztagig das Optikerhandwerk ausgeübt wurde.

Als Autor war Andrae ausgesprochen vielseitig. Er verfasste Lyrik und Lieder, Prosa, Sachliteratur, Theater, Hörspiele, Features und andere Arbeiten für Funk und Fernsehen, aber auch Essays, Übersetzungen, Nachdichtungen ausländischer Lyrik und Songs.

Durch die 1968er-Aufbruchstimmung motiviert, machte Andrae sich daran, auch seine kritischen Gedanken zu Papier zu bringen. Er politisierte sich. „Schrieven för un över dat minner Volk“, hat Johann P. Tammen es charakterisiert.¹⁹ Das kann man gut ergänzen: *un gegen de hogen Herrn*.

Der *Ollnborger Schrieverkring* gefiel ihm bald nicht mehr, stattdessen wurde er Mitglied im Schriftstellerverband. Später gehörte er zu den Gründungsmitgliedern des

15 Oswald Andrae, *Heiseres Rufen*, Jever 1965.

16 Jochen Schütt, in: „Lieber ‚dütlich‘ als ‚nüdlich‘“ (s. Anm. 2).

17 Andrae, *Heiseres Rufen* (s. Anm. 15), S. 6.

18 Oswald Andrae, „Inselbesök“, Norddeutscher Rundfunk, 2. Programm, und Radio Bremen 1, Hansawelle, 1965.

19 Johann P. Tammen, „‘Wenn allens stimmen moot, denn stimmt dar wat nicht‘ oder Was einer sieht, der den Kopf nicht in den Sand steckt“, in: Johann P. Tammen (Hg.), *Oswald Andrae – Hollt doch de Duums för den Sittich – Niederdeutsche Texte, Lyrik, Prosa, Lieder, Werk & Wirkung*, edition „die horen“ 4, Bremerhaven 1983, S. 9.

Internationalen Dialektinstituts IDI, in dem sich Mundartautoren aus allen deutschsprachigen Regionen organisierten. Von einer von Andrae auf Wangerooge organisierten Tagung gibt es sogar ein Tondokument.

Obwohl Andrae auch ein Meister des witzigen Wortspiels war, so war er dennoch kein Spaßvogel. *Er ist ein Mann, der weiß, was er meint, und dies in eine Form verpackt, die seiner Natur entspricht.*²⁰ Viele von Andraes Arbeiten sind provokant. Er ist politisch, doch bietet er gängige politische Indoktrination feil? „Andrae selbst antwortete mehrdeutig, er verkaufe nicht sich, er verkaufe Brillen.“²¹

Andrae ist kein linker Dogmatiker, er hat nicht den Finger erhoben, um zu belehren, aber er konnte Finger in Wunden legen, *garstig*²² sein, wie er das nannte. Oswald Andrae sagte einmal: *Gerade bei diesem Text Riet dien Muul up! [...] ist es ein Aufruf zur Zivilcourage [...], dass man den Mut haben sollte, seine Schnauze, verdammt nochmal, aufzumachen!*²³ Selbst auf die Gefahr hin, dass man aneckt oder geschnitten wird. Ruhe ist nicht mehr erste Bürgerpflicht.

Dieser Text war zuerst auf Hochdeutsch erschienen, *Reiß dein Maul auf*, aber in Plattdeutsch ist der Text direkter und bissiger.

Wenn Oswald Andrae Gedichte veröffentlicht, dann hat dies oft Kraft. Das mag an seiner Liebe zur Anapher liegen. Und weil im Plattdeutschen die Zwielaute, die Diphthonge weitgehend fehlen, ergibt sich auch ein besonders ausgewogenes Klangspektrum, von dem Andraes Gedichte profitieren – eine starke lautmalerische Komponente. Dazu kam seine ausgebildete Stimme; er hatte Gesangsunterricht gehabt – in einem jeverschen Doppelquartett sang er den Bass.

*Riet dien Muul up!*²⁴

Schree doch ut,

wat du glöövst,

wat du meenst,

wat du denkst,

wat dien Angst is!

Schree doch ut,

wenn du Courage hest,

Up de

Gefahr hen,

dat dar annern sünd,

de di seggt: dat stimmt nich;

dat dar annern sünd,

annern Menen,

dat dar annern sünd,

de geern hißt!

Schree doch ut!

Naderhand

Kann well kamen,

kann di sehn,

man kiekt weg

un will di nich.

Riet dien Muul up!

20 Wecken (s. Anm. 1).

21 Ralf Schnell, „Riet dien Muul up!“ – Niederdeutsche Mundartdichtung heute, in: Quickborn, Zeitschrift für plattdeutsche Sprache und Dichtung, 69/1979, S. 234.

22 Wecken (s. Anm. 1).

23 Ebd.

24 Oswald Andrae, *Wat maakt wi?* – Niederdeutsche Mundarttexte, hochdeutsche Übersetzung, Henstedt-Ulzburg 1971 (mit Graphiken von Volker H. Steinhau), ohne Seitenangaben.



„Hier regieren die Imperative, die Ausrufezeichen. In diesem Gedicht gibt es nichts zwischen den Zeilen. Es gibt keine Verschlüsselungen. Diese Verse leben von der Dynamik“, findet Heinz-Werner Pohl.²⁵ So direkt angesprochen zu werden, macht den Rezipienten nachdenklich.

Oswald Andraes lyrisches Spektrum war weit – Balladen, Liebeslieder, Oden an die Natur, Gedichte an seine Heimat, Erinnerungen und Fantasien, Sozialhistorisches, Sozialkritisches, nichts war ihm fremd. Er schrieb Gedichte über Windmühlen und Lieder gegen Brokdorf. Er prangerte Zynismus an, er agitierte gegen Gleichgültigkeit, gegen Obrigkeitsglauben. Niemand sollte sich Zwängen unterwerfen. Andrae ergriff Partei, zum Beispiel gegen Atomkraft und die Polizei, die bei Demonstrationen oft Grenzen überschritt. Das war politische Literatur. Aber er konnte auch romantisch sein.

Sein wichtigstes Medium war das Gedicht. Er liebte die Alliteration. Dann hatte das Gedicht Kraft. Und er mochte es kurz, auf den Punkt gebracht.

*Aftellriemel*²⁶

Ziepel,
Zappel,
Zägenbuck.
Enterbeest
in'n Höhnerhuck.
Köst'n Koh ?
Wi hebbt ja kein!
Eier
In de Melkmaschein.
Melkbumm
vull
Franzosenkruut.
Hebbt je nix ?
Denn
mööt't
ji
rut.

Oswald Andrae hatte keineswegs den Anspruch, mit seiner Autorentätigkeit seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Allerdings sah er seine Texte gerne gebunden. Aber er hat niemals Texte an Verlage geschickt, um sie um Veröffentlichung zu bitten. Die Verlage kamen zu ihm.

25 „Holts doch de Duums“, anlässlich der Verleihung des Klaus-Groth-Preises, Manuskript Heinz-Werner Pohl, WDR, 1972.

26 Oswald Andrae, Hoppenröök geiht um – Texte in niederdeutscher Mundart, Rothenburg ob der Tauber 1975, S. 8.



Hannelore Andrae erzählte mir, wie es eines Tages klingelte und ein Herr aus Rothenburg ob der Tauber vor der Tür stand. Es war Bernhard Doerdelmann, welcher nicht nur selbst als Dichter und kritischer Autor tätig war – er hatte sich u.a. wie Oswald Andrae mit den Problemen der Minderheiten und der Juden in seiner Region auseinandergesetzt –, sondern er war auch Herausgeber von Anthologien und Sammelbänden mit mundartlicher Dichtung für den Verlag J. P. Peter. Hannelore Andrae: *Er sagte, er habe von Oswald Andrae gehört. Er würde gerne eine Veröffentlichung mit ihm besprechen.*²⁷ Daraus wurde *Hoppenröök geiht üm*²⁸, sein Meisterwerk aus dem Jahre 1975, mit beigelegter Schallplatte, von ihm selbst mit Texten besprochen. Andrae hat nun eine Unbekümmertheit erreicht, die ihn freimacht von allen Vorbildern, von allem Epigonenhaften. Er hat die Onomatopoesie zur Meisterschaft gebracht, und wenn er beschreibt, dann sitzen die Bilder. Seine Texte sind weiterhin politisch, doch er reißt nicht mehr sein Maul auf, sondern leitet den Leser auf leisen Pfaden zu Dingen, die er beklagenswert findet.

Im gleichen quadratischen Format und wieder mit Schallplatte erschien 1987 *Dreeundartig Mullsbülten*²⁹, und wie schon in *Wat maakt wi?* stehen den plattdeutschen Gedichten die hochdeutschen Übersetzungen gegenüber. Es zeigt sich, wieviel wuchtiger und intensiver sowie onomatopoetisch kohärenter die plattdeutschen Varianten sind.

Lügen³⁰

Sagt der eine:
Lügen haben kurze Beine.
Sagt der andere:
Rede große Worte
und trage ein Licht
vor Dir her!
Wenn das Licht
dann so leuchtet,
lügt
es sich leicht.

Lögens³¹

Seggt de een:
Lögens hebbt lüttje Been.
Seggt de anner:
Snackt große Wöör
und drag en Lucht
vör di her!
Wenn dat Lucht
denn so lücht,
denn so lügg
sik dat licht.

Während die Verlage zu ihm kamen, ging seine Mutter – der Vater war bereits verstorben – niemals zu einer der Lesungen ihres Sohnes. Sie hielt nichts von einem solchen Spleen. Viele Jeveraner dachten ebenso. Was will dieser Intellektuelle denn? *Wo sollte er solche Geschichten denn loswerden? (...) Große Verlage interessierten sich doch nicht für einen, wie meinen Mann,* erklärte Hannelore Andrae.³²

27 H. Andrae (s. Anm. 3).

28 Andrae, Hoppenröök (s. Anm. 26).

29 Andrae, Dreeundartig Mullsbülten (s. Anm. 7).

30 Ebd., ohne Seitenangaben.

31 Ebd., ohne Seitenangaben.

32 H. Andrae (s. Anm. 3).



Frau Andrae beklagt zu Recht die Arroganz der großen Verlage gegenüber der Mundartdichtung, und in der Tat wurden (und werden) plattdeutsche Texte oft als heimattümelnd abgetan oder den Vereinsgaudisten zugeordnet.

*De Slüüs*³³

*Nich blots, dat se nee is,
nich blots, dat se groot is.
Uns Slüüs is hochmodern,
meen stolt de Ingenieur.
Up Jahren vörut
is allens parat:
Utstaffeert
mit Sakramenten
un mit
Sprengkamers
för den
Dag X.
Wi hebbt an allens dacht.*

Arroganz war etwas, das Oswald Andrae nicht ausstehen konnte, und wenn man seinen Werken herablassend gegenübertrat, so schmerzte ihn dies. Arroganz spricht auch aus den Worten des Ingenieurs, welcher sich über das Wohl der Menschheit erhebt und der von sich sagt, dass er der Zeit voraus ist, weil er sogar an den Tag X gedacht hat, in Form von Sprengkammern, die den ganzen hochmodernen Zinnober dann wieder in die Luft blasen.³⁴ Das wirkt beklemmend auf den Leser – es irritiert ihn, an was der Ingenieur so alles denkt. Oswald Andrae entlarvt, wie Technokraten mit dem Kriege spielen. Dieses Gedicht ist auch heute brandaktuell.

Oswald Andrae war ein mutiger Mann. Er ging offensiv mit seiner Vergangenheit im Dritten Reich um. Während andere leugneten, zeigte Oswald Andrae offen seine einstige Verblendung. Er ist couragiert genug, Teile aus einem seiner Schüleraufsätze, in dem er Rassenwahn und Antisemitismus das Wort redet, öffentlich zu machen.³⁵ Er war zu ehrlicher Reue fähig, Oswald Andrae hat nichts vertuscht, bestritten, schöneredet, wie so viele ehemalige Nazis, die in ihren Ämtern blieben, weil sie rechtzeitig die belastenden Akten vernichtet hatten. Und dass rassistisches Denken in Jever weiter gepflegt wurde, zeigte er 1996 anhand in Jever kampierender Zigeuner, die als *Landplage*³⁶ angesehen wurden, und denen man *einen besonders zugigen Platz anweisen müsse, um dadurch zu vermeiden, daß sie in Jever für alle Zeit seßhaft werden.*³⁷

33 Andrae, *Wat maakt wi?* (s. Anm. 24), ohne Seitenangaben.

34 Andrae, „De Slüüs“, in: *Wat maakt wi?* (s. Anm. 24), ohne Seitenangaben.

35 Andrae, „Der braune Ranzen“ (s. Anm. 8), S. 34-37.

36 Oswald Andrae, *Heimat – wat is dat?*, Oldenburg 1996, S. 15.

37 Ebd., S. 15f.

Mit Begeisterung hatte Oswald Andrae am 1. April 1939 dem Stapellauf des Schlachtschiffes Tirpitz, des größten, das je gebaut wurde und das später in gigantomanischer Sinnlosigkeit verkümmerte und damit den gesamten Irrwitz dieses 1000jährigen Reiches symbolisierte, zugesehen.³⁸ Als die Tirpitz am 25. Februar 1941 in Dienst gestellt wurde, war ihr Kommandant der Kapitän zur See Friedrich Karl Topp. Dieser Soldat sollte Oswald Andrae noch einmal beschäftigen. Topp leugnete später, Baldur von Schirachs Hitlerjugend-Lied gekannt zu haben.³⁹

In der Landesbibliothek Oldenburg befindet sich *de bruun Ranzel*, sein Schultornister aus dem Dritten Reich, in dem Oswald Andrae nach dem Krieg seine Erinnerungen an die Zeit vor 1945 verbarg. 1968, als Oswald Andrae den braunen Ranzen erstmals wieder öffnete, erschrak er vor sich selbst: *Langsam begann ich zu begreifen, was man mit mir machen kann.*⁴⁰

Es hatte ihn allerdings schon mehr als 20 Jahre vorher verwundert, dass sein Vater im jeverschen Geschäft nach der Kapitulation Schilder abschraubte, unter anderem „Juden hier nicht erwünscht“, denn Juden hatte es in Jever schon lange nicht mehr gegeben. Oswald Andrae schrieb dazu: *Die Schilder wurden entfernt, die Schraubenlöcher mit Kitt verschmiert, jedoch das Holz zeigte späterhin immer wieder seine Narben.*⁴¹ Subtiler und zugleich bildhafter kann politische Literatur nicht sein.

Den in *Die Horen* hochdeutsch verfassten Text *Der braune Ranzen* hat er später als Radiofeature⁴² und als Buch in Plattdeutsch umgeschrieben. *De bruun Ranzel – ov: Wat'n mit mi maken kann*⁴³. Dieser Text erschien auch in hebräischer Sprache in der israelischen Tageszeitung MaAriv. Eine große Ehre.

Aufgrund seines autobiographischen Textes in *Die Horen* bekam Oswald Andrae noch im gleichen Jahr eine Einladung von der Evangelischen Männerarbeit Oldenburg zu einer Informationsreise nach Israel. Dort sollte er mit Israelis, Juden und Arabern Meinungen austauschen und landeskundliche Eindrücke verarbeiten. Dazu schrieb er später: *Ich war bereit zu reisen, denn auch ich glaubte: Begegnungen und Gespräche seien die kürzesten Wege der Verständigung.*⁴⁴ In dem aus dieser Reise resultierenden Buch⁴⁵, welches strukturell wenig gelungen ist, wird deutlich, dass die Verständigung zwischen Israelis und Deutschen nicht so einfach war, wie Andrae es sich ausgemalt hatte.

Oswald Andrae war nicht nur von pazifistischer Gesinnung, er war zu einem überzeugten Gegner des nationalsozialistischen Gedankenguts geworden. Seine Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit in der Hitlerjugend und als Sanitäter im Volkssturm mag ihn auch zu *De Fahn* inspiriert haben.

38 Andrae, „Der braune Ranzen“ (s. Anm. 8), S. 36.

39 Karl Topp, in einem Leserbrief an das Jeversche Wochenblatt, 17.3.1973.

40 Andrae, „Der braune Ranzen“ (s. Anm. 8), S. 37.

41 Ebd., S. 36.

42 „De bruun Ranzel“, Radio Bremen, 30.1.1973.

43 Oswald Andrae, *De bruun Ranzel – ov: Wat'n mit mi maken kann*, Fischerhude, Atelier im Bauernhaus, 1977, 1000 nummerierte und signierte Exemplare.

44 Oswald Andrae, *Begegnungen und Gespräche – Bericht einer Reise*, Henstedt-Ulzburg 1971, S. 1.

45 Andrae, *Begegnungen* (s. Anm. 44), S. 1.

*De Fahn*⁴⁶

Ik hebb
 mal lehrt,
 se weer
 noch mehr
 wert
 as de Dood.
 Se is
 nich mehr
 wert
 as en
 Sluck Genever.
 Well
 den hett,
 de hett se,
 un well
 dar to veel
 van kriggt,
 de kummt
 dat hoch.

De Fahn, geschrieben 1970, veröffentlicht 1971⁴⁷, war neben *De Slüüs*, einer der Gründe, warum Oswald Andrae am 17. September 1971 den Klaus-Groth-Preis von der Freiherr vom Stein Stiftung (FVS) zur Förderung der niederdeutschen Sprache verliehen bekam.

Andrae hatte seine Sozialisation unter der Totalität der Hakenkreuzfahne erlebt, einer Fahne, die sinnbildlich für menschenverachtendes Denken und unsagbare diktatorische Grausamkeit stand. Und man hatte Andraes Generation singen gelehrt. Die alten Germanen wurden geschichtsklitternd musikalisch veredelt, die arische Rasse in C-Dur bejubelt, alles andere herabgewürdigt.

Vorwärts! Vorwärts! schmettern die hellen Fanfaren, getextet von Baldur von Schirach, dem Jugendführer des Deutschen Reiches und Verantwortlichen für die Deportation von 185.000 Wiener Juden⁴⁸, muss Oswald Andrae noch in den Ohren geklungen haben, als er *De Fahn* schrieb. Als Mitglied der Hitlerjugend wird er deren offizielle Ode oft genug gesungen haben. Darin heißt es:

46 Andrae, *Wat maakt wi?* (s. Anm. 24), ohne Seitenangaben.

47 Andrae, „*De Fahn*“, in: *Wat maakt wi?* (s. Anm. 24), ohne Seitenangaben, und: „Fünf zeitkritische Texte – Niederdeutsch“, in: *Der Historien-Kalender auf das Jahr 1971*, Jever 1971, S. 34.

48 http://de.wikipedia.org/wiki/Baldur_von_Schirach; Zugriff am 7.10. 2014.



*Unsre Fahne flattert uns voran.
 In die Zukunft ziehn wir Mann für Mann.
 Wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not
 mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot.
 Unsre Fahne flattert uns voran.
 Unsre Fahne ist die neue Zeit.
 Und die Fahne führt uns in die Ewigkeit!
 Ja! Die Fahne ist mehr als der Tod!*

Ganz bewusst setzt Andrae die Schnapsfahne mit dieser Fahne gleich, denn wer von beiden zu viel bekommt, dem kommt es wirklich hoch.⁴⁹ Das ist aber nur die äußere Schale, findet Heinz-Werner Pohl. „Der Kern des Gedichtes ist die Warnung, sich nicht wieder für große Worte in den Tod schicken zu lassen.“⁵⁰ Ja! Und Andraes Gedicht ist allemal besser als das Gestümpere von Baldur von Schirach!

1972 hatte Kantor Günter Maurischat, ein Lehrer des Mariengymnasiums, dieses und andere Gedichte von Andrae vertont. Im Fall von *De Fahn* nicht gerade zu dessen Vorteil, aber es gab allgemeinen Beifall. Für den 11. März 1973 plante der NDR eine Sendung in der Reihe „Ein Abend für junge Hörer“ aus der Aula am Dannhalm in Jever, und der Chor des Mariengymnasiums sollte eines der von Maurischat vertonten Lieder singen, eben: *De Fahn*.

Am 3. März druckte das Jeverische Wochenblatt eine Ankündigung unter Verwendung des Gedichts. Bereits am 5. März begann der „Fahnenkrieg“, als der Vizeadmiral a.D. (Friedrich) Karl Topp seine Gesinnung nicht verbergen konnte und das Jeverische Wochenblatt seinen äußerst knappen Leserbrief abdruckte: *Pfui Teufel! Herr Andrae!*⁵¹ Am 7. März schloss sich der Verband deutscher Soldaten, Ortgruppe Jever, dem Ausspruch des Herrn Vizeadmiral [sic!] a.D. Topp [...] vollinhaltlich an.⁵²

Nun ging das erst richtig los – in Leserbriefen gesendet an und abgedruckt im Jeverischen Wochenblatt. Der eine textete *Wenn so een so wat lest de kommt dat hoch. (Wird vertont in Fies-Dur oder Schiet-Moll)*⁵³, der andere versuchte sachlich auf eine Fehlinterpretation hinzuweisen⁵⁴. Günter Maurischat empfahl, das Gedicht zu lesen, auch wenn ein *Verstehen literarischer Texte [...] oft mit Anstrengung verbunden* ist.⁵⁵

Christian Lorenz sprach Andrae das Recht auf Heimat ab und konstatierte: *Die Baader-Meinhof-Gruppe hat auch keine Fahne, vermutlich aber Ihren bekannten Genever.*⁵⁶ Der Vizeadmiral dankte *den vielen Bürgern und Bürgerinnen [sic!] dafür, daß sie sich in unserer schmutzigen Welt – er kannte ja noch eine saubere, die Anmerkung sei hier gestattet, auch wenn sie polemisch ist – noch ein Gefühl für Anstand, Tradition und Sitte be-*

49 Es wäre interessant zu wissen, wie Oswald Andrae die Deutschlandfahnenorgien während der letzten Fußballweltmeisterschaften bewertet hätte.

50 Andrae „Holzt doch de Duums“ (s. Anm. 25).

51 Karl Topp, in einem Leserbrief an das Jeverische Wochenblatt, 5.3.1973.

52 VdS Ortgruppe Jever, in einem Leserbrief an das Jeverische Wochenblatt, 7.3.1973.

53 Fritz Burkhardt (Dralle), in einem Leserbrief an das Jeverische Wochenblatt, 7.3.1973.

54 Eckhard Furluß, in einem Leserbrief an das Jeverische Wochenblatt, 7.3.1973.

55 Günter Maurischat, in einem Leserbrief an das Jeverische Wochenblatt, 8.3.1973.

56 Christian Lorenz, in einem Leserbrief an das Jeverische Wochenblatt, 8.3.1973.

wahrt haben und den Ungeist sogenannter Kunst ablehnen.⁵⁷ Dann wurde es noch abwegiger, wenn Andrae mit Tommie Smith und John Carlos gleichgesetzt wurde – jene beiden schwarzen 200-Meter-Sprinter, die auf dem olympischen Siegerpodest mit ihren schwarzen Handschuhen, den geballten Fäusten und den Olympic-Project-for-Human-Rights-Ansteckern auf den Trainingsanzügen gegen Rassismus protestierten. Leserbriefautor Uwe Gerdes hatte dies 1972 in München erlebt,⁵⁸ tatsächlich protestierten die beiden in Mexico City 1968. Dass er Oswald Andrae damit eher erhöhte, hat der Verfasser nicht gemerkt.

Offene Drohungen wurden nun ausgesprochen – im Jeverschen Wochenblatt, welches auch den abwegigen und polemischen Leserbriefen Publikationsraum gab. Und wer sich nicht wundert, dass der Friesländer sich gerne in Reimform äußert, den mag es nicht erstaunen, dass auch demgemäß ein Barde zum Stift griff:

*Getreu dem Fahneneid
so taten wir's geloben.
Die Fahne ein Symbol der Nationen,
wer diese in den Schmutz tut treten
verliert das Recht auf freies Leben.*

dichtete Johann Rohlf, um zu schließen: *wer es wagt sie zu entweihen, wird solches sicher noch bereuen.*⁵⁹ Das ist starker Tobak, und dass eine Tageszeitung eine solche Drohung veröffentlichte, ist unglaublich. Das grenzt an Volksverhetzung.

Immerhin gab es ein paar Leser des Jeverschen Wochenblatts, die sich gegen den Missbrauch des Fahnenkults und gegen die an Andrae gerichteten Hasstiraden wendeten. Diese wurden dann überregional gekontert. Kurt Wilken aus Leer fand Andrae *irrsinnig primitiv*, auch weil Andrae den Sittenverfall durch Unterzeichnung einer sozialdemokratischen Wählerinitiative unterstützte. Es erfreute ihn jedoch, dass *viel guter Bürgersinn (sich) durch die eisige Ablehnung Andraes gezeigt hat.*⁶⁰

So ging es noch eine Zeit lang weiter, mittlerweile waren u.a. der Deutschlandfunk, Radio Bremen, die Frankfurter Allgemeine, die Frankfurter Rundschau, die Braunschweiger Zeitung, die Kieler Nachrichten, die Westfälische Rundschau und die Rheinische Post auf den jeverschen Fahnenkrieg aufmerksam geworden und hatten sich zu Gunsten von Oswald Andrae über die friesischen Reaktionäre mokiert. Die Hamburger Morgenpost titelte sensationsheischend, aber auch entlarvend: *Hakenkreuzfahne 'verunglimpft' – Ostfriesen machen Jagd auf einen Dichter.*⁶¹

Die Wogen schlugen hoch bis nach New York, und Oswald Andraes Bruder stand zornig vor ihm und rief: *Du schreibst kein Gedicht mehr.*⁶² Einige Kunden wandten sich ab von ihrem Optikergeschäft, nur ein paar andere kamen nun erst recht. In der Folge wurde dann auch eine Fensterscheibe im Hause Andrae eingeworfen.

Mittlerweile war am 11. März die Sendung „Sagten Sie Kleinstadt?“ in der Sendereihe „Ein Abend für junge Hörer“ vom NDR gesendet worden, und auch das ging nicht

57 Karl Topp, in einem Leserbrief an das Jeversche Wochenblatt, 8.3.1973.

58 Uwe Gerdes, in einem Leserbrief an das Jeversche Wochenblatt, 9.3.1973.

59 Johann Rohlf, in einem Leserbrief an das Jeversche Wochenblatt, 9.3.1973.

60 Kurt Wilken, in einem Leserbrief an das Jeversche Wochenblatt, 13.3.1973.

61 Hamburger Morgenpost, 30.3.1973.

62 H. Andrae (s. Anm. 3).

ohne Störgeräusche über den Äther. Der Schulchor des jeverschen Mariengymnasiums sang, vom Text *De Fahn* verstand man nur wenig. Zuvor war der Leiter des Schulchores gebeten worden, kurz etwas zum Gedicht zu sagen, denn der Fahnenstreit war auch dem Moderator Dethardt Fissen nicht unbekannt geblieben. Nun wurden Maurischats Erläuterung des Gedichts jäh von zuerst Stille und dann mystischen Geräuschen und dann wieder Stille übertönt. Kurzum: die Erläuterungen wurden nicht gesendet.

Bei den bereits durch die Anfeindungen übel gelaunten Protagonisten vermutete man Sabotage, Zensur! Der NDR redete sich mit einer unglaublichen Stellungnahme des NDR-Pressesprechers heraus, der von einem zu beseitigenden störenden Nebenton sprach.⁶³ Damit sollte hoffentlich nicht Andraes Gedicht gemeint sein.

Auf Anfrage des damals stellvertretenden Landrats und Mitglieds des NDR-Rundfunkrates Bernd Theilen wurde vom NDR mitgeteilt, dass der *Techniker in der Aufnahme- und Sendezentrale, der die Live-Übertragung einerseits auf die Sender gab, und andererseits mitschnitt, (...) beim Bandwechsel einen Schaltfehler* gemacht hatte. Diese Version ist wahrscheinlich, obwohl normalerweise Aufnahmeleitung und Sendeleitung parallel laufen. Denn wenn man die Sendeleitung der Aufnahme nachschaltet, geht man das Risiko von Übertragungsfehlern ein, falls einmal das Band reißt oder es zu Bandsalat kommt. Beim Start der Sendung hat der Tontechniker wohl wirklich die Sendeleitung aus der Bandmaschine heraus geschaltet, denn die mystischen Nebengeräusche sind eindeutig von einem zurückspulenden Band. Anschließend hat der Techniker wohl über seinen Kopfhörer gemerkt, dass etwas nicht stimmt. So fehlen 80 Sekunden der Sendung. Vielleicht hatte der Techniker einen Schluck Genever zu viel genommen.

Das umstrittene Gedicht in musikalischer Form wurde jedoch gesendet.

Bei der Mehrheit der Jeveraner kamen Oswald Andraes kritische Gedanken nicht besonders gut an. Sie hätten lieber plattdeutsche Anekdoten gehört, gemütlich in der Kneipe, bei einem großen Bier. Aber so etwas wollte Andrae nicht. Dieses Ansinnen störte ihn, denn er war ein sensibler Mensch.

Seine Texte behandeln in der Regel sehr irdische Dinge; vieles ist heimatgebunden, d.h. es resultiert aus seiner scharfen Beobachtungsgabe. Oswald Andrae wurde oft gefragt, ob er sich als Heimatdichter verstehe, weil, wer in Plattdeutsch schrieb, schnell als ein solcher identifiziert wurde. Er hat immer wieder geantwortet, dass er sich so fühle, weil er ja über Dinge schreibe, welche sein Umfeld betreffen.

Andrae sei jemand, der die Heimat nicht verkläre, sondern der verdeutliche, welchen Gefahren diese Heimat ausgesetzt ist, hat Ralf Schnell einmal gesagt.⁶⁴ Er bezog sich dabei auf den Brokdorf-Song. Andraes Verständnis von Heimat hat nichts mit dem Schwülstigen zu tun, das gemeinhin darunter verstanden wird. Für Oswald Andrae ist Heimat der Gesichtskreis, das *Dack über'n Kopp*⁶⁵ und das Recht auf Schutz, das Recht auf Arbeit, das politische Recht, das Wahlrecht.⁶⁶

63 Günter Quast, in einem Brief an das Jeverische Wochenblatt, 24.3.1973.

64 Ralf Schnell, „De Muul uprieten“ – Politisch plattdeutsche Poesie, Radio Bremen, 26.5.1979.

65 Andrae, *Heimat*, (s. Anm. 36), S. 19.

66 Ebd.



Oswald Andrae wurde vielfach preisgekrönt. 1971 erhielt er das Auslandsreisestipendium des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik Deutschland. Die Nachricht bekam er auf seiner ersten Auslandsreise an den Ossiacher See in Kärnten, mit dem 1966 erworbenen Wohnwagen.

Dieses Stipendium hat er 1972 in Schweden verbraucht. Erst besuchte er eine Schriftstellertagung, und im Anschluss reisten die Andraes durch Schweden und einen Zipfel Norwegens. Zwischendurch machten sie Zwischenstopps in Schriftstellerkommunen und bei Autorentreffen. Das hat den Horizont erweitert.

Nachdem Oswald Andrae 1983 das niedersächsische Künstlerstipendium bekommen hatte, verlieh ihm das Land 1988 das niedersächsische Verdienstkreuz am Bande. Hannelore Andrae: *Auf so etwas hat er eigentlich gar keinen großen Wert gelegt. Das landete in der Schublade.*⁶⁷ Seine Anspielungen zu hochdekorierten Generälen mit viel Blech vor der Brust machen dies nachvollziehbar.

*De Dannenboom*⁶⁸

*De Dannenboom
regeert.
Se hebbt hüm
dekoreert
mit Steerns
un mit Lametta.
Dat steiht hüm goot.
Uns Majestät!
(Wat he nich weet:
He is al doot.)*

Aber einer der Preise bedeutete ihm doch etwas. Hannelore Andrae: *Dass er als plattdeutscher Autor in die Villa Massimo durfte, das war ihm eine große Ehre.*⁶⁹ Über die Jahreswende 1989/90 weilte Oswald Andrae zwölf Wochen als Ehrengast in der Villa Massimo in Rom, einer Kultureinrichtung der Bundesrepublik Deutschland, eingeladen und finanziert durch das Land Niedersachsen. In der Villa Massimo bekommen Komponisten, Architekten, Schriftsteller und bildende Künstler die Gelegenheit, zu wohnen, zu arbeiten und gleichzeitig ein gutes Salär zu beziehen. Unter den vielen Stipendiaten waren Karl Schmidt-Rottluff, Georg Schrimpf, Ernst Wilhelm Nay, später Heinrich Böll, Ernst Jünger, Otto Dix, Hannah Hoeh, Marie Luise Kaschnitz, Ralf Hochhuth, Peter Stein und Botho Strauss. Das ist in der Tat eine Ehre für den Optiker aus Jever. Aber selbst dort lässt ihn die Heimat nicht los – er besucht die Kirche San Michele e Magno⁷⁰, die besser bekannt ist als *Friesenkerk*. San Michele e

67 H. Andrae (s. Anm. 3).

68 Tammen (s. Anm. 19), S. 194.

69 Ebd.

70 Die Kirche ist auch bekannt als San Michele in Sassia.





Abb. 3: Oswald Andrae zu Beginn der 1970er Jahre (Foto aus Privatbesitz)

Magno liegt direkt neben dem Petersplatz und ist die Nationalkirche der Friesen und Niederländer. Seit dem 9. Jahrhundert kümmert man sich dort um friesische Pilger. Oswald Andrae bekommt vom (niederländischen) Pfarrer die Bestätigung, dass man ökumenische Kirchenarbeit im Schatten des Vatikans leiste.

1991 verlieh man Andrae die Verdienstmedaille der Stadt Jever, den Ehrenteller des Landkreises Friesland, 1994 ein Auslandsreisestipendium des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik Deutschland, 1997 die Ehrengabe der Oldenburgischen Landschaft, und schließlich gab es auch eine Oswald-Andrae-Straße in Jever. Am 23. November 2014 wurde der Oswald-Andrae-Raum in der Bibliothek des Mariengymnasiums Jever in einer Feierstunde offiziell eröffnet.

Ehrenpreise hin, Ehrenpreise her – manchmal gab es einen Geldbetrag als Dreingabe. Der war nicht unwillkommen, denn an den meisten seiner Veröffentlichungen hat Oswald Andrae nichts verdient. Für die Rundfunkfeatures allerdings gab es feste Honorare. Die GEMA zahlte auch ein wenig für seine Songtexte. Aber die Buchveröffentlichungen warfen finanziell nichts ab. Ebenso wenig die Lesungen. Aber die hat Andrae gern gemacht, und dabei lief er zur Hochform auf, denn er war auch ein *Selbstdarsteller*⁷¹. Und seine Frau Hannelore hat manchen Kilometer auf der Autobahn mit ihm abgerissen, so, wie sie ihm eine wertvolle Stütze bei all seinen Aktivitäten war.

71 H. Andrae (s. Anm. 3).

Gelesen hat er in vielen Orten der Bundesrepublik, in Westberlin und in der Deutschen Demokratischen Republik, in den Niederlanden, in Luxemburg, Österreich, Frankreich, England, Schottland, Italien, Dänemark, Schweden und in der Schweiz. Eine besondere Lesung fand in England statt, und heute wäre eine solche wohl nicht mehr vorstellbar.

Oswald Andrae hatte Erfahrung mit der Übersetzung englischer Songs und songnaher englischer Lyrik. Bereits in den 60er Jahren hatte er englische Gedichte zum Thema „Meer“ von Lord Tennyson, Robert Browning und anderen ins Plattdeutsche übertragen. Er hatte seine Schottlandliebe auch in einem Song Ausdruck verliehen, damals im Repertoire von Helmut Debus, *Glens un Bens*⁷². Mit Helmut Debus hat Andrae übrigens bei Dutzenden von Songs zusammengearbeitet: Andrae machte die Texte, Debus die Musik.

1975 fuhr Oswald Andrae mit seiner Frau, den Wohnwagen angekuppelt, zunächst nach England und anschließend nach Schottland. In Newcastle-upon-Tyne durfte er in einem Pub namens *Tanner's Arms* in der New Bridge Street seine Gedichte vortragen – *Low German into English*. Der gesellige Abend in der gemütlichen Pub war in der Woche zuvor durch die Lokalzeitung bekannt gemacht worden: Eintritt 10p (damaliger Umtauschwert 30 Pfennige). Einen Tag später las er vor einer Deutschklasse an der *Blakelaw Comprehensive School*⁷³, eine der neuen Gesamtschulen in England.

Auf dieser England-Schottland-Reise entdeckte Oswald Andrae die Lieder und Gedichte von Robert Burns, welcher geflissentlich im schottischen Dialekt schrieb. Andrae war schnell von dem Gedanken entflammt, diese ins Plattdeutsche zu übertragen. Unter Mithilfe von Detlef Pohl übersetzte er die Texte aus dem Buch „*The Poems and Songs of Robert Burns – edited by James Kinsley*“⁷⁴ zunächst ins Hochdeutsche. Von dort übertrug er sie ins Plattdeutsche. Ferdinand Freiligrath, der bereits 1843 Burns-Gedichte ins Deutsche übersetzt hatte, wählte eine freie Form, doch Oswald Andrae blieb eng am Originaltext. Aus *For a' That and a' That* wurde *För all dat un all dat*.

Zu *Tam o' Shanter*, einem weiteren Gedicht von Robert Burns, gibt es eine Anekdote. Der Inhalt des Gedichts ist etwa so: Ein Farmer, die Abende in der Kneipe verbringend und seine Frau vernachlässigend, reitet des Nachts – ziemlich angetrunken – heimwärts, als ihm an einer Kirche allerlei Hexenpack und widerwärtige Wesen auflauern – wie es so ist, wenn man sich dem Alkohol hingibt. Ihm gelingt gerade noch die Flucht, doch sein Pferd Meg kostet es den Schwanz. Man könne meinen, es sei ein nur kurzes Gedicht.

Am 4. Januar 1978 kam ein junger Mann in das Geschäft Optik Andrae und stellte sich als schottischer Offizier der Royal Air Force, Squadron Leader Alexander Davis, vor, zu der Zeit im Austausch mit deutschen Luftwaffenoffizieren am Fliegerhorst Wittmund stationiert. Er wolle den Andrae, der Burns ins Plattdeutsche übersetzt hatte, sprechen. Doch der – es war Mittwoch – weilte als Dozent in Emden an der Fachhochschule.

72 Helmut Debus, „Wo ik herkam“, 30-cm- Langspielplatte, 33 UpM, Atelier im Bauernhaus h 10, Fischerhude 1976.

73 Wegen schlechter Lehrqualität und einer hohen Zahl von Schulschwänzern wurde die Schule 1999 geschlossen und als „new start school“ 2000 unter dem Namen Firfield Community School wiedereröffnet.

74 James Kingley [ed.], *The Poems and Songs of Robert Burns*, Vol. 1., Oxford 1968.



Hannelore Andrae berichtete abends ihrem Gatten vom Besuch des Rottenführers. Oswald möge bitte für ein von Davis veranstaltetes Burns-Dinner im Fliegerhorst Wittmund den *Tam o' Shanter* des schottischen Dichters für die Wittmunder Gäste ins Plattdeutsche übersetzen.

Zu wann? Zum 25. Januar 1978!

Als Andrae sah, dass das Gedicht 224 Zeilen lang war, erschrak er. Dennoch, zusammen mit Detlev Pohl, wurde am 12. Januar in Wittmund ein erster Übersetzungsmarathon begonnen. Mit Whisky und Wasser war man am 13. Januar um ein Uhr dreißig in der Früh bis Zeile 114 gekommen. Am 21. Januar hatte Andrae den *Tam o' Shanter* dann fertig. Er rief den Philologen Jochen Schütt, einen studierten Anglisten, bei Radio Bremen an, um ihn zu fragen, ob er den Text nicht öffentlich machen wolle. Schütt aber hatte gerade ein Essay publiziert, in dem er Burns *Tam o' Shanter* mit der plattdeutschen Übertragung von Klaus Groth *Hans Schander* verglich. Andrae schluckte, und Schütt fragte, ob Andrae die Version von Groth denn nicht kenne. Andrae kannte sie nicht!

Andrae las seine Version von *Tam o' Shanter* beim Wittmunder Burns-Dinner, und als er am 28. Januar den *Hans Schander* in den Händen hielt, war ihm klar: den hätte er in Wittmund nicht vorgelesen.⁷⁵

Oswald Andrae lebte ein Leben, das dem einer Kerze glich, welche man an beiden Enden angezündet hatte. Tagsüber betrieb er das Optikergeschäft, in der Mittagspause und abends schrieb er – oft bis spät in die Nacht. Mittwochs, weil das Geschäft geschlossen hatte, fuhr er regelmäßig nach Emden, denn er hatte einen Lehrauftrag an der dortigen Fachhochschule Ostfriesland, wo er nicht allein künftige Sozialpädagoginnen und -pädagogen das Plattdeutsch lehrte – denn wenn man mit den Leuten auf dem Lande kommunizieren wollte, dann musste man Plattdeutsch verstehen und zumindest im Ansatz sprechen können.

Das Schreiben, Vorlesen, Tagungen Besuchen usw. nahm einen immer größerer Zeitaufwand in Anspruch. Hannelore Andrae: *Das dehnte sich dann so aus, dass ich meinen Mann kaum noch zu sehen bekam.*⁷⁶ Sie hat dann opponiert. *Wir haben dann die Vereinbarung getroffen, um zehn Uhr kommt er aus dem Arbeitszimmer runter.*⁷⁷ Das hat er nur kurze Zeit eingehalten, zu groß war sein Drang zu schreiben. Selbst als er 1984 auf der Intensivstation im Krankenhaus Sanderbusch lag, schrieb er weiter: *Der heiße Herbst.*

An *Laway*, das später zu einem Theaterstück wurde, hat er 10 Jahre gearbeitet; es steckte ein unglaublicher Rechercheaufwand darin. Vom Stadtarchiv in Emden bis zum Staatsarchiv in Oldenburg hat er alle Möglichkeiten genutzt, alte Dokumente und Zeugnisse einzusehen, um ein historisch-wissenschaftlich gesichertes Stück abzuliefern. Er hat Deichbauspezialisten befragt und alte Kirchbücher der Küstengemeinden eingesehen. Hannelore Andrae: *Letztendlich habe ich gemeutert. Ich sagte: ‚Oswald, es findet überhaupt kein Familienleben mehr statt!‘ ‚Gut‘, sagte er, ‚dann arbeite ich abends nicht mehr oben am Schreibtisch, dann arbeite ich im Bett. Dann bin ich wenigstens*

75 http://www.cobbler.plus.com/wbc/newsletter/0201/how_i_met_tam_oshanter.htm, Zugriff: 27.09.2014; der Text ist eine Abschrift eines Briefes (übersetzt und zusammengefasst vom Verfasser), den Oswald Andrae am 29.1.1978 an Alexander Davis, den Veranstalter des Burns-Dinners geschrieben hat; auf http://www.cobbler.plus.com/wbc/expert/deutsch_tam.htm kann man Oswald Andraes plattdeutschen *Tam o' Shanter* lesen.

76 H. Andrae (s. Anm. 3).

77 Ebd.

bei dir!⁷⁸ So geschah es. Sie ist dann irgendwann eingeschlafen, und er hat neben ihr weitergeschrieben.

Mit *Laway* ist ihm ein historisch fundiertes Werk gelungen; wie gut es als szenisches Spiel, als Theaterstück war, kann ich nicht beurteilen, denn ich habe es nicht gesehen. Die Kritik war nicht nur positiv.

Laway – Aufstand der Deicher 1765 – eine szenische Chronik (mit Musik von Helmut Debus) beschäftigte insgesamt 82 Schauspieler in Zusammenarbeit von Oldenburgischem Staatstheater und der niederdeutschen August-Hinrichs-Bühne. Es hatte am 28. Januar 1983 Premiere und ist 17-Mal aufgeführt worden. Andrae und seine Frau Hannelore waren in allen 17 Vorstellungen, so stolz war der 56-jährige auf seine Arbeit. Und sie auf ihn.

Laway war eine Auftragsarbeit. 25.000 Mark hat es Oswald Andrae eingebracht. Einen Mercedes hat er sich gekauft. Das einzige Mal, dass er mit seiner literarischen Arbeit richtig Geld verdiente. Wenn man den Stundenlohn ausrechnet, relativiert sich das Ganze.

Harry Niemann, der Generalintendant des Oldenburger Staatstheaters, hatte von dem Rostocker Intendanten Dr. Hanns-Joachim Theil, in Oldenburg weilend, weil die beiden Theater etwas zusammen machen wollten, von der Existenz des Autors Oswald Andrae erfahren. Andrae wurde auch in der DDR rezipiert, was damals nicht alltäglich für einen westdeutschen Dichter war. Theil kannte Andrae im Zusammenhang mit Andraes Lied *Dat Leed van den Häffling Nr. 562* von 1978. Andrae hatte mit ihm diesbezüglich korrespondiert. So tauchten Theil und Niemann Am Kirchplatz 15 in Jever auf. *Ja, Herr Andrae, woran arbeiten sie denn im Moment?* Hannelore Andrae: *Dann kam Oswald mit seiner dicken Mappe [zum Deicharbeiteraufstand].* Resultat war der Auftrag, dieses als Theaterstück zum Theaterjubiläum zu schreiben. Andrae wandte ein, dass es nur zweisprachig werden könne, zum Teil in Hochdeutsch, zum Teil in Plattdeutsch. Und Niemann war begeistert. Man habe doch die plattdeutsche Bühne in Oldenburg, dann mache man das eben mit den Amateuren zusammen.

Die Deicharbeiter im 18. Jahrhundert hatten Schwerstarbeit zu leisten, schutzlos, bei häufig miserablen Wetter. Sie litten wiederholt unter Hunger, weil die Marktender nicht eingetroffen waren, wurden schlecht bezahlt, oft auch gar nicht, und sie rebellierten immer mal wieder gegen ihre Ausbeutung, voller Wut auf die hohen Herren, die in warmen Stuben zum Beispiel auf dem Gut zu Friederikenhausen saßen. Sie machten „*Laway*“. Die verantwortlichen Administratoren, an Dekrete und Anweisungen gebunden, schlugen diese Aufstände oft brutal nieder. Es gab zahlreiche Tote. Bereits 1973 hatte es ein Radio-Feature gegeben: *Laway – über Deicharbeiteraufstände an der Nordsee im 18. Jahrhundert.*⁷⁹ Wie in vielen seiner Beiträge für das Radio nimmt Andrae sich der Unterschichten an, vertritt die Sache der kleinen Leute.

Später hat er die Thematik noch einmal für das Schweizer Radio aufgearbeitet. *Wer nicht deichen will, muß weichen – Nachrichten aus dem Land der Friesen*⁸⁰.

Durch Michael Augustin von Radio Bremen bekam Oswald Andrae Gelegenheit, eine Reihe von interessanten Radiofeatures zu schreiben. Diese waren in der Regel

78 Ebd.

79 „*Laway – Aufstand der Deicher 1765*“. Radio Bremen, 1973.

80 „*Wer nicht deichen will, muß weichen – Nachrichten aus dem Land der Friesen*“, in der Reihe *Land und Leute*, Radio DRS, Basel, 28.1.86, Wiederholung in der Reihe *Aula*, 6.2.1986.

historisch-kritisch, setzten sich mit Ungerechtigkeiten, Machtmissbrauch und Armut auseinander, wie *Der rieke Mann kann blieven, well nix hett, moot in't Feld*⁸¹ oder *De Straten stunken na Brand – eine Kindheit in Jever*.⁸² Im ersteren ging es darum, wie sich reiche Leute vom Kriegsdienst freikaufen konnten, indem sie einen armen Burschen als Ersatzmann bezahlten, und in letzterem ging es um das Aufwachsen in einer braunen Zeit und um die NS-Vergangenheit Jevers.

1968 beginnt Andrae seine persönliche Aufarbeitung der Vertreibung und Ermordung der jeverschen Juden sowie seiner Jugend unter dem Einfluss der Nazis. Es ist erschreckend zu hören, wie durchsetzt von Nazi-propaganda der Unterricht am Mariengymnasium in allen Fächern war. *De Straten stunken na Brand* ist ein ergreifender Text, in dem Andrae aus der Perspektive eines Kindes die Zeit von 1932 bis 1945 beschreibt.

Dann wurde Andrae ein Tagebuch zugänglich, welches der Bauernsohn Gerhard Hinrich Janssen aus Sillenstede verfasst hatte. Er beschreibt darin die Stationen der Auswanderung seiner Familie im Jahre 1883 auf ein Stück Land in der Nähe von Topeka, Kansas. Als nachgeborener Sohn musste er den elterlichen Bauernhof dem Erstgeborenen, Johann Folkerts Janssen, überlassen. Um der Armut zu entgehen, sah Gerhard Hinrich Janssen keinen anderen Weg, als mit seiner zweiten Frau und den Kindern auszuwandern. Andrae kleidete dieses mit Akribie geführte Tagebuch in literarische Form und ergänzte es durch historische Fakten und den entsprechenden soziokulturellen Hintergrund.

Wieder gelang Andrae ein beeindruckendes Werk, welches viel über die Verhältnisse im 19. Jahrhundert, die Mühen und Leiden der einfachen Menschen zu jener Zeit aussagt, ohne einen moralischen Zeigefinger zu erheben. Er zeigt auf, dass sich viele Friesen in jenen Jahren einschifften, um in den Vereinigten Staaten das Glück zu suchen. So auch die Janssens mit ihren vier Kindern und dem Bruder der Gattin, Friedrich Riklefs. *De Familie Janssen geiht na Amerika – Stationen einer Auswanderung im Jahre 1883*⁸³ ist ein starker Text, der zunächst als Radiofeature Verwendung fand und 1996 in gedruckter Form vorgelegt wurde.⁸⁴

Sein international wohl berühmtester Text dürfte *Dat Leed van den Häftling Nr. 562* sein, welches dem Friedensnobelpreisträger Carl von Ossietzky gewidmet ist.

Ossietzky, ein Pazifist und Demokrat, war von 1927 bis 1933 Herausgeber der radikal-demokratischen Zeitschrift *Die Weltbühne*. In der Nacht des Reichstagsbrandes wurde Ossietzky verhaftet, seine Zeitschrift am 7. März 1933 zum letzten Mal ausgeliefert. Ossietzky hatte bereits 1932 wegen angeblichen Geheimnisverrats 227 Tage im Gefängnis verbracht. Nun wurde er am 6. April einer der ersten Insassen des am 3. April 1933 eröffneten Konzentrationslagers Sonnenburg⁸⁵. Im Frühjahr 1934 wurde er mit der Häftlingsnummer 562 in das Konzentrationslager Esterwegen im Emsland verlegt.

81 „Der rieke Mann kann blieven, well nix hett, moot in't Feld“, Sprecher Claus Boysen, Musik Helmut Debus. Radio Bremen, Hansawelle, 14.11.1981, 21:00 Uhr.

82 „De Straten stunken na Brand – eine Kindheit in Jever“, Reihe Heimaterkundung, Radio Bremen 2, 5.12.1985.

83 „De Familie Janssen geiht na Amerika – Stationen einer Auswanderung im Jahre 1883“ – Tagebuchnotizen des Gerhard Hinrich Janssen. Reihe Heimatfunk am Wochenende, Radio Bremen, Hansawelle, 2.1.1988, 20:15 Uhr

84 Andrae, Heimat, (s. Anm. 36), S. 21-41.

85 Dieses KZ ging durch das Massaker von Sonnenburg am 30. Januar 1945 in die Geschichtsbücher ein.



Unter mörderischen Bedingungen mussten die Insassen die dortigen Hochmoore trockenlegen. In einem der fünfzehn emsländischen Konzentrationslager ist auch das berühmte Lied „Die Moorsoldaten“ entstanden.

Bereits Ende 1934 wurde Ossietzky, am Ende seiner Kräfte und nur noch ein Skelett, in das Krankenrevier verlegt. Dort ist er offenbar weiter misshandelt worden. Der Schweizer Diplomat Carl Jacob Burckhardt besuchte das KZ Esterwegen 1934 als Mitglied des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz. Er beschrieb Ossietzky später als ein „zitterndes, totenblasses Etwas, ein Wesen, das gefühllos zu sein schien, ein Auge geschwollen, die Zähne anscheinend eingeschlagen“. Er habe sich nur noch nach dem Tode geseht.⁸⁶

1936 wurde der schwerkranke Ossietzky mit einer offenen Lungentuberkulose aus der Haft in ein Berliner Krankenhaus entlassen, wo er unter Gestapo-Bewachung stand. Als ihm am 23. November 1936 rückwirkend der Friedensnobelpreis für 1935 verliehen wurde, verbot das NS-Regime seine Ausreise zur Preisverleihung. Das Preisgeld von 100.000 Reichsmark veruntreute ein Rechtsanwalt. 1938 starb Ossietzky infolge seiner schweren Krankheit. Diesem Geschundenen des NS-Regimes dichtete Andrae eindringliche Verse. Er widmete sie seinem Sohn Joost, der an Carl von Ossietzkys Todestag, dem 4. Mai, geboren wurde.

*Dat Leed van den Häftling Nr. 562*⁸⁷

*En halv Dusend un fief Dutzend
un denn noch twee mal Een.
Kind, mien Kind, tell dat tosamen,
denn hest de Tahl, de ik meen.*

*Is en Tahl blots, is en Tahl blots.
Schriev se up. Kind, hest sehn?
Disse Tahl, dat weer de Nummer,
weer de Nummer, de ik meen.*

*Weer en Nummer, blots en Nummer.
Van ganz veel weer't man een.
So veel Nummers up de Jacken
van de Minsken de ik meen.*

*Weren Minsken insperrt Minsken.
Hitler harr't Regiment;
man se glöwen, wat se glöwen,
– foltert, slaan, vergast, verbrennt.*

86 Carl Jacob Burckhardt, *Meine Danziger Mission: 1927 bis 1939*, München 1960, S. 60f. Anm. d. Verf.: Die Glaubwürdigkeit dieses Berichtes wird auch in Zweifel gezogen.

87 Oswald Andrae, „Dat Leed van den Häftling Nr. 562“, in: *Plattdütsch Land un Waterkant*, 56. Jahrgang, Heft 1, Hamburg 1979, S. 13 f.



*Männich Christ und Kommunisten,
Sozialdemokrat,
Jöden, Zentrum, Pazifisten:
„Schutzhaft“, KZ, Moorsoldat.*

*In't KZ van Esterwegen,
– Kind, nümms kann't nu verstahn! –,
Hebbt se Carl von Ossietzky
elennig tosamenlaan.*

*Nägn-tein-hun-nert-acht-un-dar-tig.
veerten Mai in Berlin:
ünner Upsicht van d' Gestapo
schräwen se sien'n Dodenschien.*

*Fief-hun-nert-un-twee-un-seß-tig
weer sien Nummer mal wään.
Den Nobelpries för den Fräden
krääg de Häftling, de ik meen.*

*Gegen Unrecht harr he sträden.
Mien Kind, vergäät dat nicht:
Waak wään, handeln för den Fräden,
denn dat Woort alleen helpt nicht.*

Das 1978 geschriebene Lied wurde zunächst durch Helmut Debus bekannt⁸⁸ und als *Prisoner 562* in einer englischen Bearbeitung von Iain Mackintosh⁸⁹ exportiert. Durch den schottischen Folksänger Dick Gaughan⁹⁰ erhielt der Song 1983 weltweite Verbreitung.

Giovanni Nadiani, der später noch andere Texte Andraes übertrug und in Buchform publizierte, hatte den Text 1986 ins Italienische übersetzt: *La ballata del prigioniero n. 562*⁹¹. Auf Initiative des belgischen Folkmagazines Gandalf wurde im gleichen Jahr sowohl eine französische Übersetzung, *La chanson du détenu cinq-six-deux*, die wohl niemals zur Aufführung gekommen ist, als auch eine flämische Version erarbeitet: *Het Lied van Gevangene 562*. Kristien Dehollander sang letztere Version offenbar bei einigen Anti-Kriegs-Festivals in Belgien.

88 Helmut Debus, „Kammt Tohoop“, 30-cm-Langspielplatte, 33 UpM, Verlag Atelier im Bauernhaus PL 512, Fischerhude 1979.

89 Iain Mackintosh, „Straight to the Point“, 30-cm-Langspielplatte, 33 UpM, Verlag Atelier im Bauernhaus L 513, Fischerhude 1979.

90 Dick Gaughan, „A Different Kind of Love Song“, 30-cm-Langspielplatte, 33 UpM, Folk Freak FF 4000 4013, Ebergötzen 1983.

91 Giovanni Nadiani, Orme d'ombra (mit 31 Texten von Oswald Andrae), Edizione Cooperativa Guidarello Ravenna, Ravenna 1986.



Abb. 4: Oswald Andrae und Giovanni Nadiani 1989 auf Wangerooge bei einem Treffen des Internationalen Dialekt-Instituts (Foto aus Privatbesitz)

Das Übersetzen plattdeutscher Texte ins Italienische, wie beim Ossietzky-Lied, ist sicherlich ungewöhnlich. Giovanni Nadiani sagt dazu: „Das ‚geht‘. (...) Es geht viel Poetisches verloren, (...) man muss das Gedicht rekreieren.“⁹² Bei Lesungen in Italien las Oswald Andrae zunächst die Texte im Original vor, und Nadiani lieferte anschließend die italienische Übertragung. „Das Spröde, die unerwartete Musikalität einer deutschen Sprache“ genoss das Publikum, „und auch der Inhalt ist nicht unwichtig.“⁹³ Subversives kommt in Italien gut an. 1991 legte Nadiani noch einmal einen Sammelband mit Übersetzungen niederdeutscher Texte vor, darin sind 15 Gedichte von Oswald Andrae.⁹⁴

Im September 1983 erlitt Oswald Andrae einen schweren Hinterwand-Herzinfarkt. Der Leser ahnt, warum. Im Jahr drauf schloss er auf Anraten seines Arztes die Optikabteilung des Geschäfts Uhren Andrae – Optik Andrae. Mit zwei Kindern im Studium und einem in der Ausbildung war es keine leichte Zeit für die Eltern.

Nach seinem Herzinfarkt 1983 änderte sich die Qualität der Andraeschen Texte. Sie wurden subjektiver, besinnlicher, reflektierender.

92 Giovanni Nadiani, im Gespräch mit Rainer Brüggemann und Gerd Spiekermann in der Sendung Huitmorgen up plattdüütsch, NDR Radio Hamburgwelle, 19.3.1990.

93 Nadiani (s. Anm. 92).

94 „Wat maakt wi?“, „Hollt doch de Duums!“, „De Brügg na güntsiet“, „Riet dien Muul up!“, „Schrieven“, „Status quo“, „Geven is seliger as nehme“, „Suup di duun“, „Fallen“, „Verlaten Plaasterstraten“, „Wöhlh hett he“, „Kreihen“, „Dröög bruun Blöö“ (Lyrik), „As Dag un Nacht sik drepen“ und „Dat Leed van den Häftling Nr.562“ (Lieder) in: Giovanni Nadiani, Över verlaten Plaasterstraten – per abandonati selciati, poeti bassotedesci 1961 – 1990, Edizioni Moby Dick, Faenza 1991.

*Över verlaten Plaasterstraten*⁹⁵

*Över verlaten Plaasterstraten
Springt en Kind.
Wind eit sien Haar,
Weiht al vörut
Na Huus, na Huus.*

*Up de verlaten Plaasterstraten
Fallt de Rügen dal,
Bävert de Häven
Blänkern up't Water.
Rullt de See,
Schellt de Fink,
Ruust in'n Wind
De Sanddoornstruuk,
Gielt en iesern Holtsagg
Allens twei.*

*Bi de verlaten Plaasterstraten
Bäävt un schämert Sülwergras.
Sünner Blöö de Stiekelstrüük
Höödt de wille Ros' är Frücht:
Root as Bloot
Wiest se torügg
Up vergäten Tieden.
Bold schall de Vagel kamen.*

Jochen Schütt sagt 1986: „Oswald Andrae ist gewiss noch nicht am Ende seiner literarischen Produktivität gelangt. Auch die Lieder, die er in den letzten Jahren geschrieben hat, unterscheiden sich deutlich [von den früheren]. Sie sind leiser geworden, eignen sich mehr zum Zuhören, denn zum Mitsingen. Und halten sich dennoch frei von jener süßlichen Sentimentalität, die dem plattdeutschen Liedgut gemeinhin anhaftet. Wir haben also noch einiges zu erwarten von diesem Autor.“⁹⁶ Zehn produktive Jahre blieben Andrae.

Am 19. Februar 1997 starb Oswald Andrae im Krankenhaus Sanderbusch an Herzversagen. Die Beerdigung fand am 25. Februar 1997 im Beisein von 300 Trauergästen statt. Hein Bredendiek trug ein Gedicht Andraes vor: *Kyrie Eleison*⁹⁷. Es handelt von Gottes Schöpfung und ihrer Zerstörung durch den Menschen. Auf dem Stadtfriedhof erinnert eine Steinstele in Form eines Bleistifts an Jevers streitbaren Dichter.

95 Andrae, Dreeundartig Mullsbülten (s. Anm. 29), S. 24.

96 Schütt (s. Anm. 16).

97 „Kyrie Eleison!“ in DWARSDÖR – Dat Schrieverkringbook II, Bad Zwischenahn, Zwischenahner Autorenverlag 1993, S.14.





Teresa Nentwig

Hinrich Wilhelm Kopf und Oldenburg – ein spannungsreiches Verhältnis¹

1. Einleitung

Sind Sie im großen und ganzen mit der Politik des niedersächsischen Ministerpräsidenten Kopf einverstanden oder nicht einverstanden?, lautete im Februar 1955 eine der Fragen, die das Institut für Demoskopie Allensbach im Rahmen einer Repräsentativerhebung stellte.² In den Regierungsbezirken Hannover, Braunschweig und Hildesheim antworteten 45, 41 bzw. 40 Prozent der Interviewten mit *einverstanden*; im Verwaltungsbezirk Oldenburg waren es dagegen nur 31 Prozent. Die Zahl der Personen, die mit der Politik Kopfs *nicht einverstanden* waren, fiel im Verwaltungsbezirk Oldenburg dementsprechend höher aus als in den Regierungsbezirken Hannover, Braunschweig und Hildesheim (21 Prozent in Oldenburg, 13 Prozent in Hannover sowie jeweils 14 Prozent in Braunschweig und Hildesheim³).

Die vergleichsweise niedrigen Zustimmungswerte der Oldenburger und ihre parallel dazu hohe Ablehnung der Regierungspolitik Kopfs sind ein Indikator für die in der ersten Hälfte der 1950er Jahre weitverbreitete Unzufriedenheit mit der Landesregierung in Hannover und den tiefen Graben, der damals zwischen dem Land Niedersachsen, verkörpert in erster Linie durch seinen Ministerpräsidenten Hinrich Wilhelm Kopf, und dem Verwaltungsbezirk Oldenburg bestand.

Wie sich Kopfs Verhältnis zum Land und späteren Verwaltungsbezirk Oldenburg seit 1945 bis zu seinem Tod im Dezember 1961 im Einzelnen gestaltete und über die Jahre entwickelte, ist Gegenstand des vorliegenden Beitrags.

- 1 Bei dem Aufsatz handelt es sich um eine leicht erweiterte und um Nachweise ergänzte Version eines Vortrages anlässlich des „Historischen Abends“ im Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Oldenburg – am 29. Januar 2015. Der Text ist darüber hinaus stilistisch geglättet, d. h. von den üblichen Vortragsformeln befreit worden.
- 2 Zu den im Folgenden genannten Zahlen vgl. Institut für Demoskopie – Gesellschaft zum Studium der öffentlichen Meinung m. b. H., Niedersachsen. Bericht und Tabellen. Februar 1955, Allensbach am Bodensee 1955, S. 23.
- 3 Die übrigen Befragten gaben an, unentschieden zu sein bzw. kein Urteil zu haben oder fällen zu können (Regierungsbezirk Hannover: 42 Prozent, Regierungsbezirk Braunschweig: 45 Prozent, Regierungsbezirk Hildesheim: 46 Prozent, Verwaltungsbezirk Oldenburg: 48 Prozent).

Anschrift des Verfasserin: Dr. Teresa Nentwig, Institut für Demokratieforschung an der Georg-August-Universität Göttingen, Weender Landstraße 14, 37073 Göttingen, teresa.nentwig@demokratie-goettingen.de



2. Die Vorgeschichte des Landes Niedersachsen: die Jahre 1945/46

Intensive Diskussionen über die Gebietsgliederung im norddeutschen Raum gab es nicht nur nach dem Zweiten Weltkrieg. Bereits in den Anfangsjahren der Weimarer Republik setzte eine intensive Diskussion über eine Reichsreform ein. Diese sollte das Übergewicht Preußens auf der einen Seite und die Kleinstaaterei auf der anderen zugunsten eines föderal gleichgewichtigeren Reichsaufbaus beseitigen. Die Vorstellungen der unterschiedlichen Akteure gingen allerdings erheblich auseinander. So gab es in der Provinz Hannover Pläne für die Errichtung einer Republik, die sich aus den Freistaaten Braunschweig, Oldenburg, Schaumburg-Lippe und Lippe, der Provinz Hannover und gegebenenfalls der Hansestadt Bremen zusammensetzen und den Namen „Niedersachsen“ tragen sollte. Der Freistaat Oldenburg hingegen wollte seine Selbstständigkeit nicht verlieren. Zu einer Entscheidung kam es in den 1920er Jahren jedoch nicht, da die Reichsreform am Widerstand Preußens scheiterte.⁴

In der Folgezeit schwelte der Konflikt zwischen Hannover und Oldenburg weiter, obwohl die Nationalsozialisten jede öffentliche Diskussion über eine Reichsreform verboten hatten. Während sich von Hannover aus Politiker, Akteure der Heimatbewegung und Wissenschaftler bemühten, den Niedersachsen-Gedanken weiterzubreiten, nutzte das Land Oldenburg jede sich bietende Gelegenheit, um die eigenen territorialen Interessen zu verteidigen. So bemühte sich der Oldenburger Gauleiter und Reichsstatthalter Carl Röver hartnäckig um die Umwandlung des NS-Partei-gaus Weser-Ems in einen Reichsgau.⁵

Der Zusammenbruch des NS-Regimes und das Ende des Zweiten Weltkrieges schufen wenig später eine völlig neue Lage. Die Stadt Bremen fiel zusammen mit Bremerhaven und einigen weiteren Gebieten, darunter dem oldenburgischen Kreis Wesermarsch, an die Amerikaner.⁶ Das übrige Land Oldenburg, die Provinz Hannover sowie die Länder Braunschweig und Schaumburg-Lippe gelangten dagegen unter britische Besatzung.⁷ Diese Ausgangssituation machte sich der frühere preußische Landrat Hinrich Wilhelm Kopf zunutze.⁸ Kopf, seit Mai 1945 Regierungspräsident des Regierungsbezirks Hannover, nahm bereits im Sommer des gleichen Jahres an

4 Vgl. Albrecht Eckhardt, Oldenburg und die Gründung des Landes Niedersachsen, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 55, 1983, S. 15-70, hier S. 20-25; Ders., Oldenburg und Niedersachsen, in: Ders. (Hg.), Geschichte des Landes Oldenburg. Ein Handbuch, 4. Aufl., Oldenburg 1993, S. 491-512, hier S. 491-494.

5 Vgl. Eckhardt, Gründung (s. Anm. 4), S. 25-30; Ders., Oldenburg und Niedersachsen (s. Anm. 4), S. 494 f.; Ders., Vom Großherzogtum zum niedersächsischen Verwaltungsbezirk. Das Land Oldenburg 1918-1946, in: Jörg Michael Henneberg / Horst-Günter Lucke, Geschichte des Oldenburger Landes. Herzogtum, Großherzogtum, Freistaat, Münster 2014, S. 189-216, hier S. 203-205; Dietmar von Reeken, Wissenschaft, Raum und Volkstum: Historische und gegenwartsbezogene Forschung in und über „Niedersachsen“ 1910-1945. Ein Beitrag zur regionalen Wissenschaftsgeschichte, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 68, 1996, S. 43-90, passim; Ders., Niedersachsen – eine historische Erfindung. Regionalisierungsprozesse und ihre Träger in Nordwestdeutschland, in: Jürgen John (Hg.), „Mitteldeutschland“. Begriff – Geschichte – Konstrukt, Rudolstadt 2001, S. 409-417, hier S. 414 f.

6 Mitte Dezember 1945 wurde der Landkreis Wesermarsch aber in die britische Besatzungszone eingegliedert. Vgl. Bettina Blank, Die westdeutschen Länder und die Entstehung der Bundesrepublik. Zur Auseinandersetzung um die Frankfurter Dokumente vom Juli 1948, München 1995, S. 59.

7 Vgl. ebd., S. 190; Eckhardt, Oldenburg und Niedersachsen (s. Anm. 4), S. 495.

8 Vgl. dazu ausführlich Teresa Nentwig, Hinrich Wilhelm Kopf (1893-1961). Ein konservativer Sozialdemokrat, Hannover 2013, S. 274-337.



Treffen der sogenannten Arbeitsgemeinschaft Niedersachsen teil, in der sich ganz unterschiedliche Persönlichkeiten zusammengefunden hatten: vom Hildesheimer Bischof Joseph Godehard Machens über den Rechtsanwalt und späteren Innenminister des Landes Hannover, Bernhard Pfad, bis hin zu dem leitenden Mitarbeiter der Keksfabrik „Bahlsen“, Kurt Pentzlin. Im Rahmen dieser Arbeitsgemeinschaft entstand im August 1945 ein Manifest, an dessen Ausarbeitung Kopf maßgeblich beteiligt war.⁹ Es war an den englischen König gerichtet, der es von der Militärregierung erhalten sollte. Die ersten Sätze der Erklärung lauteten wie folgt: *Im Rahmen des Deutschen Reiches wünschen die Provinz Hannover und das Land Braunschweig sich zu dem Land Niedersachsen zusammenzuschließen. Dem neuen Lande können weitere Gebiete sich angliedern. Die Regierung des Landes Niedersachsen wird auf demokratischer Grundlage von einem durch die Militär-Regierung kontrollierten und von einem Ministerpräsidenten geführten Landesministerium gebildet.*¹⁰

Auffällig ist, dass in diesem Manifest das Land Oldenburg fehlte. In einer anfänglichen Fassung hatte es noch gestanden, war dann aber gestrichen worden, da die oldenburgischen Politiker, auch die sozialdemokratischen, eine Unterzeichnung strikt ablehnten.¹¹ Sie folgten darin dem vorläufigen Ministerpräsidenten des Landes Oldenburg, Theodor Tantzen, der in einer Mitte Juli 1945 abgefassten Denkschrift, gerichtet an die Militärregierung in Hannover, die oldenburgische Haltung begründet hatte. Oldenburg und Braunschweig, so Tantzen, seien zwei *Länder*, während die Provinz Hannover *bloss eine Verwaltungseinheit innerhalb des „Landes“ Preussen* darstelle. Das geplante Land Niedersachsen sei überdies *zu klein und vom wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet überwiegend landwirtschaftlich, als daß seine Regierung einen wirtschaftlichen Ausgleich hinsichtlich Lebensmittelversorgung, Finanzen, industrielle Rohstoffe und Verkehr zustande brächte, ohne Hinzunahme wenigstens des Restes der englisch besetzten Teile von Deutschland*. Am Ende seiner Denkschrift griff Tantzen auf ein historisches Argument zurück, um die hannoverschen Niedersachsen-Pläne abzulehnen: Oldenburg, das seit über fünfhundert Jahren eine eigene unabhängige Regierung und Verwaltung besitze, wolle auch in Zukunft unabhängig bleiben. Die Bildung eines Landes Niedersachsen würde dementsprechend bei den allermeisten Oldenburgern auf eine starke Opposition stoßen.¹²

Auch eine Intervention des damaligen SPD-Vorsitzenden in Hannover, Kurt Schumacher, half nicht, Oldenburg umzustimmen. Überraschend ist dies jedoch nicht, denn seinem Schreiben an Tantzen fehlte die nötige Sensibilität. Schumacher spielte darin auf die Kampagne für einen Anschluss Oldenburgs an Preußen an, die Tantzen in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre maßgeblich betrieben hatte,¹³ und appellierte

9 Vgl. ebd., S. 292-296.

10 Entwurf eines Manifests vom August 1945, gerichtet an die „Regierung Sr. Majestät des Königs durch die Militär-Regierung in Hannover“, verfasst von den „Feinden des Dritten Reiches und Anhängern der Demokratie, die den überwiegenden Teil der Bevölkerung Niedersachsens vertreten“, in: Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Hannover – (künftig: NLA-HA), Nds. 50 Acc. 96/88 Nr. 114/13.

11 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 297.

12 Die Denkschrift Tantzens vom 18. Juli 1945 ist abgedruckt in einem Vermerk an den Oberpräsidenten der Provinz Hannover vom 24. Juli 1945, in: NLA-HA, Kleine Erwerbungen A 9 Nr. 4.

13 *Sie persönlich, sehr geehrter Herr Ministerpräsident, haben ja schon früher die Einsicht bewiesen, dass eine Neugliederung des Deutschen Reiches nicht vor kleineren Ländern Halt machen kann, die durch die Geschichte ihrer Fürstengeschlechter geformt sind*, so Schumacher (Schreiben an Tantzen vom 24. Juli 1945, in: NLA-HA,

auf diese Weise an die gemeinsame Reichstreue. Sie sei notwendig, um den zentrifugalen, ja separatistischen Tendenzen im Süden Deutschlands entgegenzutreten. Zudem sah Schumacher von Hannover ausgehende Gefahren, die ein gemeinsames Handeln mit Oldenburg erforderlich machten: *Gewiss wirkt in den Augen der Bevölkerung des von Ihnen geführten Landes der Umstand bremsend, dass in Hannover eine im übrigen Deutschland glücklicherweise noch nicht gekannte Form der Reaktion herrscht und mit unnachahmlicher Dreistigkeit alles das schützt, was vernichtet und erneuert werden muss. Aber man kann doch eines unfähigen dolosen alten Mannes¹⁴ wegen nicht eine geschichtliche Entwicklungslinie negieren oder ausser Acht lassen. Das Land Niedersachsen würde diesen reaktionären hannoverschen Spuk unter den Tisch fegen.*

Daneben versuchte Schumacher, Tantzen vor den Gefahren durch das *Welfentum als Ausdruck der Politik nicht gerade sehr fortschrittlicher Kreise* zu warnen. Es bleibe *einschliesslich seines dynastischen Traumes ein akuter Faktor*. Eine Vereinigung der Provinz Hannover mit den Ländern Oldenburg und Braunschweig zu einem neuen Land Niedersachsen, welches durch andere Gebiete erweitert werden könne, *würde das welfische Element geschichtlich und tatsächlich erledigen*, so die Argumentation Schumachers. Länder mit fünf bis acht Millionen Einwohnern und kultureller wie wirtschaftlicher Einheit seien die optimalen Bestandteile für ein neues Reich. Schumacher bat Tantzen zwar, seine *Zeilen nicht als eine ungehörige Besserwisserei zu betrachten*, aber seine unbestritten polemische Diktion verdammt seinen Versuch, Tantzen doch noch umzustimmen, von vornherein zum Scheitern. Insbesondere Schumachers Bemerkungen über die *Blümlein rühr mich nicht an-Haltung einiger kleiner Länder in ihrer Eigenartigkeit* und seine Kritik an der *Politik der kleinen Vorteile und der kleinstaatlichen Selbstgerechtigkeit* dürften die Abwehr bei einem der Vertreter eines solchen Landes eher noch gesteigert haben.¹⁵

Oldenburg hatte jedoch einen schlechten Stand, denn nicht nur Hinrich Wilhelm Kopf und Kurt Schumacher, sondern auch die britische Militärregierung arbeitete auf eine engere Anbindung von Hannover, Braunschweig und Oldenburg hin. Um die Verwaltung der drei Gebiete zu erleichtern, fasste sie die Provinz und die beiden Länder am 17. September 1945 zur *Hanover Region* zusammen.¹⁶ Außerdem beriefen die Briten Hinrich Wilhelm Kopf am gleichen Tag zum neuen Oberpräsidenten der Provinz Hannover.¹⁷ Kopf versicherte der Militärregierung kurz darauf, dass er Ol-

V.V.P. 6 Nr. 87, Bl. 1 f., hier Bl. 1). Zu Tantzens Plädoyer für ein Aufgehen Oldenburgs in Preußen seit 1926 vgl. Eckhardt, *Gründung* (s. Anm. 4), S. 21-23; Ders., *Oldenburg und Niedersachsen* (s. Anm. 4), S. 493; Joachim Kurovka, *Was bleibt nach 900 Jahren? Überlegungen zur politischen Kultur Oldenburgs anlässlich der 900-Jahr-Feier der Stadt Oldenburg*, in: *Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland* 59, 2010, S. 84-106, hier S. 89-91. Tantzen, der damals Mitglied des Oldenburgischen Landtages war, hatte als Ministerpräsident des Freistaates Oldenburg (1919-1923) noch eine andere Meinung vertreten: Er war für den Fortbestand Oldenburgs eingetreten. Vgl. Eckhardt, *Gründung* (s. Anm. 4), S. 19.

14 Gemeint war hier Eberhard Hagemann, der seit dem 11. Mai 1945 als (stellvertretender) Oberpräsident der Provinz Hannover amtierte. Zu Hagemann vgl. Teresa Nentwig (Bearb.), *Die Kabinettsprotokolle der Hannoverschen und der Niedersächsischen Landesregierung 1946 bis 1951*, Bd. 2, hg. vom Niedersächsischen Landesarchiv und vom Göttinger Institut für Demokratieforschung, Hannover 2012, S. 1548 f.

15 Schreiben von Kurt Schumacher an Theodor Tantzen vom 24. Juli 1945, in: NLA-HA, V.V.P. 6 Nr. 87, Bl. 1 f.

16 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 300 f.

17 Dies geschah mit Wirkung zum 19. September 1945. Vgl. ebd., S. 278 f.



denburg und Braunschweig als gleichberechtigt mit Hannover anerkenne.¹⁸ In Wirklichkeit arbeitete er jedoch daran, dass Hannover seinen Einfluss auf Kosten von Oldenburg und Braunschweig ausbauen konnte.¹⁹

Parallel dazu erhielt Oldenburg nach und nach seine frühere staatliche Selbstständigkeit zurück. So ernannten die Briten im Januar 1946 Abgeordnete für den Landtag. Oldenburg erhielt damit das erste Parlament in der britischen Zone. Die Ernennung einer kollegialen Landesregierung mit Theodor Tantzen als Ministerpräsident erfolgte am 8. März 1946.²⁰ Derart gestärkt, hatten die Oldenburger mehr denn je nicht vor, demnächst ihre Selbstständigkeit wieder aufzugeben und in einem größeren Land aufzugehen.

Hinrich Wilhelm Kopf hingegen verfolgte ehrgeizig seine Niedersachsen-Pläne. So legte er der britischen Militärregierung am 1. April 1946 eine Denkschrift *zur Bildung des Landes Niedersachsen sowie zu seiner künftigen Verwaltungsstruktur* vor.²¹ Niedersachsen bezeichnete Kopf darin als *organischen Raum und ein in der Gegenwart begründetes reales Gebilde, das lediglich noch nicht den letzten administrativen Ausdruck als allgemeiner Verwaltungsbezirk erhalten habe*.²² Zu einem Land Niedersachsen seien Hannover, Oldenburg, Braunschweig mit Randgebieten von Sachsen,²³ Bremen, Lippe, Schaumburg-Lippe und die westfälischen Kreise Minden, Lübbecke, Tecklenburg, Bielefeld, Herford und Halle zu vereinigen.

Streng ging Kopf in seiner Denkschrift mit Oldenburg ins Gericht: Oldenburg, *wie ein Pfahl im Fleisch Hannovers sitzend, sei auf den Raum „Niedersachsen“ angewiesen und auch in finanzieller Hinsicht von ihm abhängig. Abgesehen hiervon, so der hannoversche Oberpräsident weiter, haben alle Kreise der Bevölkerung und der Wirtschaft des Landes Oldenburg sich häufiger für eine Vereinigung mit Hannover bzw. für ein Aufgehen im Raume Niedersachsen ausgesprochen*.²⁴ Daneben griff Kopf in seinem Memorandum die NS-Zeit auf: Er beklagte, dass im *Kleinstaat Oldenburg*²⁵ die Machtübernahme durch die NSDAP frühzeitig stattgefunden habe,²⁶ und kritisierte eine *planmäßige, durchaus erfolgreiche Expansionspolitik zulasten des Raumes „Niedersachsen“*. *Die auch jetzt fortdauernden oldenburgischen Bestrebungen, das Land aus der Erkenntnis der eigenen räumlichen Unzulänglichkeit heraus auf Kosten des niedersächsischen Raumes zu vergrößern, würden nichts anderes als eine Fortführung der Hausmachtspolitik des früheren Reichstatthalters darstellen, so Kopf. Seine Forderung war daher unmissverständlich: Oldenburg muss als Bestandteil des Raumes Niedersachsen in Niedersachsen aufgehen*.²⁷

18 Protokoll über die Besprechung bei der Militärregierung am 22. September 1945, in: Herbert Michaelis/Ernst Schraepfer (Hg. und Bearb.), Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Eine Urkunden- und Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte, Bd. 24: Deutschland unter dem Besatzungsregime, Berlin o. J. [1977], S. 155-158, hier S. 157.

19 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 301 ff.

20 Vgl. Eckhardt, Gründung (s. Anm. 4), S. 38.

21 Denkschrift Kopfs vom 1. April 1946, in: NLA-HA, Nds. 50 Nr. 97, Bl. 36-42, hier Bl. 36.

22 Ebd., Bl. 37.

23 Ebd.

24 Hier ist Albrecht Eckhardt zuzustimmen, der konstatiert, dass dies „sicherlich so nicht zutraf!“ (Eckhardt, Gründung [s. Anm. 4], S. 39).

25 Denkschrift Kopfs vom 1. April 1946 (s. Anm. 21), Bl. 38.

26 Dies hingegen trifft zu. Vgl. zum Beispiel Kurovka (s. Anm. 13), S. 87-89.

27 Denkschrift Kopfs vom 1. April 1946 (s. Anm. 21), Bl. 38.

Theodor Tantzen, der Kopfs Gedanken vollständig ablehnte, antwortete Mitte Mai 1946 mit einer eigenen Denkschrift, die den Titel „Nord-West-Deutschland im Rahmen einer Neugliederung der Britischen Zone“ trug. Darin gestand Tantzen ein, dass das Land Oldenburg *trotz seiner bewährten Verwaltungsorganisation [...] zu klein sei, um sich in einen Neuaufbau des Reiches als selbständiges Land einzufügen.*²⁸ Zugleich aber, so Tantzen, sei die Provinz Hannover *schon jetzt zu groß.*²⁹ Ein Land Niedersachsen lehnte er deshalb als *Keimzelle für ein neues Preußen*³⁰ ab und plädierte stattdessen für die Errichtung von *Bundesländern mittlerer Flächengröße.*³¹ Dazu zählte Tantzen auch den sogenannten Weser-Ems-Staat, der neben Oldenburg die Freie Hansestadt Bremen, die Regierungsbezirke Aurich und Osnabrück, den Stadt- und Landkreis Wesermünde, den Landkreis Osterholz-Scharmbeck, die Kreise Syke und Diepholz sowie die braunschweigische Enklave Thedinghausen umfassen sollte.³²

Hinrich Wilhelm Kopf reagierte darauf, indem er u. a. mehrere Abteilungen der Provinzialregierung und das Landeskulturamt aufforderte, ihm Argumente zusammenzutragen, die *für den umfassenden Raum Niedersachsen und nicht für den Bezirk „Weser-Ems“ sprechen.*³³ So entstand eine neue Denkschrift, die am 1. Juni 1946 veröffentlicht wurde und den Titel „Grundsätzliches zur Bildung eines Landes Niedersachsen“ trug.³⁴ Selbst beim ehemaligen Herzog zu Braunschweig und Lüneburg Ernst August, dem Kopf seine Denkschrift zur Kenntnisnahme und Beurteilung zusandte, stieß sie auf ein weitgehend positives Urteil.³⁵

Theodor Tantzen hingegen fehlte es auch im eigenen Land an Unterstützung. So befürwortete die Oldenburger SPD Kopfs Niedersachsen-Pläne, da sie einem Weser-Ems-Staat keine Realisierungschancen beimaß. Als selbstständiger Staat sei „Weser-Ems“ zu klein und wirtschaftlich zu schwach; erwägenswert sei höchstens, die Konstruktion „Weser-Ems“ als Regierungsbezirk oder besondere Verwaltungseinheit in ein Land Niedersachsen zu integrieren, so die oldenburgische SPD-Landtagsfraktion.³⁶

Einen Monat nach Veröffentlichung von Kopfs Denkschrift, am 4. Juli 1946, forderte der stellvertretende Militärgouverneur Robertson den Zonenbeirat auf, einen Sonderausschuss einzusetzen, der Vorschläge für den Neuaufbau der Länder in der britischen Zone erarbeiten sollte. Der Zonenbeirat, so Robertson, solle dann über die Vorschläge abstimmen. Anschließend würden *ausführliche Weisungen für die gebietliche Neugliederung der britischen Zone* erlassen werden.³⁷

28 Denkschrift des Oldenburgischen Staatsministeriums vom 17. Mai 1946, in: NLA-HA, Nds. 50 Nr. 97, Bl. 98-103, hier Bl. 101.

29 Ebd.

30 Ebd.

31 Ebd., Bl. 100.

32 Ebd., Bl. 102.

33 Schreiben Kopfs an die Abteilungsleiter I-VI, an das Landesernährungsamt Abteilung A und B, an das Landeskulturamt sowie an Kurt Brüning vom 22. Mai 1946, in: NLA-HA, Nds. 50 Nr. 97, Bl. 161.

34 Sie ist enthalten in: NLA-HA, Nds. 50 Nr. 97, Bl. 124-145. Die neue Denkschrift wich nur in einem Punkt von der vorangehenden Denkschrift Kopfs ab: Der Abschnitt „Die künftige Verwaltungsstruktur Niedersachsens“ fehlte jetzt.

35 Vgl. das Schreiben von Ernst August Herzog zu Braunschweig und Lüneburg an Hinrich Wilhelm Kopf vom 25. Juni 1946, in: NLA-HA, V.V.P. 6 Nr. 37, Bl. 1 f.

36 Vgl. Eckhardt, Gründung (s. Anm. 4), S. 46 f.

37 Vgl. das Schreiben des stellvertretenden Militärgouverneurs Brian H. Robertson an den Zonenbeirat vom 4. Juli 1946, in: NLA-HA, Nds. 50 Nr. 98, Bl. 30 f. (Zitat: Bl. 30).

Hinrich Wilhelm Kopf wurde in seiner Funktion als Oberpräsident der Provinz Hannover Mitglied des Sonderausschusses und verfolgte in diesem Rahmen seine Niedersachsen-Pläne. Mit Unterstützung mehrerer Wissenschaftler fertigte er ein Gutachten an, das die Errichtung von drei Ländern (Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen und Schleswig-Holstein) und zwei Stadtstaaten (Hamburg und Bremen) vorsah, wobei sich das Land Niedersachsen aus Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Lippe zusammensetzen sollte.³⁸

Den ersten Teil des Gutachtens hatte der Geograf Kurt Brüning verfasst. Unter der Überschrift „Niedersachsen als einheitlicher Natur- und Wirtschaftsraum“ warb er für Niedersachsen als geradezu mustergültiges Beispiel eines durch natürliche Faktoren sowie Wirtschafts-, Verkehrs- und Verwaltungsstrukturen vorgegebenen geografischen Raumes. Unverblümt kritisierte er das Land Oldenburg, welches, *wie ein Pfahl im Fleisch Hannovers sitzend*,³⁹ seit Ende des Zweiten Weltkrieges versuche, die Expansionspolitik der Nationalsozialisten in Form eines Weser-Ems-Staates fortzusetzen. Gerade in finanzieller Hinsicht sei Oldenburg auf den Raum Niedersachsen angewiesen.⁴⁰

Da das Gutachten möglichst viele Unterstützer finden sollte, plante Kopfs Mitarbeiter Carl von Campe das Vorgehen minutiös. Zweckmäßig, so Campe, sei es, *zunächst denjenigen Herren näherzutreten, deren Unterschriften sicher sind. Es folgen dann diejenigen, die wahrscheinlich zu einer Unterstützung gewonnen werden können. Ganz auszuschneiden haben die unbedingten Gegner (insbesondere Braunschweig und Oldenburg), denen der Entwurf keinesfalls zugänglich gemacht werden darf*.⁴¹ Diese Strategie hatte Erfolg: Unter anderem war es der Vertreter Hamburgs im Sonderausschuss, der Zweite Bürgermeister der Stadt, Adolph Schönfelder, der Hinrich Wilhelm Kopfs Neugliederungsvorschlag unterzeichnete.⁴²

Sowohl Braunschweig als auch Oldenburg gerieten unterdessen mehr und mehr ins Hintertreffen. Tantzen beispielsweise suchte sich viel später als Kopf wissenschaftliche Unterstützung: Erst am 8. August 1946 bat er den aus Oldenburg stammenden Philosophen Karl Jaspers, ihm einen oder mehrere Professoren zu nennen, die ein Gutachten im Sinne des Weser-Ems-Landes schreiben könnten. Jaspers, der damals an der Universität Heidelberg lehrte, sprach daraufhin mit seinen Kollegen Alfred Weber (Ökonom und Soziologe) und Fritz Ernst (Historiker), die Tantzen am 22. Au-

38 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 315-318 und S. 323-329.

39 Diese Formulierung findet sich bereits in Hinrich Wilhelm Kopfs Denkschrift vom 1. April 1946. Auch zahlreiche weitere Wendungen kommen identisch in der Denkschrift vor, sodass man annehmen kann, dass diese in weiten Teilen von Kurt Brüning stammte. Dies überrascht nicht, denn Kopf und Brüning kannten sich seit Februar 1929, als der hannoversche Geograf Brüning für den zweiten Band der Denkschrift „Niedersachsen im Rahmen der Neugliederung des Reiches“ zum ersten Mal bei dem damaligen Landrat des Kreises Hadeln Kopf Informationen zur territorialen Zersplitterung im Land Hadeln einholte. Vgl. dazu Nentwig (s. Anm. 8), S. 183 f. und S. 308. Brüning sollte Kopf 1946 mehrfach mit Rat und Tat zur Seite stehen, um die Bildung eines Landes Niedersachsen durchzusetzen. Vgl. zum Beispiel ebd., S. 316.

40 Vgl. Kurt Brüning, Niedersachsen als einheitlicher Natur- und Wirtschaftsraum, in: Ders./Ulrich Scheuner/Ernst Wagemann, Das Land Niedersachsen. Als Gutachten dem Zonenbeirat für die Britische Besatzungsbehörde am 17. September 1946 vorgelegt, Hannover 1946, S. 3-22 (Zitat: S. 11).

41 Zusammenfassender Bericht Carl von Campes vom 23. August 1946 über Verlauf und Ergebnis der 2. Sitzung des Sonderausschusses für den Neuaufbau der Länder des Zonenbeirats in Hamburg am 19. und 20. August 1946, in: NLA-HA, Nds. 50 Nr. 102, Bl. 1-5, hier Bl. 5.

42 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 327.

gust 1946 kontaktierte. Beide antworteten zwar, aber so spät, dass die Zeit für ein Gutachten nicht mehr ausreichte.⁴³

Denn schon am 20. September 1946 kam der Zonenbeirat in Hamburg zu einer Plenarsitzung zusammen, um eine Vorentscheidung für die zukünftige Gliederung der britischen Zone zu treffen. Jetzt zeigte sich, dass die hannoverschen Anstrengungen erfolgreich waren, denn das von Kopf vorgelegte Gutachten fand mit 16 zu sechs Stimmen eine Mehrheit. Für das vom früheren Oberpräsidenten der Nordrhein-Provinz Robert Lehr und dem Düsseldorfer Oberlandesgerichtspräsidenten Heinrich Lingemann eingereichte Gutachten stimmten nur sechs Mitglieder des Zonenbeirats, 17 dagegen. Es sah ebenfalls eine Dreigliederung der britischen Zone vor; doch anders als Kopf wollten Lehr und Lingemann Lippe sowie den Südteil des Regierungsbezirks Osnabrücks dem Land Nordrhein-Westfalen eingliedern und Cuxhaven statt Niedersachsen der Hansestadt Hamburg zuordnen. Kurt Schumachers Gutachten, das neben Nordrhein-Westfalen nur ein einziges Land für das gesamte Restgebiet der britischen Zone vorschlug, fand neun Unterstützer, aber 19 Gegenstimmen. Das vierte und letzte Hauptgutachten⁴⁴ – das von Theodor Tantzen mit einem Zusatzgutachten des braunschweigischen Ministerpräsidenten Alfred Kubel – erhielt dagegen keine einzige Stimme.⁴⁵ Tantzen sah fünf Länder – Nordrhein-Westfalen, Schleswig-Holstein, Weser-Ems, Hannover und Braunschweig – sowie die beiden Stadtstaaten vor, wobei Hannover erheblich zugunsten des Landes Weser-Ems verkleinert werden sollte. Alfred Kubel schlug in seinem Zusatzgutachten vor, die Länder Schleswig-Holstein, Weser-Ems, Hannover und Braunschweig sowie Hamburg und Bremen zu einem *Bundesland* (namens *Niederdeutschland*) zu vereinigen.⁴⁶

Für Tantzens und Kubels Abstimmungsniederlage war in erster Linie die Organisationsstruktur des Zonenbeirats verantwortlich. Bremen, Braunschweig, Lippe und Oldenburg entsandten zusammen nur einen Vertreter in den Zonenbeirat, der turnusmäßig wechselte. An diesem 20. September war Bremen an der Reihe, dessen Vertreter, Bürgermeister Wilhelm Kaisen, dem Niedersachsen-Plan Hinrich Wilhelm Kopfs seine Stimme gab.⁴⁷ Für Tantzen muss die Abstimmungsniederlage er-

43 Vgl. ebd., S. 326.

44 Neben den hier vorgestellten vier Hauptanträgen gab es noch mehrere weitere Gutachten und Erklärungen, darunter etwa ein gemeinsames Gutachten von Adolph Schönfelder (Zweiter Bürgermeister der Hansestadt Hamburg und Vertreter Hamburgs im Sonderausschuss des Zonenbeirats) und Martin Heinrich Wilkens (Präses der Handelskammer der Hansestadt Bremen und Repräsentant Bremens im Sonderausschuss). Vgl. dazu Walter Vogel/Christoph Weisz (Bearb.), *Akten zur Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1945-1949*, Bd. 1: September 1945-Dezember 1946, München/Wien 1976, S. 823 ff.

45 Zuvor, im Sonderausschuss des Zonenbeirats, bei dem die Vorschläge und Denkschriften zum Neuaufbau der Länder in der britischen Zone am 6. September 1946 eingereicht worden waren, hatte sich folgende Resonanz ergeben: Kopfs Gutachten hatten insgesamt 11 der 28 Ausschussmitglieder unterzeichnet, während das Gutachten von Schumacher lediglich von sieben, das von Tantzen und Kubel von sechs und das von Lehr nur von zwei Ausschussmitgliedern unterstützt worden war. Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 327 f.

46 Vgl. Vogel/Weisz (s. Anm. 44), S. 832-837 (Zitate: S. 836). Vgl. auch Nentwig (s. Anm. 8), S. 328 f. Die Gutachten von Lehr, Schumacher, Kopf, Tantzen (einschließlich des Zusatzgutachtens von Kubel) sind abgedruckt in: Vogel/Weisz (s. Anm. 44), S. 823-837.

47 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 329. Hinzu kam, dass von den sechs Mitgliedern des Sonderausschusses, die das oldenburgische Gutachten und den dazugehörigen braunschweigischen Eventualvorschlag unterzeichnet hatten, nur der Leiter der Oberpostdirektion Bremen, Karl Schneider, dem Zonenbeirat als stimmberechtigtes Mitglied angehörte. Dieser aber enthielt sich bei der entscheidenden Abstimmung am 20. September 1946 oder stimmte gar für einen anderen Antrag. Vgl. ebd., S. 329 f.

niedrigend gewesen sein. Er nahm an der Zonenbeiratssitzung ohne Stimmrecht teil.⁴⁸ Nachdem Tantzen bereits mehrfach Wortbeiträge abgegeben hatte und dann durch einen Zuruf aufgefallen war, rief Konrad Adenauer, der für die CDU dem Zonenbeirat angehörte: *Ich möchte doch bitten, Herr Tantzen, Sie sind doch nicht anwesend.*⁴⁹ Damit sorgte Adenauer für *Heiterkeit*, wie das Protokoll vermerkt.⁵⁰

Einen Monat später, am 23. Oktober 1946, gab der stellvertretende Militärgouverneur Robertson vor dem Zonenbeirat eine Erklärung zur zukünftigen Gliederung der britischen Zone ab. Danach hätten sich von den eingereichten Vorschlägen *drei von hervorragender Bedeutung*⁵¹ erwiesen: die von Kopf, Schumacher und Tantzen bzw. Kubel. Nach intensiver Prüfung sei man zu dem Schluss gekommen, dass die von Kopf *vorgebrachte Lösung die beste Basis zur Befriedigung aller und für die Verwaltung abzugeben scheint.*⁵² Zur Begründung führte Robertson an, dass ein einziges Land neben Nordrhein-Westfalen einer effizienten Verwaltung im Wege stünde, während die Schaffung von zu vielen kleinen Ländern eine wirkungsvolle Dezentralisierung verhindern würde. Die Pläne Tantzens und Kubels stellte der stellvertretende Militärgouverneur mit dieser Argumentation allerdings nicht vollständig zur Disposition, denn er bezeichnete es als *wünschenswert [...], soweit wie möglich das Eigenleben altüberkommener Teile des staatlichen Aufbaues, wie Braunschweig und Oldenburg, aufrechtzuerhalten.*⁵³ Die Briten, so präzisierte Robertson, würden *es für äußerst wichtig halten, daß bei der Ausarbeitung der Verfassung für das Land Niedersachsen mit äußerster Sorgfalt vorgegangen wird. [...] Es darf sich nicht darum handeln, daß gewisse Organe von anderen absorbiert oder annektiert werden. Aus Gründen der Zweckmäßigkeit und wegen der guten Verkehrslage liegt es auf der Hand, daß Hannover die Hauptstadt des neuen Landes wird. Dieses Land soll aber zu einem Zusammenschluß seiner verschiedenen Bestandteile führen, deren betreffende Eigenart weitestgehend erhalten bleiben muß,* so Robertson.⁵⁴

Nach dem stellvertretenden Militärgouverneur ergriff zunächst Kopf das Wort. Er begrüßte die Entscheidung der Engländer als *einen wesentlichen Fortschritt hinsichtlich einer sachlichen Gliederung des deutschen Gebietes und einer Demokratisierung der deutschen Verwaltung.*⁵⁵ Anschließend folgte Tantzen, der zunächst im Namen der *kleinen Länder* mitteilte, *daß wir nicht ohne schmerzliche Gefühle Abschied nehmen von der Selbständigkeit der Länder bisher. Angesichts der Sorge, dass die Eigenart dieser Kulturzentren irgendwie in einer Masse verschwindet,* griff er sogleich die von Robertson für Oldenburg und Braunschweig in Aussicht gestellten Perspektiven auf: *Man hoffe, daß die Vereinigung mehrerer Länder zu einer größeren Einheit, wie es jetzt hier beabsichtigt ist, den selbständigen Charakter jedes Landes, auch der kleinen Länder, bei dem Aufbau der Verwaltung wahr.*⁵⁶

48 Vgl. Gabriele Stüber (Bearb.), Zonenbeirat. Zonal Advisory Council. 1946-1948. Protokolle und Anlagen: 1.-11. Sitzung 1946/47, zweiter Halbbd.: 7.-11. Sitzung 1946/47, Düsseldorf 1994, S. 898, Anm. 196, und S. 901, Anm. 204.

49 Zit. nach Wortprotokoll der 7. Sitzung, 18.-20. September 1946, abgedruckt in: ebd., S. 846-988, hier S. 909.

50 Ebd., S. 910.

51 Zit. nach Vogel/Weisz (s. Anm. 44), S. 966.

52 Zit. nach ebd.

53 Zit. nach ebd.

54 Zit. nach ebd., S. 966 f.

55 Zit. nach ebd., S. 971.

56 Zit. nach ebd.





Abb. 1: Das erste niedersächsische Kabinett am 26. November 1946, dem Tag der ersten Kabinettsitzung. Vordere Reihe von links nach rechts: Theodor Tantzen (Minister für Verkehr, zugleich Stellvertreter des Ministerpräsidenten), Hinrich Wilhelm Kopf (Ministerpräsident), August Block (Minister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten). Hintere Reihe von links nach rechts: Karl Abel (Minister für soziale Angelegenheiten bzw. – seit dem 8. Dezember 1946 – für Volksgesundheit und Wohlfahrt), Adolf Grimme (Minister für Volksbildung, Kunst und Wissenschaft bzw. – seit dem 18. Dezember 1946 – Kultusminister), Wilhelm Ellinghaus (Minister für Justiz), Alfred Kubel (Minister für Wirtschaft), Georg Strickrodt (Minister für Finanzen), Hans-Christoph Seebohm (Minister für Aufbau und Arbeit) (Foto: Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung e. V., Bonn, 6/FOTA007240).

Zwei Tage später, am 25. Oktober 1946, kamen die Ministerpräsidenten Kopf⁵⁷, Kubel und Tantzen mit dem Gebietsbevollmächtigten für die Region Hannover Macready zusammen, um den Gesetzentwurf über die Bildung des Landes Niedersachsen zu beraten. Dieser wurde am 31. Oktober 1946 vom Sonderausschuss des Zonenbeirats gebilligt und diente als Grundlage für die Verordnung Nr. 55, die die britische Militärregierung am 8. November 1946 veröffentlichte und mit der das Land Niedersachsen rückwirkend zum 1. November 1946 gegründet wurde. Am 23. November 1946 ernannte die Militärregierung Hinrich Wilhelm Kopf zum Ministerpräsidenten des Landes Niedersachsen und genehmigte ihm, die von ihm vorgeschlagenen Persönlichkeiten zu Mitgliedern der ersten niedersächsischen Landesregierung zu ernennen.⁵⁸

57 Kopf war seit dem 23. August 1946 Ministerpräsident des neuen Landes Hannover. Vgl. dazu Nentwig (s. Anm. 8), S. 279.

58 Vgl. ebd., S. 332.

Kopfs Vorschlagsrecht für die Minister war durch die Empfehlungen eingeschränkt gewesen, die die Militärregierung ihm bereits am 26. Oktober 1946 übermittelt hatte. Unter anderem sollten die früheren Länder Braunschweig, Oldenburg und Hannover gemäß ihrer Bevölkerungszahl repräsentiert sein. Indem Kopf mit Theodor Tantzen den früheren oldenburgischen Ministerpräsidenten und mit Alfred Kubel den früheren braunschweigischen Ministerpräsidenten in sein Kabinett holte, kam er nicht nur den Empfehlungen der Militärregierung nach, sondern setzte vor allem ein Signal zugunsten Oldenburgs und Braunschweigs, die zuvor viel Kritik am hannoverschen Zentralismus geübt hatten.⁵⁹ Neben Tantzen und Kubel berief Kopf am 23. November 1946 sieben weitere Politiker in ihr Ministeramt. Dieser Tag gilt seitdem als Gründungsdatum des Landes Niedersachsen.

3. Die Jahre 1946 bis 1955 und 1957 bis 1961

Wie sich das Verhältnis zwischen Hinrich Wilhelm Kopf und dem neuen Landesteil Oldenburg in den Jahren seiner Ministerpräsidentschaft und seiner Tätigkeit als niedersächsischer Innenminister⁶⁰ gestaltete, soll im Folgenden anhand von vier Themen gezeigt werden: anhand der Diskussionen über die Verwaltungsgliederung, der oldenburgischen Selbstständigkeitsbestrebungen, der Verhandlungen über ein sogenanntes Oldenburg-Gesetz und der Auseinandersetzungen über die Landesflagge.

3.1 Die Diskussionen über die Verwaltungsgliederung

Bereits zwischen dem 23. Oktober 1946, als der stellvertretende Militärgouverneur Robertson die Errichtung des Landes Niedersachsen vor dem Zonenbeirat ankündigte, und dem 8. November 1946, als die Verordnung Nr. 55 die Landesgründung vollzog, wurden von Oldenburg aus verschiedene Initiativen ergriffen, um die eigenen Interessen gegenüber Hannover zu stärken. Denn die Furcht vor einem ausgeprägten hannoverschen Zentralismus war groß. In Oldenburg wurde nun die Zielsetzung vertreten, das ehemalige Land bei den zu schaffenden Verwaltungseinheiten geschlossen, d. h. ohne Grenzänderungen, zu erhalten und zum Zentrum eines höheren Verwaltungsbezirks mit umfangreichen Kompetenzen zu machen. Um in dieser Hinsicht Druck auf Hannover auszuüben, führten Theodor Tantzen und der Innenminister und stellvertretende Ministerpräsident des Landes Oldenburg August Wegmann am 6. November 1946 einen Beschluss des Oldenburgischen Landtages herbei, der einstimmig angenommen wurde.⁶¹

59 Vgl. ebd., S. 471.

60 Ministerpräsident des Landes Niedersachsen war Kopf zweimal, zunächst vom 23. November 1946 bis zum 26. Mai 1955, und dann noch einmal vom 12. Mai 1959 bis zu seinem Tod am 21. Dezember 1961. Vom 19. November 1957 bis zum 12. Mai 1959 bekleidete er zudem das Amt des niedersächsischen Innenministers.

61 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 570.



Darin heißt es u. a.: *Der Landtag hat von der durch die Militärregierung angeordneten Aufhebung der Selbständigkeit unseres Landes, das Jahrhunderte als staatliche Einheit bestanden und sich bewährt hat, Kenntnis genommen. Er bedauert, daß eine so einschneidende Entscheidung unter Außerachtlassung des Selbstbestimmungsrechts der Bevölkerung getroffen wurde. Er spricht die Erwartung aus, daß bei den Durchführungsmaßnahmen nicht ein zweites Mal diktatorisch über das Schicksal des Landes und seiner Bewohner verfügt wird. Er hofft, daß das kleine Oldenburg nicht ohne weiteres von dem großen Niedersachsen einfach anektiert (sic!) und absorbiert wird. Der Landtag unterstreicht die in seiner Entschließung vom 26.7.46 zum Ausdruck gebrachte Forderung, daß das Gebiet des Landes Oldenburg in seinen bisherigen Grenzen unberührt bleibt und nicht zerstückelt wird. Nicht nur die Achtung vor der Jahrhunderte alten Tradition, sondern vor allem auch das Wohl seiner Bevölkerung sollten eine Aufteilung verbieten. Deshalb fordert der Landtag auch, daß die bewährte oldenburgische Verwaltung soweit als irgend möglich erhalten bleibt [...].*⁶² Die Sorgen Oldenburgs vor einer „Absorption“ waren nicht ganz unbegründet, denn Hinrich Wilhelm Kopfs Vorstellungen und die Oldenburgs gingen weit auseinander. Das wurde sehr schnell deutlich.

Nachdem mit einem Befehl der Militärregierung vom 14. November 1946 die Landtage und Ministerien der früheren Länder Hannover, Braunschweig und Oldenburg sowie der Landesrat von Schaumburg-Lippe aufgelöst worden waren, präzisierte Kopf den Befehl der Militärregierung am 23. November 1946 dahingehend, dass Oldenburg und Braunschweig die Stellung von Regierungsbezirken erhielten und die ehemaligen Staatsministerien in Oldenburg und Braunschweig von jetzt an – in Kontrast zu den sechs hannoverschen Regierungsbezirken – die Bezeichnung „Der Präsident des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Oldenburg“ bzw. „Der Präsident des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig“ führen sollten.⁶³ Damit ging, verglichen mit den Regierungspräsidenten, ein größerer Aufgabenbestand einher.⁶⁴

Fünf Tage später schlug Kopf dann den Briten vor, Braunschweig und Oldenburg verwaltungsmäßig neu aufzuteilen, dabei aber ihre kulturellen Traditionen zu erhalten. Die Militärregierung lehnte eine solche Reorganisation jedoch ab, da die Traditionen der früheren Länder gewahrt werden müssten.⁶⁵ So überrascht es kaum, dass Hinrich Wilhelm Kopf öffentlich von Anfang an eine ausgleichende Haltung einnahm. Bereits in seiner Regierungserklärung vom 9. Dezember 1946 betonte er, dass *das Zusammenwachsen aller Teile unseres Landes reibungslos und schnell vonstatten gehen solle und den Besonderheiten der einzelnen Teile des Landes Rechnung getragen werde.*⁶⁶ Er führte zugleich aus, dass die zukünftigen Landesbehörden der Mittelin-

62 Entschließung des Oldenburgischen Landtages, abgedruckt in: Albrecht Eckhardt (Hg.), *Oldenburger Landtagsreden*, ausgewählt und mit einem Nachwort zur Geschichte des Oldenburgischen Landtags, Göttingen 1978, S. 68 f. (Zitat: S. 68).

63 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 572.

64 Vgl. Heinrich Korte/Bernd Rebe, *Verfassung und Verwaltung des Landes Niedersachsen*, 2. Aufl., Göttingen 1986, S. 357 f.

65 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 572 f.

66 Stenographischer Bericht über die Erste (konstituierende) Sitzung des Niedersächsischen Landtages am 9. Dezember 1946 im Hodlersaal des Neuen Rathauses in Hannover, in: *Niedersächsischer Landtag Hannover, Stenographische Berichte. Erste Ernennungsperiode (1. bis 13. Sitzung: 1. Sitzung am 9. Dezember 1946 bis 13. Sitzung am 28. März 1947)*, Hannover o. J. [1947], Sp. 1-16, hier Sp. 8.



stanz nach Möglichkeit alle Verwaltungsorgane in sich vereinigen sollten, wobei es die *vornehmste Aufgabe* der Mittelinstanz sein werde, *die Interessen der verschiedenen Zweige der Landesverwaltung aufeinander abzustimmen und zum Ausgleich zu bringen*. Diese Aufgabe, so Kopf weiter, könne sie umso eher erfüllen, *je umfassender ihr Zuständigkeitsbereich ist*.⁶⁷

Dieses Plädoyer für die Mittelstufe verdeckte, dass Kopf in Wirklichkeit deren Abschaffung verfolgte. Besonders die Verwaltungsbezirke Oldenburg und Braunschweig sah er als Hindernisse beim Zusammenwachsen des neuen Landes an, und zwar weil ihre Stellung – wie bereits angesprochen – im Vergleich zu den sechs hannoverschen Regierungsbezirken herausgehoben war. So besaßen sie in verschiedenen Bereichen mehr Befugnisse, etwa im Forstwesen oder bei den höheren Schulen.⁶⁸

Bereits in dem Entwurf für die Verfassung des Landes Niedersachsen, den Kopf im Sommer 1947 erarbeitete, kamen die Verwaltungsbezirke nicht mehr vor; als Gebietskörperschaften waren ausschließlich Gemeinden und Landkreise vorgesehen.⁶⁹ Zur gleichen Zeit, am 17. Juni 1947, zog Kopf die Existenzberechtigung der Verwaltungsbezirke auch in seiner Regierungserklärung vor dem ersten gewählten Niedersächsischen Landtag vorsichtig in Zweifel: *Ganz allgemein, heißt es dort, müssen wir Vorsorge dafür treffen, daß das gesamte staatliche Leben in organischer Beziehung zu den gegebenen wirtschaftlichen und verkehrspolitischen Verhältnissen steht. Die Entwicklung von starken Kreisinstanzen und eine Neugliederung der Verwaltungsbezirke unseres Landes werden die Voraussetzungen hierfür mit schaffen. Das Staatsministerium wird deshalb in Kürze den Entwurf eines Gesetzes vorlegen, wonach es die Grenzen der Gemeinden, der Kreis- und der Verwaltungsbezirke neu festlegen kann. Es ist nötig, uns frühzeitig mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Not der Zeit uns zwingt, mehr der Vernunft als den uns lieb gewordenen überkommenen Verbindungen und Gewohnheiten zu folgen*.⁷⁰

Nach Kopfs Interpretation sollten also die Erfordernisse der Wirtschaft und des Verkehrs die mit den Verwaltungsbezirken fortbestehenden Grenzlinien aus dynastischer Zeit verdrängen. Die Regierungsvorlage, der sogenannte *Entwurf eines Ersten Gesetzes zur Vereinfachung der Verwaltung*, fiel dann sogar noch radikaler aus, als erwartet worden war: Die Regierungspräsidenten und die Präsidenten der Verwaltungsbezirke Braunschweig und Oldenburg sollten fortfallen, ihre Kompetenzen auf die Landesregierung übergehen.⁷¹

Der Gesetzentwurf stieß bei einem Teil der Landtagsangehörigen auf Widerstand. Der Oldenburger Abgeordnete Ernst Martens etwa warf der Regierung in der Landtagssitzung vom 5. November 1947 Rechtsbruch vor: *In der Anordnung Nr. 55 der Militärregierung, so Martens, ist gesagt worden, daß die bisherigen Länder Teile eines neuen Landes werden sollen, und im Artikel IV der Verordnung Nr. 70 der Militärregierung ist gesagt worden, daß die Tradition, die kulturellen Einrichtungen, die historischen Interessen und die Architektur der früheren Länder erhalten bleiben sollen. Meine Damen und Herren!*

67 Ebd., Sp. 11.

68 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 594.

69 Vgl. ebd., S. 594 f.

70 Niedersächsischer Landtag Hannover, Stenographische Berichte. 1. Wahlperiode (I. bis X. Tagungsschnitt, 1. bis 25. Sitzung: 1. Sitzung am 13. Mai 1947 bis 25. Sitzung am 8. Januar 1948), Bd. 1 (Spalte 1-1344), Hannover o. J. [1948], Sp. 128.

71 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 595.



Diese Verordnungen sind kaum ein Jahr alt und schon ist Niedersachsen, da es jetzt das Heft in der Hand hat, gewillt, all das beiseite zu schieben und neue Einrichtungen zu schaffen, die auf diese Versicherungen von damals keine Rücksicht nehmen. [...] Glauben Sie, daß dies alles dazu beiträgt, das Vertrauen in die niedersächsische Regierung in den Außenbezirken zu stärken? Ich glaube im Gegenteil, daß die niedersächsische Regierung kein Interesse daran haben kann, heute einfach etwas zu ignorieren, was feierlich versichert worden ist vor knapp einem Jahr. Ich glaube nicht, daß die Regierung Niedersachsens in Hannover es sich leisten kann, eine solche Probe zu machen und den Bogen zu überspannen. [...] Ich mache ferner noch darauf aufmerksam, daß der letzte Landtag in Oldenburg in seiner letzten Sitzung eine Entschließung angenommen hat, die von allen Parteien gebilligt wurde und in der dem Sinne nach gesagt wird: Wir nehmen zwar zur Kenntnis, daß Oldenburg in Niedersachsen aufgehen soll. Wir nehmen davon mit Bedauern Kenntnis und müssen es leider hinnehmen, aber wir gehen dabei davon aus, daß Oldenburg als Ganzes bestehen bleibt und daß es niemals zerstückelt und in seinen Grenzen geändert wird. Dieser Beschluß ist, wie ich schon sagte, von allen Parteien gefaßt worden. Und jetzt will die niedersächsische Regierung sich eine Ermächtigung geben lassen, wonach sie neue Grenzen festlegen kann, wie sie es will. [...] Ich glaube nicht, daß der Landtag seiner Regierung eine solche Ermächtigung geben sollte. Das würde allen demokratischen Grundsätzen widersprechen. [...] Die Oldenburger würden es niemals verstehen, wenn dieser erste Schritt getan würde, denn sie würden fühlen, daß diesem ersten Schritt weitere folgen würden und daß ihr ganzes Gebäude, ihre ganze Einrichtung und Tradition zusammenbrechen muß. Seine Rede beendete Martens mit der Warnung, die Entfremdung würde von Tag zu Tag wachsen, sollte die niedersächsische Regierung den Oldenburgern ihre liebgewordene fast 150 Jahre alte Tradition und ihre Einrichtungen nehmen.⁷²

Angesichts solcher und ähnlicher Kritik verwundert es nicht, dass Kopfs Versuch, sich der Zuständigkeiten der Mittelinstanz zu bemächtigen, im Sande verlief. Selbst die Wirtschaft, die in seinen Vorstellungen als Nutznießerin der Neugliederung galt, hegte Bedenken: Aus Sorge um eine zu starke Zentralisierung in Hannover lehnte sie den geplanten Verwaltungsumbau ab. Die Landesregierung sah sich deshalb gezwungen, ihren Gesetzentwurf noch vor der zweiten Lesung zurückzuziehen.⁷³

Die Diskussionen um die Verwaltungsneugliederung verstummten trotzdem nicht, denn ein halbes Jahr später, im Sommer 1948, schlug der stellvertretende Vorsitzende der SPD-Landtagsfraktion, Georg Diederichs, im Landtagsausschuss für innere Verwaltung vor, die beiden Verwaltungsbezirke in Regierungsbezirke umzubenennen. Bei den Ausschussmitgliedern stieß er damit auf ein positives Echo. In Oldenburg dagegen schrillten wieder die Alarmglocken; insbesondere August Wegmann, seit dem 19. Dezember 1946 Präsident des Verwaltungsbezirks Oldenburg,⁷⁴ zeigte sich echauffiert über die neuen Pläne.⁷⁵ Bezug nehmend auf die *in Jahrhunderten gewachsene Landesgesetzgebung und Landesverwaltung*, unterstrich er: *Sachlich ist ein derartiger Antrag unangebracht und töricht, politisch in höchstem Maße schädlich. [...] Jeder, der von*

72 Niedersächsischer Landtag Hannover, Stenographische Berichte (s. Anm. 70), Sp. 821 f. (Hervorhebung im Original).

73 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 596 f.

74 Wegmann war zunächst kommissarisch, seit dem 1. Januar 1950 (bis 1953) endgültig Präsident des Verwaltungsbezirks Oldenburg. Vgl. Eckhardt, Oldenburg und Niedersachsen (s. Anm. 4), S. 501 f.

75 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 597.

Verwaltung und Gesetzgebung etwas versteht, weiß, daß man diese Gesetze und Verordnungen sowie die meist auf Gesetz beruhenden Anstalten und Einrichtungen nicht mit einem Federstrich beseitigen oder gleichschalten, sondern daß man dies nur im Wege einer sorgfältig überlegten Gesetzgebung machen kann. Wenn der Antrag Dr. Diederichs im letzten diesen Federstrich zum Ziele hat, dann wäre ein solches Vorgehen weit mehr als öde Gleichmacherei; es wäre brutale und verhängnisvolle Zerstörung von historisch Gewachsenem. Nicht einmal die gleichschaltungswütigen Nazis haben sich zu solchen Unbesonnenheiten hinreissen lassen. [...] Die Annahme des Antrages Dr. Diederichs würde von weitesten Kreisen der Bevölkerung in Oldenburg und Braunschweig als ein neuer Schlag empfunden werden und die Unzufriedenheit gegen Hannover in unverhohlene Feindschaft verwandeln. Seit der Bildung Niedersachsens ist der Einfluß Oldenburgs ständig zurückgegangen; im neusten niedersächsischen Kabinett ist Oldenburg überhaupt nicht mehr vertreten. Mehr und mehr kommt hier das Gefühl auf, daß Oldenburg von Hannover her als eine Art „Kolonie“ behandelt wird. Diese Stimmung würde durch die Annahme des Antrages Dr. Diederichs neue Nahrung finden, so Wegmann.⁷⁶

Zu seiner Beruhigung scheiterte auch diese Initiative. Sie hatte nichtsdestotrotz eine langfristige Folge: Der Vorstoß der Sozialdemokraten, die Verwaltungs- in Regierungsbezirke umzubenennen, veranlasste Mitte Juli 1948 mehrere oldenburgische Politiker und andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, den „Oldenburgischen Landesbund“ zu gründen.⁷⁷ Er hatte bereits kurze Zeit später knapp 4.000 Mitglieder, fand „breite Unterstützung in den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Eliten der Region“⁷⁸ und wurde zum Verfechter der Wiederherstellung der oldenburgischen staatlichen Souveränität.

3.2 Die oldenburgischen Selbstständigkeitsbestrebungen

Die oldenburgischen Selbstständigkeitsbestrebungen bekamen durch die Ländergrenzen-Debatte Aufwind, die in der Vorbereitungsphase des Grundgesetzes einsetzte. Da es den Ministerpräsidenten auch nach langen Diskussionen nicht gelang, sich auf größere Grenzveränderungen zwischen den Ländern zu einigen, wurde der

76 Stellungnahme Wegmanns vom 17. Juni 1948. Sie liegt seinem Schreiben an den früheren hannoverschen Innenminister Bernhard Pfad (CDU) vom 18. Juni 1948 bei. Beides ist enthalten in: Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., Sankt Augustin (ACDP), 01-366-003/1. Bei Wegmanns Klagen über den hannoverschen Zentralismus ist zu berücksichtigen, dass er nicht Mitglied des ersten niedersächsischen Kabinetts geworden war. Möglicherweise war er deshalb besonders schlecht auf Hannover zu sprechen. Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 598 und S. 630. Anders als Theodor Tantzen war Wegmann nie Anhänger eines Weser-Ems-Staates, sondern sprach sich immer für die Eigenständigkeit Oldenburgs aus, wie Albrecht Eckhardt im Gespräch mit der Verfasserin im Anschluss an ihren Vortrag betonte.

77 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 598. Zum Oldenburgischen Landesbund vgl. auch Josef Zürlík, Vom Lande Oldenburg zum Regierungsbezirk Weser-Ems, in: Oldenburger Jahrbuch 80, 1980, S. 151-184, hier S. 171 f.; Dietmar von Reeken, Von den Zeiten des Tacitus bis in die jüngste Gegenwart. Vergangenheitsdeutungen, Gegenwartsdiagnosen und Zukunftserwartungen in den Diskursen über die oldenburgische Selbstständigkeit nach 1945, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 86, 2014, S. 161-183, hier insbesondere S. 169-182; o. V., Oldenburgische Rosinen, in: Der Spiegel, 27.10.1949.

78 Von Reeken (s. Anm. 77), S. 169.

Auftrag zur Neugliederung an den Parlamentarischen Rat weitergegeben.⁷⁹ Dem Engagement oldenburgischer Politiker ist es zu verdanken, dass der Parlamentarische Rat die Reform der Ländergrenzen als verbindlichen Verfassungsauftrag im Grundgesetz verankerte.⁸⁰ So besagte Artikel 29 Grundgesetz, dass das Bundesgebiet *unter Berücksichtigung der landsmannschaftlichen Verbundenheit, der geschichtlichen und kulturellen Zusammenhänge, der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit und des sozialen Gefüges neu zu gliedern sei, wobei die Neugliederung Länder schaffen sollte, die nach Größe und Leistungsfähigkeit die ihnen obliegenden Aufgaben wirksam erfüllen können.*⁸¹

Daneben sah Artikel 29 vor, dass innerhalb eines Jahres nach Inkrafttreten des Grundgesetzes in den Gebietsteilen, die nach dem 8. Mai 1945 ihre Landeszugehörigkeit ohne Volksabstimmung geändert hatten, durch Volksbegehren eine Entscheidung über eine Änderung der Landeszugehörigkeit getroffen werden konnte. Das traf in Niedersachsen neben Braunschweig und Schaumburg-Lippe auf Oldenburg zu. Allerdings blieb Artikel 29 zunächst ohne Bedeutung, denn die Militärgouverneure suspendierten ihn vorläufig mit ihrem Schreiben vom 12. Mai 1949, welches das Grundgesetz genehmigte.⁸²

Die Neugliederungsdebatte kam erwartungsgemäß auch nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland nicht zum Erliegen. Nachdem der Mitte Oktober 1949 gebildete Bundestagsausschuss für innergebietliche Neuordnung zu keiner einvernehmlichen Lösung gekommen war, berief die Bundesregierung einen Sachverständigenausschuss für die Neugliederung des Bundesgebietes, der im September 1952 seine Arbeit aufnahm. Den Vorsitz des Ausschusses übernahm der frühere Reichskanzler Hans Luther, weshalb der Ausschuss auch „Luther-Ausschuss“ genannt wurde. Seine Mitglieder bereisten in den folgenden Monaten die einzelnen Bundesländer, um vor Ort Informationen zusammenzutragen. Für die Verfechter oldenburgischer Selbstständigkeit war dies eine willkommene Gelegenheit, um ihr Anliegen erneut und dazu noch öffentlichkeitswirksam zu vertreten.⁸³

Im März 1953 kamen Luther und seine Mitarbeiter nach Niedersachsen. Der Besuch in Oldenburg ist in einem Vermerk der Staatskanzlei dokumentiert.⁸⁴ Danach besuchte Luther am Abend seiner Ankunft zusammen mit Bundestagspräsident Hermann Ehlers einen Kommers von Korporationsstudenten, die zur Begrüßung das Oldenburg-Lied sangen. Am Tag darauf hielten August Wegmann und seine Mitarbeiter diverse Vorträge, u. a. über die politische Geschichte Oldenburgs. Dabei, so heißt es in dem Vermerk der Staatskanzlei, sei stets *in sachlicher Form die besondere Ausprägung des Landes Oldenburg und seine Eigenständigkeit hervorgehoben* worden. Anschließend erfolgte eine Zusammenkunft mit Vertretern des Oldenburgischen Landesbundes, die erklärten, *dass die Oldenburgische Bevölkerung den Rechtsbruch des Jahres 1946 nicht hinnehmen könne. Nachdem die Bemühungen, mit den Regierungsstellen in Han-*

79 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 591.

80 Vgl. Richard Bremer, Warum Volksbegehren in Oldenburg?, Oldenburg o. J. [1949], S. 13. Vgl. auch Eckhardt, Oldenburg und Niedersachsen (s. Anm. 4), S. 503; Zürlík (s. Anm. 77), S. 172.

81 Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland vom 23. Mai 1949. Staatsrechtlich erläutert von Dr. jur. Friedrich Giese, Frankfurt am Main 1949, S. 31.

82 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 591.

83 Vgl. ebd., S. 608 f.

84 Vermerk der Staatskanzlei zum Besuch des Reichskanzlers a. D. Luther vom 30. März 1953, in: NLA-HA, Nds. 50 Acc. 96/88 Nr. 639.

nover zu einem praktischen Ausgleich zu kommen, [...] ergebnislos gescheitert seien, bliebe nur noch der Weg des Volksbegehrens nach Art. 29 des Grundgesetzes. Oldenburg habe in seiner langen Geschichte bewiesen, dass es die Landesaufgaben wirkungsvoller und billiger als das Land Niedersachsen erfüllen könne. [...] Niedersachsen sei ohne Mitwirkung der Oldenburgischen Bevölkerung und gegen deren Willen zustande gekommen. Hans Luther erhielt in diesem Zusammenhang die Schrift „Oldenburg und Niedersachsen. Eine Abrechnung“.⁸⁵ Außerdem überreichte ihm der Oldenburgische Landesbund das Memorandum „Die oldenburgische Frage. War die Eingliederung Oldenburgs in Niedersachsen glücklich und zum Segen für die Bevölkerung?“⁸⁶

Zwei Beispiele aus den beiden Veröffentlichungen illustrieren die Klagen des Oldenburgischen Landesbundes:

- Unter dem Stichwort *Planmäßige Entrechtung Oldenburgs* heißt es u. a.: *Als erstes wurde das Oldenburgische Landesarchiv in eine Niedersächsische Behörde umgewandelt und der Staatskanzlei in Hannover direkt unterstellt. Man bedenke: eine Einrichtung, die nur Urkunden über die oldenburgische Geschichte enthält, darf nicht mehr das Beiwort „Oldenburgisch“ führen, sondern wird in „Niedersächsisch“ umbenannt!*⁸⁷ Interessant ist, dass diese Klage bereits im Juli 1948, also unmittelbar nach der Gründung des Landesbundes, zu hören gewesen war, und der Direktor des Staatsarchivs Oldenburg, Hermann Lübbling, sich daraufhin veranlasst gesehen hatte, die Landesbundführung (intern) zurechtzuweisen, obwohl er selbst deren Zielen eigentlich positiv gegenüberstand: Den Archiven, so Lübbling, geschehe durch die vom Landesbund kritisierte Unterstellung unter Hannover *mehr Gerechtigkeit und mehr Förderung als dies vormals in Oldenburg möglich war, wo man mit dem Archiv seit 1920 nichts Rechtes anzufangen wusste.*⁸⁸ Trotzdem beklagte der Landesbund auch in der Folgezeit die Vernachlässigung des oldenburgischen Staatsarchivs durch die Landesregierung in Hannover.⁸⁹
- Unter dem Stichwort *Zentralisation nach Hannover* wurde angeführt: *Hannover ist gründlich. Es macht nicht nur oldenburgische Behörden und Einrichtungen zu niedersächsischen, sondern sorgt auch dafür, daß diese Behörden nunmehr ihren Bedarf nicht in Oldenburg, sondern in der Landeshauptstadt Hannover decken. Bei den Ministerien in Hannover sind zentrale Beschaffungsstellen gebildet worden, die die Anschaffungen für die öffentlichen Dienststellen in Niedersachsen vornehmen. Die Waren werden hauptsächlich in Hannover und Umgebung gekauft und werden dann mit einem erheblichen Kostenaufwand nach Oldenburg geschickt. Die oldenburgische Geschäftswelt ist mit Recht empört darüber, daß der Bedarf der in Oldenburg ansässigen Behörden nicht auch in Oldenburg ge-*

85 Heinrich Cornelius Paul, Oldenburg und Niedersachsen. Eine Abrechnung, hg. vom Oldenburgischen Landesbund e. V., Oldenburg 1950.

86 Oldenburgischer Landesbund, Die oldenburgische Frage. War die Eingliederung Oldenburgs in Niedersachsen glücklich und zum Segen für die Bevölkerung?, Oldenburg 1953.

87 Ebd., S. 6.

88 Schreiben von Hermann Lübbling an den Oberschulrat a. D. Wilhelm Stukenberg vom 28. Juli 1948. Zit. nach von Reeken (s. Anm. 77), S. 182. Stukenberg war eine der Gründungsfiguren des Landesbundes. Vgl. Zürlík (s. Anm. 77), S. 171.

89 So etwa in seiner Ende 1948 veröffentlichten Denkschrift „Die oldenburgische Frage“, in der es heißt: *So waren das Oldenburgische Staatsarchiv und die Oldenburgische Landesbibliothek eines Morgens zum „Niedersächsischen Staatsarchiv“ bzw. zur „Niedersächsischen Landesbibliothek“ umgetauft worden. Hand in Hand damit ging der Versuch, das Archiv von der oldenburgischen Verwaltung ganz abzuhängen.* (Die oldenburgische Frage. Eine Denkschrift des Oldenburgischen Landesbundes, Oldenburg 1948, S. 5). Vgl. hierzu auch von Reeken (s. Anm. 77), S. 182.



deckt wird. Wieder ein Beweis, wie gleichgültig den Herren in Hannover das Wohlergehen unseres Landes und seiner Hauptstadt ist.⁹⁰

Die bei Luthers Oldenburg-Besuch anwesenden Vertreter der Landesregierung, darunter Justizminister Otto Krapp, versuchten an diesem Tag, die Dinge im niedersächsischen Sinne darzustellen; *die Bereitschaft zum sachlichen Verstehen war auf Oldenburgischer Seite allerdings nur gering*, heißt es in dem Vermerk der Staatskanzlei. Wegmann und Mitarbeiter hätten sich bei den Besprechungen *vom Standpunkt des Landes Niedersachsen zwar korrekt verhalten*. Es bestehe jedoch der Eindruck, dass Präsident Wegmann den niedersachsenfreundlichen oder neutralen Bevölkerungsteil bei den Besprechungen nicht ausreichend hat zu Worte kommen lassen.

Luther haben die Ausführungen der Oldenburger trotzdem nicht beeindruckt, denn während der Zusammenkunft äußerte er mehrfach Skepsis gegenüber einer Abtrennung Oldenburgs von Niedersachsen. Zum einen bezweifelte Luther, dass Oldenburg in der Lage sei, dauerhaft *als selbständiges Land zu existieren*.⁹¹ Zum anderen hob er die allgemeine Tendenz hervor, größere Länder zu schaffen. In einem Gespräch mit Hinrich Wilhelm Kopf gab der ehemalige Reichskanzler denn auch zu erkennen, dass er eine Wiederherstellung des Oldenburgischen Staates nicht befürworten werde.⁹²

Unter dem Titel „Die Neugliederung des Bundesgebietes“ legte der Luther-Ausschuss schließlich im Oktober 1955 sein Gutachten vor. Die wirtschaftliche Struktur, die Größe, das soziale Gefüge, die wirtschaftliche und finanzielle Leistungsfähigkeit sowie die Verwaltungsleistung des Landes Niedersachsen wurden positiv bewertet, die Wiedererrichtung des Landes Oldenburg nicht empfohlen.⁹³ Der Preis für die jahrelangen Auseinandersetzungen um die Neugliederung des Bundesgebietes war dennoch hoch: Die Aktivitäten des Luther-Ausschusses hatten dazu beigetragen, die Oldenburger in ihrem Bestreben nach Selbstständigkeit zu bestärken.⁹⁴

Dies war kurz vor Veröffentlichung des Gutachtens deutlich geworden. Mit dem „Deutschlandvertrag“ hatte das Besatzungsstatut am 5. Mai 1955 seine Gültigkeit verloren. Damit war auch die Suspendierung von Artikel 29 des Grundgesetzes aufgehoben. In allen Gebieten, deren Landeszugehörigkeit nach dem 8. Mai 1945

90 Paul (s. Anm. 85), S. 26. Paul benutzt auffällig scharfe Worte – zum Beispiel wirft er *der Hannoverschen Ministerialbürokratie vor, von der Nazizeit her das Gleichschalten noch so gewohnt zu sein, daß man es Oldenburg gegenüber kurzerhand fortsetzt* (S. 14, Hervorhebung im Original), und spricht vom *Niedersächsischen Imperialismus* (S. 18). Zu der Semantik des Landesbundes vgl. auch von Reeken (s. Anm. 77), S. 180 f.

91 Besuch des Herrn Reichskanzlers a. D. Dr. Luther in Niedersachsen vom 12. bis 21. März 1953. Protokoll der Besprechung in Oldenburg am 17. März nachmittags, in: NLA-HA, Nds. 119 Acc. 6/88 Nr. 4.

92 Vermerk der Staatskanzlei zum Besuch des Reichskanzlers a. D. Luther vom 30. März 1953 (s. Anm. 84).

93 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 614.

94 Letztlich aber muss betont werden, dass selbst „eingefleischte“ Oldenburger und eifrige Verfechter einer oldenburgischen Selbstständigkeit nicht daran glaubten, dass Oldenburg wieder ein eigenständiger Staat werden könnte. Sogar der Geschäftsführer des Oldenburgischen Landesbundes, Richard Bremer, hatte bereits im Jahr 1949 seine Skepsis geäußert: *Wir sind uns natürlich klar, daß wir unsere Selbstständigkeit nicht wiederbekommen können*. (zit. nach o. V., Oldenburgische Rosinen). Der Landesbund versuchte daher, *das Unmögliche (zu) verlangen, um das Mögliche zu erreichen* (ebd.), darunter die weitgehende Selbstverwaltung im Rahmen eines Landes Niedersachsen. Dieser Gedanke kommt u. a. auch in der Denkschrift „Die oldenburgische Frage“ zum Ausdruck, die der Landesbund Ende 1948 veröffentlicht hat. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Zürlík (s. Anm. 77), S. 172 f. In ähnlicher Weise ist für das Jahr 1975 festzustellen: „Die landespolitische Situation hatte sich stabilisiert, weshalb auch keiner ernsthaft mit einer Wiederherstellung Oldenburgs rechnete, selbst die Befürworter des Volksentscheids nicht [...]“ Vgl. von Reeken (s. Anm. 77), S. 183; ähnlich Zürlík (s. Anm. 77), S. 179-181.

geändert worden war, stand damit der Weg zu einem Volksbegehren offen. Der Oldenburgische Landesbund reichte infolgedessen einen Antrag auf Abhaltung eines Volksbegehrens ein, der zugelassen wurde.⁹⁵ Das Volksbegehren über eine Wiederherstellung des Landes Oldenburg fand schließlich im April 1956 statt. 12,9 Prozent der wahlberechtigten Oldenburger befürworteten damals die Loslösung von Niedersachsen und die Wiederherstellung der Eigenstaatlichkeit.⁹⁶

3.3 Das Oldenburg-Gesetz

All dies deutet darauf hin, dass sich der Graben zwischen Oldenburg und Hannover noch vertieft hatte. Trotzdem darf man nicht darüber hinwegsehen, dass sich die Landesregierung auch bemühte, Oldenburg entgegenzukommen. So wurden zahlreiche Aufgaben von Sonderbehörden auf die Mittelinstanz übertragen. 1949 beispielsweise gingen mit Beschluss des Staatsministeriums die Zuständigkeiten der aufgelösten Niedersächsischen Straßenverkehrsdirektion auf die Regierungspräsidenten und die Präsidenten der Verwaltungsbezirke über.⁹⁷

Seit 1953 führte die niedersächsische Landesregierung zudem auf Drängen Oldenburgs Verhandlungen über ein sogenanntes Oldenburg-Gesetz, das die historischen und kulturellen Belange des ehemaligen Landes schützen sollte.⁹⁸ Denn in der seit dem 1. Mai 1951 gültigen Verfassung hieß es, dass die *kulturellen und historischen Belange der ehemaligen Länder Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Schaumburg-Lippe [...] durch Gesetzgebung und Verwaltung zu wahren und zu fördern (sind)*.⁹⁹

Bis zum Regierungswechsel Ende Mai 1955 konnte jedoch kein entsprechender Gesetzentwurf vorgelegt werden, da sich die Beratungen als außerordentlich schwierig erwiesen. Doch auch August Wegmann, der dem Kabinett Heinrich Hellweges als Innenminister angehörte und bisher als Anhänger oldenburgischer Selbstständigkeit aufgetreten war, gelang trotz intensiver Bemühungen keine Einigung – der Widerstand im Oldenburger Land war zu groß. Insbesondere Fragen des Vermögensrechts und des Finanzausgleichs konnten keiner Klärung zugeführt werden. Die Oldenburger Vertreter versuchten nämlich, für ihren Verwaltungsbezirk möglichst viel herauszuholen und sich gegen mögliche Risiken abzusichern. Dabei übersahen sie die Chancen, die ihnen die Zugehörigkeit zu Niedersachsen und die Integration in das neue Land boten.¹⁰⁰ Bereits im Jahr 1950 hatte Martin Peschlow vom Niedersächsischen Amt für Landesplanung und Statistik dargelegt, dass Oldenburg bisher in starkem Maße von seiner Zugehörigkeit zu Niedersachsen profitiert hatte und dass es als selbstständiges Land kaum lebensfähig sein würde. Mit umfänglichem Zahlenmate-

95 Bereits in den Jahren 1950/51 hatte der Oldenburgische Landesbund knapp 119.000 Unterschriften gesammelt und im Frühjahr 1951 der Bundesregierung überreicht, um ein Volksbegehren in die Wege zu leiten. Vgl. Albrecht Eckhardt, Land und Verwaltungsbezirk Oldenburg vom Kriegsende bis in die fünfziger Jahre, in: Ders. (Hg.), Oldenburg um 1950. Eine nordwestdeutsche Region im ersten Nachkriegsjahrzehnt, Oldenburg 2000, S. 9-36, hier S. 15; Oldenburgischer Landesbund (s. Anm. 86), S. 4.

96 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 591 f.

97 Vgl. ebd., S. 598.

98 Vgl. ebd., S. 599.

99 Zit. nach Korte/Rebe (s. Anm. 64), S. 761.

100 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 599 f.





Abb. 2: von links nach rechts: August Wegmann (Minister der Finanzen), Hinrich Wilhelm Kopf (Minister des Innern), Heinrich Hellwege (Ministerpräsident) anlässlich der Bildung der Niedersächsischen Landesregierung am 19. November 1957 (Foto: Archiv des Landkreises Cuxhaven, Otterndorf, yF0017).

rial belegte er u. a., dass Oldenburg bei der Zuweisung von Flüchtlingen besonders günstig behandelt worden war oder dass das Land Niedersachsen die kulturellen Belange des früheren Landes stärker berücksichtigt hatte als zuvor die oldenburgische Regierung. Die Schlussfolgerung Peschlow's lautete dementsprechend, dass Oldenburg entgegen den Behauptungen des Oldenburgischen Landesbundes *in keiner Weise stiefmütterlich behandelt wurde und die großen Probleme der Arbeitslosigkeit, der Wohnungsnot und des Flüchtlingselends sowie des Wiederaufbaues nicht von einem kleinen Land mit rd. $\frac{3}{4}$ Mill. Einwohnern unter Berufung auf historische Entwicklung und landschaftliche Gegebenheiten gelöst werden können. Je größer die gebietliche Bindung der notleidenden Deutschen ist, um so leichter können die Sorgen gemeinsam getragen und die Probleme gelöst werden.*¹⁰¹

Bei der Kabinettsneubildung am 19. November 1957 übernahm August Wegmann den Posten des Finanzministers, während ihm sein langjähriger Kontrahent Hinrich Wilhelm Kopf als Innenminister nachfolgte. Kopf führte die Arbeiten am Oldenburg-Gesetz weiter und stellte dem Landtag schließlich im November 1958 die Regierungsvorlage vor. Danach sollten die Landkreise und die kreisfreien Städte des ehe-

¹⁰¹ Martin Peschlow, Zur Finanzstruktur des Verwaltungsbezirks Oldenburg, in: Neues Archiv für Niedersachsen 4, 1950, S. 359-380, hier S. 380.

maligen Landes Oldenburg einen Kommunalverband mit dem Recht weitgehender Selbstverwaltung bilden, die sogenannte Landschaft Oldenburg. Der Gesetzentwurf sah weiter vor, dass die „Landschaft“ die Aufgaben des bisherigen Landesfürsorgeverbandes Oldenburg, des Landesjugendamtes und der Fürsorgeerziehung übernehmen und für sieben heimatgebundene kulturelle Einrichtungen zuständig sein sollte. Außerdem bestimmte die Regierungsvorlage die Übertragung der wirtschaftlichen Beteiligungen, die das Land Niedersachsen an verschiedenen Unternehmen des ehemaligen Landes Oldenburg besaß, auf die Landschaft. Um die ihr zugewiesenen Aufgaben durchführen zu können, sollte die Landschaft als Grundausrüstung einen einmaligen Zuschuss von einer halben Million DM erhalten. Als laufende Zuweisung waren jährlich 3,24 Millionen DM vorgesehen. Sie sollte über eine Gleitklausel an die tatsächlichen Einnahmen des Landes angepasst werden. Ferner legte die Regierungsvorlage fest, dass die Erträge der Domänen und Forsten des früheren Landes Oldenburg der Landschaft zufließen sollten. Die allgemeine Aufsicht über die Landschaft sollte ortsnah vom Präsidenten des Verwaltungsbezirks Oldenburg ausgeübt werden. Mit der selbstständigen Haushaltswirtschaft, die der Verband erhalten sollte, wurde schließlich beabsichtigt, das Gefühl der Eigenverantwortlichkeit zu stärken.¹⁰² Doch gerade die Garantien für Vermögen und Einrichtungen des ehemaligen Landes riefen in Oldenburg die Sorge vor möglichen finanziellen Belastungen hervor.¹⁰³ Hinzu kam, dass auch Hinrich Wilhelm Kopf dem Gesetz ablehnend gegenüberstand. In seiner Rede anlässlich der Einbringung der Regierungsvorlage betonte er, dass es dem Verwaltungsbezirk Oldenburg bisher in Niedersachsen *nicht schlecht* ergangen sei – bei den Schlüssel- und Sonderzuweisungen würden auf jeden Oldenburger 19,80 DM entfallen, aber auf alle anderen Niedersachsen nur 13,35 DM. Außerdem brachte er seine Überzeugung zum Ausdruck, dass das Oldenburg-Gesetz ein *schnelles Zusammenwachsen* Niedersachsens verhindere und statt zur angestrebten Verwaltungsvereinfachung zu Verwaltungerschwernis führe.¹⁰⁴ Dass es in der Oldenburg-Frage nun erneut zu keiner Einigung kam, lag aber weniger an inhaltlichen Streitpunkten, sondern vor allem daran, dass die Wahlperiode auslief, kurz nachdem der Landtagsausschuss für innere Verwaltung mit der Beratung des Gesetzentwurfs begonnen hatte. Der Landtag konnte ihn nicht mehr verabschieden, denn der Entwurf war parallel auch noch dem Ausschuss für Haushalt und Finanzen sowie dem Ausschuss für Rechts- und Verfassungsfragen überwiesen worden.¹⁰⁵ Die Landtagswahl, die im April 1959 stattfand, führte Hinrich Wilhelm Kopf zurück ins Ministerpräsidentenamt. Anstatt allerdings den Entwurf des Oldenburg-Gesetzes wiederaufzugreifen, beschloss das neue Kabinett bereits in seiner ersten Sitzung, ihn in der aktuellen Legislaturperiode nicht mehr zu beraten. Begründet wurde diese Entscheidung mit dem Hinweis, dass es Aufgabe der Landesregierung sei, die Einheit des Landes Niedersachsen zu festigen. Diese solle nicht durch Sonderregelungen für

102 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 600 f.

103 Vgl. ebd., S. 601.

104 Niedersächsischer Landtag Hannover, Stenographische Berichte. 3. Wahlperiode (XXIV. bis XXXIX. Tagungsabschnitt, 51. bis 83. Sitzung: 51. Sitzung am 19. November 1957 bis 83. Sitzung am 19. März 1959), Bd. 3 (Spalte 2913-4644), Hannover o. J. [1959], Sp. 3968 f.

105 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 602.



die einzelnen Landesteile in Gefahr gebracht werden, zumal andere Landesteile ähnlich Vergünstigungen fordern könnten.¹⁰⁶ Der Historiker Thilo Vogelsang kommentierte diese Entwicklung treffend: „Damit hatte sich die Abneigung Kopfs gegen derartige Regelungen endgültig durchgesetzt“, schrieb er.¹⁰⁷

Der Oldenburgische Landesbund war von der Preisgabe des Gesetzes natürlich nicht begeistert. Innenminister Otto Bennemann teilte ihm deshalb Anfang September 1959 mit, dass sich sein Ministerium bemühen werde, die kulturellen und historischen Interessen der früheren Länder zu wahren und zu fördern. Die Tatsache, dass ein spezielles Oldenburg-Gesetz nicht mehr weiterverfolgt werde, brauche deshalb nicht mehr Anlass zur Besorgnis sein, so Bennemann.¹⁰⁸

Auch wenn das Oldenburg-Gesetz schließlich am Widerstand Kopfs scheiterte, muss zugleich festgehalten werden, dass er sowohl von 1957 bis 1959 als Innenminister wie auch ab 1959 als Ministerpräsident Maßnahmen einleitete, die die Mittelinstanz und damit den Verwaltungsbezirk Oldenburg stärkten. So wurde 1958 das Niedersächsische Landesverwaltungsamt eingerichtet. Auf den ersten Blick schien Kopf damit seine früheren zentralistischen Pläne aufzugreifen, denn dem neuen Amt fielen die Aufgaben zu, die zentral effektiver und wirtschaftlicher erledigt werden konnten und zur Wahrnehmung durch die Regierungspräsidenten bzw. Präsidenten der Verwaltungsbezirke aus Sachgründen nicht geeignet erschienen. So wurde 1960 das nur noch beim Präsidenten des Verwaltungsbezirks Oldenburg verbliebene Straßenbaudezernat aufgelöst, und dessen Aufgaben wurden dem Landesverwaltungsamt übertragen, dem damit auch die beiden Oldenburger Straßenbauämter unterstellt wurden.¹⁰⁹ Doch insgesamt gesehen bedeutete die Errichtung des Niedersächsischen Landesverwaltungsamtes „eher eine Absorption zahlreicher Sonderbehörden als eine Schmälerung der Mittelinstanz“, wie es Heinrich Korte und Bernd Rebe in ihrem Buch „Verfassung und Verwaltung des Landes Niedersachsen“ ausdrücken.¹¹⁰ Zudem wurde der in Oldenburg und Braunschweig noch verbliebene größere Aufgabenbestand weitgehend geschont. Anfang 1959 beispielsweise beschloss das Landesministerium, die „Staatliche Verwaltung der höheren Schulen“ und das Landesjugendamt, die beide für das frühere Land Hannover zuständig waren, in das Landesverwaltungsamt einzugliedern. Oldenburg und Braunschweig dagegen, die ebenfalls noch über diese beiden Aufgabenblöcke verfügten, blieben von dieser Regelung ausgenommen. Hier gewinnt man den Eindruck, dass die Landesregierung in Bezug auf Oldenburg behutsamer als vorher vorging.¹¹¹

So überrascht es kaum, dass 1961, kurz vor Kopfs Tod, doch noch eine „kleine Lösung“ gefunden wurde, wie es der langjährige Leiter des Staatsarchivs Oldenburg, Albrecht Eckhardt, formulierte.¹¹² In diesem Jahr wurde mit der „Oldenburg-Stiftung“ ein eingetragener Verein gegründet, der fortan für die heimat- und landespflegerische Arbeit im Oldenburger Raum zuständig war und von der Landesregierung

106 Vgl. ebd.

107 Thilo Vogelsang, Hinrich Wilhelm Kopf und Niedersachsen, Hannover 1963, S. 178.

108 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 602.

109 Vgl. ebd., S. 602 f.

110 Korte/Rebe (s. Anm. 64), S. 361.

111 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 603.

112 Eckhardt, Land und Verwaltungsbezirk Oldenburg (s. Anm. 95), S. 16.



finanziell unterstützt wurde.¹¹³ 1975 ging aus der Oldenburg-Stiftung schließlich die „Oldenburgische Landschaft“ hervor.¹¹⁴

Abschließend muss im Rahmen dieses Kapitels noch betont werden, dass das Kabinett unter Kopf mehrfach in Oldenburg tagte, um seine Verbundenheit mit dem früheren Land zum Ausdruck zu bringen. Im März 1952 beispielsweise hielt es sich gleich drei Tage in Oldenburg auf. Unter anderem traf das Kabinett mit August Wegmann und Vertretern der Stadt zusammen.¹¹⁵ In seinem Tagebuch zog der damalige niedersächsische Finanzminister Alfred Kubel folgendes Fazit der Fahrt: *Reine Repräsentation. Erstaunlich, wie die Besuchten sich offenbar wirklich freuen und sich wirklich geehrt fühlen. Solche Dinge sind also wohl nötig. Praktischer Wert nur schwer feststellbar.*¹¹⁶ Eine schlechte Erinnerung hatte Kubel lediglich an den Empfang durch die Stadt am Abend zuvor: Der Oldenburger Braunkohl, den es zu essen gab, sei *furchtbar* gewesen, schrieb er in sein Tagebuch.¹¹⁷

3.4 Komische Kreuzung zwischen See- und Honigkuchenpferd¹¹⁸ –

Die Auseinandersetzungen über das Landeswappen und die Landesflagge

Das Landeswappen und die Landesflagge gelten als „eher klassische politische Symbole“,¹¹⁹ ohne die größere politische Gemeinwesen im Allgemeinen nicht auskommen, auch das neu geschaffene Land Niedersachsen nicht. Doch deren Einführung stieß zum Teil auf erheblichen Widerstand.¹²⁰

Bereits als Oberpräsident der Provinz Hannover hatte Hinrich Wilhelm Kopf mit Zustimmung der Militärbehörden ein nach rechts springendes Pferd auf den Dienstsiegeln der Provinz Hannover angeordnet. Es handelte sich dabei um das traditionelle Wappenbild der Provinz, das sogenannte Sachsenross. Daneben hatte Kopf als Oberpräsident eine rote Provinzialdienstflagge mit dem weißen Ross in der Mitte einge-

113 Vgl. Fritz Diekmann, Die Gründung der „Oldenburg-Stiftung“. Festakt im Oldenburger Schloß, in: Niedersachsen. Zeitschrift für Heimat und Kultur 61, 1961, S. 349 f.

114 Vgl. Eckhardt, Land und Verwaltungsbezirk Oldenburg (s. Anm. 95), S. 16. Zur Entstehung der Oldenburgischen Landschaft vgl. auch Horst Milde, Oldenburg in Niedersachsen – Einige Erinnerungen und Betrachtungen. Ein Beitrag zum 50jährigen Bestehen des Landes Niedersachsen, in: Oldenburger Jahrbuch 96, 1996, S. 1-23, hier S. 1-5.

115 Vgl. hierzu die Tagebucheinträge von Alfred Kubel vom 16., 17. und 18. März 1952, in: Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung e. V., Bonn (künftig: AdsD), Tagebücher Alfred Kubel.

116 AdsD, Tagebücher Alfred Kubel, Eintrag vom 18. März 1952.

117 AdsD, Tagebücher Alfred Kubel, Eintrag vom 17. März 1952.

118 Mit diesen Worten beschrieb die *Nordwest-Zeitung* vom 20. Dezember 1952 das neue niedersächsische Wappentier (zit. nach Peter Veddele, Das Niedersachsenroß. Geschichte des niedersächsischen Landeswappens, Hannover 1996, S. 116). Laut Veddele „liegt hier doch mangelnde Objektivität vor, die letztlich ihren Ursprung in der Verärgerung der Oldenburger über den Verlust ihrer staatlichen Selbständigkeit haben dürfte“ (ebd.).

119 Ulrich von Alemann/Patrick Brandenburg, Nordrhein-Westfalen. Ein Land entdeckt sich neu, Köln/Stuttgart/Berlin 2000, S. 65.

120 Zum Folgenden vgl., wenn nicht anders angegeben, Veddele (s. Anm. 118), hier insbesondere S. 99 f., S. 113-123 und S. 137 f.; Waldemar R. Röhrbein, Wir sind die Niedersachsen. Niedersächsische Symbole: Das Niedersachsenroß, in: Richard Birkefeld et al., Wir sind die Niedersachsen! Wer sind die Niedersachsen?, Begleitheft zur Ausstellung, Hannover 1996, S. 55-64, hier vor allem S. 60-64; Niedersächsische Staatskanzlei, Wappen und Flagge, http://www.niedersachsen.de/portal/live.php?navigation_id=6865&article_id=19957&psmand=1000, verifiziert am 15.6.2015.

führt, die u. a. auf den Dienstgebäuden der Landräte und Oberbürgermeister zu hissen war. Beides wurde nach der Gründung des Landes Niedersachsen weiterbenutzt – sehr zum Unmut der Braunschweiger, Schaumburg-Lipper und Oldenburger, die befürchteten, in dieser Frage von Hannover „majorisiert und benachteiligt zu werden“.¹²¹ Was das zukünftige Wappen des Landes Niedersachsen betraf, versuchten sie daher, darin ihre bisherigen Landeswappen unterzubringen, und zwar im Rahmen eines extra eingerichteten Ausschusses. In seiner neunten Sitzung, am 4. Februar 1947, hatte das niedersächsische Kabinett nämlich beschlossen, einen Ausschuss von fünf sachverständigen Mitgliedern zu bilden, der Vorschläge zu dem Wappen und den Farben des Landes Niedersachsen ausarbeiten sollte. Drei Mitglieder, so hatten die Kabinettsmitglieder festgelegt, würden von der Staatskanzlei benannt, zwei vom Kultusministerium.¹²²

Der damalige Oldenburger Staatsarchivdirektor Hermann Lübbing wurde Mitglied des Sachverständigenausschusses und legte bereits in der ersten Sitzung mehrere Wappenentwürfe vor, die die oldenburgisch-ostfriesischen Interessen berücksichtigen sollten. Einer sah beispielsweise ein geviertes Schild vor, der in Feld 1 das Sachsenross, in Feld 2 den Lüneburger Löwen, in Feld 3 für Oldenburg zwei rote Balken in Gold und in Feld 4 für Ostfriesland einen silberfarbigen und mit drei roten Seeblättern¹²³ belegten Schräglinksbalken in Blau zeigte. Lübbing konnte aber am Ende keinen seiner Entwürfe durchsetzen: Der Landtag bestätigte schließlich am 3. April 1951 das weiße Ross im roten Feld als Wappen Niedersachsens.¹²⁴

Ähnlich wie beim Wappen waren auch bei der Frage nach der zukünftigen Flagge des Landes Niedersachsen „regionale Interessen und Empfindlichkeiten im Spiel, wurden Emotionen geweckt“.¹²⁵ Zusammen mit den Braunschweigern und den Schaumburg-Lippem forderten die Oldenburger, in einer niedersächsischen Landesflagge seien auch die Farben ihrer bisherigen Landesflaggen aufzunehmen – bei Oldenburg war dies Blau-Rot, bei Braunschweig Blau-Gelb und bei Schaumburg-Lippe Weiß-Rot-Blau.

121 Veddeler (s. Anm. 118), S. 113.

122 Vgl. TOP VI der Niederschrift über die 9. Sitzung des Niedersächsischen Staatsministeriums am 4. Februar 1947, in: Teresa Nentwig (Bearb.), Die Kabinettsprotokolle der Hannoverschen und der Niedersächsischen Landesregierung 1946 bis 1951, Bd. 1, hg. vom Niedersächsischen Landesarchiv und vom Göttinger Institut für Demokratieforschung, Hannover 2012, S. 43. Der vom Sachverständigenausschuss schließlich gemachte *Vorschlag für die Gestaltung des Wappens und der Farben des Landes Niedersachsen* wurde in der Kabinettsitzung am 17. Januar 1950 behandelt. Vgl. ebd., S. 699. Der Vorschlag ist abgedruckt in: ebd., S. 699-701, Anm. 22.

123 Die *Blätter der Seerose (Seeblatt)* gelten als *Stammessymbol der Friesen* (ebd., S. 700).

124 Mit Waldemar R. Röhrbein ist zu betonen, dass „das springende Pferd seit alters her als allgemein anerkanntes Symbol für den gesamt-niedersächsischen Raum galt, daß es die Länder Braunschweig und Hannover bereits im Wappen führten, es also schon mehr als vier Fünftel des neuen Landes repräsentierte“ (Röhrbein [s. Anm. 120], S. 63). In Oldenburg fand das Pferd Mitte des 19. Jahrhunderts sogar Eingang in die Landeshymne (vgl. ebd., S. 60). Nach der Entscheidung für das springende weiße Ross in Rot als Landeswappen dauerte es allerdings „noch fast ein Jahr, bis eine Form des Wappenbildes gefunden werden konnte, die allen Beteiligten genehm war, galt es doch auf Empfindlichkeiten Rücksicht zu nehmen, denn das Roß durfte beileibe keine Ähnlichkeiten mit dem ‚hannoverschen‘ oder dem ‚braunschweigischen‘ Roß aufweisen“ (Veddeler [s. Anm. 118], S. 115 f.). Daneben sollte auch ein *zu enger Anklang* des Pferdes an das *des westfälischen Wappens* vermieden werden (*Vorschlag für die Gestaltung des Wappens und der Farben des Landes Niedersachsen*, in: Nentwig [Bearb.], Kabinettsprotokolle [s. Anm. 122], S. 700).

125 Veddeler (s. Anm. 118), S. 113.



Der Sachverständigenausschuss favorisierte, wie er in seiner Sitzung am 3. Juni 1947 feststellte, eine blaue Flagge mit einem roten Kreuz, das mit einem gelben Streifen gegen das Blau abgesetzt war. Als Begründung für seine Wahl führte der Ausschuss an, dass Niedersachsen *ein Seeanliegerstaat der Nordsee (ist). Schifffahrt ist an der Ems, Weser und Elbe seit alter Zeit beheimatet und hat das Wirtschaftsleben stark beeinflusst. Auch das übrige Niedersachsen ist in hohem Maße der See zugewandt.*¹²⁶ Eine nach dem Vorbild der skandinavischen Nationalflaggen gestaltete Landesflagge in Kreuzform *würde zum Ausdruck bringen, daß (sich) Niedersachsen zu den nordischen Seeanliegerstaaten rechnet.*¹²⁷ Die von den Sachverständigen entworfene Flagge erinnerte aber auch sehr stark an die Flagge Oldenburgs, die ein durchgehendes rotes Kreuz in blauem Tuch aufweist. Es ist deshalb zu vermuten, dass hier die Oldenburger ihre Wünsche durchsetzen wollten – der Vorschlag stammte offenbar von Hermann Lübbling. Peter Veddeler stellte infolgedessen fest: „Gelegentlich hat es den Anschein, daß in der Flaggenfrage regionales Eigeninteresse den Blick für eine gesamt-niedersächsische Lösung zu verstellen drohte [...]“¹²⁸

Da auch die übrigen drei Vorgängerländer Niedersachsens über eigene, in der Bevölkerung beliebte Landesflaggen verfügten, fanden sie sich mit der vom Sachverständigenausschuss am 3. Juni 1947 beschlossenen Version nicht ab. Es kam zu einer lebhaften Debatte, wobei die Situation schließlich so verwickelt war, dass sogar der Ausschuss für Verfassungsfragen des Niedersächsischen Landtages mit dem Problem befasst wurde. Dieser berief am 12. Oktober 1950 einen speziellen „Flaggenausschuss“ ein. Anfang Oktober 1952 einigten sich die Landtagsabgeordneten schließlich auf einen Kompromiss, durch den sich weder die Hannoveraner noch die Oldenburger, weder die Braunschweiger noch die Schaumburg-Lipper brüskiert fühlen mussten: Anstatt die traditionsreichen, sehr unterschiedlichen Landesfarben der ehemaligen Länder aufzugreifen und auf diese Weise eine möglicherweise überladen wirkende Flagge zu schaffen, nahm man einfach die bundesdeutschen schwarz-rot-goldenen Farben und setzte das niedersächsische Landeswappen in die Mitte. Mit dem Vorschlag, der auf den Abgeordneten und späteren niedersächsischen Ministerpräsidenten Georg Diedrichs zurückgeht,¹²⁹ beabsichtigten die Parlamentarier, der Bundestreue Niedersachsens und dem gesamtdeutschen Gedanken Ausdruck zu verleihen.

Die niedersächsische Landesflagge trat somit an die Stelle der Flaggen der einzelnen Landesteile. Zugleich wurde es Dienststellen mit begrenzter regionaler Zuständigkeit aber auch erlaubt, die alten Flaggen zu zeigen und die früheren Siegel zu verwenden.¹³⁰

126 Ergebnisse der Sitzung vom 3. Juni 1947 des Sachverständigenausschusses für Wappen und Farben des Landes Niedersachsen (vom 23. Juni 1947, unterzeichnet von Hermann Lübbling), in: NLA-HA, Nds. 50 Nr. 3, Bl. 48-51, hier Bl. 48.

127 Ebd., Bl. 49.

128 Veddeler (s. Anm. 118), S. 121.

129 Dabei handelte es sich jedoch um keine Innovation, denn bereits 1948 hatte sich Rheinland-Pfalz für die schwarz-rot-goldene Flagge mit aufgelegtem Landeswappen entschieden. Anders als bei der Landesflagge Niedersachsens befindet sich das Wappen bei der rheinland-pfälzischen Flagge allerdings oben links. Vgl. o. V., Hände hoch, in: Der Spiegel, 22.5.1948.

130 Vgl. die §§ 8 und 9 des Gesetzes über Wappen, Flaggen und Siegel vom 13. Oktober 1952, in: Niedersächsisches Gesetz- und Verordnungsblatt 6, 1952, S. 169 f., sowie den Beschluss des Niedersächsischen Landesministeriums vom 10. Dezember 1952 über die Siegelführung nach § 8 Abs. 1 des Gesetzes über Wappen, Flaggen und Siegel vom 13. Oktober 1952, in: Niedersächsisches Ministerialblatt 2, 1952, S. 612.

Mit dieser Regelung trug die Landesregierung dem Traditionsbewusstsein der früheren Länder Rechnung. Insgesamt gesehen muss jedoch festgehalten werden, dass sich Hinrich Wilhelm Kopf fast vollständig mit seinen Vorstellungen durchgesetzt hatte. In seinem Entwurf für eine Verfassung des Landes Niedersachsen aus dem Sommer 1947 hatte es in Artikel 3 geheißen: *Das Landeswappen und die Landesflagge sind das weisse springende Ross im roten Felde.*¹³¹ Artikel 1 Absatz 2 der am 13. April 1951 vom Landtag verabschiedeten Vorläufigen Niedersächsischen Verfassung lautete dann: *Niedersachsen führt als Wappen das weiße Roß im roten Felde und in der Flagge die Farben schwarz-rot-gold mit dem Landeswappen.*¹³²

4. Ausblick auf die 1970er-Jahre

Besonders in den 1970er-Jahren sorgte das Verhältnis zwischen Oldenburg und Niedersachsen noch einmal für Gesprächsstoff. Nachdem die Volksbegehren in Oldenburg und Schaumburg-Lippe 1956 erfolgreich verlaufen waren, hatte die Bundesregierung nicht gehandelt und die Volksentscheide verschleppt. Erst die Neufassung des Artikels 29 Grundgesetz im Jahr 1969 sorgte schließlich für Handlungsdruck: Die Volksentscheide mussten in Niedersachsen bis zum 31. März 1975 durchgeführt sein. Sie fanden schließlich am 19. Januar 1975 statt, also fast zwanzig Jahre nach den erfolgreichen Volksbegehren, und sorgten für eine Überraschung: In Oldenburg stimmten 31,0 Prozent der 604.876 Wahlberechtigten für die Wiederherstellung des früheren Landes Oldenburg als selbstständiges Bundesland, in Schaumburg-Lippe waren es sogar 39,5 Prozent der 62.130 Wahlberechtigten, die für eine Änderung des territorialen Status stimmten. Das waren weit mehr als die 25 Prozent, die das Grundgesetz für einen erfolgreichen Volksentscheid verlangte. Die Bundesregierung sah sich nun zum Handeln gezwungen. Sie entwarf ein Gesetz zur Landeszugehörigkeit der beiden Volksentscheidungsgebiete, das am 9. Dezember 1975 mit einer hauchdünnen Mehrheit von fünf Stimmen den Bundestag passierte, nachdem der Bundesrat keinen Einspruch erhoben hatte. Das Gesetz bestimmte den Verbleib des Verwaltungsbezirks Oldenburg und des Landkreises Schaumburg-Lippe beim Land Niedersachsen.¹³³ Die Anhänger oldenburgischer Selbstständigkeit ließen dennoch nicht locker. Doch die vom sogenannten Komitee Volksentscheid Oldenburg eingereichte Verfassungsbeschwerde und die von den Landkreisen Cloppenburg und Vechta, einem Bundestags- und zwei Landtagsabgeordneten der CDU angestrebte Normenkontrollklage wurden vom Bundesverfassungsgericht am 1. August 1978 verworfen bzw. für unzulässig erklärt.¹³⁴ Damit war „endgültig der Schlußstrich unter oldenburgische Eigenstaatlichkeitsbestrebungen gezogen“.¹³⁵

131 Entwurf Hinrich Wilhelm Kopfs für die Verfassung des Landes Niedersachsen vom Sommer 1947, abgedruckt in: Frank R. Pfetsch (Hg.), *Verfassungsreden und Verfassungsentwürfe. Länderverfassungen 1946-1953*, Frankfurt am Main/Bern/New York 1986, S. 513-526, hier S. 513.

132 Zit. nach Korte/Rebe (s. Anm. 64), S. 752.

133 Vgl. Hans-Ulrich Evers, *Oldenburg und Schaumburg-Lippe nach den Volksentscheiden auf Wiederherstellung als Länder vom 19.1.1975*, Hildesheim 1975, S. 1-20; Hermann Wegmann, *Der Oldenburger Volksentscheid von 1975*, in: *Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland*, 1979, S. 220-226.

134 Vgl. Eckhardt, *Oldenburg und Niedersachsen* (s. Anm. 4), S. 510; Kuropka (s. Anm. 13), S. 95.

135 Eckhardt, *Oldenburg und Niedersachsen* (s. Anm. 4), S. 510.

Auch wenn das bloße Abstimmungsergebnis des Volksentscheids etwas anderes nahelegen scheint, darf die hohe Zahl derjenigen, die für eine Wiederherstellung der früheren Länder Oldenburg und Schaumburg-Lippe stimmten, keinesfalls als Stimmungsbarometer gegen das Land Niedersachsen gewertet werden. Denn die Gründe, die zu den vielen Ja-Stimmen führten, waren überwiegend sachfremd. So brachten große Teile der Bevölkerung ihren Unmut über die von der damaligen SPD-FDP-Regierung geplante Kreis- und Bezirksreform auf den Stimmzetteln zum Ausdruck. Daneben artikulierten sich in den Ergebnissen der Volksentscheide die Ablehnung der zur Debatte stehenden Länderneugliederung – der damalige Ministerpräsident Alfred Kubel trat vehement für die Zusammenlegung der Länder Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Hamburg und Bremen zu einem „Nordstaat“ ein. Und schließlich spielte der damals in Bonn wie in Hannover verbreitete Reformeifer („Reformitis“) eine Rolle, dem immer mehr Menschen mit Missfallen begegneten.¹³⁶ Mit anderen Worten: Der hohe Zulauf, den die Volksentscheide in Oldenburg und Schaumburg-Lippe verzeichneten, ist eher als Abrechnung mit der amtierenden Landesregierung denn als bewusste Entscheidung für eine Loslösung von Niedersachsen zu interpretieren. Die Abstimmungsergebnisse lassen sich daher auch nicht als Gradmesser für die emotionale Anbindung an das Land verwenden, wie es damals der niedersächsische CDU-Vorsitzende und spätere Innenminister Wilfried Hasselmann tat. Er warf der SPD vor, in den vielen Jahren ihrer führenden politischen Stellung kein Landesbewusstsein in der Bevölkerung geschaffen zu haben.¹³⁷

Dass die Oldenburger Hinrich Wilhelm Kopf nichts mehr übel nahmen, zeigte sich schließlich auch drei Jahre nach dem Volksentscheid: Anders etwa als in Göttingen, wo Kopf studiert hatte und bis zu seinem Tod Ende 1961 regelmäßig „seine“ Studentenverbindung besuchte,¹³⁸ wurde in Oldenburg 1978 eine Straße nach ihm benannt.¹³⁹ Wegen Kopfs Tätigkeiten während der Zeit des Nationalsozialismus¹⁴⁰ fand in den Jahren 2013 bis 2015 eine öffentliche Debatte über den Straßennamen statt,¹⁴¹ doch anders als in Hannover, wo der Hinrich-Wilhelm-Kopf-Platz vor dem Niedersächsischen Landtag Anfang April 2015 in Hannah-Arendt-Platz umbenannt wurde,

136 Zu den vielfältigen Gründen vgl. Joachim Holtz, *Störrische Provinz-Stimmen*, in: *Die Zeit*, 19.9.1975; Wolfgang Rensch, Alfred Kubel. 30 Jahre Politik für Niedersachsen. Eine politische Biographie, Bonn 1985, S. 165-169; Wegmann (s. Anm. 133), S. 221; o. V., *Länder-Neuordnung jetzt für Bonn wieder aktuell. Politiker sind nach dem Volksentscheid in Zugzwang. Ergebnisse in Niedersachsen eine Protestreaktion?*, in: *Schaumburg-Lippische Landes-Zeitung*, 21.1.1975; o. V., *Nostalgie*, in: *Schaumburg-Lippische Landes-Zeitung*, 21.1.1975; o. V., *Was Napoleon respektierte*, in: *Der Spiegel*, 27.1.1975.

137 Vgl. o. V., *Länder-Neuordnung*.

138 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 689 f.

139 Vgl. Fakultät IV – Institut für Geschichte der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, *Wissenschaftliche Untersuchung der Straßennamen der Stadt Oldenburg* (korrigierte Fassung vom 6. November 2013). Wissenschaftliche Leitung des Vorhabens: Dietmar von Reeken, Malte Thießen, Bearbeiter: Claas Neumann, Peter Rassek, Ingo Harms, S. 116, http://www.oldenburg.de/fileadmin/oldenburg/Benutzer/PDF/30/Dokumentation_Oldenburger_Strassennamen_Endfassung_6.No_.pdf, verifiziert am 23.6.2015.

140 Vgl. dazu Nentwig (s. Anm. 8), vor allem S. 214-249.

141 Vgl. dazu zum Beispiel Oliver Bloch, *Hinrich Wilhelm Kopf mit zwei Gesichtern*, in: *Nordwest-Zeitung*, 31.1.2014, und die Dokumentation der Diskussion im Anschluss an meinen Vortrag „Hinrich Wilhelm Kopf. Ein Landesvater mit brauner Vergangenheit“, gehalten am 29. Januar 2014 im Rahmen der Vortragsreihe von Stadt und Universität „Umstrittene Paten? Oldenburger Straßennamen – Eine Auseinandersetzung“, http://www.oldenburg.de/fileadmin/oldenburg/Benutzer/PDF/30/Diskussion_Nentwig_Hinrich_Wilhelm_Kopf_29.1.2014.pdf, verifiziert am 23.6.2015.

entschied sich der Rat der Stadt Oldenburg für die Beibehaltung des Namens „Hinrich-Wilhelm-Kopf-Straße“.¹⁴² Dazu haben vor allem die Proteste der Anwohnerinnen und Anwohner beigetragen: Nach der öffentlichen Diskussionsveranstaltung vom 11. März 2015, bei der es um Hinrich Wilhelm Kopf sowie die ebenfalls umstrittenen und mit einem Straßennamen geehrten Persönlichkeiten Theodor Pekol und Johann Heinrich Schütte gegangen war, überreichten sie den anwesenden Vertretern der Verwaltung eine Unterschriftenliste gegen die Umbenennung der Hinrich-Wilhelm-Kopf-Straße.¹⁴³ Zugleich schlug die Verwaltung der Stadt Oldenburg aber vor, unter dem Straßenschild eine Hinweistafel zu montieren, auf der kurz die ambivalente Biografie Kopfs – seine Verstrickung in die NS-Zeit auf der einen Seite und seine Verdienste in der Nachkriegszeit auf der anderen – erläutert wird.¹⁴⁴

5. Zusammenfassung und Schlussbetrachtung

Festzuhalten ist, dass die Spannungen, die sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zwischen Oldenburg und Hinrich Wilhelm Kopf zeigten, letztlich nicht überraschend waren, da der oldenburgische Selbstbehauptungswille schon weit vorher sehr groß gewesen war und Oldenburg und Hannover in Rivalität zueinander gestanden hatten. Bedingt durch Zentralisierungsbestrebungen, die unbestritten von der Regierung in Hannover ausgingen, bildete sich in Oldenburg der Oldenburgische Landesbund, der recht bald für die Eigenständigkeit des früheren Landes kämpfte. Erst weit nach Kopfs Tod, in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre, sollte den oldenburgischen Selbstständigkeitsbestrebungen der Riegel vorgeschoben werden.

Der Frage, ob das alte Land in den Jahren unter Kopf angemessen und gerecht im Vergleich zu anderen Landesteilen behandelt wurde, kann sich – wenn überhaupt – nur im Rahmen einer eingehenden Untersuchung genähert werden. Reine Zahlenvergleiche dürften dabei nicht das alleinige Kriterium sein.

Hinrich Wilhelm Kopf jedenfalls war immer wieder bemüht, die Integration des aus den ehemaligen Ländern Hannover, Braunschweig, Oldenburg und Schaumburg-Lippe zusammengesetzten Niedersachsens zu fördern. Seine vielfachen, auf Vertrauensbildung zielenden Bekundungen, die Eigenarten in den Landesteilen zu bewahren, wurden jedoch gerade in den ersten Jahren nach der Gründung des Landes Niedersachsen regelmäßig durch Misstrauen erweckende Versuche konterkariert, Niedersachsen auf dem Verwaltungsweg zu vereinheitlichen und die regionalen Un-

142 Vgl. Irena Güttel, Würdigung im Wandel, in: Weser-Kurier digital, 21.6.2015, http://www.weser-kurier.de/startseite_artikel,-Wuerdigung-im-Wandel-_arid,1150370.html, verifiziert am 23.6.2015; Stadt Oldenburg, Umbenennung nach Straßennamen-Debatte, <http://www.oldenburg.de/startseite/stadt-portrait/strassennamen-debatte/hedwig-heyl-strasse-wird-umbenannt.html>, verifiziert am 1.7.2015.

143 Vgl. das Protokoll der Veranstaltung, http://www.oldenburg.de/fileadmin/oldenburg/Benutzer/PDF/30/302/Protokoll_Umstrittene_Paten_11.Maerz.pdf, verifiziert am 1.7.2015.

144 Vgl. Denis Krick, Entscheidung im Stadtrat. Oldenburger Straße muss umbenannt werden, in: NWZ online, 30.6.2015, http://www.nwzonline.de/oldenburg/politik/oldenburger-strasse-muss-umbenannt-werden_a_29,0,2953678513.html, verifiziert am 1.7.2015; Sabine Schicke, Hedwig-Heyl-Straße bald Geschichte. Stundenlange Debatte um Oldenburger Straßennamen, in: NWZ online, 1.7.2015, http://www.nwzonline.de/oldenburg/politik/hedwig-heyl-strasse-bald-geschichte-stundenlange-debatte-um-oldenburger-strassennamen_a_29,0,3084932745.html, verifiziert am 1.7.2015.



terschiede im Namen der Landesintegration und einer Modernisierung der Behördenorganisation zu nivellieren. Dies legte die Basis für ein spannungsreiches Verhältnis zwischen Kopf und dem Verwaltungsbezirk Oldenburg.

Bis heute hat sich viel gewandelt, wie abschließend ein kleines Beispiel zeigen soll. Nachdem der niedersächsische Ministerpräsident David McAllister den früheren Staatssekretär im Bundeslandwirtschaftsministerium Gert Lindemann Mitte Dezember 2010 als Nachfolger der zurückgetretenen niedersächsischen Landwirtschaftsministerin Astrid Grotelüschen präsentiert hatte, stand Folgendes in der Tageszeitung: *Über Nacht haben die Oldenburger plötzlich keinen Minister mehr im Landeskabinett. Gibt es nun einen Aufstand? „Halb so schlimm“, sagt Björn Thümler, CDU-Landtagsfraktionschef und selbst in dieser Gegend beheimatet.*¹⁴⁵ Unter Hinrich Wilhelm Kopf, der sich bemühte, bei der Regierungsbildung den regionalen Proporz zu beachten,¹⁴⁶ wäre es aller Wahrscheinlichkeit nach zu heftigen Protestbekundungen der Oldenburger gekommen. Dass dies heute nicht mehr der Fall ist, kann als ein Zeichen für den langsamen, aber weitgehend erfolgreichen Abbau der innerniedersächsischen Spannungslinien gesehen werden.

145 Klaus Wallbaum, Der Neue gilt als alter Hase, in: Göttinger Tageblatt, 18.12.2010.

146 Vgl. Nentwig (s. Anm. 8), S. 471; Thomas Vogtherr, 60 Jahre Oldenburg in Niedersachsen. Festvortrag anlässlich der 62. Landschaftsversammlung in Friesoythe am 10. März 2007, Oldenburg 2008, S. 9; Zürlík (s. Anm. 77), S. 174.







*Abb. 1
Anbetung der Könige aus der St. Johannes-Kirche zu Zwischenahn, Anfang 16. Jh.
Provenienz: ehemals Großherzogliche Altertümersammlung
Foto: Sven Adelaide, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg*

welt. Einerseits hatte er die altgläubige Bilderwelt vor Augen und kannte von seiner Pilgerreise nach Italien vor allem die Hybris der Renaissance-Künstler, die sich als Schöpfer sahen. Andererseits war er sich der Wirkung künstlerischer Darstellungen bewusst und wollte sie ebenfalls nutzen. Und damit sind wir beim Thema der Oldenburger Ausstellung. Sie ist Luthers Bildverständnis gewidmet und dessen Wirkung im Zeitalter der „Konfessionalisierung“, also dem 16.-18. Jahrhundert. Sie thematisiert die Ausformung dieser Bilderwelt und ihr Eindringen in die Alltagswelt, ins tägliche Leben des Einzelnen. Damit ist diese Ausstellung die bundesweit erste zu diesem Phänomen.

Anders als seine radikalen Zeitgenossen stellte Martin Luther die Bilder in den Rahmen seiner evangelischen Theologie und gab ihnen eine neue Bedeutung. Für ihn stand das gemalte Evangelium nach dem gepredigten an zweiter Stelle. Das äußere Bild, so Luther, sollte vor allem den des Lesens und Schreibens Unkundigen helfen, sich das in der Predigt Gehörte besser zu veranschaulichen und einzuprägen. Seine Bilder waren sozusagen die Bücher der Analphabeten. Luther ging dabei von der humanistischen Erkenntnis aus, dass der Menschen in Bildern denke und Erinnerung mit Bildern verknüpfe. Er veränderte nun die Funktion und den Inhalt der tradierten katholisch geformten Erinnerung aus reformatorischer Perspektive: Zum einen erläuterte er, was aus dem Gedächtnis zu entfernen sei, weil es die neue Ordnung störe. Zum anderen bestimmte er, was erinnerungswürdig sei, also bleiben, neu an die Stelle des Entfernten treten oder im richtigen Sinne umgedeutet werden solle.³ Es ging ihm also nicht um antipäpstliche Schmähchriften und -darstellungen, die es während der Glaubenskriege natürlich auch gab. Das neue ikonographische Programm sollte vielmehr Luthers Vorstellungen von zentralen Glaubensinhalten folgen und die Gläubigen täglich begleiten. Wichtige Bildmotive entwickelte er ganz konkret in Zusammenarbeit mit Cranach. Bildwürdig waren vor allem Christi Passion und Auferstehung, Szenen aus dem Alten und Neuen Testament sowie die Glaubensartikel. Alle Gemeindemitglieder sollten auch durch die *Anschauung* der Bilder zu langfristigen Veränderungen ihres religiösen und weltlichen Verhaltens gebracht werden. Luther wollte deshalb, dass diese

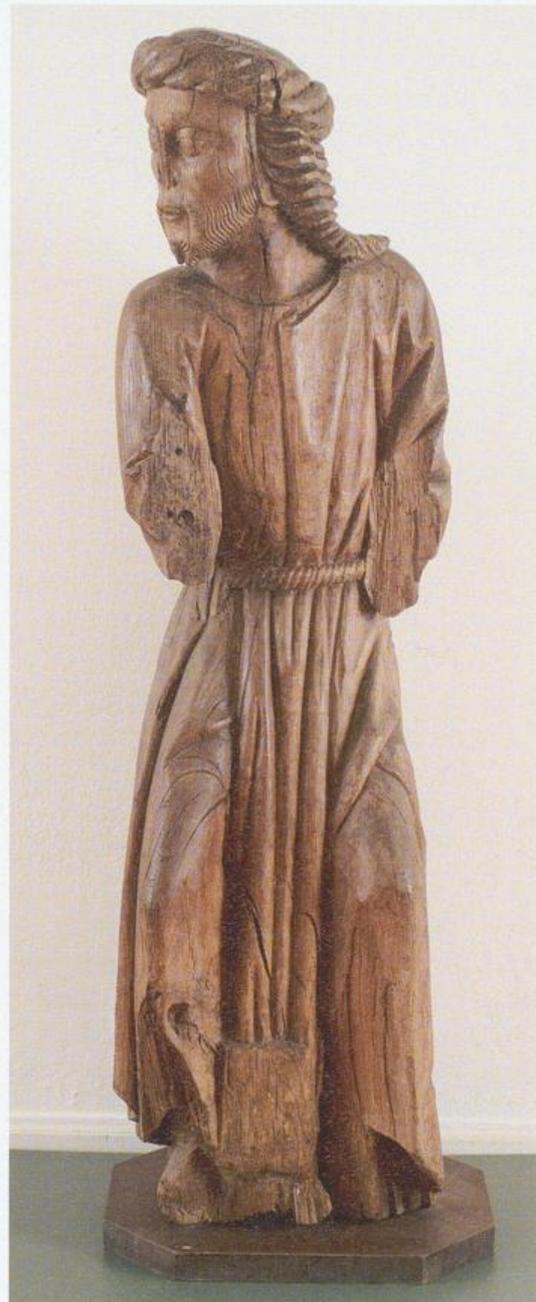


Abb. 2
Christus als Kreuzträger aus der Schlosskirche zu Varel, um 1440
Provenienz: ehemals Großherzogliche Altertümersammlung
Foto: Sven Adelaide, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg

3 Siegfried Müller, „Repräsentationen des Luthertums – Disziplinierung und konfessionelle Kultur in Bildern. Ein Problemaufriss anhand von regionalen Beispielen“, in: Zeitschrift für Historische Forschung 29/2, 2002, S. 215-255.

Anders als seine radikalen Zeitgenossen stellte Martin Luther die Bilder in den Rahmen seiner evangelischen Theologie und gab ihnen eine neue Bedeutung. Für ihn stand das gemalte Evangelium nach dem gepredigten an zweiter Stelle. Das äußere Bild, so Luther, sollte vor allem den des Lesens und Schreibens Unkundigen helfen, sich das in der Predigt Gehörte besser zu veranschaulichen und einzuprägen. Seine Bilder waren sozusagen die Bücher der Analphabeten. Luther ging dabei von der humanistischen Erkenntnis aus, dass der Mensch in Bildern denke und Erinnerung mit Bildern verknüpfe. Er veränderte nun die Funktion und den Inhalt der tradierten katholisch geformten Erinnerung aus reformatorischer Perspektive: Zum einen erläuterte er, was aus dem Gedächtnis zu entfernen sei, weil es die neue Ordnung störe. Zum anderen bestimmte er, was erinnerungswürdig sei, also bleiben, neu an die Stelle des Entfernten treten oder im richtigen Sinne umgedeutet werden solle.³ Es ging ihm also nicht um antipäpstliche Schmähschriften und -darstellungen, die es während der Glaubenskriege natürlich auch gab. Das neue ikonographische Programm sollte vielmehr Luthers Vorstellungen von zentralen Glaubensinhalten folgen und die Gläubigen täglich begleiten. Wichtige Bildmotive entwickelte er ganz konkret in Zusammenarbeit mit Cranach. Bildwürdig waren vor allem Christi Passion und Auferstehung, Szenen aus dem Alten und Neuen Testament sowie die Glaubensartikel. Alle Gemeindemitglieder sollten auch durch die *Anschauung* der Bilder zu langfristigen Veränderungen ihres religiösen und weltlichen Verhaltens gebracht werden. Luther wollte deshalb, dass diese

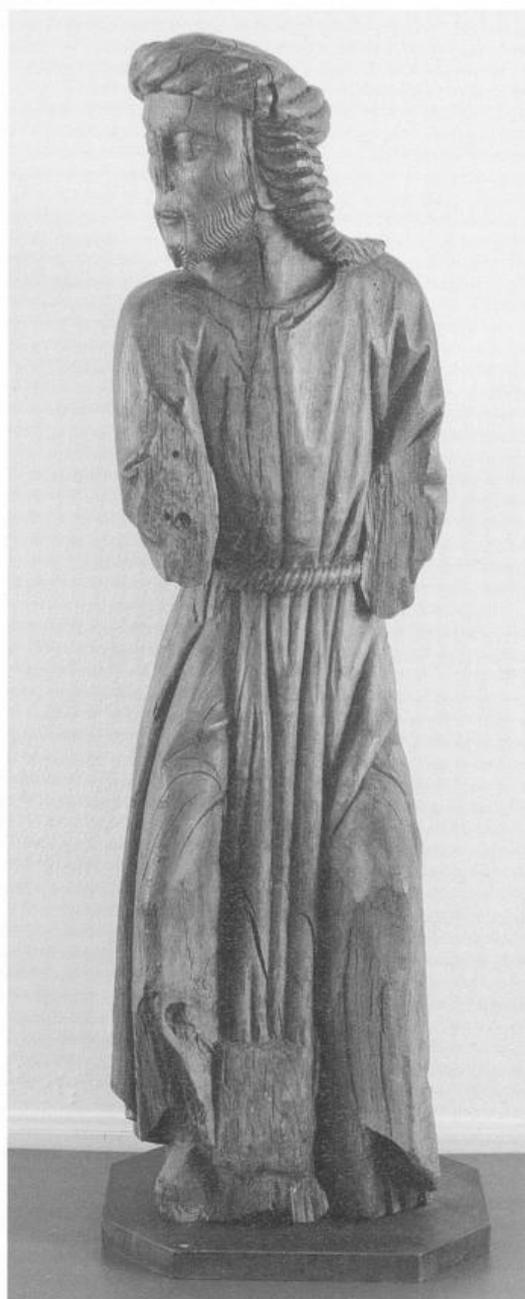


Abb. 2
Christus als Kreuzträger aus der Schlosskirche zu Varel, um 1440
Provenienz: ehemals Großherzogliche Altertümersammlung
Foto: Sven Adelaide, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg

3 Siegfried Müller, „Repräsentationen des Luthertums – Disziplinierung und konfessionelle Kultur in Bildern. Ein Problemaufriss anhand von regionalen Beispielen“, in: Zeitschrift für Historische Forschung 29/2, 2002, S. 215-255.

Bilder nicht nur in der Kirche, sondern auch am Haus und im Haus zu finden seien. Allerdings legte er nicht fest, auf welchen Gegenständen welche Motive vertreten sein sollten. Vielmehr waren es die Künstler und schließlich auch Handwerkszünfte, die seine Ideen Jahrzehnte später in den Kanon ihrer Motive übernahmen, vielfach auf der Grundlage von Kupferstichen und besonders von Holzschnitten nach Cranach, die große Verbreitung fanden. Die Botschaft vom konfessionell geprägten Glauben, von Moral und Sittlichkeit, aus dem 16.-18. Jahrhundert findet man heutzutage noch in lutherischen Kirchen, auf Grabsteinen von Friedhöfen und an den Fassaden von Häusern – beispielsweise in Südniedersachsen – sowie auf zeitgenössischen Objekten aus Häusern und Schlössern, die sich nun in unseren Museen befinden (Abb. 3).

Der Aufbau der neuen konfessionell geprägten evangelischen Glaubensidentität durch äußere Bilder erfolgte seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zunächst in den Kirchengestaltungen durch den jeweiligen Landesherrn als obersten Bischof, aber auch durch die Gemeinden selbst, die ebenfalls Neuanschaffungen in Auftrag gaben. Für den Landesherrn bot die Konfessionalisierung zugleich die Möglichkeit, die politische Identität seiner Untertanen in Abgrenzung zu anderen Territorien zu formen. Die Bekämpfung von Verstößen gegen kirchliche Vorschriften erfolgte auf drei Ebenen: durch Obrigkeit, Pastor und Gemeinde.

Teil des umfassenden Konfessionalisierungsprozesses waren in den Kirchen die Altäre, Kanzeln, Emporen, Taufsteine und Epitaphe. Hinzu kamen im privaten Bereich konfessionell ausgerichtete Sammlungen von Gemälden und Grafiken für den Gebildeten und Vermögenden und schließlich viele Alltagsgegenstände mit bildlichen Darstellungen. Im Laufe der Jahrzehnte mochten sich die Darstellungsweisen oder die Art der Objekte verändern. Den Erwerb solcher Möbel, von entsprechendem Geschirr und anderen Objekten können wir aber als das Bekenntnis des Käufers zu einer an christlichen Normen orientierten Lebensführung nehmen. Das gemeinsame Bemühen um die Verinnerlichung einer christlichen Ethik führte zugleich zu einem neuen kollektiven Gedächtnis, zu einer über einzelne Territorien reichenden protestantisch geprägten Identität. Verschiedene Bevölkerungsgruppen, vom Bildhauer und Bildschnitzer über den Maler, Töpfer, Tischler, Gelbgießer und Grafiker bis zum Konsumenten wirkten daran mit. Die reiche Stadt Hamburg entsandte 1538 sogar ihren späteren Ratsmaler Franz Timmermann zur Ausbildung nach Wittenberg zu Lucas Cranach, um dort die richtige Art zu malen und die richtigen Motive zu lernen.⁴ Durch den europaweiten Handel von Hansekaufleuten und durch wandernde Gesellen verbreiteten sich die Bildprogramme in viele protestantische Länder Europas. Interessant dabei ist, dass diese Bilderwelt außerhalb der Kirchen auch in calvinistischen Territorien übernommen wurde. Freilich brach das neue Korpus an protestantischen Gedächtnisbildern nicht generell mit tradierten Motiven. Dies war auch nicht nötig, da ein erheblicher Teil der altgläubigen Bilderwelt als christlich-biblich nach wie vor gültig blieb. Im Detail bedurften die von Menschen geschaffenen Bilder allerdings der Erläuterung durch die Schrift, so dass sie im Zweifelsfall eindeutig konfessionell bestimmt werden konnten. Man findet daher des öfteren bildliche Darstellungen kombiniert mit genauer Angabe der Bibelstelle, aus der das Motiv genommen worden war.

4 Luther und die Folgen für die Kunst, hg. v. Werner Hofmann, München 1983, S. 214.



Abb. 3

Ludwig Münstermann (um 1574-1637/38)

Sitzfigur des Moses als Kanzelträger aus der St. Lamberti-Kirche zu Oldenburg, um 1612/13

Provenienz: ehemals Großherzogliche Altertümersammlung

Foto: Sven Adelaide, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg

Die Ausstellung „Martin Luther und die Welt der Bilder“ präsentiert Objekte mit Bildmotiven des 16. bis 18. Jahrhunderts aus der Lebenswelt der Bauern, Bürger und Adligen, die der neuen, von Luther ausgehenden reformatorischen Bildwelt entstammen. Die auf Alltagsgegenständen visualisierten Botschaften, Wertvorstellungen und Handlungsaufforderungen stammen sämtlich aus dem Bestand des Landesmuseums Oldenburg. Die meisten Objekte erblickten erstmals, nunmehr liebevoll und aufwändig restauriert, das Licht der Öffentlichkeit. Sie gelangten vielfach als Geschenke in die 1838 ins Leben gerufene Großherzogliche Altertümersammlung. Weitere Objekte kamen nach der Gründung des Landesmuseum im Jahre 1923 hinzu. Sie alle decken einen großen Kulturraum ab, der von Amsterdam über Eckernförde, Aurich, Bremen, Emden, Lüneburg, Osnabrück, Halle, Wittenberg, Siegburg, Nördlingen, Nürnberg, Ulm, Augsburg und Konstanz bis Basel, der einzigen lutherischen Stadt in der Schweiz im 16. Jahrhundert, reicht. Die meisten Objekte stammen allerdings aus der ehemaligen Grafschaft Oldenburg. Dieses nordwestdeutsche Territorium bestand in der Frühen Neuzeit aus dem Kernland des Oldenburger Grafenhauses, aus dem Stad- und Butjadingerland – heute Landkreis Wesermarsch –, der Grafschaft Delmenhorst und der Herrschaft Jever. 1662 lebten hier etwa 60.000 Einwohner, 1790 ca. 100.000.⁵ Die entscheidenden Voraussetzungen für die Konfessionalisierung wurden in Oldenburg 1573 mit der Kirchenordnung des Oldenburgischen Kirchenreformators und Geschichtsschreibers Hermann Hamelmann geschaffen. Fortan war die Grafschaft lutherisch. Hamelmann stand ganz auf dem Boden des lutherischen Bildverständnisses, als er forderte, die Geschichten der Bibel *in Bilder zu fassen*, um sie dann *mit großem nutz in den kirchen und heusern [zu] haben zur Erinnerung der großen Wohltaten Gottes*.⁶ Allerdings erhielten in der Grafschaft Oldenburg die Kirchen erst relativ spät, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, eine neue Ausstattung mit Altären, Kanzeln und Emporen. In anderen protestantischen Territorien des Reiches erfolgte dies bereits ab Mitte des 16. Jahrhunderts, also nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555.

Mit der Repräsentation der neuen Lehre beauftragten in unserem Fall sowohl der Landesherr, d.h. der Oldenburger Graf Anton Günther, als auch Pastoren und ländliche Honoratioren in den wohlhabenden Gemeinden der Marschgegenden den Hamburger Bildhauer Ludwig Münstermann.⁷ Sein Programm entsprach jener Bildkomposition christlicher Motive, die Lucas Cranach d. Ä. entwickelt hatte und die später u.a. in der sog. Merianbibel verbreitet worden waren; es war also standardisiert. Viele Dorfkirchen der Grafschaft wurden im 17. Jahrhundert regelrecht zu Bildersälen der biblischen Geschichte in ihrer reformatorischen Interpretation.

Der Altar entwickelte sich zum wichtigsten Bildträger für reformatorische Inhalte. Im Gegensatz zu den mittelalterlichen Altarretabeln konnte die Gemeinde die Altarbilder in der lutherischen Kirche immer sehen, nicht nur an Festtagen. Die religiöse Belehrung in Bild und Schrift fand daher bei jedem Gottesdienst statt. Die zentralen Glau-

5 Oldenburg – Kulturgeschichte einer historischen Landschaft, hg. v. Siglinde Killisch, Siegfried Müller, Michael Reinbold, Oldenburg 1998.

6 Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, Bd. 7: Niedersachsen: Die außerwelfischen Lande, 2. Halbband: 1. Teil: Stift Hildesheim, Stadt Hildesheim, Grafschaft Oldenburg und Herrschaft Jever, hg. v. Emil Sehling (Bearb. Anneliese Sprengler-Ruppenthal), Tübingen 1980, S. 947-1162, hier S. 1083.

7 Müller, „Repräsentationen des Luthertums“ (s. Anm. 3), S. 225ff.; Rolf Schäfer, „Ludwig Münstermann und Lucas Cranach. Beobachtungen zum Altar in Rodenkirchen“, in: Oldenburger Jahrbuch 106, 2006, S. 71-90.





Abb. 4
Münstermann-Altar in der St.-Matthäus-Kirche zu Rodenkirchen
Foto: Sven Adelaide, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg



Abb. 5

Detailaufnahme vom Münstermann-Altar mit Darstellung des Abendmahls

Foto: Sven Adelaide, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg

bensinhalte finden sich stets in der Mittelachse des Altars. (Abb. 4) Bei Münstermann wie bei anderen zeitgenössischen Künstlern im niederdeutschen Raum fehlt niemals die Darstellung des Abendmahls, die Luther in seiner Auslegung des 111. Psalms 1530 für jeden Altar wünschte (Abb. 5). Dieses Motiv forderte die Gemeindemitglieder auf, durch ihren Lebenswandel dafür zu sorgen, dass sie am Abendmahl teilnehmen durften, einem von nur zwei noch verbliebenen Sakramenten im protestantischen Glauben. Mehrfach hat Münstermann auch Luther mit dem Schwan dargestellt. Darüber hinaus bestimmte Cranachs Gegenüberstellung von Gesetz und Evangelium – also Sündenfall, Gesetz, Strafgericht und Hölle auf der einen und Erlangung der Gnade durch den Glauben an Christus auf der anderen Seite – Münstermanns ikonographische Komposition. Ein weiteres Beispiel aus dem Kirchenbereich sind die Emporen. In der St.-Johannis-Kirche in Strückhausen im Landkreis Wesermarsch ist die Empore aus dem Jahr 1661 mit 36 Bibelszenen bemalt. Ihre Vorlage ist in Merians Straßburger Ausgabe der mit über 200 Bildern ausgestatteten Lutherbibel von 1630 zu finden.⁸ Schon vorhandene Schüsseln mit mittelalterlichen Bildmotiven wurden durch die Verwendung im neuen Ritus als Taufschalen in der lutherischen Kirche sichtbar umgewertet. Dies gilt auch für Abendmahlskelche, die gemäß Luthers Lehre vom Priestertum aller Gläubigen eine größere Kuppel erhielten, damit alle Gläubigen daraus trinken konnten.

⁸ Wolfgang R u n g e, Kirchen im Oldenburger Land, Bd. 1, Oldenburg 1983, S. 201.

Nun einige Beispiele aus dem profanen Bereich: Die Vorderseite von Möbeln eignete sich als Bildträger für die Propagierung von christlichem Lebenswandel im lutherischen Sinn – in erster Linie ein norddeutsches Phänomen des 16. und 17. Jahrhunderts. Zentrales Bildmotiv war auch hier Cranachs Lehrbild von „Gesetz und Evangelium“, also der Rechtfertigung aus dem Glauben.⁹ Außerdem sind oft Szenen aus dem Alten Testament dargestellt, die das Familienleben betreffen: Christus und die Ehebrecherin, die Esther-Geschichte, die Judith-Geschichte, das Gleichnis vom Verlorenen Sohn und die Geschichte vom Salomonischen Urteil. Ihre Bedeutung für die Disziplinierung im Zuge der Konfessionalisierung erhielten solche Motive dadurch, dass sie auf Gegenständen zu sehen waren, mit denen der Besitzer tagtäglich umging. Das Esther-Motiv konnte auf diese Weise als ein Beispiel für eine vorbildliche Ehe dienen. Analoges gilt auch für die Judith-Geschichte, die die eheliche Treue thematisiert. Die Geschichte vom Verlorenen Sohn findet sich nicht nur auf Möbeln, sondern auch auf Ofenplatten und Ofenkacheln. Sie stellt das Verhältnis eines Sohnes zu seinen Eltern vor Augen und konnte vor allem im ländlichen Bereich ein wichtiges Lehrbild sein, indem es dem Hoferben tagtäglich vor Augen führte, was passieren konnte, wenn er sich der *Sauferei* und *Völlerei* auf Festen und im Wirtshaus hingab und das Gebot, Vater und Mutter zu ehren und ihnen zu gehorchen, missachtete.¹⁰

Aber auch beliebte vorreformatorische Motive wie der Sündenfall blieben in Gebrauch, allerdings wurden sie nun im Sinne der neuen konfessionellen Bindung gedeutet. Dies hatten die Pastoren in der Predigt und im Katechismusunterricht vorzugeben. Es wurde dann zuhause eingeübt anhand der bildlichen Darstellung. Die Darstellung des Sündenfalls erinnerte an die eigene Sündhaftigkeit und an die staatliche Ordnung, die nach Luther der Sündhaftigkeit Einhalt gebieten konnte. Mann und Frau wurde vergegenwärtigt, dass die Frau durch Evas Fall der Gewalt des Mannes unterworfen sei.

Zu den neuen Bildträgern des 18. Jahrhunderts gehörten die so genannten Bibelfliesen¹¹ (Abb. 6). Zu Tausenden kamen sie als Wand- und Kamindekoration aus Harlingen, Makkum, Utrecht und Rotterdam auf den Markt, um die wichtigsten der etwa 80 Manufakturen in den Niederlanden zu nennen. Allein in Makkum wurden im 18. Jahrhundert etwa 1,2 Millionen Bibelfliesen hergestellt. Da sie recht teuer waren, konnten sich nur wohlhabende Marschbauern und Bürger leisten, eine ganze Wand mit entsprechenden Historien zu schmücken. Geestbauern im nordwestdeutschen Raum haben ihre Kamine erst infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs im 19. Jahrhundert mit Bibelfliesen ausgestattet.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, dass das reformatorische Bildprogramm auch ein verbildlichtes Regelwerk für die christliche Lebensführung sein sollte. Der Kauf von entsprechendem Hausrat war ein Sich-Erinnern-Wollen, nicht nur von oben, also vom Landesherrn oder von der Kirche angeordnetes Sich-Erinnern-Müssen. Denn es war zur allgemein anerkannten Konvention geworden. Alle

9 Heimo Reinitzer, *Gesetz und Evangelium. Über ein reformatorisches Bildthema, seine Tradition, Funktion und Wirkungsgeschichte*, Hamburg 2006; Miriam Verena Fleck, *Ein tröstlich gemelde. Die Glaubensallegorie „Gesetz und Gnade“ in Europa zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit* (Studien zur Kunstgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit; Bd. 5), Memmingen 2010.

10 Müller, „Repräsentationen des Luthertums“ (s. Anm. 3), S. 243.

11 Ebd.; dort auch weitere Literatur.



Abb. 6

Niederländische Bibelfliese mit Darstellung der Taufe Christ, 18. Jh.

Provenienz: ehemals Großherzogliche Altertümersammlung

Foto: Sven Adelaide, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg

diese Aspekte wirkten in dieselbe Richtung und mit demselben Ziel, nämlich der Disziplinierung. Das machte wohl ihre Kraft aus.

Nun stellt sich natürlich die spannende Frage, was denn von den neuen Glaubensinhalten und der Sozialdisziplinierung der Gemeindemitglieder verinnerlicht wurde. Hier helfen uns die Visitationsprotokolle aller 50 Kirchspiele von 1609-1785 im Staatsarchiv Oldenburg weiter, die vom Verfasser in den 1990er Jahren ausgewertet wurden.¹² In diesen Akten sind die kirchlichen und weltlichen Zustände in den Kirchspielen festgehalten, greifbar in der Tätigkeit der Juristen und Theologen als Visitatoren.

Die Visitationsakten belegen, dass im 17. Jahrhundert etliche Gemeindemitglieder dem Gottesdienst fernblieben. Einige kamen über Jahrzehnte nicht, andere wechselten sich mit Familienangehörigen ab. Die angegebenen Gründe für das Nichterscheinen waren vielfältig. Das Spektrum reichte von Taubheit über seelische Krankheit bis zur Feststellung, man habe nichts Gescheites zum Anziehen. Die Auszählung der Fälle vermittelt allerdings den Eindruck, dass sich dieser Zustand ab Mitte des 17. Jahrhunderts änderte. Auch die Zahl der im Stand der *Hurerei* lebenden Pfarrmitglieder war im Laufe des 18. Jahrhunderts rückläufig; die Zahl der unehelich geborenen Kinder nahm ab.

12 Siegfried Müller, Der Beitrag der evangelischen Pastorenschaft in der Grafschaft Oldenburg zur Konfessionalisierung vom 16. Bis zum 18. Jahrhundert, in: Oldenburger Jahrbuch 94, 1994, S. 115-126; ders., Die Konfessionalisierung in der Grafschaft Oldenburg. Untersuchungen zur ‚Sozialdisziplinierung‘ einer bäuerlichen Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, in: Archiv für Reformationsgeschichte 86, 1995, S. 257-319

Anja Brigitta Jacobsen

Die Empore von Graf Anton II. von Oldenburg-Delmenhorst aus der Schlosskirche in Varel

Restaurierung eines Werkes von Ludwig Münstermann

Die Schlosskirche in Varel beeindruckt durch ihre reichhaltige manieristische Ausstattung von Ludwig Münstermann aus den Jahren 1613 bis 1618. Heute erhalten sind der Altar, die Kanzel, das Taufbecken und einige Fragmente des ehemaligen Grafenstuhls. Anton II., Graf von Oldenburg-Delmenhorst, und seine Gemahlin Sybille Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, stifteten Anfang des 17. Jahrhunderts die prachtvolle Innenausstattung und waren im Oldenburger Land mit Graf Anton Günther zusammen die ersten, die den in Hamburg arbeitenden Bildhauer beauftragten.¹ Nachdem 1861 das inzwischen verlorene Orgelprospekt aus dem Nordquerhaus entfernt worden war, baute man 1880 den Grafenstuhl aus dem Südquerhaus ab.² Es ist möglich, dass die Empore als Pendant zur Orgelempore im an die Vierung angrenzenden Bereich positioniert war. Ernst Wagner beschreibt das Südquerhaus 1909 wie folgt: *Bis 1880 stand im Südflügel das gräfliche Gestühl, 1616 gestiftet. Es wies geschnittene Ledertapeten, Gobelins, Holzkonsolen mit Teufelsfratzen auf und war von den heute über der Kanzel schwebenden Engeln gekrönt. Das Gestühl wurde seinerzeit für 150 Mark an einen Althändler verkauft, [...]. Einige Konsolen haben sich im Laufe der Zeit im Gewerbemuseum zu Oldenburg zusammengefunden.*³ Die Vermutung, dass die Empore über die gesamte Breite des Südquerhauses als Brücke eingebaut war, liegt nahe. Bei einer balkonartigen Aufstellung an einer der beiden Seitenwände des Querhauses wäre ein Blick auf den Altar nicht möglich gewesen, was nahezu undenkbar ist, da Graf Anton II. diesen gestiftet hat. Als Gegenstück zur Orgelempore hätte die Ausstattung der Kirche ein harmonisches Gesamtbild erzeugt.

1 Hans-Reinhard A u k s c h u n, Die Schlosskirche in Varel und ihre Münstermann-Werke, Varel 2000, S. 11 und 15 ff.; Wilhelm J a n s s e n, Die Schlosskirche Varel und ihre Baugeschichte, Oldenburg 1986, S. 59f.

2 Siglinde Killisch, Siegfried Müller, Michael Reinbold (Hrsg.), Oldenburg – Kulturgeschichte einer historischen Landschaft, Oldenburg 1998, S. 156 ff.

3 Ernst W a g n e r, Aus Varels Vergangenheit, Varel 1909, S. 107.

Anschrift der Verfasserin: Anja Brigitta Jacobsen M.A., Gemälderestauratorin, Herrenhäuser Straße 53, 30419 Hannover.





Abb. 1: Fragment der Emporenbrüstung in der Ausstellung im Schloss, vor 1938. Landesmuseum Oldenburg

Der Grafenstuhl wurde demontiert in der Kirche aufbewahrt und Teile gelangten in den Kunsthandel. Insgesamt sieben der Konsolenköpfe, die dem unteren Abschluss des Grafenstuhls zugeordnet werden, kamen in Besitz des Kunstgewerbemuseums zu Oldenburg. Fünf wurden bereits 1888 einem Althändler abgekauft und zwei stammten zuletzt aus dem Privatbesitz des Kunsthistorikers Albert Erich Brinckmann.⁴ Die Fragmente, die in der Schlosskirche verblieben sind, wurden in den frühen 1920er Jahren zusammen mit dem Taufdeckel von dem damaligen Museumsdirektor Walter Müller-Wulckow dort aufgefunden. Er beschreibt, dass die Bildtafeln und einzelne Balustersäulen beschädigt und verschmutzt im Turm der Kirche lagerten.⁵ Ein Bruchstück der Brüstung bestehend aus drei Bildtafeln und vier vorgesetzten Balustersäulen wurde nach 1924 im Museum mit statisch notwendigen Ergänzungen⁶ zusammengesetzt und 1938 als Neuerwerbung präsentiert (Abb. 1).⁷

4 Dietmar Jürgen Ponert, *Werkverzeichnis*, S. 176; in: Wilhelm Knollmann, Dietmar Jürgen Ponert, Rolf Schäfer, Ludwig Münstermann, Oldenburg 1992, S. 149 – 246.

5 Walter Müller-Wulckow, *Oldenburgisches Landesmuseum. Führer durch das Kunsthandwerk und die heimatlichen Altertümer an Hand der Neuerwerbungen*, Oldenburg 1938, S. 65 ff.

6 Hierzu gehört vor allem der statisch notwendige untere Abschluss, auf dem die Balustersäulen mittels einer Steckverbindung gehalten und die erhaltenen Konsolenköpfe montiert werden konnten. Diese Ergänzung ist auf der historischen Fotografie in einem hellen Farbton gefasst.

7 In der Schlosskirche in Varel sind sechs weitere Bildtafeln vorhanden, von denen drei im Westwerk der Kirche öffentlich zugänglich sind.



Abb. 2: Zwischenzustand der Rückseite der Emporenbrüstung. Foto: Anja Brigitta Jacobsen

Technologisch setzt sich die Emporenbrüstung aus unterschiedlichen Elementen zusammen. Das tragende Element ist ein Holzrahmen, der vorderseitig verdeckt ist. Die Bildfelder sind unmittelbar auf die die Rückwand bildenden Bretter gemalt. Diese Nadelholzbretter sind mit einer Nut in den beschriebenen Rahmen eingesetzt. Die Schnitztafeln bestehen aus unterschiedlichen Elementen und sind wiederum mit Holz- und Metallnägeln auf den Rückseitenbrettern befestigt. Die Balustersäulen werden von dem partiell vorkragenden Gesims und den unteren Konsolen gehalten. Das Gesims und der untere Abschluss sind wiederum auf dem Rahmen befestigt (Abb. 3). Die Konsolenköpfe lassen sich in zwei Erhaltungszustände einteilen. Fünf der Köpfe, drei Engel, ein Narr und ein Greis, sind bis auf wenige Fassungsreste abgelaut und dunkel gebeizt worden. Dieser Zustand wurde bereits beim Ankauf durch das Museum dokumentiert.⁸ Zwei weitere Köpfe waren Ende des 19. Jahrhunderts oder zu Beginn des 20. Jahrhunderts neu gefasst worden.

Im Rahmen der konservatorischen und restauratorischen Maßnahmen wurden von Herrn Prof. Dr. Peter Klein, Hamburg, eine Holzartenbestimmung einzelner Elemente sowie eine dendrochronologische Untersuchung durchgeführt.⁹ Diese ergab, dass

⁸ Müller-Wulckow (s. Anm. 5), S. 67.

⁹ Unter einer dendrochronologischen Untersuchung versteht man eine wissenschaftliche Datierungsmethode, die auf der Annahme beruht, dass die Jahrringe von Bäumen anhand ihrer unterschiedlichen Breite einer bestimmten Wachstumszeit zugeordnet werden können. Hierzu wird auf Datenbanken von Chronologien zurückgegriffen, die unterschiedlichen Holzarten und Regionen zugeordnet sind. Der Untersuchungsbericht ist in der Werkakte des Objektes mit der Inv.-Nr. 5.019 archiviert.

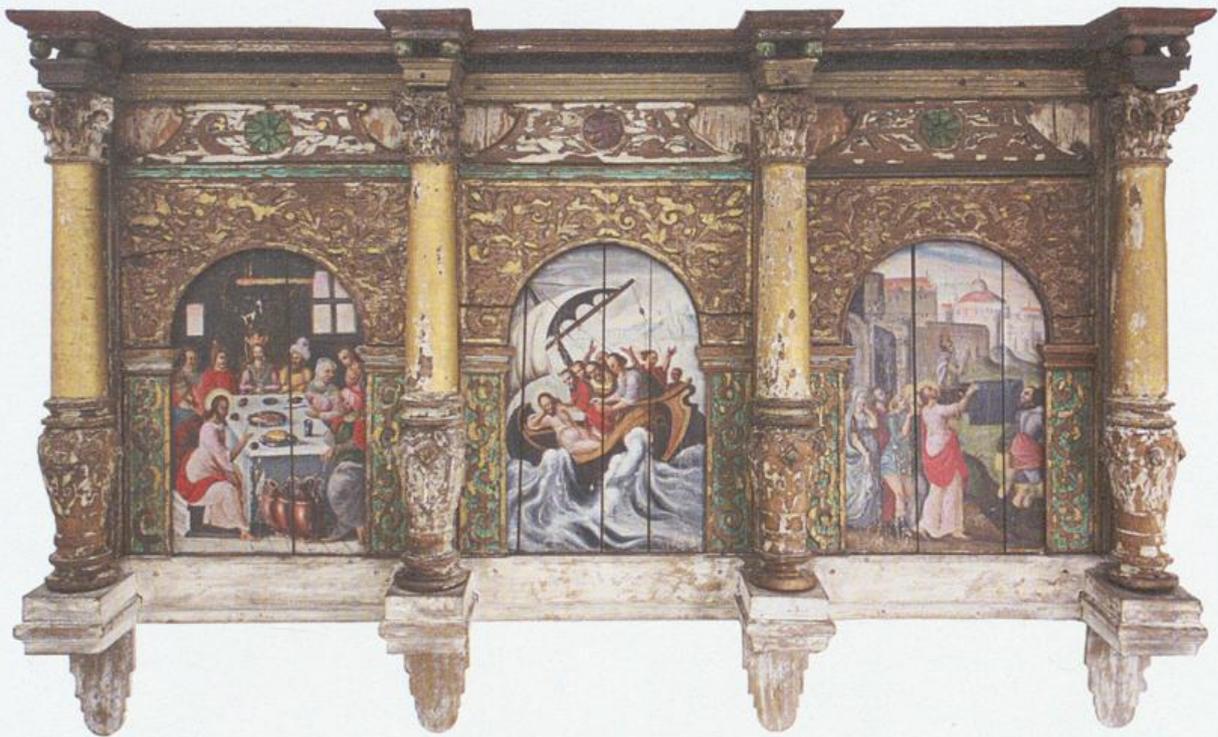


Abb. 3: Vorzustand der Emporenbrüstung bei Eingang in die Restaurierungswerkstatt mit demontierten Konsolenköpfen. Foto: Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Sven Adelaide

alle geschnitzten Elemente aus Eichenholz gefertigt worden sind und die Bretter, auf die die Bildtafeln gemalt sind, aus Tannenholz bestehen. Für die Region deutlich naheliegender und in seinen Eigenschaften vergleichbar wäre indes die Verwendung von Kiefernholz gewesen. Tannenholz ist in Norddeutschland eher selten, das Holz musste aufwendig aus dem Süden importiert werden. Für den Umbau des Schlosses verwendete Graf Anton Günther Anfang des 17. Jahrhunderts allerdings ebenfalls Tannenholz, grundsätzlich fand dieser Werkstoff also in der Region Verwendung. Eine dendrochronologische Untersuchung mehrerer Elemente der Brüstung ergab eine Datierung der Jahresringe nach 1601. Bei der Annahme, dass das Holz etwa zwei Jahre vor der Bearbeitung gelagert worden ist und einem Median von 15 Splintholz-jahrringen ist eine Entstehung des Objektes ab 1611 zu vermuten. Dies bestätigt sehr exakt die kunsthistorisch angenommene Datierung. Außerdem konnte nachgewiesen werden, dass zwei der Konsolenköpfe aus dem Holz desselben Baums gearbeitet worden sind. Da es sich hierbei um einen der Köpfe aus dem Konvolut handelt, das 1888 angekauft worden ist, und um einen der beiden Köpfe, die wesentlich später aus Privatbesitz erworben wurden, ist dieser Befund besonders wertvoll. Die Konsolenköpfe waren mehrere Jahrzehnte räumlich getrennt und aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissen gelagert und konnten einander zugeordnet werden, was die aktuellen wissenschaftlichen Ergebnisse nun einwandfrei bestätigen.

Die geschnitzten Elemente der Emporenbrüstung aus Eichenholz sind nach aktuellen Vermutungen in der Werkstatt von Ludwig Münstermann in Hamburg gefertigt worden und dann nach Varel transportiert und vor Ort zusammengesetzt worden. Die rückseitigen Bretter, auf denen alle geschnitzten Elemente mit Holznägeln und Me-



Abb. 4: Mittleres Bildfeld mit Darstellung der Stillung des Seesturms mit sichtbar geöffneten Fugen und Fehlstellen in vertikaler Richtung. Foto: Anja Brigitta Jacobsen



Abb. 5: Detailaufnahme der Pfeilerbögen nach der Konsolidierung und Retusche der Fassung mit den von den Balustersäulen verdeckten kannelierten Vertikalbrettern. Foto: Anja Brigitta Jacobsen

tallnägeln befestigt worden sind, wurden vermutlich erst in Varel gefertigt. Die vertikal eingesetzten Bretter sind sehr grob bearbeitet und die Holzqualität ist eher minderwertig. Es scheint unwahrscheinlich, dass diese Bretter in der Werkstatt von Münstermann ausgewählt und bearbeitet worden sein sollen. Die Konstruktion sieht vor, dass die Darstellungen der Bildfelder direkt auf die Rückwand gemalt wurden. Diese maltechnische Umsetzung ohne das Glätten der Oberfläche, eine Verleimung der einzelnen Bretter oder das Ausgleichen des Bildschichtträgers führte zu Beeinträchtigungen der originalen Substanz. Die Oberfläche der Bildfelder ist zum Teil sehr unregelmäßig und weist übermalte grobe Werkzeugspuren auf. Die Holzbretter sind durch Trocknung stark geschwunden und es haben sich breite Fugen geöffnet. Die Malschicht ist vor allem in vertikaler Richtung entlang der Holzmaserung abgeplatzt.¹⁰ Die Malerei zeigt in primitiv-manieristischer Weise in den Bogenöffnungen von links nach rechts die Hochzeit zu Kana, die Stillung des Seesturms und den Jüngling zu Nain (Abb. 4). Die künstlerische Qualität der Bildfelder bestärkt die Vermu-

10 Holz besteht anatomisch aus Früh- und Spätholz, diese Struktur erzeugt die sichtbaren Jahrringe. Das hellere Frühholz ist weicher und in der Wachstumszeit für den Transport von Wasser und Nährstoffen verantwortlich, das dunklere und härtere Spätholz bildet sich im Verlauf des Winters. Holz schrumpft während der Trocknung in tangentialer Richtung deutlich stärker als in radialer.

tung der Zusammenfügung der Einzelteile in Varel vor Ort. Deutlich zu erkennen ist in der Bogenöffnung der Flachschnitzerei, dass die für die Bildfelder verwendete Farbe auch über die eigentlichen Bildfelder hinaus aufgetragen wurde, die Emporenbrüstung muss also zum Zeitpunkt der Ausführung der Bildtafeln bereits zusammengesetzt gewesen sein.

Die Bildfelder sind von Pfeilerbögen mit grünem Gesims und einem kleinem Aufsatz eingerahmt. Die Pfeiler sind mit beschlagwerkartigem Ornament in Gold auf grünem Grund gestaltet. Die Bögen sind mit mauresken Blatt- und Blütenmotiven ebenfalls in Gold auf rötlichem Grund ausgearbeitet. Der tieferliegende Grund ist bei diesen wie eine Art Streufassung strukturiert. Dieser Effekt entsteht durch das Aufbrechen der Holzfasern durch feine Holzbearbeitungswerkzeuge. In der Zeit des Manierismus wurde dies häufig als Gestaltungsmittel eingesetzt (Abb. 5). Partiiell wurde hierfür auch Streumaterial in Form von Getreide in die Farbfassung gegeben und dann aufgetragen, dies hat optisch einen sehr ähnlichen Effekt.¹¹

Über jedem Bogen befindet sich oberhalb einer profilierten Leiste ein Giebelaufsatz, in dessen Mitte zentral eine Rosette oder ein Wirbel sitzt. Besonders interessant ist eine hier angewendete Lüstertechnik. Diese bezeichnet transparent bleibende Farbüberzüge mit metallischem Charakter, den zumeist ein durchscheinender Metalluntergrund bewirkt. In diesem Fall wurden auf einer polierten Blattsilberauflage ein leuchtend grüner und ein rötlich brauner Lack aufgetragen. Gestaltet sind hiermit die jeweils mittig sitzende Rosette und der Wirbel des Giebelaufsatzes, die edelsteinartigen Halbkugeln und Rechtecke auf den Balustern der Säulen, kleine Bereiche der Kapitelle sowie die im oberen Gesims dekorativ platzierten Kugeln. Der Zweck dieser Technik ist die Imitation kostbarer Materialien wie Gold und Edelsteine. Die Restaurierung solcher seit dem 12. Jahrhundert bekannten Fasstechniken ist sehr anspruchsvoll, da die verwendeten Farblacke und Lasuren meist eine sehr hohe Empfindlichkeit aufweisen.¹² Eine Fassung mit Anwendung ähnlicher Lüstertechnik findet sich am Altar und der Kanzel der Schlosskirche in Varel sowie weiteren Werken Münstermanns beispielsweise in Rodenkirchen. Diese vergleichbaren Werke wurden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Teil umfassend restauriert, bedauerlicherweise partiell ohne fotografische Dokumentation des Vorzustandes. Die originale Fassung ist daher in manchen Fällen nicht mehr eindeutig nachzuvollziehen und die korrekte Rekonstruktion der Farbfassung nicht immer belegbar. An dieser Stelle zeigt sich die Besonderheit des im Landesmuseum erhaltenen Fragmentes der gräflichen Emporenbrüstung. Sie zeigt heute noch nahezu denselben Zustand wie 1924 bei Eingang ins Museum. Lediglich einige temporäre Notsicherungen labiler Fassung wurden zu einem unbekanntem Zeitpunkt zwischen 1924 und 2014 mit Wachs ausgeführt. Die in der Schlosskirche in Varel noch erhaltenen Bildtafeln weisen

11 Die kurländische Dorfkirche in Zlekas/Lettland hat im frühen 17. Jahrhundert von einem bisher unbekanntem Hamburger Bildschnitzer eine neue Kanzel und einen neuen Altar erhalten. Bei diesen beiden Kunstwerken ist ein sehr ähnliches Gestaltungsmittel eingesetzt worden. Die Autorin hat bei der Restaurierung der Innenausstattung der Kirche in Zlekas/Lettland mitgewirkt, daher liegen fundierte Kenntnisse zum Vergleich vor.

12 Manfred Koller, Die Lüsterfarben – zu ihrer Geschichte und Konservierung, in: Maltechnik. Restauero, 81. Jg. 1975, H. 1, S. 20-34, hier S. 20f. Manfred Kühn, Erhaltung und Pflege von Kunstwerken – Material und Technik / Konservierung und Restaurierung, München 2001, S. 75 und S. 520.

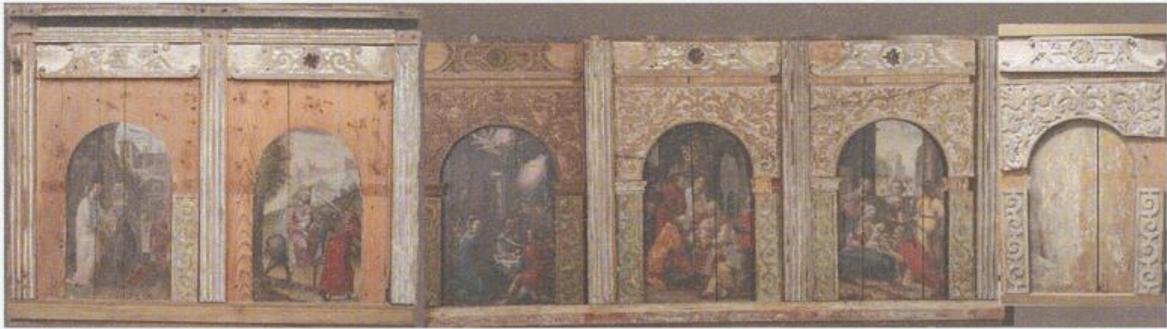


Abb. 6: Fotomontage der übrigen Bildtafeln aus der Vareler Schlosskirche. Foto: Sven Adelaide und Anja Brigitta Jacobsen

viele Fehlstellen und fehlende Elemente auf. Zur Veranschaulichung der Größe des ursprünglichen Grafenstuhls wurde aus Aufnahmen der in Varel überlieferten Bildtafeln eine fotografische Montage erstellt (Abb. 6).

Die heute sichtbare fragmentarische Fassung ist vermutlich nur zum Teil ins frühe 17. Jahrhundert einzuordnen. Der Malschichtaufbau zeigt eine partiell sehr dick aufgetragene kreidehaltige Grundierung, durch die die Feinheit der Oberflächengestaltung stark verloren geht. Dies in Kauf zu nehmen, scheint für die damalige Zeit unwahrscheinlich. Zudem scheint die Emporenbrüstung in späteren Jahren auch ausgebessert worden zu sein. Zum einen wurde eine leimhaltige Farbe verwendet, zum anderen ist partiell ein ölhaltiges Farbmedium verwendet worden. Die erhaltene Vergoldung liegt auf einem gelben Untergrund und ist vermutlich als Ölvergoldung ausgeführt worden.

Der Zustand der Farbfassung forderte vor allem eine umfassende Konsolidierung. Durch den Abbau des pflanzlichen oder tierischen Bindemittels im Laufe der Zeit hat sich die Grundierung nahezu zu einer pudrigen Schicht aufgelöst. Die aufliegende



Abb. 7: Ansicht der vier Konsolenköpfe die an der Emporenbrüstung montiert sind. Foto: Anja Brigitta Jacobsen



Abb. 8: Unterseite der originalen Konsole mit sich abzeichnenden Umrissen des Teufelskopfes. Foto: Anja Brigitta Jacobsen

Farbschicht war hierdurch hochgradig gefährdet. Der erste Schritt der Bearbeitung war somit eine Konservierung der erhaltenen Fassung. Hierzu wurde ein thermoplastisches Bindemittel aufgebracht, welches mittels Wärme alle Schichten durchdringen konnte und somit die verloren gegangenen Eigenschaften der Kohäsion und Adhäsion der Farbschicht wieder hergestellt hat. Bei dieser Arbeit musste äußerster behutsam vorgegangen werden, da sich unter nahezu allen Bereichen der Farbschicht durch Abhebung Hohlräume gebildet hatten. Durch das Einsetzen eines Wärmeluftgerätes konnte das Auftragen und Einbringen des Bindemittels nahezu berührungsfrei erfolgen. Das anschließend notwendige Niederlegen der Farbschollen auf den hölzernen Träger erfolgte unter leichtem Druck. Dieser Arbeitsschritt nahm den Großteil der konservatorischen Maßnahmen ein.

Anschließend erfolgte die Retusche der vorhandenen Fehlstellen mit reversiblen Farben. Eine besondere Herausforderung war die Interpretation der vorhandenen Fassung sowie die Einordnung der späteren Übermalungen oder partiellen Neufassung



Abb. 9: Endzustand der Emporenbrüstung in der Sonderausstellung. Foto: Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Sven Adelaide

gen zu einem ethisch vertretbaren Ergebnis und einem ästhetisch ansprechenden Endzustand.

Fünf der erhaltenen sieben Konsolenköpfe weisen so fragmentarische Fassungsreste auf, dass hier keine Ergänzung oder Rekonstruktion der Fassung durchgeführt werden konnte. Zwei waren derart überarbeitet, dass nur noch die ergänzte Fassung erkennbar ist. Die reine Konservierung des Zustandes hielten die Bearbeiter für sinnvoll, da so die Handschrift von Ludwig Münstermann sehr gut zur Geltung kommt. Man sieht den Köpfen an, wie schnell und nahezu unfertig sie ausgeführt worden sind. Münstermann gestaltete sie kunstvoll und beinahe karikaturesk, aber den Idealen des Manierismus entsprechend, sehr treffend und verspielt. Die Auswahl und Montage der Konsolenköpfe erfolgten, wie bereits Müller-Wulckow festlegte. Der Teufelskopf bildet die Grundlage für die Entscheidung, dass diese Köpfe zu der Emporenbrüstung gehören müssen. Der obere Umriss des Kopfes passt zu einem Fragment des ehemaligen unteren Abschlusses der Brüstung. Dieses wurde in die von Müller-Wulckow interpretierte Präsentation mit eingebaut.

Die Emporenbrüstung wurde von 2014/15 anlässlich der Sonderausstellung im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg „Martin Luther und die Welt der Bilder“ dank der finanziellen Unterstützung der HERRMANN REEMSTMA STIFTUNG, Hamburg im Rahmen des Projektes *Kunst auf Lager* restauriert. Sie wird anschließend an die Sonderausstellung in die Dauerausstellung integriert und ist so nach vielen Jahrzehnten wieder dauerhaft einem breiten Publikum zugänglich (Abb. 9).





Sebastian Dohe

„ein wahres Original“ – Tischbeins ‚Raffael‘ und die Großherzogliche Gemäldegalerie in Oldenburg

Die Gemäldesammlung von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751-1829) gilt als Nukleus der Großherzoglichen Gemäldegalerie Oldenburg: Nachdem Tischbein seine Sammlung in Italien und später in Deutschland zusammengetragen hatte, verkaufte er sie 1804 an Herzog Peter Friedrich Ludwig, der sie in Oldenburg mit bereits vorhandenen Gemälden zu einer Galerie vereinte und öffentlich zugänglich machte. Als erstes und wichtigstes Meisterwerk seiner Sammlung betrachtete Tischbein das Gemälde ‚Johannes der Täufer in der Wüste‘ (Abb. 1), ein Werk, von dem er und seine Zeitgenossen überzeugt waren, es stamme von Raffael Sanzio da Urbino (1483-1520), einem der einflussreichsten und berühmtesten Künstler der italienischen Renaissance. Dieses steht nicht nur exemplarisch für die Geschichte der Großherzoglichen Gemäldegalerie Oldenburg von ihrem Aufbau bis zu ihrer Auflösung, sondern bietet zugleich einen detaillierten Einblick in die Praxis der Zuschreibung von Gemälden, den Wandel ästhetischer Paradigmen und kunstwissenschaftlicher Argumentations- und Denkweisen.

Das Gemälde zeigt Johannes den Täufer in heroisierender, an antike Statuen erinnernder Nacktheit, auf einem Baumstumpf sitzend. Sein Fellgewand hängt über die rechte Schulter und dient teilweise als Sitzunterlage. Die Pose kombiniert eine Profil- und Frontalansicht des Körpers, indem die Beine, das Gesicht und die Arme im Profil, der Oberkörper aber frontal zum Betrachter gedreht sind. Kontemplativ hält Johannes das Gesicht gesenkt und blickt auf ein Spruchband, das sich um seinen rechten Arm und linken Oberschenkel windet und auf die prophetische Tätigkeit des Johannes in der Wüste verweist (Mk. 1,3). Mit graziler Geste fasst seine rechte Hand einen Kreuzstab. Dunkle Wildnis bildet eine Kontrastfolie zu dem hellen Inkarnat des Körpers. Nicht nur in der Körperhaltung, auch in der grazilen Überlängung der Arm- und Beinglieder, dem langgestreckten Gesicht, der kräftigen Modellierung einzelner Muskelpartien und der Lichtregie, die den hellen Körper gegen den dunklen Hintergrund absetzt, hat der Schöpfer dieses Gemäldes seinen Fokus auf eine Inszenierung des Körpers und dessen gesteigerte Ästhetisierung gelegt.

Anschrift des Verfassers: Dr. Sebastian Dohe, wiss. Mitarbeiter am Projekt „Die Gemäldegalerie Oldenburg. Eine europäische Altmeistersammlung“, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Damm 1, 26135 Oldenburg





Abb. 1: Francesco Ubertini, gen. Bachiacca, Johannes der Täufer in der Wüste, um 1530-1540, Leinwand (von Holz übertragen), 105 x 76 cm, Detroit Institute of Arts, Detroit, MI, Inv. 34.191 © Detroit Institute of Arts

Bereits 1787 hatte Tischbein das Gemälde in Neapel erwerben können.¹ Zwei Jahre später wurde er dort zum Direktor der Akademie der bildenden Künste ernannt. Die Festanstellung sicherte ihm ein dauerhaftes Auskommen und ermöglichte ihm, eine umfangreiche Kunstsammlung aufzubauen, sei es zum privaten Vergnügen oder auch als Vorlage für Studenten. Seinen ‚Raffael‘ stellte er stolz an die Spitze seiner Kunstsammlung. Als Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar 1790 auf ihrer Italienreise davon berichtet, Tischbeins Gemäldesammlung besichtigt zu haben, nennt sie stellvertretend nur dieses eine Werk: *10. Januar ging mit Tischbein, besah seine und andere Gemälde, u. a. hat er einen Rafael, Johannes in der Wüste; [...]*.² Es erschien also so bedeutend, dass es selbst bei einer kurzen Erwähnung der Sammlung wert war, genannt zu werden. Diese Wahrnehmung überrascht nicht, da Raffaels Kunst Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts einen überragenden Status erlangt hatte, seine Kunstwerke als allbekannte, normative Vorbilder galten und sich zu hochbegehrten Sammelobjekten entwickelt hatten, die kaum noch zu erwerben waren. Zudem äußerte Tischbein mehrfach sein bewunderndes Verhältnis gegenüber dem Renaissancemaler: *Wenn ich an Rafael denke, so wundere ich mich, dass es ein Mensch gewesen ist, er ist unbegreiflich gross gewesen*, schrieb er 1781 an seinen älteren Bruder in Kassel.³ Während seines Romaufenthaltes studierte er regelmäßig Raffaels Kunst im Vatikan sowie in der Galleria Borghese und zeichnete vor allem Köpfe nach dessen Figuren.⁴ Noch in Tischbeins letztem umfangreichen Werk, dem Oldenburger Idyllenzyklus, sah er sich selbst unter anderem von Raffael beeinflusst.⁵

Für Tischbein musste es also ein besonderer Glücksfall sein, ein Gemälde von Raffael zu besitzen. Konsequenterweise führte er es zusammen mit den Platten für sein später veröffentlichtes Werk, ‚Homer nach Antiken gezeichnet‘, sowie zwei Gemälden von Guido Reni mit sich, als er Neapel nach dem Einmarsch französischer Truppen verlassen musste. Er begab sich dafür am 20. März 1799 auf ein dänisches Schiff, nicht ohne besondere Vorsichtsmaßnahmen für den Transport seines kostbarsten Gemäldes zu ergreifen: *Die Kiste, worin ich ein Originalbild von Raphael gepackt hatte, war mit einem doppelten Boden versehen, damit jeder Beschädigung möglichst vorgebeugt würde*.⁶ Von Livorno aus nahm Tischbein das Gemälde mit sich und deponierte es zunächst in Kassel. Während er sich im Jahr 1800 in Göttingen aufhielt, um die Herausgabe des ‚Homer nach Antiken gezeichnet‘ zu besorgen, veröffentlichte Carl August Böttiger eine Besprechung einiger Gemälde aus Tischbeins Sammlung: *Diese befinden sich in der Verwahrung des Galerieinspektors, seines Bruders in Kassel, und bilden, seit sie dort in einem*

1 Das Datum wird in den Oldenburger Galerieverzeichnissen genannt (s.u., Anm. 33); Tischbein selbst gibt 1801 an, er habe das Gemälde vor fünfzehn Jahren erworben, s.u., Anm. 10. Dieses Datum wird entsprechend auch in den Verzeichnissen der Großherzoglichen Gemäldegalerie Oldenburg genannt.

2 Friedrich von Alten (Hg.), *Aus Tischbein's Leben und Briefwechsel [...]*, Leipzig 1872, S. 47.

3 J.H.W. Tischbein an Johann Heinrich Tischbein d.J., Brief vom 14. Juli 1781; vgl. von Alten (s. Anm. 2), S. 10.

4 J.H. Wilhelm Tischbein, *Aus meinem Leben*, hg. v. Carl G.W. Schiller, Braunschweig 1861, Bd. 1, S. 184-187. Schiller weist ebd., S. 187 auf die dazu korrespondierenden Briefe Tischbeins aus Rom hin, veröffentlicht im *Teutschen Merkur* 1781, S. 48-55, die ebenfalls von Tischbeins Bewunderung für Raffael zeugen. Studien Tischbeins nach Raffael aus den Loggien des Vatikan übersandte Johann Heinrich Merck der Herzogin von Weimar 1782; vgl. von Alten (s. Anm. 2), S. 16.

5 Vgl. von Alten (s. Anm. 2), S. 314.

6 Tischbein (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 197.

*kleinen Zimmer aufgehängt sind, eine der vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten [...]*⁷ Von der nun folgenden Auflistung und Beschreibung von 16 Werken steht abermals ein Werk im Vordergrund: *Vor allen ist der Johannes von Rafael berühmt und durch unzählige Kopien und Zeichnungen vervielfältigt. Er ist sitzend, das leichte, um die Hüften geschlagene Gewand ausgenommen, fast ganz nackend, in der Rechten ein Kreuz haltend und gegen den Schenkel anstehend. Eine sonderbare Sage, daß Rafael ursprünglich einen Apoll mit der Lyra gemalt, und die fromme Einfalt erst durch Einschiebung eines Kreuzes statt der Lyra das Bild kanonisiert habe, widerlegt sich auf den ersten Blick. An einer [sic] Restaurazion ist nicht zu denken. Das Bild ist trefflich und in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten. Alle Schönheit des Apoll ist hier mit dem christlichen Ideal des Lieblichsten unter den Aposteln, das nur Rafaels Pinsel so zu erfassen und wiederzugeben verstand, auf eine fast unbegreifliche Weise gepaart. Das Bild drückt sich beim ersten Blick auf immer unvergänglich in die Seele des Zuschauers und wird für seine Fantasie ein holder Schutzgeist, der ihm oft im Wachen und Schlafen erscheint.*⁸

Mit diesem überschwänglichen Lob machte Böttiger überregional auf Tischbeins Gemäldesammlung aufmerksam. Heinrich von Kleist besichtigte sie, als er auf seiner Reise nach Paris im Sommer 1801 Zwischenstation in Kassel machte. In einem Brief an Adolphine von Waldeck berichtete er begeistert: *Sie sind ja, wie ich aus Ihrem Briefe sehe, in Cassel gewesen. Da werden Sie nicht versäumt haben, in dem Zimmer des Directors Tischbein zwei seinem hannövrischen Bruder gehörigen Stücke zu sehen, die alle landgräflichen Tableaus aufwiegen: nämlich der heilige Johannes von Raphael u [sic] ein Engel des Friedens von Guido. Das sind ein Paar Bilder, die man stundenlang mit immer beschäftigter Seele betrachten kann. Man steht vor einer solchen Gestalt, wie vor einem Schatze von Gedanken, die in üppiger Mannichfaltigkeit auf den Ruf einer Seele heraufsteigen. [...] Eine Empfindung, aber mit ihrer ganzen Kraft darzustellen, das ist die höchste Aufgabe für die Kunst, u darum ist Raphael auch mir ein Liebling. In dem Antlitz eines einzigen Raphaels liegen mehr Gedanken, als in allen Tableaus der französischen Schule zusammengenommen [...]*⁹

Während Tischbeins Zeitgenossen offensichtlich die Überzeugung teilten, im ‚Johannes in der Wüste‘ ein Werk Raffaels vor sich zu haben, bleibt unklar, woher Tischbein selbst diese Zuschreibung nahm, außer vielleicht durch eine allgemeine Ahnung, die sich aus seinem Studium in Italien und einer Raffaelbegeisterung ergeben konnte. Erst in dem Moment, als das Werk verkauft werden sollte, kommunizierte er Argumente, um seine Zuschreibung zu untermauern.

Nachdem Tischbein 1801 Kontakt mit Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg und dessen Sekretär Ferdinand Rudolf Zehender geknüpft hatte, konkretisierte

7 Karl August Böttiger, Wilhelm Tischbein, in: C.M. Wieland, *Der Neue Teutsche Merkur vom Jahre 1800*, Bd. 3, Weimar 1800, 9. Stück (Sept. 1800), S. 61–76, hier S. 69. Der erwähnte Bruder ist Johann Heinrich Tischbein d. J. (1742–1808) und bekleidete seit 1775 das Amt des Galerieinspektors im Dienst des hessischen Landgrafen.

8 Böttiger (s. Anm. 7), S. 70–72.

9 Heinrich von Kleist an Adolphine von Werdeck, Brief zwischen Ende September und Mitte November 1801, zit. nach Klaus Müller-Salget / Stefan Ormanns (Hg.), *Briefe von und an Heinrich von Kleist 1793–1811* (Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden, Bd. 4), Frankfurt a.M. 1997, S. 280 f. Der Brief wurde sukzessive verfasst, sodass die Datierung schwankt; vgl. ebd., S. 774 f. Zu Kleists Aufenthalt in Kassel und der Besichtigung von Tischbeins Sammlung vgl. Hermann F. Weiss, *Zu Heinrich von Kleists Reise nach Paris im Jahre 1801*, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*, Bd. 227, Jg. 142, 1990, S. 1–12, hier S. 6–10.

sich der Plan, Tischbeins Gemäldesammlung für Oldenburg zu erwerben. In dem zu diesem Erwerb überlieferten Briefwechsel ist regelmäßig die Rede von dem ‚Johannes in der Wüste‘, der stellvertretend für die gesamte Gemäldesammlung steht. Tischbein berichtet in seinem an den Herzog adressierten Brief vom 28. Dezember 1801:

Das Bild von Raphaelo, welches Ew. Durchlaucht zu besitzen Gefallen haben, überlasse ich Ihnen ganz, denn Ew. Durchlaucht wissen am besten, was Sie mir geben können, das mir fehlt und hilft. Fordern kann ich nicht, weil das Bild keinen Preis hat, mir ist kein Exempel bekannt, dass ein Bild von Raphael verkauft ist, ausser das in Dresden. Denn die übrigen Bilder, welche für Raphael verkauft werden, sind keine. Aber dieses ist gewiss von seiner eignen Hand und man kann das Jahr finden, wann er es machte. Das ist in der Zwischenzeit, als er den Streit des Sacramentes und die Schule von Athen malte. Dieses Bild würde bekannter sein und mehr Ruhm haben, wenn es nicht zu meinem Glück seit alter Zeit versteckt gewesen wäre, und ich habe es auch geheim gehalten und nur selten meinen vertrautesten Freunden sehen lassen, weil ich immer vermied, den Neid zu erwecken, denn in dem Lande kannte ich mich zu schwach, mich dem Neid zu widersetzen. Aber ganz versteckt habe ich es nicht gehalten, Viele haben es gesehen, der König und die Königin, wie die Kaiserin noch Prinzess in Neapel war und ich die Ehre hatte Ihr Unterricht im Zeichnen zu geben, so stellte ich dieses und andere meiner besten Bilder in ihr Zimmer, wo sie nach zeichnete und malte, damit sie ihr Auge gleich an das Gute und Beste gewöhnen sollte. Die hat den Kopf auch verschiedene Male gezeichnet, weil es ein so schön Gesicht ist. Ich setze dieses hier her, um zu zeigen, dass ich das Bild heimlich hielt nicht aus Ursache, als hätte ich es auf eine unrechtmässige Art an mich gebracht oder in der Zeit der Revolution gekauft, um dieses alles nicht, bloss dem Neid auszuweichen, ich besitze es schon 15 Jahre, ich habe auch schon oft Gelegenheit gehabt es zu verkaufen, aber nie Willens gewesen ausser Deutschland es weg zu geben.¹⁰

Tischbein beweist hier ein außerordentliches Verkaufstalent: Das Gemälde von Raffael ist aufgeladen mit einem Nimbus der Exklusivität, indem es in Italien nur Fürsten zugänglich gewesen sei, es besitze praktisch keinen Marktwert, da nur selten Raffaels Werke in den Handel gelangten, womit sich zugleich eine unermessliche Preisspanne eröffnet, und schließlich sei es exklusiv für einen deutschen Fürsten reserviert geblieben, der damit die einzigartige Chance zu dessen Erwerb, zur Profilierung gegenüber anderen Fürsten und zum Dienst am deutschen Vaterland erhält. Welches Gewicht ein nationalistisches Argument für eine solche Transaktion haben konnte, erhellt sich im Vergleich zur zeitgenössischen Sammlungspolitik von Ludwig I. von Bayern, der 1808 keine Kosten scheute, ein Werk Raffaels zu erwerben, und dessen Kunstagent dezidiert feierte, ‚einen Raffael‘ für Deutschland erworben zu haben.¹¹ Dass Tischbein dem Herzog von Oldenburg auch noch eine Liste weiterer Gemälde anbot, folgt seiner ausführlichen Beschreibung des Gemäldes Raffaels nur en passant und wird unter diesem geradezu subsumiert. Dabei wurde über das Gemälde verhandelt, obgleich der Herzog es selbst bei seinem Besuch in Hamburg 1801 gar

10 J.H.W. Tischbein an Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg, 28. Dezember 1801, zit. nach von Alten (s. Anm. 2), S. 124 f.

11 Vgl. David Alan Brown/Jane van Nimmen, Raphael and the Beautiful Banker, New Haven/London 2005, S. 58. Ludwig hatte unmittelbar nach Verkauf von Tischbeins Gemäldesammlung an den Herzog von Oldenburg vergeblich versucht, Tischbeins Sammlung noch in Hamburg zu besichtigen. Als Ludwig später das vermeintliche Selbstporträt Raffaels erwarb, kommentierte Tischbein, dass das Gemälde den hohen Kaufpreis wert gewesen sei. Vgl. von Alten (wie Anm. 2), S. 142 f.

nicht hatte sehen können. In einem unveröffentlichten Brief vom 11. Januar 1802 von Tischbeins Pflegesohn, Ludwig Hummel, richtet dieser den Rat von Tischbeins älterem Bruder, dem Galerieinspektor Johann Heinrich Tischbein d.J. in Kassel, aus: [...] *er glaubt Sie thäten sehr wohl wenn Sie den Raffael zu sich nähmen so bekomme es [...] und Sie können sich über erfreuen.*¹² Noch am 12. März 1802 berichtet der Naturforscher Johann Friedrich Blumenbach davon, das Gemälde zuvor in Kassel besichtigt zu haben: *Unsere Absicht war eigentlich bloss einen Tag dort zu bleiben, um unsre Kniee vor Ihrem himmlischen Raphael zu beugen. [...] Wie innig wir uns an Ihren [sic] Schatz von Gemälden – vor allen freilich an dem göttlichen Apollino-Johannes und dann an dem Engel aller Engel geweidet haben, vermag ich nicht auszusprechen! Der Eindruck, den diese beiden so einzigen Stücke auf mich gemacht, ist so lebendig, dass, wenn ich die Augen zuthue, ich das eine oder das andere aufs Klarste und Zug vor Zug mir vergegenwärtigen kann.*¹³

Wenn Peter Friedrich Ludwig nach Tischbeins Äußerung bereits früh den Wunsch äußerte, das Gemälde von Raffael zu besitzen, bedeutet dies, dass sich der Herzog für die Einschätzung dieses Werkes ganz auf die Meinung anderer verlassen hatte. Dies hilft zu erklären, warum der Herzog auf Tischbeins Angebot, das offensichtlich auf die Nennung eines großzügigen Preises angelegt war, nur bescheiden reagierte: *Das Gemälde Raphaels, welches Sie besitzen, dürfte leicht in eine grosse Sammlung gehören, welches bei mir nicht der Fall ist; sehen möchte ich gern ein jedes Kunstwerk, besitzen aber nur das, was mir gefällt, und da ich nicht Kenner genug bin, den Künstler bestimmt in seinem Werk zu erkennen, so werde ich wahrlich am wenigsten im Stande sein, den Preis eines Gemäldes zu bestimmen.*¹⁴ Nachdem Zehender Tischbein bat, eine Summe zu nennen, setzte dieser schließlich 1803 einen Preis fest, der die gesamte Sammlung umfasste, während nach wie vor Raffaels Gemälde im Fokus und Vordergrund stand. Zugleich gab Tischbein eine Erklärung ab, die wie ein Gutachten wirken wollte:

*Ich bekenne vor aller Welt, nach meinem Gewissen, Einsicht und Kenntniss, dass das Bild des Johannes in der Wüste ein wahres Original von Raphael ist, welches er mit seiner eigenen Hand gemacht, auch alle Kenner, welche es bei mir gesehen haben, sind einstimmig derselben Meinung. Da der Preis von einem solchen Bilde nicht anzugeben ist, aber doch bestimmt werden muss, wenn es verkauft werden soll, so kann er zu fünfzehn Tausend Thaler gesetzt werden. [...] Ich trage Ew. Herzoglichen Durchlaucht alle meine Bilder für Zwölftausend Thaler an, sowohl das Bild von Raphael als die Uebrigen, welche ungefähr 60 Stück sind.*¹⁵

Tischbein erklärte also für den Verkauf des Gemäldes zusammen mit seiner Sammlung, einen großzügigen Rabatt einzuräumen. Zugleich offenbart ein Blick in den Entwurf für den Brief an den Herzog, der in einer Rohfassung und einer weiteren Abschrift im Nachlass Tischbeins am Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg vorliegt, dass Tischbein an dieser Stelle auch ein weiteres Argument offenbarte, warum das Gemälde von Raffael stammen müsse:

12 Ludwig (Luigi) Hummel aus Kassel an J.H.W. Tischbein, Brief vom 11. Januar 1802, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Nachlass Pape-Tischbein, LMO-PT 35. Der Brief ist am unteren Rand abgerissen, sodass ein Teil des Satzes unleserlich bleibt.

13 J.F. Blumenbach an J.H.W. Tischbein, Brief vom 12. März 1802, zit. nach von Alten (s. Anm. 2), S. 147 f.

14 Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg an J.H.W. Tischbein, Brief vom 3. Januar 1802, zit. nach von Alten (s. Anm. 2), S. 126. Von Alten datiert den Brief auf den 5. Januar, das im Pape-Tischbein-Nachlass überlieferte Exemplar ist allerdings auf den 3. Januar datiert [LMO-PT 1005].

15 Von Alten (s. Anm. 2), S. 136.

es ist gemacht in der Zeit als er den Streit des Sacrament mahlte und die Schule von Athen anfang. Der Alkipider [Alkibiades] ist der nehmliche Kopf. man kan die durch zeichen darauf legn. Den past der Conter [Contur]. wo diess ist schön und ist da schohnste Kopf den Rafen [Raffael] gemacht hatt.¹⁶ Der erwähnte Alkibiades bezeichnet eine Figur aus Raffaels ‚Schule von Athen‘ in der Stanza della Segnatura im Vatikan. Gekleidet ist er in eine blau-goldene Rüstung, hat den Kopf ebenfalls ins Profil gewandt und zeigt einen von blonden Locken umkränzten Nacken. Damit hatte Tischbein ein Argument der Deckungsgleichheit geliefert, das er mit seiner ganzen, im Italienstudium erworbenen Autorität belegen konnte, ohne dass bekannt wäre, dass man diese Beweisführung je mit einer tatsächlichen Durchzeichnung belegt hat. Dass es vor allem der Kopf des Johannes war, der ihn faszinierte, belegt eine Zeichnung Tischbeins, die den Kopf detailliert, in besonders glatten, idealisierten Zügen und mit minutiöser Wiedergabe der einzelnen Haare und Locken zeigt.¹⁷ Damit eröffnet der Kommentar einen Einblick in Tischbeins ästhetische Denkweise: Sie entspricht einer seit dem 16. Jahrhundert entwickelten Idee, dass ein schönes Kunstwerk in schöne Einzelteile zerlegbar sei, die sich als Element in einer anderen Komposition wieder zur Qualitätssteigerung einfügen ließen. Gerade bei Raffaels Werken schlug sich diese Denkweise im 18. Jahrhundert in Druckwerken nieder, die zum Teil dessen Vorbilder katalogartig in Einzelteile zergliederten.¹⁸ Außerdem war Raffael bereits früh nach seinem Tod zu einer Leitfigur einer eklektizistischen, aus gutem Vorbildstudium entstehenden Kunst erklärt worden, da er selbst so komponiert habe.¹⁹ Während nach dem gegenwärtigen Wissensstand Tischbeins Argument der Deckungsgleichheit gegen Raffaels Autorschaft spricht, konnte das Argument um 1800 als ein schlagkräftiger Beweis dafür gelten.

Auch nach dem Erwerb für Oldenburg blieb der ‚Johannes in der Wüste‘ das erste Meisterwerk der Gemäldegalerie. Oberkammerherr Friedrich Kurt von Alten berichtet von einer geradezu fürstlichen Überführung des Gemäldes von Hamburg nach Oldenburg: *Den Johannes aber hielt der Herzog so werth, dass er ihn der gewöhnlichen Fuhr nicht anvertraute, sondern ihn mit herrschaftlichen Pferden Schritt vor Schritt nach Oldenburg fahren liess.*²⁰ Hier war die Sammlung spätestens seit 1817 im Oldenburger Schloss öffentlich zugänglich.²¹ Dazu erschien in den „Oldenburgischen Blättern“

- 16 J.H.W. Tischbein, Wunsch und Willen, ohne Datum (10. Dezember 1803?), LMO-PT 1827. In die in Schönschrift gehaltene Abschrift (LMO-PT 613) ist zwar das Datum 10. Dezember 1803 eingefügt, das aber wiederum mit Bleistift getilgt ist. Der zitierte, an der Seite angebrachte Kommentar ist dort nur zur Hälfte transkribiert. Zwei der Galerieverzeichnisse (F.K. von Alten, Verzeichniss der Gemälde in der Grossherzoglichen Sammlung zu Oldenburg, Oldenburg 1871, S. 35 und F.K. von Alten, Verzeichniss der Gemälde, Gypsabgüsse, geschnittenen Steine etc. in der Grossherzoglichen Sammlung zu Oldenburg, Oldenburg 1875, S. 13), transkribieren diesen eingeschobenen Kommentar in abweichendem und gekürztem Wortlaut: „Es ist gemacht, als er den Streit der Sacramente malte und die Schule von Athen anfang. Der Johannes ist der nämliche Kopf, man kann die Durchzeichnung darauflegen, der [sic] passt.“
- 17 320 x 280 mm (ovaler Ausschnitt); vgl. Christie’s, Drawings by J.H.W. Tischbein, Katalog zur Auktion am 22. Januar 2003, New York 2003, S. 70, lot 186 ii., m. Abb.
- 18 Vgl. Sebastian Dohe, Leitbild Raffael – Raffaels Leitbilder. Das Kunstwerk als visuelle Autorität, Petersberg 2014, S. 167-170.
- 19 Vgl. ebd., S. 45-47 u. S. 67.
- 20 Von Alten (s. Anm. 2), S. 142.
- 21 Vgl. o.A., Beschreibung einiger Gemähldes aus der Herzoglichen Gemähldesammlung, in: Oldenburgische Blätter, Jg. 1817, Nr. 13, 23. Juni 1817, Sp. 193.

eine Reihe von fünfzig Gemäldebeschreibungen, die den Charakter eines ersten Katalogs haben, indem Künstlernamen, Gemäldemaße, Sujet, eine Bildbeschreibung und stilistische Bewertung sowie kurze biographische Daten zu dem jeweiligen Künstler vereint werden und in einer nummerierten Aufzählung, nach Schulen geordnet, aufgeführt sind.²² Von den einzelnen Gemäldebeschreibungen fällt diejenige zu dem Gemälde von Raffael am ausführlichsten aus und zeigt sich voller Bewunderung für die Gestaltung des Körpers: *Der Kopf ist einer der schönsten, die uns die neue Malerey geliefert hat. Er ist im Geiste der Alten gedacht, und ein Ideal jugendlicher Schönheit. Ausdruck und Grazie in dem feinen Umriß des Profils sind unbeschreiblich schön; alle Züge sind regelmäßig und angenehm; [...]. Die ganze Stellung des Körpers ist natürlich und edel.*²³ Dazu gehört auch eine Liste von Argumenten für eine zweifelsfreie Zuschreibung an Raffael, wovon sich einige mit Tischbeins Argumentation deckten und neue hinzutraten: 1) *findet man den nämlichen Kopf in seinem Gemählde: die Schule von Athen, [...]; 2) auch in dem Gemählde, in welchem er das Abendmahl Christi vorstellte, hat er diesen Kopf dem Johannes gegeben; 3) noch sieht man in den Arabesken der Logen im Belvedere in Rom einen Apollo neben der Diana ungefähr in der nämlichen Stellung [...]; 4) endlich sieht man aus einem Kupferstich des Marc-Anton, daß Raphael einen Apollo als Hirten des Admet gemalt oder gezeichnet hat, der die auffallendste Aehnlichkeit mit diesem Johannes hat; ausgenommen, daß der Apollo den Kopf rückwärts gekehrt hat, und daß er mit der rechten Hand eine Leyer hält; aber es ist der nämliche Kopf, und es ist ganz die nämliche Richtung des Arms. Es ist übrigens nicht schwer, sich zu denken, daß das Kreuz und die Binde neuer sind, als das übrige. [...] Es läßt sich also voraussetzen, daß dieser Sanct Johann ein Apoll war, und aus irgend einem Grunde verändert worden ist.*²⁴ Abermals wird mit der Ähnlichkeit zu anderen Kompositionen Raffaels, insbesondere des Gesichts der Figur, argumentiert, andererseits ein Kupferstich zum Vergleich hinzugezogen. Dies erschien bei Raffael um so legitimer, als sich ähnliche Posen und Körperwendungen in zahlreichen Stichen wiederfinden ließen, die nach Zeichnungen Raffaels, nicht nach Gemälden entstanden waren und zahlreiches Material boten, um ein Gemälde in Raffaels Oeuvre einzuordnen. Der Stich ‚Apoll als Hirte des Admetus‘ (Abb. 2) zeigt den Gott in einer ähnlichen Pose, auf einem Tuch auf einem Felsblock sitzend, das linke Bein angewinkelt, das rechte ausgestreckt, den linken Arm abgestützt und den rechten erhoben, um eine Lyra zu halten.²⁵ Der Kopf mit dem strengen Profil ist dagegen nach rechts gewandt. Aufgrund der kompositorischen Ähnlichkeit war es für einen Rezipienten um 1800 nicht abwegig, in dieser Druckgraphik eine Inspirationsquelle für den Schöpfer des

22 Vgl. o.A., Beschreibung einiger Gemählde aus der Herzoglichen Gemählde Sammlung, in: Oldenburgische Blätter, Jg. 1817, Nr. 13, 15, 20, 22, 37; Jg. 1818, Nr. 6, 10, 25; Jg. 1820, Nr. 39, 40, 42, 46. Die Reihe ist unabgeschlossen und trägt daher auch keinen abschließenden Autorennamen. Bislang wurde als Autor Alexander von Rennenkampff angenommen; vgl. Jörg Deuter, Johann Heinrich Wilhelm Tischbein als Sammler, Ausstellungskatalog Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg 2001, S. 9 f. u. 14. Dies wurde aus Rennenkampffs ebenfalls in den Oldenburgischen Blättern 1821 publizierten Beschreibung von Tischbeins Idyllenzyklus geschlossen, es handelt sich dabei aber um einen anderen Text.

23 Vgl. o.A., Beschreibung einiger Gemählde aus der Herzoglichen Gemählde Sammlung, in: Oldenburgische Blätter, Jg. 1817, Nr. 20, Sp. 306.

24 O.A. (s. Anm. 23), Sp. 307-308.

25 Ca. 1510-1527, Kupferstich, 11,6 x 17,8 cm, Amsterdam, Rijksmuseum, Inv. RP-P-OB-11.916. Der Stich ist mittlerweile Marco Dente zugeschrieben.

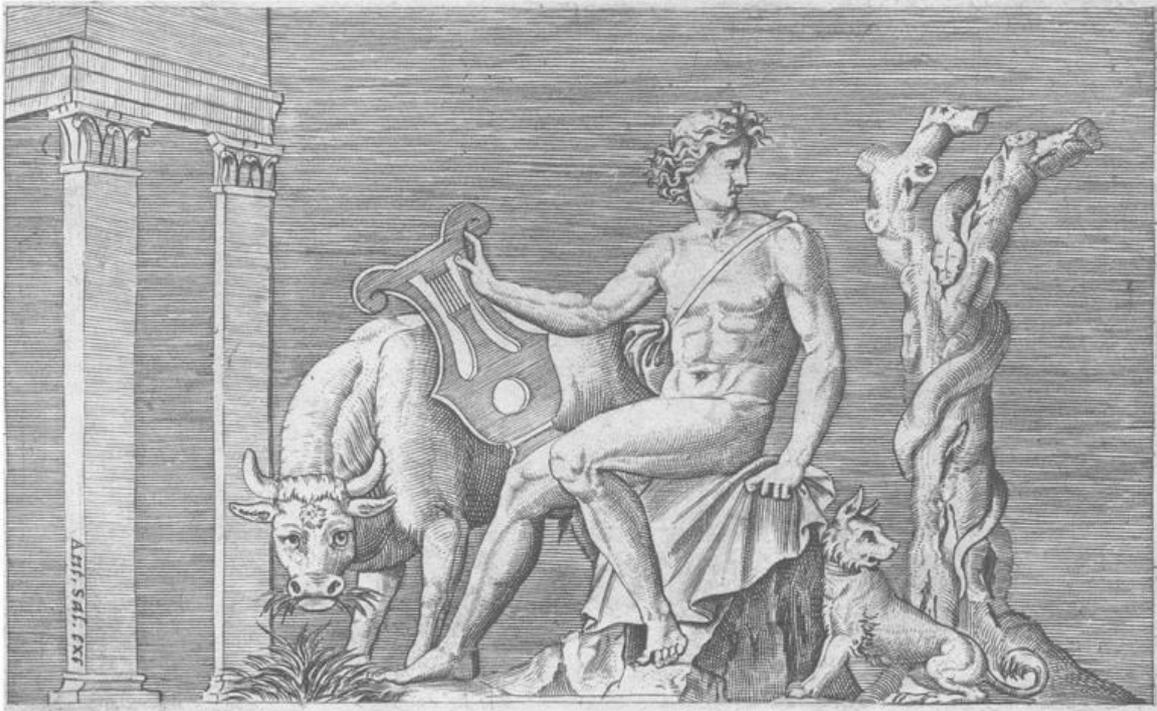


Abb. 2: Marco Dente, ca. 1510-1527, Apoll als Hirte des Admetus, Kupferstich, 11,6 x 17,8 cm, Amsterdam, Rijksmuseum / © Public Domain (Amsterdam, Rijksmuseum)

Gemäldes zu suchen. In diesem Zusammenhang kann auch eine weitere Graphik zum Vergleich herangezogen werden, die Darstellung des Apoll in einem Kupferstich des ebenfalls nach Entwürfen Raffaels arbeitenden Meisters B mit dem Würfel mit der Darstellung der Häutung des Marsyas (Abb. 3).²⁶ Der Gott hat hier auf einem Baumstumpf Platz genommen, sein Kopf ist wie im Gemälde ins Profil gedreht und leicht gesenkt, das lockige Haar fällt ebenfalls bis auf die Schulter, ein Bein ist nach vorn gestreckt, um den Körper zu stützen, und die rechte Hand hat er erhoben, um eine Lyra zu halten, wobei der Zeigefinger ebenfalls senkrecht an das Instrument gelehnt ist. Die bereits bei Böttiger erwähnte, aber verworfene These, Apoll sei in einen Johannes den Täufer transformiert worden, bekam so ein visuelles Argument zur Bestätigung.

Da eine dezidierte Argumentationskette geliefert werden konnte, wird auch der Zweifel, das Gemälde könne möglicherweise nicht von Raffael gemalt worden sein, souverän abgewiesen: *Einige Künstler in Rom glaubten, daß dieses Gemählde von Andrea del Salerno herstamme, aber ohne weitem Grund, als weil dieser in Raphaels Manier gemahlt habe, und weil ein so bedeutendes Gemählde von Raphael nicht so unbekannt geblieben wäre.*²⁷ Hier deckt sich die Argumentation mit Tischbeins Bericht, er habe das Gemälde bewusst nur wenigen zugänglich gemacht. Ob er dies auch aufgrund von Zweifeln an der Autorschaft getan hatte und daher dem Herzog gegenüber um so deutlicher auf seiner Einschätzung bestand, lässt sich nicht belegen.

26 Zweiter Zustand mit Namen des Verlegers, um 1530-1560, 19 x 28,8 cm, British Museum, Inv. V.6.62.

27 O. A. (s. Anm. 23), Sp. 309.



Abb. 3: Meister B mit dem Würfel, Häutung des Marsyas, Zweiter Zustand mit Namen des Verlegers, um 1530-1560, 19 x 28,8 cm, British Museum, Inv. V,6.62 | © Trustees of the British Museum

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren sich also alle Rezipienten des Gemäldes einig, ein Werk Raffaels vor sich zu haben, und konnten auf ein Netz an Argumenten verweisen, die sowohl an der Äußerung von Autoritäten als auch visuell am Original und an Vergleichsmaterial ablesbar waren. Damit bildet die Diskussion um dieses Gemälde zugleich ein Zeugnis des Beginns von Kunstgeschichte als wissenschaftlicher Disziplin ab.

Der entscheidende Einschnitt für die Zuschreibung wurde 1845 veröffentlicht: In dem ersten Galerieverzeichnis der Großherzoglichen Gemäldesammlung wurde das Gemälde nur noch als *Schüler Rafaels?* geführt.²⁸ In Oldenburg gab es zu diesem Zeitpunkt niemand mehr, der durch seine Beteiligung an dem Gemäldeerwerb die ehemals prominente Zuschreibung hätte verteidigen können oder wollen: Alle an der Transaktion Beteiligten waren verstorben, Herzog Peter Friedrich Ludwig und Tischbein 1829, Legationsrat Zehender 1831. Außerdem hatte Johann David Passavant in seine 1839 erschienenen Raffaelmonographie, die einen Markstein für die kritische Erarbeitung von dessen Oeuvre setzte, das Oldenburger Gemälde nicht aufgenommen,

28 O.A., Verzeichniss der Gemälde und Gypsabgüsse in der Grossherzoglichen Sammlung zu Oldenburg, Oldenburg 1845, S. 1, Nr. 2. Das Urteil stammt wahrscheinlich von dem Galeriekonservator Just Ulrik Jerndorff, der bereits 1843 Zweifel an der Zuschreibung geäußert hatte. Vgl. o.A., Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg, in: Mittheilungen aus Oldenburg, Jg. 9, 1843, Nr. 24, S. 102; Jerndorffs Autorschaft der Gemäldebesprechung geht aus einer Bemerkung ebd., Nr. 23, S. 96 hervor.

sodass das Oldenburger Galerieverzeichnis vielleicht auch darauf reagierte. Allerdings beschäftigte sich Passavant mit anderen Kompositionen Raffaels, die einen Johannes in der Wüste in einer anderen Pose zeigten, und ließ damit zumindest einen kleinen Spielraum offen, dass das Gemälde doch von Raffael gemalt worden sein könnte.²⁹ Diesen nutzte ein Bericht über die Oldenburger Sammlung, der 1847 im ‚Kunstblatt‘ erschien und zudem über eine Restaurierung berichtete.³⁰ Als Wilhelm Bode 1888 ein letztes Mal versuchte, eine Zuschreibung zumindest an die *Schule Raffael's* vorzunehmen, konnte er sich auf den damit eröffneten Spekulationsraum berufen.³¹ Schließlich sei das Gemälde nach seiner Einschätzung nur schlecht erhalten und habe restauratorisch gelitten, sodass er sich damit einen Spekulationsraum für die Zuschreibung offenhielt.³²

Unterdessen wechselte die Zuschreibung in den von Gustav Friedrich Waagen und von Friedrich Kurt von Alten bearbeiteten Oldenburger Galerieverzeichnissen zu: *Ein trefflicher Meister der lombardischen Schule um 1530-1540*.³³

Die erste Photographie des Gemäldes (Abb. 4) wurde 1912 in einem Mappenwerk veröffentlicht, in dem das Gemälde stattdessen betitelt wurde als: *Meister der römisch-parmesischen Schule des 16. Jahrhunderts*.³⁴ Keine dieser Bezeichnungen lieferte allerdings Argumente, warum das Werk nicht mehr Raffael zuzuschreiben sei. Im Gegenteil verwiesen die Kommentare in den Galerieverzeichnissen regelmäßig darauf, es sei einst als ein Werk Raffaels geführt worden, und in den Verzeichnissen von 1881 und 1890 wurde sogar bekräftigend behauptet, dass Riepenhausen die Zuschreibung an Raffael bestätigt habe, was auch das ‚Repertorium für Kunstwissenschaft‘ 1880 wiederholt und wonach es sich um das Urteil von Johannes Riepenhausen (1787-1860) handeln muss.³⁵ Eine mittlerweile abgelehnte Zuschreibung wurde also nachträglich argumentativ unterfüttert. Es entsteht der Eindruck, dass Waagen und von Alten unentschieden blieben: Auf dem zeitgenössischen Wissensstand, der sich durch eine seit Mitte des 19. Jahrhunderts stark entwickelte Raffaelforschung auszeichnete, konnte das Gemälde nicht mehr ästhetisch überzeugen, man konnte sich aber auch nicht dafür entscheiden, die Urteile über das ehemals wichtigste Werk der Gemäldegalerie zu unterschlagen. Die Argumente, dass man die Komposition aus anderen Bildfindungen Raffaels ableiten könne, die auch heute noch plausibel erscheinen, ließen auf diesem

29 Vgl. Johann David Passavant, *Raffael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi*, Zweiter Theil, Leipzig 1839, S. 351-355, Nr. 243.

30 *Johannes von Raphael, oder aus dessen Schule, derselbe Johannes, der sich in der großherzogl. Galerie zu Florenz und in manchen andern Galerien zu Rom und andern Orten befindet, ist hier vom Herrn Berndorf vom Holz abgenommen und auf Leinwand gezogen*. O.A., Nachrichten vom Juli: Museen und Sammlungen, in: *Kunstblatt* [Beilage zum Morgenblatt für gebildete Leser], Nr. 45, 16. September 1847, S. 180.

31 Wilhelm Bode, *Die Grossherzogliche Gemälde-Galerie zu Oldenburg*, Wien 1888, S. 19.

32 Vgl. ebd. Bode behauptet entgegen dem Bericht im ‚Kunstblatt‘, die Übertragung auf Leinwand sei schon in Paris zu Anfang des 19. Jahrhunderts durchgeführt worden.

33 G.F. Waagen, *Verzeichniß der Gemälde und Gypsabgüsse in der Grossherzoglichen Sammlung zu Oldenburg*, Oldenburg 1867 [der Innentitel nennt 1868], S. 4, Nr. 11; F. von Alten, *Verzeichniß der Gemälde in der Grossherzoglichen Sammlung zu Oldenburg*, Oldenburg 1871, S. 9, Nr. 2 u. S. 34 f., Nr. 30; Folgeauflagen Verz. 1881, S. 15, Nr. 31; Verz. 1890, S. 17-18, Nr. 39; Verz. 1902, S. 6, Nr. 39. Alle Verzeichnisse sind digitalisiert abrufbar [<http://digital.lb-oldenburg.de/>] Zugriff: 3.6.2015.

34 G.F. Hartlaub (Hg.), *Die Grossherzogliche Gemälde-Galerie im Augusteum zu Oldenburg*, Bd. 2: 84 Tafeln in unveränderlicher Photographie, Oldenburg 1912, Taf. 25.

35 Vgl. *Berichte und Mittheilungen aus Sammlungen und Museen [...]. Die Grossherzogliche Gemälde-Sammlung in Oldenburg*, in: *Repertorium für Kunstwissenschaft*, Bd. 3 (1880), S. 320-322, hier S. 322.

Wissensstand aber keine Zuweisung an Raffael selbst mehr zu und allenfalls Bodes Zuweisung an den Umkreis Raffaels konnte Plausibilität beanspruchen.

Dennoch wurde die alte Zuschreibung andernorts wiederholt: In den Publikationen zu Tischbein, der durch Carl G.W. Schiller 1861 edierten Autobiographie und dem Briefwechsel Tischbeins, 1872 von Friedrich Kurt von Alten herausgegeben, wurden Tischbeins ‚Raffael‘ als dessen liebster Besitz sowie der Verkauf an Peter Friedrich Ludwig öffentlich nachvollziehbar. Schiller zählte einige der Gemälde auf, die Tischbein an den Herzog verkauft hatte und nannte zuvorderst: [...] ‚der heilige Johannes‘ von Raphael (ein ausgezeichnet werthvolles Bild).³⁶ Auch von Alten, der als Autor der Galerieverzeichnisse selbst eine andere Zuschreibung als an Raffael abgesegnet hatte, unterließ es, eine Korrektur vorzunehmen. Neben den nun veröffentlichten Briefen Tischbeins zum Verkauf seiner Sammlung, der den oben geschilderten Argumentationswechsel für jeden nachvollziehbar machte, kommentierte von Alten die Verkaufsverhandlungen und attestierte Herzog Peter Friedrich Ludwig: *Besonders war es der, noch heute der Grossherzoglichen Sammlung zur grössten Zierde gereichende, Johannes in der Wüste, welcher ihn fesselte.*³⁷ Dass das Gemälde in den Galerieverzeichnissen längst nicht mehr als Raffael geführt wurde, unterschlug von Alten und ließ damit die Autorität Tischbeins und des Herzogs, der mit dem Kauf die Autorschaft indirekt anerkannt hatte, unangetastet.³⁸ Erst in der von Franz Landsberger veröffentlichten Tischbeinbiographie 1908 schlugen sich die Zweifel auch innerhalb der Tischbeinliteratur nieder.³⁹

Um die Wende zum 20. Jahrhundert kündigte sich der Versuch einer neuen Zuschreibung an: Adolfo Venturi benannte als Urheber den ebenfalls berühmten Maler Antonio Allegri, gen. Correggio (1489-1534).⁴⁰ Diese Neuzuschreibung wurde 1903 von Emil Jacobsen und 1907 von Georg Gronau abgelehnt, von denen ersterer sogar die Venezianer Giorgione oder Tizian als Urheber vorschlug.⁴¹ Dass es einmal ein Werk Raffaels gewesen war, ließ Gronau auch in diese Debatte einfließen, indem er das Oldenburger Galerieverzeichnis von 1881 zitierte.⁴²

Noch während diese Debatte unabgeschlossen blieb, wurde die Großherzogliche Gemäldegalerie 1919 aufgelöst. Während zwei Drittel des Bestands in Oldenburg verblieben, um vom Freistaat Oldenburg gekauft und in das neugegründete Landesmuseum überführt zu werden, führte der Großherzog ungefähr ein Drittel der Sammlung in die Niederlande aus, um sie dort zu verkaufen.⁴³ Auch der ‚Johannes in der

36 Tischbein (s. Anm. 4), Bd. 2, S. 218.

37 Von Alten (s. Anm. 2), S. 122. Ähnlich wiederholt von Alten das Urteil ebd., S. 134.

38 Das Phänomen lässt sich als autoritativer Drift beschreiben, indem die Autoritätsfolge dem Anerkennen einer abweichenden Meinung über einen längeren Zeitraum hinweg vorgezogen wird; vgl. Dohe (s. Anm. 18), S. 27, 31 f. u. 234 f.

39 Vgl. Franz Landsberger, Wilhelm Tischbein. Ein Künstlerleben des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1908, S. 156.

40 Adolfo Venturi, La Galleria Crespi in Milano, Mailand 1900, S. 13.

41 Emil Jacobsen, Bücherschau: Adolfo Venturi, la Galleria Crespi in Milano, in: Kunstchronik: Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe, N.F. 14 (1903), Sp. 237-242, hier Sp. 239 f.; Georg Gronau (Hg.), Correggio. Des Meisters Gemälde in 196 Abbildungen (Klassiker der Kunst, Bd. 10), Stuttgart/Leipzig 1907, S. 167 f.

42 Ebd., S. 168.

43 Vgl. Maria Obenaus, „Zerstieben der großherzoglichen Galerie in alle Winde“. Der Verkauf von Kunstwerken aus dem Besitz des ehemaligen Großherzogs von Oldenburg 1919, in: Oldenburger Jahrbuch, Bd. 113, 2013, S. 143-154.



Abb. 4: Johannes der Täufer in der Wüste (photographische Reproduktion), Albuminabzug, auf Karton aufgewalzt, 26,3 x 19,5 cm (Bildmaß), in: G.F. Hartlaub (Hg.), Die Grossherzogliche Gemäldegalerie im Augusteum zu Oldenburg, Bd. 2, Oldenburg 1912, Taf. 25

Wüste' war darunter und wurde im Auktionshaus Frederik Muller & Co. 1924 und abermals 1927 als ein Werk Correggios zur Versteigerung angeboten. Die Auktionskataloge konnten sich einer breiten Palette an Urteilen bedienen, um eine möglichst prominente Zuschreibung als Verkaufsargument zu produzieren. Man berief sich auf Venturi, während Gronau nur aufgrund einer schlechten Abbildung die Zuschreibung an Correggio bezweifelt haben könne. Indem man zudem Gronaus Zitat der alten Zuschreibung Tischbeins an Raffael mit abdruckte und außerdem einen Verweis auf Bodes Urteil beifügte, ließ sich gleich zweimal der prominente Name Raffael aufführen. Abermals wurde der schlechte Erhaltungszustand des Gemäldes bemängelt.⁴⁴ Angeboten wurde demnach ein Gemälde von einem namhaften Meister, das ursprünglich einem noch berühmteren Meister zugeschrieben worden war. Von Verweisen auf die zurückhaltenden Urteile der Galerienverzeichnisse sah man dagegen ab. Diese Zuschreibungsstrategie hatte Erfolg: Zumindest das erste Auktionsergebnis 1924 markiert mit 2.400 fl. eine ansehnliche Summe.⁴⁵

Bislang galt das Gemälde nach dieser Versteigerung als verschollen.⁴⁶ Im Rahmen der aktuellen Forschungen zur Rekonstruktion der Großherzoglichen Gemäldegalerie konnte es im Detroit Institute of Arts wiedergefunden werden. Das Gemälde muss auf der ersten Auktion 1924 oder der zweiten Auktion 1927, als es bei Muller abermals angeboten wurde, vom Leiter des Auktionshauses Muller, Anton W. Mensing, selbst erworben worden sein. Ob Mensing auf einen höheren Erlös spekuliert hatte oder das Gemälde privat zu besitzen wünschte, ist nicht überliefert. 1934, anderthalb Jahre vor seinem Tod, verschenkte er es an das Detroit Institute of Arts, sodass es am 5. Oktober 1934 von Amsterdam aus in die USA verschifft wurde.⁴⁷ In einem Brief vom 27. März 1935 bedankte sich der Direktor des Detroit Institute of Arts, Wilhelm Valentiner, bei Mensing für das Geschenk und übersandte ihm Exemplare eines Aufsatzes, in dem dieser es als ein Werk Correggios vorstellte.⁴⁸ Als Vergleichsobjekt diente ihm die ‚Mystische Vermählung der Hl. Katharina‘, die das Detroit Institute of Arts bereits besaß.⁴⁹ Indem man beide Gemälde zueinander brachte und ästhetische Ähnlichkeiten zwischen beiden entdeckte, insbesondere zu der knienden Katharina aus dem Vergleichsbild, erlaubte dies Valentiner, eine Zuschreibung an Correggio zu bekräftigen, unterfüttert durch das Argument, das Gemälde sei nun von Übermalungen befreit.⁵⁰

44 Vgl. Auktionskatalog Frederik Muller & Cie., Galerie-Oldenbourg, deuxième partie. Vente publique à la requête du mandataire de S.A. le Grand-Duc. Tableaux de différentes écoles. La vente aura lieu mercredi le 25. Juin 1924 [...], Amsterdam 1924, S. 2, Nr. 103 und Auktionskatalog Frederik Muller & Cie., Antiquités, objets d'art, tableaux anciens et modernes [...]. Successions et collections: I. M.-Dr D. F. Scheurleer, La Haye; II. M.-A.E.F.A. Baron van Ittersum, Maastricht; III. Diverses autres provenances, vente aux enchères publiques les 13.-15. Décembre 1927 [...], Amsterdam 1927, S. 1, Nr. 3.

45 Die Summe wird in einem undatierten niederländischen Zeitungsbericht genannt (Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Nachlass Müller-Wulckow, LMO-MW 85).

46 Vgl. Deuter (s. Anm. 22), S. 14, Anm. 4.

47 Vgl. Datenbankeintrag des DIA, Inv. 34.191 [<http://www.dia.org/art/provenance-listings.aspx>] Zugriff: 14.7.2015.

48 W. Valentiner an A.W. Mensing, Brief vom 27. März 1935, Detroit Institute of Arts, Detroit, MI, Research Library & Archives, The William R. Valentiner Papers, Box 30, Folder 16. Für die Bereitstellung einer Kopie des Briefes und die großzügige Hilfe bei der Recherche danke ich Colleen Clinton (DIA).

49 1510/1514, Holz, 136,2 x 123,2 cm, Detroit Institute of Arts, Detroit, MI, Inv. 26.94.

50 Vgl. Wilhelm Valentiner, St. John in the Wilderness by Correggio, in: Bulletin of The Detroit Institute of Arts of the City of Detroit, Vol. XIV, März 1935, Nr. 6, S. 69-73.

Dieser Versuch einer Umwertung blieb allerdings nicht erfolgreich: Bereits 1930 hatte sich Corrado Ricci den Zweifeln von Gronau angeschlossen, der Sammlungskatalog des Detroit Institute of Arts von 1944 ließ ebenfalls Zweifel an der Zuschreibung anklagen und spätestens 1972 belegt der Eintrag von Burton B. Fredericksen und Federico Zeri, dass das Oldenburger Bild allenfalls als das Werk eines Nachfolgers Correggios gelten konnte.⁵¹ Zur Zeit ist das Gemälde dem Florentiner Manieristen Francesco Ubertini, gen. Bachiacca (1494-1557) zugeschrieben.⁵²

Von Raffael stammt das Gemälde nach heutigem Wissensstand sicher nicht: Der noch von Passavant offen gelassene Spielraum an Vergleichsgemälden hat sich nach heutigem Wissensstand derart geschlossen, dass keine der Darstellungen des Johannes des Täufers in der Wüste von Raffael selbst, sondern allenfalls von ihm und seiner Werkstatt oder Nachfolgern stammt.⁵³ Darüber hinaus sind alle diese Darstellungen weicher gehalten und zeigen eine geschwungener, organisch aufgebaute Körperpose, während das ehemals Oldenburger Gemälde eine überlängte und eher steif komponierte Körperauffassung demonstriert, in der die Körperglieder zu wenig organisch aufeinander abgestimmt sind, um unmittelbar von Raffael entworfen worden zu sein. Sowohl für eine Zuschreibung an einen Nachfolger Correggios als auch an Bachiacca können die ästhetische Längung des Körpers und die Betonung einer grazilen Pose auf Kosten einer organisch flüssig gestalteten Figur als plausible Argumente gelten. Die teils kräftige Modellierung des Körpers mit Licht und Schatten demonstriert das Studium von Körperdarstellungen Michelangelos. Das strenge Profil sieht nach heutiger Beurteilung den Figuren Raffaels aus der Schule von Athen oder anderen Kompositionen wenig ähnlich. Der Eindruck, einen gebauten, konstruierten Körper vor sich zu haben, macht dagegen die Orientierung an Druckgraphiken nach Raffael und damit eine Deutung als ein Pastiche plausibel, das ein gekonntes Vorbildstudium von Raffael, aber auch der Kunst Michelangelos demonstrierte. Diese Argumente sprechen für einen Künstler nach 1520, da nach Raffaels als verfrüht empfundenen Tod Kompositionen beliebt waren, die in dessen Art komponierten, aber zugleich den Wunsch nach einer ästhetischen Steigerung und Verfeinerung befriedigten, wie ihn die als Manierismus bezeichnete Epoche im Anschluss an die Hochrenaissance ausmachte. Der Erhaltungszustand verunsichert ein Urteil nachhaltig: Vergleicht man die heutige Farbabbildung (Abb. 1) mit der Schwarzweißabbildung von 1912 (Abb. 4), fällt insbesondere die abgeriebene Schrift auf dem Spruchband auf, die entweder bei einer Restaurierung versehentlich zerstört wurde oder sich als falsche Übermalung späterer Jahrhunderte herausgestellt hatte und dementsprechend zu Recht entfernt wurde. Da Valentiners Publikation von 1935 das Gemälde in einem ähnlichen Zustand wie die Reproduktion bei Hartlaub abbildet, muss dies nach

51 Vgl. Corrado Ricci, *Correggio*, Rom o.D. (1930), S. 34–35; The Detroit Institute of Arts (Hg.), *The Detroit Institute of Arts. Catalogue of Paintings*, 2. Aufl., Detroit 1944, S. 31, Nr. 489; Burton B. Fredericksen / Federico Zeri, *Census of Pre-Nineteenth-Century Italian Paintings in North American Public Collections*, Cambridge (MA) 1972, S. 56, 170, 416, 579. Der letztgenannte Eintrag schwankt in den Zuschreibungen als ‚Nachfolger Correggios‘ oder ‚in der Art Primaticcios‘.

52 Vgl. Datenbankeintrag des DIA (s. Anm. 47).

53 Vgl. Tom Henry / Paul Joannides (Hg.), *Late Raphael*, Ausstellungskatalog Musée du Louvre / Museo Nacional del Prado 2012, New York 2013, S. 122-128, Nr. 11-13 u. S. 227-229, Nr. 59.

1935 geschehen sein.⁵⁴ Unter diesen Bedingungen wird eine Zuschreibung aufgrund einer spezifischen Malweise deutlich verunsichert.

Die Geschichte um ‚Tischbeins Raffael‘ demonstriert, dass die Erforschung der Großherzoglichen Gemäldegalerie Oldenburg von ihrem Entstehen bis einschließlich ihrer Auflösung Erkenntnisse nicht nur zur Sammlungsforschung bereit hält, sondern auch Einblicke in eine Geschichte der Zuschreibung und damit der Kunstgeschichte an sich bietet. Das ehemalige Hauptwerk der Sammlung Tischbein wurde durch den Erwerb für Oldenburg in seiner Zuschreibung gefestigt und weiterhin begeistert aufgenommen. Erst nach einem Generationenwechsel vor Ort wurde die Neuzuschreibung und Degradierung durchgeführt. In der Literatur zu Tischbein wurden dagegen weder dessen Fachautorität noch das implizite Werturteil des Herzogs angezweifelt, sodass hier noch lange die Idee von Tischbeins ‚Raffael‘ kommuniziert wurde. Die alternative Zuschreibung an Correggio wurde in Oldenburg nicht mehr aufgegriffen, sondern konnte erst im Moment des Verkaufs Wirkung entfalten. Der Verlust für Oldenburg bedeutete zugleich die Chance einer Neukontextualisierung in einer anderen Sammlung und zur Bekräftigung einer prominenten Zuschreibung. Bekannte Argumente wurden neu arrangiert und durch Änderung des Originals in Form einer Restaurierung und durch anderes Vergleichsmaterial sollte abermals ein herausragendes Werk erkannt werden.

Was zu Tischbeins Zeit als schlagkräftiger Beweis galt, kann heute nur als Beweis gegen eine Urheberschaft Raffaels gewertet werden. Für die Änderungen von Zuschreibungen waren allerdings nicht nur ein geänderter Wissensstand, sondern auch der bewusste oder unbewusste Umgang mit bekannten Argumenten verantwortlich. Besonders dort, wo sich Spekulationsräume öffneten, durch ungeklärtes Vergleichsmaterial oder einen als mangelhaft empfundenen Erhaltungszustand, mussten andere Faktoren als ein Informationsvorsprung entscheiden, etwa das Anerkennen oder Ablehnen von Autorität.

Durch die Erforschung aller Sammlungszusammenhänge, Gemäldebewegungen und Werturteile auf dem Horizont sich ändernder ästhetischer Konzepte wird deutlich, wie heute abgelehnte Zuschreibungen in der Vergangenheit plausibel erscheinen konnten. Anstatt unsere gegenwärtige Perspektive lediglich positivistisch als fortschrittlicher festzustellen, wird deutlich, dass auch der gegenwärtige Forschungsstand einmal überholt sein wird und zukünftige Wissensstände und neue Sammlungskontexte auch neue Zuschreibungen beeinflussen werden.

54 Vgl. Valentiner (s. Anm. 50), S. 69.



Bücherschau

Einzelbesprechungen

Claus Ahrens / Gerhard Wiechmann / Klaus Saul (u.a.) (Red.): *Oldenburg 1914-1918. Ein Quellenband zur Alltags-, Sozial-, Militär- und Mentalitätsgeschichte der Stadt Oldenburg im Ersten Weltkrieg*. Herausgegeben von der Stadt Oldenburg – Stadtarchiv. Oldenburg: Isensee 2014, ISBN 978-3-7308-1080-4, 415 S., 51 Abb., 1 Stadtplan anliegend, kart. (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Oldenburg, Bd. 7), 19,90 €

Bücher haben so ihre Geschichte, sagte schon der alte Lateiner..., auch dieses, das auf lange Wurzeln bis fast zurück in die 1990er Jahre verweisen kann. Im Rahmen eines Forschungsprojekts am Lehrstuhl von Prof. Klaus Saul zum Ersten Weltkrieg in Oldenburg, das vom MWK gefördert wurde, entstanden das Werk von Richard Sautmann (*„Dann bleibt er besser an der Front“*. Kommunalverwaltung [usw.] in Oldenburg 1914 – 1918, Oldenburg 2014) und die Feldpostbriefedition von Gerhard Wiechmann (*„Man kann sagen, daß der Krieg ein lebensgefährlicher Sport ist“*, Oldenburg 2002). Die seit 2001 geplante Quellenedition konnte nun, vor dem Horizont des Gedenkjahres 2014, nach mehrjährigen Vorarbeiten ebenfalls abgeschlossen werden, mit 415 Seiten ist sie sogar recht gewichtig. Der Untertitel zeigt an, dass nicht Ereignisgeschichte, sondern die Darstellung der Lebensverhältnisse der Menschen unter dem Eindruck des Krieges Ziel des Projekts war. In einer 66-seitigen Einleitung, in der sich die Bearbeiter bemüht haben, aus vielen Akten in Stadt- und Landesarchiv Angaben zu den Verhältnissen im Großherzogtum einfließen zu lassen, wird u.a. die Verkehrs- und Kommunikationssituation, die Garnison Oldenburg, die Mobilmachungszeit, die Versorgung, die Lage der Kriegsgefangenen usw. beschrieben. Vor lauter Details entsteht leider ein Gesamtbild nicht wirklich. Eine etwas längere Darstellung finden z.B. das Nagelbild „Isern Hinnerk“, das Kinoprogramm im Krieg, die revolutionären Ereignisse in Oldenburg oder die „Erinnerungskultur“ nach 1918. Es folgt der umfangreiche Quellenteil mit 232 längeren und kürzeren Quellen(-auszügen) in 10 Großabschnitten (S. 75-402). Drei Großabschnitte sind dem Aspekt „Krieg, Kriegsstimmung, Kriegseinsatz“ in drei chronologischen Schnitten gewidmet (1914/1915, 1916/1917, 1918/1919). Eingebaut sind dazwischen die thematischen Blöcke „Arbeitswelt und Alltagsleben“, „Versorgungslage, Lebensmittel, Bekleidung und Wertstoffsammlungen“, „Gesundheitszustand“, „Fürsorge“, „Kriminalität“, „Das Militär in der Stadt“, „Kino in Oldenburg: Unterhaltung und Propaganda“. Viele Beispiele aus Zeitungen, vor allem aus den „Nachrichten für Stadt und Land“, bezeugen die politischen Auseinandersetzungen, vor allem die Kriegspropaganda. Aktenzitate geben Einblicke in die bürokratischen Folgen der Kriegs- und Mangelwirtschaft. Bisher nicht veröffentlichte Briefe (z.B. Lina Ruhstrat) oder Tagebuchnotizen (z.B. Oetken, der atemlos deutsch, französisch und englisch schreibt, und dann doch den 4. August 1914 als den „größten Tag in der deutschen Geschichte“ bezeichnet) lassen das private Erleben des Krieges nachempfinden. Der Band enthält ohne Zweifel interessante und lesenswerte Quellen, auch wenn vermutlich im Wesentlichen Geschichtslehrer/innen diese Edition lokaler Quellen nutzen werden. Auf eine direkte Verzahnung des Einleitungsteils mit den Dokumenten wurde allerdings verzichtet. Der kolorierte, im Pharus-Verlag erschienene Stadtplan (Beilage) illustriert die Grenzen der Stadt vor dem Ersten Weltkrieg.

Nur wenig überzeugend ist die formale Gestaltung, die trotz Anmerkungen usw. auch auf nicht ausreichende editorische Erfahrung schließen lässt. Hilfreicher wären in Quellensammlungen dieser Art z.B. eine deutliche Hervorhebung der Nummer des Dokuments (hier nur unauffällig am Anfang des Textes) und ein hervorgehobener, klarer und regestartiger Kopfeintrag (hier nur kurz und ohne Hervorhebung), der auch zwischen den einzelnen Bestandteilen des Eintrags (Titel, Inhalt, Provenienz/Signatur) deutlich trennt. Der zur klaren Quellenidentifikation wichtige, hier aber z.B. die

Überschrift eines Zeitungsartikels nicht von Ergänzungen trennende Kopfeintrag wird von der immer fett mitlaufenden Kapitel- und Abschnittsüberschrift am oberen Seitenrand erschlagen. Stets muss sich so der Leser vergewissern, wo er sich eigentlich befindet, ob die Überschrift zur Seite oder zum Dokument gehört, ob ein Dokument auf der nächsten Seite fortgesetzt wird, was Zitat ist usw. Außerdem wurde die Möglichkeit, durch Kursive oder Einschub den Quellenteil vom beschreibenden Teil sichtbar zu trennen, nicht genutzt. Damit erschwert das biedere Layout stark die Orientierung in diesem Band. Kurios mutet es auch an, wenn z.B. in einem vergleichsweise kurzen Privatbrief vom 7.11.1918 allein 14 Fragezeichen wegen unklarer Lesung abgedruckt werden. Auslassungen und Ergänzungen werden uneinheitlich mal in runden, mal in eckigen Klammern angezeigt; viele Klammern hätten sich auch nach einer einleitenden Erläuterung zur Editionsweise erübrigt. Ein Index fehlt, wäre aber hilfreich, auch um ungewöhnliche Funde, wie z.B. die Mitgliedschaft der Stadt Oldenburg in der Deutsch-Türkischen Vereinigung seit 1916 und die Ankunft von türkischen Lehrlingen und Schiffsjungen 1917, Äußerungen Koch-Wesers von 1918 über „Mittelmäßigkeiten in Regierung und Parlament“ seit 30 Jahren, Briefe der Lina Ruhstrat, Äußerungen von Willa Thorade uvm. leichter auffindbar zu machen. So hinterlässt der Band trotz seiner Fülle am Ende doch den Eindruck, dass ein bisschen weniger – aber dafür gut gestaltet – mehr gewesen wäre.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Karl-Ernst Behre: *Ostfriesland. Die Geschichte seiner Landschaft und ihrer Besiedelung*. Wilhelmshaven: Brune-Mettcker 2014, 332 S., 401 farbige Abbildungen und Karten, ISBN 978-3-941929-09-8, geb., 27,80 €

Im Jahre 2008 erschien vom Autor sein wegweisendes Buch über die Landschaftsgeschichte Norddeutschlands (vgl. Besprechung in OJb 109, S. 202 f.), mit der er vor allem Natur- und Siedlungsgeschichte verbunden hat und damit die politische Geschichte wie auch die Wirtschaftsgeschichte ganz wesentlich bereichert und eigentlich der Umweltgeschichte für unseren Raum in einem „Rundumschlag“ von der Steinzeit bis zur Gegenwart zu ihrem Recht verholfen hat. Gerade diejenigen, die meinen, Kulturgeschichte zu schreiben, aber dennoch oft bei der politischen hängen bleiben, sollten hin und wieder in die Werke von Karl-Ernst Behre hineinschauen. Schon deswegen ist es nicht überflüssig, dass nach dem grundlegenden Werk seit 2008 Untersuchungen von Behre mit gleichen Zielsetzungen zu einzelnen Räumen Norddeutschlands erschienen sind. So ist im Jahre 2012 im gleichen Verlag ein Band zur Geschichte der Landschaft um den Jadebusen vorgestellt worden, mit dem der Rezensent damals vielleicht etwas zu kritisch umgegangen ist (vgl. OJb 113, S. 197 f.). Es geht nämlich nicht darum, Neukonstruktionen der historischen Disziplinen in solchen Werken zu diskutieren, was gegenwärtig in einer Art geschieht, die am Horizont des historischen Laien meist vorbeigeht, sondern den Bewohnern und vielleicht auch der zum Glück steigenden Zahl der Besucher dieser im Grunde ja wunderschönen Landschaften im Norden Deutschlands zu erklären, wie sie entstanden sind, wie sie sich verändert haben, warum sie also heute so aussehen. Gerade für Menschen, die neu in den Norden ziehen (und davon könnte es vielleicht bald nicht wenige aus einem ganz anderen Kulturkreis geben), ist die Geschichte des Deichbaus für das Verständnis ihrer neuen Heimat wichtiger als die Verästelungen friesischer Häuptlinggeschichte.

Da der Rezensent selbst sich meist eher mit politischer Geschichte beschäftigt bzw. beschäftigen muss, gehört er zu denen, die besonders gerne in diesen Büchern blättern und lesen. Man kann das Buch irgendwo aufschlagen, findet über die zahlreichen Karten und Fotos schnell ins Thema und ist fasziniert über die Ergebnisse, zu denen die Kombination archäologischer, geologischer, botanischer, geographischer und historischer Forschung gelangen kann. Nur wer alle diese Disziplinen so beherrscht, wie Karl-Ernst Behre dies kann, wird so souverän Übersichtsdarstellungen schreiben. Die Arbeit ist stark gegliedert, beginnt mit dem Aufbau und der Formierung der ostfriesischen Naturlandschaft, beschreibt dann die Siedlungs- und Umweltgeschichte der Geest, geht im Folgenden auf die Marsch und Moore über und analysiert die Geschichte der Landwirtschaft seit dem 18. Jahrhundert, die das Landschaftsbild noch einmal deutlich verändert hat und wohl auch zukünftig je nach den wirtschaftlichen Konjunkturen verändern wird. Breiten Raum nehmen natürlich die Deiche ein, und dazu gehört nun einmal auch das Problem, das bei hohen und sicheren Deichen mit dem Wasser hinter den Deichen entsteht. Die politische Geschichte spielt sich bei einer so umfassenden Betrachtung wirklich „im Hintergrund“ ab, von Bedeutung für den Raum waren Kirchen und Klöster, eigene Kapitel bekommen auch der Verkehr und die landschaftsgebundenen Industrien und Gewerbe.



Die Oldenburger werden wohl heute kein Problem mehr damit haben, dass das oldenburgische Friesland und die oldenburgische Insel (Wangerooge) im Nationalpark Niedersächsisches Wattenmeer unter dem geographischen Begriff Ostfriesland mit abgehandelt werden. Nicht nur für den Naturwissenschaftler und Geographen, sondern auch für die Wirtschaftswissenschaftler und nicht zuletzt auch für den Historiker ist es zwingend geboten, den Raum in seiner Gesamtheit zu betrachten. Das Buch lebt natürlich von den über 400 Abbildungen, von den Karten, Satellitenaufnahmen, Fotos von Landschaften, Flora, Fauna, von Gebäuden und Werkzeugen. Dem Autor darf man für die Darstellung und Zusammenstellung der Abbildungen danken, dem Verlag für die Druckqualität. Ein schönes Buch!

Oldenburg

Gerd Steinwascher

Matthias Bunzel: *Die Raupenbahn. Kultur und Geschichte eines legendären Karussells im Museumsdorf Cloppenburg*. Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 2013, ISBN 978-3-938061-25-1, 118 S., zahlr. Abb., geb. (= Materialien & Studien zur Volkskultur und Alltagsgeschichte Niedersachsens, Heft 44), 15,50 €

Nicht jeder lesenswerte Ausstellungskatalog des Museumsdorfs kann Widerhall im Jahrbuch finden, obschon er es vielleicht verdiente. Auf diesen schmalen Begleitband zu einem auf den ersten Blick etwas kuriosen Objekt der „regionalen Alltagskultur“, das im Zusammenhang mit der Ausstellung „Zur Schau gestellt. Ritual und Spektakel im ländlichen Raum“ erforscht wurde, sei trotzdem hingewiesen. Denn ähnlich wie z.B. der Katalog zur Adelsgeschichte, der sich eng auf ein Haus im Freilichtmuseum und seine Dauerausstellung bezog und immer noch bezieht, steht auch das Objekt dieses Buches seit 2011 – neben anderen historischen Fahrgeschäften – mindestens einmal im Jahr im Mittelpunkt einer Veranstaltung, der „Historischen Dorfkirmes“ nämlich. Die 1936 erbaute „Raupenbahn“ kam 2005 in den Besitz des Museums, da sie für viele Menschen hohen „Erinnerungswert“ besaß und, hört, hört, auch als „ein zeitgeschichtliches Symbol jugendlicher Subkultur“ (W. Meiners) mit „besonderer kultureller Relevanz“ in den Jahren 1955-1970 anzusehen ist. Diese ‚Relevanz‘ entstand vor allem aus der engen Verbindung der äußerlich eher wenig spektakulären, aber zeitweilig mit geschlossenem Verdeck fahrenden Karussells – anrühige ‚fahrende Liebeslauben! – mit der dort gebotenen ‚richtigen‘, d.h. dem neuen Jugendgeschmack entsprechenden Musik (Rock ‘n’ Roll). Selbst ein Rolf Dieter Brinkmann und ein Klaus Modick haben der Raupenbahn Texte gewidmet. Der wissenschaftliche Volontär Bunzel bekam den Auftrag, den kulturgeschichtlichen Hintergrund zu erforschen und gleichzeitig das zweieinhalbjährige Restaurierungsprojekt zu koordinieren, an dem sich u.a. die Handwerkskammer Oldenburg und zahlreiche Firmen beteiligten, auch ehrenamtlich arbeitende Handwerker und einige Vorbesitzer. So geht Bunzel in einem ersten Teil vor allem auf die soziokulturellen Aspekte ein, präsentiert danach die Herstellerfirma Gundelwein in Thüringen, die auch noch bis in die 1960er Jahre in der DDR weiterbestand, sowie die 5 Vorbesitzerfamilien und die Umstände der jeweiligen Nutzung. Im Weiteren wird die Restaurierung beschrieben, allerdings fast arbeitsprotokollmäßig detailliert. Wen’s gepackt hat, darf sich dann auch das Glossar der Raupenbahntechnik zu Gemüte führen. So finden verschiedene Aspekte der Geschichte dieser Raupenbahn in den letzten 75 Jahren sowie ihrer Bedeutung für ein volkskundlich ausgerichtetes Museum eine anschauliche Darstellung. Also etwas nicht *bloß* für Nostalgiker, vielmehr *auch* für Nostalgiker, die sich vielleicht durch die Lektüre (und durch den Besuch der „Historischen Dorfkirmes“) in die eigene Jugend zurückversetzen lassen.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Michael Haverkamp (Hg.): *Von den Heseper Torfwerken zur Klasmann-Deilmann GmbH 1913-2013*. Unter Mitarbeit von Dieter Ostendorf. Bramsche: Rasch 2013, ISBN 978-3-89946-201-2, 456 S., zahlr. Abb., geb., 25,- €

Wenn eine traditionsbewusste (und, mit Verlaub, auch PR- und marketing-)bewusste Firma, mit ca. 1.000 Mitarbeitern Weltmarktführer im Torf- und Substratbereich, und ein engagierter Museumsman sich aus Anlass eines Jubiläums eines Themas annehmen, mit dem die großen wirtschaftlichen



und landschaftlichen Veränderungen im Emsland (und am Rand auch im südwestlichen Oldenburger Land, im Vehnemoor ab 1916) durch die Torfindustrie dargestellt werden können, dann kann Bleibendes entstehen. Dies ist bei diesem Ausstellungsbegleitbuch der Fall, das nicht nur äußerlich, sondern auch inhaltlich gelungen ist. Im Auftrag der Firma Klasmann-Deilmann in Geeste haben der Leiter des Emsland Moormuseums in Geeste und weitere Autoren ein 456-seitiges Buch über die 1913 von Georg Klasmann gegründete Firma und die Moorerschließung v. a. des Bourtangener Moores, des einst größten zusammenhängenden Moorgebiets Europas, verfasst. Chronologische und eher systematische Kapitel wechseln sich ab. Dank einer über 4 Jahre finanzierten Forschungsstelle (D. Ostendorf) konnten viele Quellen (u.a. aus dem Nds. Landesarchiv – Standorte Osnabrück und Oldenburg, dem Bundesarchiv, dem Westfälischen Wirtschaftsarchiv sowie dem Firmenarchiv) herangezogen werden. Zahlreiche Abbildungen (Fotos, Pläne usw.) stammen aus dem Firmenarchiv. Viele Mitarbeiter und ehemalige Firmenangehörige haben ebenfalls dazu beigetragen, Erinnerungen an Gelebtes und Erlebtes, das nicht den Weg in die Archive gefunden hat, in Wort und Bild zu bewahren; vornan stehen die häufig zitierten, wichtigen Erinnerungen der Firmengründer selber.

Torf – als Weißtorf und als tiefer liegender Schwarztorf – hatte seit der Zeit um 1900 gewissermaßen Konjunktur, nicht zuletzt als Folge der von Preußen seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts geförderten Ödlandkultivierung und der Industrialisierung des Torfabbaus. Die Firma Klasmann, deren Hauptgesellschafter bis 1931 die Grafen von Landsberg-Velen waren, nutzte die Chancen und erklimmte schnell die Spitze der deutschen Torfunternehmen. Zunächst beschreibt Haverkamp (S. 20-49) die Grundzüge der unterschiedlichen vorindustriellen Moornutzung speziell im südlichen Emsland, wo die energetische Nutzung (Torf als Brennmaterial) sich zunächst nicht recht entwickeln konnte, dann aber von technischen Neuerungen bis hin zu Torfkraftwerken, Kanalbauten usw. profitierte. Daneben kam die Torfstreuverwendung – sogar als Torfstreutoiletten – in Aufschwung. Der Beginn der Firmengeschichte bis 1914 wird anschließend (S. 50-75) von D. Ostendorf dargestellt: Aus einer Firma für Kohlen- und Metallhandel in Dortmund stammten die Firmengründer Georg Klasmann sen. (1858-1944) und jun. (1885-1961). Trotz Insolvenz und Vermögensverlust 1904 fand Klasmann sen. eine geschäftliche Alternative im zukunftssträchtigen Torfstreuhandel. 1906 wurde er Geschäftsführer bzw. Pächter der von Friedrich Graf von Landsberg-Velen gegründeten Torffirma zur Erschließung des Weißen Venn. Grundstückskäufe in weiteren Moorgebieten ließen die Firma schon bald räumlich in Richtung Meppen und wirtschaftlich zu einer industriellen Produktion expandieren, so dass 1913 die „Hesepertorfwerk GmbH“ gegründet werden konnte (Torfstreifabrik, Kraftwerk, Siedlungen). Aus Elisabethfehn im Oldenburgischen kamen die nötigen Torfbagger. Die Tätigkeit unter dem Vorzeichen Mangelwirtschaft von 1914-1918 – u.a. wurden Kriegsgefangene eingesetzt – beschreibt Michael Schmidt (S. 76-103). Die folgenden Kapitel stammen wieder von Ostendorf. Für Technikinteressierte interessant ist das Kapitel über die Feld- und Werkbahn (inkl. Kräne); gleichzeitig entsteht ein Bild der lokalen Transportstrukturen, ohne die der wirtschaftliche Torfabatz scheitern musste (S. 104-133). Seit 1926 produzierte das Torfkraftwerk Rühle, das dritte Kraftwerk auf Schwarztorfbasis, Strom, 1942 übernahm es der Landeselektrizitätsverband Oldenburg, für den es ein Verlustgeschäft blieb, 1950 die RWE (S. 134-159). Der Kohlemangel aufgrund der Reparationen führte nach 1919 zeitweise zu einem Boom. Führend waren die Klasmanns auch beim 1919 gegründeten Torfstreuverband. Die Weltwirtschaftskrise und Liquiditätsprobleme Landsberg-Velens brachten die Klasmannschen Firmen zeitweise in starke Bedrängnis (S. 160-191). Torfabbau im Emsland ist aber nicht nur Wirtschaftsgeschichte, sondern in starkem Maße auch Siedlungsgeschichte. Auf den Werkswohnungs-, Haus- und Siedlungsbau geht Haverkamp ausführlich ein (S. 192-219). Die NS-Zeit (Haverkamp, S. 220-255) brachte vor allem die Konkurrenz zwischen der Torfindustrie und der vom Staat geförderten Siedlungspolitik ohne vorherige Abtorfung, die Gleichschaltung der Wirtschaft (DAF) usw. Insgesamt prosperierte die Branche aber durchaus durch die Verdrängung der Importe. Ein eigener Abschnitt berücksichtigt auch den Einsatz von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern. In der Nachkriegszeit (Schüpp, S. 255-263, allerdings mit falscher Zählung) waren alle Verbindlichkeiten der Firma Klasmann aus der Krise von 1931 getilgt; Torf war angesichts der wirtschaftlichen Notlage begehrt. Zum Durchbruch in der Nachkriegszeit gelangte die Werbung für Torf und damit zusammenhängende Produkte; ihre Entwicklung wird von A. Kaltenecker mit vielen Bildbeispielen dargestellt (S. 264-293). Anschließend folgt die Zeit des Emslandplans (Chr. Haverkamp, S. 294-345), als Gebiete in Staatsbesitz gepachtet und abgetorft wurden, Erdölbohrungen im gleichen Gebiet begannen und der Abbau sich zunehmend weiter mechanisierte, auch durch eigene Entwicklungen. Die Klasmann GmbH entstand 1971 aus dem Zusammenschluss des Hesepertorfwerks, des Annaveen Torfwerks und des Torfwerks Klasmann Velen. Neun Wochen dauerte im Februar 1961 ein Streik der Torfarbeiter, der von Helmut Lensing in einem gesonderten Kapitel beschrieben wird, mit einem Exkurs

über die Geschichte der Gewerkschaften im Emsland (S. 346-363). In die Gegenwart, zu der auch die Fusion mit dem Konkurrenten C. Deilmann AG 1990/91 gehörte, führen schließlich die letzten Beiträge von D. Röse und Kaltenecker.

Diese souveräne Firmenchronik bleibt auch unabhängig vom Jubiläumsanlass lesenswert, weil sie in bemerkenswerter Weise versteht, Firmengeschichte, Wirtschaftsgeschichte und Regionalgeschichte miteinander zu verbinden. Ob das Buch das Zeug zu einem „Standardwerk zur norddeutschen Torf-industrie“ hat, wie Landrat Winter im Vorwort formuliert, muss sich zeigen, die Aktien stehen durchaus nicht schlecht.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Anne Heckötter / Rainer Stamm (Hg.): *Von Rembrandt bis Richter. Meisterblätter der Grafischen Sammlung aus dem Landesmuseum Oldenburg*. Petersberg: Michael Imhof 2014, ISBN 978-3-7319-0059-7, 176 S., zahlr. Abb., kart., 19,80 € (im Museum) bzw. 29,95 € (im Buchhandel).

Schätze zu entdecken und zu heben, gilt immer erneut als ein besonderes Ereignis. Museumsmagazine und vor allem grafische Kabinette – ohnehin in Dunkelheit gehüllt – sind nicht selten der Ort, an dem glückliche Funde gemacht werden können. Und hier: Das Landesmuseum Oldenburg fand bei einer systematischen Sichtung seiner in neunzig Jahren zusammengetragenen Blätter einige Glanzstücke, wahre Trouvaillen. Das gilt z.B. für Oskar Schlemmers Aquarell von 1925: „‘Profil nach links’ [hat] die Depots des Landesmuseums seit [seiner] Erwerbung nie verlassen.“ Nach der Ausstellung in der Staatsgalerie Stuttgart 2015 steht die Bedeutung des Bauhauskünstlers außer Frage – und damit übernimmt das Oldenburger Blatt aus der wichtigsten Zeit seines Schaffens eine zentrale Rolle. Das gilt auch für insgesamt fünf Arbeiten von Edvard Munch, die das Landesmuseum schon 1964 erwerben konnte: drei Lithographien und zwei Radierungen. „Madonna (Liebende Frau)“, „Loslösung“ in einer besonderen Farbvariante und das großformatige Blatt „Weib mit roten Haaren und grünen Augen“ sind unbestrittene Kostbarkeiten. Sie zeigen den schweigsamen Norweger als bewegten und bewegenden Künstler. Er formulierte Themen neu, schuf eine eigene Bildsprache in eigener Technik. Die beiden Radierungen „Vampyr“ und „Pubertät“ verdichten mit intensivem Lineament die unaufhebbare menschliche Angst, die Munch in bis dahin nicht gekannter Intensität gestaltete.

Glückliche Erwerbungen waren sieben Papierarbeiten von Ernst Wilhelm Nay, weil sie beispielhaft „exemplarische Positionen der Gegenwartskunst nach 1945“ beinhalten. Walter Müller-Wulckow, der Oldenburger Museumsdirektor, hatte damals wie Will Grohmann, Carl Georg Heise und Werner Haftmann die Zeichen der Zeit erkannt. Es galt, nach zwölf unsäglichen Jahren den Anschluss zu finden an die inzwischen weiter vorangeschrittene internationale Entwicklung. Die Arbeiten Nays, dazu ein farbiger Metalldruck von Rolf Nesch, stehen exemplarisch für diesen Impuls. Sie weisen auf Emil Schumacher und führen zu frühen graphischen Werken von Georg Baselitz, Horst Antes und Gerhard Richter. Einen besonderen Raum im Oldenburger Museumsgeschehen nahmen seit 1908 die Künstler der „KG Brücke“ ein, die im nahen Dangast ihre besten Gemälde und Papierarbeiten schufen. Das Landesmuseum besaß herausragende Werke, bis es durch die Beschlagnahmeaktion „Entartete Kunst“ schwere Verluste erlitt. Schenkungen von Rosa Schapire (u.a. Schmidt-Rottluff, „Dangaster Mühle“, Radierung 1907/8, einziges Druck-Exemplar) und dem Ehepaar Ernst und Hanneliese Beyersdorff (u.a. BRÜCKE-Mappen, zwei BRÜCKE-Mitgliedskarten) konnten verlorenen Glanz zurückbringen. Ab Dezember 1920 setzte Franz Radziwill dieses Erbe als Repräsentant einer neuen Generation der Schaffenden fort, sichtbar auch in jenen kleinen Boten – in Dangast abgestempelten Postkarten –, mit denen Erich Heckel, Max Pechstein und Karl Schmidt-Rottluff in ihrer Zeit Freunde und Sammler wissen ließen, was entstand. Hier liegt inzwischen ein Schwerpunkt der Sammlungstätigkeit des Landesmuseums. Rainer Stamm gelang es gerade in der letzten Zeit, diesen Bestand durch kluge Ankäufe zu vervollständigen.

Und manchmal kommt rührend kuriose Hilfe von außen: 1999 gab ein betagter Pfarrer, der ungenannt bleiben wollte, eine wertvolle Rembrandt-Radierung „als Geschenk aus Familienbesitz“ ab – in einer Aktentasche. Man kann nur hoffen, dass solche Gäste noch des Öfteren an die Museumspforte klopfen.

Weingarten

Gerd Presler



Jörg-Michael Henneberg / Horst-Günter Lucke (Hg.): *Geschichte des Oldenburger Landes. Herzogtum, Großherzogtum, Freistaat*. Herausgegeben im Auftrag der Oldenburgischen Landschaft. Münster: Aschendorff 2014, ISBN 978-3-402-12942-5, 290 S., Abb., geb., 24,80 €

An Büchern zur Geschichte Oldenburgs herrscht wahrlich kein Mangel. Im Bereich der Überblicksdarstellungen hält das 1987 von Albrecht Eckhardt und Heinrich Schmidt herausgegebene Handbuch „Geschichte des Landes Oldenburg“ der neueren Forschung noch immer stand. Was jedoch bislang fehlte, war eine komprimierte Überblicksdarstellung, die – auf der Grundlage neuester Forschung – auch interessierten Laien inhaltlich wie haptisch leicht in der Hand liegt. Es ist daher vor allem Horst-Günter Lucke, dem Ehrenpräsidenten der Oldenburgischen Landschaft, hoch anzurechnen, dass er, wie im Grußwort von Thomas Kossendey betont, die Anregung zum vorliegenden Band gegeben hat. Um es vorweg zu sagen: Das Versprechen, ein „möglichst leicht verständliches und gut lesbares Werk für eine breitere Öffentlichkeit“ vorzulegen, können die Herausgeber eindrucksvoll einlösen. Dass es dabei nicht in erster Linie um eine Oldenburg-zentrische Sicht auf die Geschichte geht, beweist die Auswahl der Autoren. Während die einschlägigen Experten Jörgen Welp und Albrecht Eckhardt souverän in die „territoriale Entwicklung des Oldenburger Landes“ (Welp) bzw. die Geschichte Oldenburgs von der Gründung des Freistaates bis zum Verlust der Selbständigkeit 1946 (Eckhardt) einführen, nimmt sich der Berliner Historiker Andreas Lombard im Kernbeitrag des Bandes ausführlich der wechselvollen, stets eng mit deutscher und europäischer Entwicklung verflochtenen Geschichte von der späten Grafschaft bis zum Großherzogtum an. Während Welp, Lombard und Eckhardt einem chronologischen Leitfaden folgen, bieten die Beiträge des Münsteraners Burkhard Beyer über die Entwicklung der Eisenbahn, des Berliner Kunsthistorikers Peter Betthausen über den Oldenburger Klassizismus sowie des Oldenburger Journalisten Thomas Hellmold über ökonomische Relikte aus der Zeit des Großherzogtums thematische Exkurse, die den Facettenreichtum des Bandes steigern. So bemerkenswert wie verdienstvoll ist schließlich auch die Einbindung des Hauses Oldenburg: Huno Herzog von Oldenburg widmet seinen instruktiven, aufgrund seines deskriptiven Charakters mitunter etwas trocken formulierten Beitrag den wichtigsten russischen Mitgliedern der Familie.

Dass sich qualitätsvolle Texte und eine ebensolche Bildauswahl bedingen, ist in unserer mediengesättigten Zeit eine Binsenweisheit. Daher hätte man sich an der einen oder anderen Stelle ein wenig mehr visuelle Begleitung des Inhaltes gewünscht, insbesondere mit Blick auf eine stärkere Berücksichtigung von Alltags- und Kulturgeschichte. Eine ähnliche wünschenswerte Erweiterung betrifft auch den insgesamt betrachteten Zeitraum, der sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nur auf die Zeit von der Begründung des Herzogtums 1773 bis zum Aufgehen in das Land Niedersachsen 1946 erstreckt. Das aber nimmt dem Band nichts von seiner grundsätzlichen Stärke, den Leser überwiegend verständlich, mithin gut lesbar in die oldenburgische Geschichte eintauchen zu lassen.

Oldenburg

Andreas von Seggern

Michael Hermann / Paul Weßels (Hg.): *Ostfriesland im Ersten Weltkrieg*. Aurich: Ostfriesische Landschaftliche Verlags- und Vertriebsgesellschaft 2014, ISBN 978-3-940601-24-7, 532 S., zahlr. Abb., geb. (= Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands, Bd. 84), 29,90 €

Anders etwa als in Frankreich oder Großbritannien, wo der Erste Weltkrieg noch immer als „La Grande Guerre“ bzw. „The Great War“ im Gedächtnis der Nationen präsent ist und häufig als Thema oder handlungsbestimmender Hintergrund in Literatur und Film verwendet wird, ist in Deutschland dieser globale Konflikt weitgehend in Vergessenheit geraten, vor allem überlagert von den jüngeren, fühlbareren Geschehnissen und Folgen von NS-Diktatur und Zweitem Weltkrieg. Tatsächlich aber hat der Erste Weltkrieg Nachwirkungen bis in die Gegenwart hinein – hingewiesen sei nur auf die Interessen der Mandatsmächte Großbritannien und Frankreich folgenden Grenzziehungen im Nahen Osten ab 1919, die eine der Ursachen für die dortigen heutigen Konflikte darstellen. Auch deshalb war die hundertjährige Wiederkehr des Kriegsausbruchs am 1. August 1914 für deutsche Historiker/-innen ein Anlass, sich erneut mit dieser Zäsur in der Weltgeschichte zu befassen und dabei zu neuen Bewertungen zu gelangen oder bisher unbeachtete Aspekte zu untersuchen, so z.B. die Auswirkungen des Krieges auf an den Peripherien von Politik und Wirtschaft liegende Regionen wie Ostfriesland. Die Autoren und Autorinnen dieses Sammelbandes von 23 Beiträgen zeigen im ersten Teil des Buches, dass auch zwischen Emden und Wilhelmshaven bei Kriegsausbruch keineswegs jene vormals gern zitierte „August-Begeisterung“ vorherrschte, die lange Zeit die Vorstellung von der Ge-



fühlslage der Deutschen im Spätsommer 1914 bestimmte. Vielmehr verfolgte ein großer Teil der ostfriesischen Bevölkerung die Entwicklung der Juli-Krise ernst und besorgt, aber doch mit Vertrauen in Regierung und Streitkräfte. Und in Ostfriesland musste ebenfalls ab 1915 der Mangel an Lebensmitteln und Gütern des täglichen Bedarfs verwaltet werden, was den Lokalbehörden mit unterschiedlichem Erfolg gelang. Als Multiplikatoren der Regierungspolitik dienten dabei u.a. die Volksschullehrer, die ihre hohe persönliche Arbeitsbelastung und die Veränderungen nicht nur des schulischen Alltags in Schulchroniken festhielten. Schulkinder sammelten eifrig kriegswichtige Rohstoffe, Frauen arbeiteten in Lazaretten, halfen Familien bei der Korrespondenz mit Angehörigen im Militärdienst oder übernahmen bis dahin typische Männerarbeiten. Luftschiffe und Aufklärungsflugzeuge hoben von Flugplätzen in Ostfriesland ab, Zivilisten konnten gegen eine Geldspende zur Kriegsfinanzierung Nägel in patriotisch anmutende Holzfiguren einschlagen. Wie im gesamten Reich ließ seit dem Winter 1916/17 das Interesse an den Kriegseignissen stark nach, traten der persönliche Alltag und die Sorge um die Angehörigen an der Front in den Vordergrund, mehrte sich die Zahl der Trauernden. Die Revolution von 1918, die in Wilhelmshaven einen ihrer Ausgangspunkte hatte, vollzog sich im übrigen Ostfriesland vergleichsweise geräuschlos, ohne größere Unruhen. Nach dem Krieg war hier wie in ganz Deutschland der starke Wunsch verbreitet, Orte des Gedenkens an die fern der Heimat ruhenden Gefallenen eines verlorenen Krieges zu schaffen.

Im zweiten Teil werden Ausstellungen in Aurich, Leer, Folmhusen, Esens und Neustadtgödens vorgestellt, die sich mit der örtlichen Geschichte der Jahre 1914-1918, dem Schicksal einzelner Kriegsteilnehmer oder dem jüdischer Soldaten befassen, die nach 1933 erfahren mussten, dass ihr Kriegsdienst sie nicht vor der Verfolgung durch den NS-Staat schützte. Die im ersten Teil allgemeiner beschriebenen Entwicklungen werden hier am Detail gezeigt. Die Beiträge sind durchweg angenehm lesbar verfasst, gewisse inhaltliche Wiederholungen sind bei einem solchen Sammelband unvermeidlich. Eine Karte Ostfrieslands wäre nicht ortskundigen Lesern bestimmt hilfreich, ist im Google-Zeitalter aber wohl für entbehrlich befunden worden.

Oldenburg

Axel Eilts

André R. Köller: *Agonalität und Kooperation. Führungsgruppen im Nordwesten des Reiches 1250-1550*. Göttingen: Wallstein 2015, ISBN 978-3-8353-1587-7, 727 S., 28 Abb., geb. (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 279), 48,- €.

Die Arbeit, die 2012 als Dissertation an der Universität Oldenburg angenommen und 2014 von der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen preisgekrönt wurde, beschäftigt sich mit dem spätmittelalterlichen Adel des nordwestdeutschen Raumes und nimmt hierbei insbesondere den Adel Ostfrieslands in den Focus. In der Tat ist der Prozess, der im 15. Jahrhundert die Cirksena als Landesherrn in den hohen Reichsadel und die übrigen Häuptlingsgeschlechter Ostfrieslands in den niederen Adel führt, außerordentlich spannend, denn für die außerfriesischen Adelsfamilien handelte es sich um *homines novi*, die in einer Zeit akzeptiert und integriert werden mussten, in der sich die ständischen Grenzen zu schließen begannen. Eine Integration und Akzeptanz der friesischen Geschlechter hatte auf verschiedenen Ebenen zu erfolgen, zunächst über Auftreten und Lebensstil, über Repräsentation schlechthin, dann – quasi als Nagelprobe – über das Konnubium mit den Familien, denen man sich gleichwertig fühlte. Für diese Phase der neuen Identitätsbildung nutzt der Verf. in umfassender Weise das Instrumentarium des französischen Soziologen Pierre Bourdieu, mit der die Einordnung und Stellung des Individuums in einer Gruppe beschrieben werden soll. Bourdieus Methodik ist in der Geschichtswissenschaft zwar schon wiederholt aufgegriffen worden, doch bisher nicht für ein derartiges Thema des Spätmittelalters. Dadurch, dass Bourdieus Thesen nicht an historischen Quellen entwickelt wurden, zeigen sich allerdings gelegentlich Komplikationen bei der Übernahme (S. 144, 602).

Ganz grob gliedert sich die Arbeit in zwei Stränge: die landesherrlichen Familien Nordwestdeutschlands und die Rezeption und Integration der Cirksena in den hohen Adel sowie die Bildung des niederen Adels in den friesischen Landen und seine Einbeziehung in den außerfriesischen Adel. Für den ersten Bereich wird das Miteinander der landesherrlichen Familien anhand ihrer Eheschließungen eingehend betrachtet. In der Tat ist das Konnubium stets der Ausweis für die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stand gewesen, hier eben des Hochadels. Dass allerdings auch der Hochadel keinen vollkommen abgeschlossenen Stand bildete, es auch hier einzelne Ausreißer nach unten wie oben gege-



ben hat, ist natürlich und kann diese These nur stützen. Die Wichtigkeit des Konnubiums im Hochadel schlug sich in den Vorverhandlungen und den Eheverträgen nieder, die ausführlich behandelt werden. Geklärt werden musste insbesondere die Höhe des Brautschatzes, die sich stark danach richtete, ob sich eine Seite von der Verbindung größere Vorteile als die andere versprach. Verhandlungssache war auch die Leibzucht, mit der die Witwe nach dem Tod ihres Gemahls abgesichert wurde und die sie auch erst nach dem Tod ihres Gemahls erhielt. Leibzucht wird grundsätzlich nur der Witwe gezahlt, sie ist keine Gegengabe zum Brautschatz (S. 550). Die Cirksena schließen außerhalb Frieslands zunächst eine Verbindung mit den Grafen von Rietberg, einem mindermächtigen, aber doch hochangesehenen westfälischen Geschlecht, und gelangen so in den Kreis des nordwestdeutschen hohen Adels. Der Versuch einer ostfriesischen Grafentochter, sich mit einem landesherrlichen Beamten des niederen Adels zu verheiraten, wird dagegen rigide verhindert. Die Familie bestimmte über das Schicksal der einzelnen Angehörigen, die sich der Geschlechteräson unterzuordnen hatten. Der Stand erzwang eine adäquate und akzeptierte Lebensweise. Der Adelige war damit zwar nicht vollkommen Gefangener seines Standes, doch seine Handlungsspielräume waren klein, insbesondere Frauen und nachgeborene Söhne hatten sich der Familiendisziplin zu unterwerfen. Lediglich das Familienoberhaupt, das über alle Ressourcen verfügte, hatte Gestaltungsfreiheiten. Ähnliches gilt auch für die Häuptlinge zu Jever und des Harlingerlandes, die sich nicht den Cirksena unterordnen wollten, sondern eigene Landesherrschaften aufbauten und ebenfalls Verbindungen zum hohen Reichsadel suchten und auch herstellten. Die Zwänge der Familie und des Standes waren nicht vollkommen deckungsgleich. Äußere Einflüsse und insbesondere Emotionen konnten zu Handlungen führen, die mit dem ständischen Habitus nur schwer in Übereinstimmung gebracht werden konnten. Dies lässt sich etwa bei Graf Anton I. von Oldenburg beobachten, der seine älteren Brüder aus der Regierung drängte und marginalisierte.

Ist schon der Aufstieg der Cirksena und die Bildung ihrer Landesherrschaft in Ostfriesland eine singuläre Erscheinung im Reich, der als Gegenbeispiel nur die Verhältnisse in der Schweiz entgegengestellt werden können, so ist auch die verzögerte Bildung des niederen Adels in Friesland ein einzigartiges Phänomen. Breiten Raum nimmt daher die Entstehung der Häuptlingsherrschaft ein, die sich gegenüber den früheren Landesgemeinden nur schwer und nie vollständig durchsetzen konnte. Die Häuptlinge wurden überflügelt von den aus ihrer Gruppe stammenden Cirksena, die sich mit der Erhebung in den Grafenstand 1463/64 sofort absetzten und die übrigen Häuptlinge über Lehnbeziehungen in ihre Gefolgschaft drängten. Die Errichtung der Landesherrschaft und ihre Konsolidierung führte zur Etablierung eines niederen Adels, der ebenfalls die Integration in den niederen Adel Nordwestdeutschlands suchte.

Die bisher erörterten Probleme und festgestellten Ergebnisse werden in einem gesonderten Schlusskapitel verdeutlicht, bei dem der Vertrag zwischen Ostfriesland und Oldenburg, der am 26. Oktober 1529 in Utrecht geschlossen wurde, mit allen seinen Folgen im Mittelpunkt steht und ausführlich besprochen wird. In diesem Vertrag wurde ein doppeltes Eheband zwischen den beiden Grafenhäusern vereinbart. Außerdem wurden die beiderseitigen Einflusssphären klar voneinander abgegrenzt. Ostfriesland verzichtete auf Ansprüche in Butjadingen und Stadland, Oldenburg verzichtete auf Jever. Weitere Punkte betrafen die Verheiratung der Erbtöchter zu Jever und das Verhältnis zum Herrn des Harlingerlandes. Die Vereinbarungen zu den Eheschließungen und die Beziehungen der vier im ostfriesischen Raum vorherrschenden Gewalten zueinander, die hier deutlich werden, machen den Vertrag zu einem guten Exempel für das Thema der Arbeit.

Die Arbeit ist mit großem Aufwand verfasst worden, das Quellen- und Literaturverzeichnis umfasst allein 120 Seiten (!), und keine leichte Kost. Inhaltlich wird einiges Vorwissen zur ostfriesischen Geschichte vorausgesetzt. Methodisch ist auf die Einbeziehung der Feld- und Habitusstheorie von Bourdieu hinzuweisen, die zwar in einem einführenden Teil vorgestellt wird, die aber dennoch in ihrer Anwendung zu einer manchmal unnötigen theoretischen Überhöhung führt. Dies wiederum schlägt sich in einem nicht leicht zugänglichen, stark reflektierenden und problematisierenden Stil nieder. Es handelt sich aber zweifellos um eine höchst anspruchsvolle Arbeit, die bewusst methodisches Neuland beschreiten will und die Forschung zur nordwestdeutschen Adelsgeschichte voranbringen möchte.

Münster

Wolfgang Bockhorst



Katja Lemke (Hg.): *Als die Royals aus Hannover kamen: Hannovers Herrscher auf Englands Thron 1714 – 1837* [Sonderausstellung im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover und im Museum Schloss Herrenhausen, 17. Mai bis 5. Oktober 2014]. Dresden: Sandstein 2014, ISBN 978-3-95498-086-4, 463 S., zahlr. Abb., kart., 48,- € (einzeln), auch englische Ausgabe (ISBN 978-3-95498-087-1) erhältlich;

Reif für die Insel – Das Haus Braunschweig-Lüneburg auf dem Weg nach London [Sonderausstellung im Bommann-Museum / Residenzmuseum in Celle vom 18. Mai bis 5. Oktober 2014]. Dresden: Sandstein 2014, ISBN 978-3-95498-090-1, 215 S., zahlr. Abb., kart., 24,90 € (einzeln);

Eine Kutsche und zwei Königreiche. Hannover und Großbritannien 1814 – 1837 [Sonderausstellung im Historischen Museum Hannover vom 17. Mai bis 5. Oktober 2014]. Dresden: Sandstein 2014, ISBN 978-3-95498-088-8, 147 S., zahlr. Abb., kart., 24,90 € (einzeln);

Königliches Theater! – Britische Karikaturen aus der Zeit der Personalunion und der Gegenwart [Sonderausstellung des Wilhelm Busch – Deutsches Museum für Karikatur und Zeichenkunst]. Dresden: Sandstein 2014, ISBN 978-3-95498-089-5, 175 S., zahlr. Abb., kart., 24,90 € (einzeln); alle Bände im Schubert (ISBN 978-3-95498-103-8) 88,- €.

In einem Schubert konnte der Besucher der Ausstellungen zum Jubiläum der Thronbesteigung des ersten welfischen Fürsten in England vier Einzelkataloge im wahrsten Sinne des Wortes „weschleppen“, die von dem übrig bleiben, was im Sommerhalbjahr 2014 durchweg erfolgreich in Hannover und Celle zu sehen war. Anlass war also das Jubiläum der Thronbesteigung von Georg I. aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg, der symbolische Abschluss eines steilen Aufstiegs des Welfenhauses unter Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, der die welfischen Fürstentümer mit Ausnahme des Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel zusammenführte, erneute Teilungen durch eine Primogeniturordnung ausschloss und durch einen zeitweise engen Schulterschluss mit dem Hause Habsburg den Kurfürstentum für das nun auch bald nach der Residenzstadt Hannover benannte Fürstentum erstritt. Dass durch genealogische Zufälle ab dem Jahre 1700 die englische Thronfolge hinzukam, veränderte zwar die Situation des Hauses Hannover im 18. und ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, man darf aber nicht übersehen, dass auch unabhängig von der englischen Sukzession mit Kurhannover in Norddeutschland ein neues „Großterritorium“ entstand, das dem Aufstieg Brandenburg-Preußens im Wege stand, freilich letztlich nicht den Dualismus verhinderte, der das Reich dann seit dem 18. Jahrhundert kennzeichnete. Zugleich war Kurhannover eine protestantische Macht im Reich, der „Act of Settlement“, der die Welfen auf den Thron in London brachte, schloss katholischen Einfluss auf die britische Politik kategorisch aus.

Kurhannover und das britische Weltreich verband eine Personalunion. Georg I. und Georg II. besuchten noch für längere Zeit ihr Kurfürstentum (zum Ärger des Parlaments), ihre Nachfolger nicht mehr (Georg III.) oder nur gelegentlich (Georg IV. und Wilhelm III.). Ihre Heimat war die britische Insel. In Hannover hatten die dort die Verwaltung aufrechterhaltenden Beamten und die Landstände entsprechend großen Einfluss, in London gab es mit der Deutschen Kanzlei eine eigenständige Verwaltungsbehörde, die unabhängig von der britischen Verwaltung arbeitete; jede Vermischung hätte das Parlament, das die Politik letztlich bestimmte, auf den Plan gerufen. Die Frage, welche Konsequenzen die Personalunion für die hannoverschen Lande hatte, ob es ein Vor- und Nachteil war, an der langen oder auch einmal kurzen Leine der britischen Politik agieren zu dürfen bzw. zu müssen, wird schon länger gestellt und inzwischen zunehmend differenzierter gesehen. Die Kataloge, die hier angezeigt werden, bieten hierfür genügend Material und Hinweise auf Forschung, die sich dieses Themas angenommen hat. Die einzelnen Kataloge können hier nur kurz vorgestellt werden. Jeder Ausstellungsort ist mit einem eigenen Katalog vertreten. Diese sind populär aufgemacht, so wie ja auch der Titel etwas in den Ohren klingelt. Aber warum nicht, wenn der Inhalt das hält, was man von einem Katalog mit wissenschaftlichem Anspruch erwartet. Dieser ist durchaus eingelöst. Die Kataloge verbinden wissenschaftliche Aufsätze mit Objektbeschreibungen, sind durchweg farbig bebildert und dies in guter Qualität. Es macht Spaß, sie in die Hand zu nehmen und sich an beliebiger Stelle festzulesen.

Natürlich ist der gewichtigste Band der Ausstellung gewidmet, die im Landesmuseum und im Schloss Herrenhausen zu sehen war. Nach einem Gesamtüberblick von Arnd Reitemeier orientiert sich der Katalog an den einzelnen Herrschern aus dem Haus Hannover, deren Regierungszeit jeweils mit einem einleitenden und längeren Aufsatz vorgestellt wird, dem dann einzelne Aspekte vertiefende Beiträge folgen. Reitemeier macht mit seiner Eröffnung deutlich, wie breit die Fragestellung sein sollte, die man abzuarbeiten gewillt war. Neben dem (außen)politischen Aspekt der Personalunion waren die sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und wissenschaftlichen Interaktionen zu thematisieren, die durch die Personalunion vielleicht nur verändert wurden, denn global vernetzt war die Welt der Frü-

hen Neuzeit ohnehin, dynastisch ebenso wie wirtschaftlich und kulturell. Profitieren konnte von der Personalunion letztlich nur Hannover, auf der Insel stand man dem deutschen Annex nach 123 Jahren Personalunion 1837 gleichgültiger gegenüber als 1714 (so Reitemeier). Kultur- und Wissenstransfer ging also vor allem von der Insel Richtung Festland, immerhin gilt das 18. Jahrhundert als das englische der deutschen Geistes- und Kulturgeschichte (siehe etwa die Beiträge von Michael Schaich, Michaela Kipp und Johanna Oehler).

Mit dem Slogan „Reif für die Insel“ warb das Bomann-Museum Celle für seine Ausstellung am historischen „Tatort“. Im Celler Schloss, wo die Welfen einst über ihre englischen Chancen berieten, wurde der Aufstieg des Welfenhauses seit dem 17. Jahrhundert präsentiert, in einem zweiten Teil parallel dazu die Entwicklung des Königreichs England zum Königreich Großbritannien dokumentiert und in einem dritten Teil auf die Bedeutung der Celler Residenz im 17. Jahrhundert und ihre Bedeutung für die welfische Sukzession eingegangen; ein abschließender vierter Teil widmet sich der Verfassungsentwicklung im Kurstaat und im Königreich Großbritannien. In diesem Katalog sind die Beiträge enger an die Vorstellung der Exponate gekoppelt. Hervorzuheben ist vielleicht der Beitrag von Michael-Andreas Tänzer, Arne Homann und Jens Mastnak über den Krieg als Mittel welfischer Politik in der zweiten Hälfte des 17. und im beginnenden 18. Jahrhundert. Immerhin leisteten sich die Welfen ein stehendes Heer und setzten dieses auch ein. Die Hauptlast der Katalogarbeit – dies sei nicht unerwähnt – hatte Heiko Laß zu tragen.

Das Historische Museum in Hannover zählt zu seinen für die Landesgeschichte bedeutenden Exponaten vier Prunkkarossen aus dem Welfenhaus, die in den Mittelpunkt einer Ausstellung gestellt wurden, in der es um die Zeit der Personalunion geht, in der nicht nur Großbritannien, sondern auch Hannover eine Monarchie darstellte (1814-1837). Herausragendes Exponat war der goldene „Staatswagen Nr. 1“ König Georgs IV., den dieser in London bauen, dann aber nach Hannover transportieren ließ, um als König von Hannover angemessen auftreten zu können, was er bei seinem Besuch im Jahre 1821 dann auch tat. Hierauf geht Thomas Schwark, der Direktor des Museums, in einem Beitrag ausführlich ein und bietet anschließend (vor dem eigentlichen Katalogteil) eine fast 50 Seiten umfassende Einführung in die Ausstellung. Dies entlastet den Katalog, der – wie die übrigen Kataloge auch – nur ganz knappe Objektbeschreibungen enthält.

Woran sich die Könige aus dem Welfenhaus in ihrer neuen Heimat gewöhnen mussten, war eine freie Presse und eine entsprechend kritische Öffentlichkeit. Dass im britischen Klima die Karikatur besonders früh und vielgestaltig gedeihen musste, ist also keine Frage. Da es in Hannover ein Museum Wilhelm Busch – Deutsches Museum für Karikatur und Zeichenkunst gibt, wäre es schon sträflich gewesen, wenn dieses Museum sich die Chance hätte entgehen lassen, mit einer Ausstellung über die britische Karikatur aus der Zeit der Personalunion bis heute aufmerksam zu machen. Mit drei Beiträgen, wobei sich der erste mit der Karikatur des britischen Königshauses beschäftigt, und einem etwas umfassenderen Katalogteil ist dieser Band eine ideale Ergänzung der drei kulturgeschichtlichen Ausstellungen, zumal sich hier die Aktualisierung nicht nur anbietet, sondern geradezu aufzwingt. Natürlich wiederholen sich in den drei erstgenannten Katalogen viele Argumente. Aber wer liest so viele Beiträge schon in einem Zug? Und jeder weiß: Wiederholungen sind pädagogisch wertvoll. Die Beziehungen des Kurfürstentums bzw. Königreichs Hannover und Großbritanniens sind jedenfalls nicht nur sehr ausführlich museal bearbeitet worden, auch die Forschung ist auf eine breitere Grundlage gestellt worden. Dabei ist man nicht der Versuchung erlegen, die deutsch-britischen Beziehungen in ihren historischen Bezügen zu idealisieren, der Befund ist schon im einleitenden Beitrag Reitemeiers ernüchternd. Freilich beruht dieses Ergebnis auf Forschungsarbeit, die auch gleichzeitig deutlich macht, wie vielfältig die Bezüge und wie dicht die Netzwerke waren. Die Welt war auch in früheren Jahrhunderten globaler und die „Regionen“ weniger auf sich bezogen, als man heute glauben mag. Nebenbei bemerkt: Gleiches würde man sich bezüglich der Geschichte Oldenburgs und Dänemarks auch einmal wünschen.

Oldenburg

Gerd Steinwascher

Axel May: „Wir lieben sehr im Herzen ...“ Daniel Friderici, 1614-1618 Kantor in Oldenburg. Begleitbuch zur Ausstellung der Landesbibliothek Oldenburg. Oldenburg: Isensee 2014, ISBN 978-3-7308-1131-3, 76 S., Abb., kart. (= Schriften der Landesbibliothek Oldenburg, 61), 7,- €.

Die sorgfältig verfasste und ansprechend gestaltete Schrift von 76 Seiten hat einen allgemein musikalischen und einen spezifisch oldenburgischen Bezug. Schon ihr Titel verrät dies: Anknüpfungspunkt ist eines der bekanntesten deutschen Madrigale, das jedes Mitglied eines gemischten Chores



wohl schon gesungen haben dürfte. Dieses Musikstück bekommt die Bedeutung eines Leitmotivs, denn sein Komponist trat tatsächlich vor vierhundert Jahren sein Kantoren-, Schul- und Hofmusikamt in Oldenburg an. Ein willkommener Anlass für ein angemessenes Gedenken. Das Ergebnis zeigt, dass es wohl keinen Berufeneren dafür gegeben hat als den Musikpädagogen und Chorleiter Axel May. Der Autor referiert zunächst die Forschungsgeschichte zu Friderici und kommt dann auf regionale Überlieferungen zu sprechen. Er skizziert die Lehr- und Wanderjahre Fridericis mit ihren Stationen, seine Anstellung in Oldenburg von 1614 bis 1618, anschließend die längere Berufs- und Schaffenszeit in Rostock bis zum Jahre 1638. Die Sammlungen seiner Kompositionen werden gewürdigt, ebenfalls im Blick ist die musiktheoretisch-pädagogische Schrift „Musica figuralis“ von 1618. Wir befinden uns im Überschneidungsgebiet dessen, was wir gemeinhin „Renaissance“ und „Frühbarock“ nennen. „Alte“ und „moderne“ Musik existieren noch länger nebeneinander, wie z.B. das konventionelle Madrigal und das Generalbasslied. May spürt der Wirkungsgeschichte der Kompositionen wie der theoretischen Schrift nach und beschließt sein Werk mit einem Kapitel über Fridericis Spuren in der Gegenwart. Ein ausgedehntes Literaturverzeichnis rundet die Veröffentlichung ab. Soweit der rundweg positive Eindruck der Veröffentlichung.

Damit kann aber in diesem Falle eine Würdigung noch nicht beendet sein. Ein weiterer Zusatz zum Titel verrät es: Es handelt sich um Begleitliteratur zu einer Ausstellung der Landesbibliothek Oldenburg, die vom 4.12.2014 bis zum 14.2.2015 stattfand. Alle, die diese Ausstellung besucht haben, werden sich dieses Erlebnis nur zu gern vergegenwärtigen. May hat nicht nur mit großer Geduld Detailforschung betrieben, sondern zusammen mit dem Team der Landesbibliothek Oldenburg die Herkulesarbeit auf sich genommen, Exponate mit der größtmöglichen Anschaulichkeit zu präsentieren. Das Thema stellt sich als eine Art didaktischer Glücksfall heraus, von dem alle Oldenburger Studierenden angetan gewesen sein müssten: So funktioniert musikhistorische Forschung, Kriegen und Stadtbränden zum Trotz. Vergleichsweise schmales Literaturaufkommen und eine überschaubare Anzahl von Werken können für den Chronisten ein Segen sein, bildet doch das Ergebnis einen kleinen Kosmos von annähernder Vollständigkeit, begehbar in der Ausstellung und lesbar in der Veröffentlichung: anschauliche Wandtexte, Illustrationen, ausgestellte Primär- und Sekundärliteratur, biographische Dokumente, Hofakten, Notenblätter, sogar Instrumente der Zeit als Blickfang in großen Vitrinen. Der Rezensent hat eine Vorstellung davon, was es heißt, solche Schätze über den Leihverkehr der Bibliotheken an einem Ort zu versammeln. Um die konkreten Spuren des Kantors in Oldenburg zu rekonstruieren, war jedoch noch mehr nötig: Recherche in den Archiven vor Ort, um z.B. persönliche Netzwerke qua Amt nachzeichnen und persönliche Freundschaften angemessen würdigen zu können.

Monographie und Ausstellung ergäben zusammen einen brillanten Bildband. Auch ließe sich eine Edition der Werke und Schriften Fridericis von gleicher Hand sehr gut vorstellen. Vielleicht würde diese eher Wirklichkeit als die Benennung einer Oldenburger Straße...

Oldenburg

Karl-Ernst Went

Claas Neumann: *Medien, Praktiken und Akteure der öffentlichen Erinnerungskultur. Oldenburgs Gedenken an Flucht und Vertreibung im Zuge der 1950er Jahre*. Oldenburg: BIS 2013, ISBN 978-3-8142-2277-6, 194 S., Abb., kart. (= Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft, Bd. 13), 19,80 €.

Die Erforschung der Erinnerungskultur steht in der Geschichtswissenschaft seit geraumer Zeit hoch im Kurs. Mittlerweile hat dieser neue Schwerpunkt auch seinen Platz in der Regionalgeschichte gefunden. Nach dem von Mareike Witkowski herausgegebenen Sammelband „Oldenburger Erinnerungsorte“ (2012) hat einer der damaligen Beiträge, Claas Neumann, eine materialreiche Studie zum Oldenburger Gedenken an Flucht und Vertreibung in den 1950er Jahren vorgelegt. Angesichts des Bevölkerungszuwachses in der Stadt Oldenburg während der Nachkriegszeit, der vor allem durch die Aufnahme von Flüchtlingen und Vertriebenen bestimmt wurde, liegt die Relevanz einer solchen Untersuchung geradezu auf der Hand.

Neumann widmet sich nach eingehenden methodischen Vorüberlegungen und einer ereignisgeschichtlichen Übersicht ausführlich dieser bald nach 1945 entstehenden lokalen Gedenkkultur. Insbesondere die „Nordwest-Zeitung“, aber auch die Schülerzeitung der früheren Hindenburgschule (heute Herbartgymnasium), „Allmende“, und Vertriebenenzeitungen, die in Oldenburg erschienen, werden als Quellen intensiv ausgewertet. Die von 1952 bis 1954 wieder erscheinenden „Oldenburger Nachrichten“ sind jedoch leider nicht einbezogen worden. Gerade die Lokalpresse versuchte zusam-



men mit der Stadtverwaltung eine neue gemeinsame Identität in ursprünglichen und hinzugekommenen Bürgern herauszubilden. Die „Nordwest-Zeitung“ berichtete auf ihren Seiten kontinuierlich über die Angelegenheiten der Flüchtlinge und Vertriebenen. In diesem Zusammenhang werden zahlreiche öffentliche Aktivitäten wie die „Oldenburger Heimatwochen“ von 1951 und 1952 dargestellt und in ihren inhaltlichen Aussagen analysiert. Der Autor interpretiert gerade diese Veranstaltungen als „Praktiken integrativen Gedenkens“. „Heimat-Building“, wie es Neumann nennt, wurde zum gemeinsamen Projekt lokaler Akteure, wobei gleichzeitig der Grenzrevision das Wort geredet wurde. Die Verknüpfung von „deutschem Osten“ und Oldenburg war hier die lokale Konkretisierung der allgemeinen bundesrepublikanischen Entwicklung. Entsprechend stand der „Tag der deutschen Heimat“ des Jahres 1954 unter dem Motto „In Ost und West – deutsche Heimat“. Insofern war dem oldenburgischen Erinnerungshaushalt der „deutsche Osten“ schon zu Beginn der 1950er Jahre fest hinzugefügt. Straßennamen, schulische „Ostkunde“, selbst die Benennung von Schulräumen nach früheren ostdeutschen Gebieten wie auch der Leobschützer Gedenkstein in den Grünanlagen an der Peterstraße, der nicht nur die Patenschaft für den realiter als deutsche Stadt nicht mehr existierenden Ort, sondern auch ein weitergehendes Gedenken an den – auch die Sudetengebieten einbeziehenden – „deutschen Osten“ repräsentierte, materialisierten diese Form von Gedenkkultur.

Im Resümee wird richtig darauf hingewiesen, dass sich die historische Forschung zwar erfolgreich der Denkmäler und Gedenktage angenommen habe, gerade aber bei der Analyse der Praktiken noch in großem Ausmaße Desiderate existieren. Auch für das Land Oldenburg ließen sich – über die Frage von Flucht und Vertreibung hinausgehend – noch etliche Themen finden, die es zu behandeln lohnte. Für die Stadt Oldenburg hat das vorliegende Buch eine dieser Lücken bereits geschlossen.

Oldenburg

Joachim Tautz

Klaus Niehr (Hg.): *Historische Stadtansichten aus Niedersachsen und Bremen 1450-1850*. Mit Beiträgen von Klaus Niehr, Beate-Christine Fiedler, Hansjörg Küster, Bettina Schleier, Ulrich Schütte, Norbert Fischer und Thomas Vogtherr. Göttingen: Wallstein 2014, ISBN 978-3-8353-1534-1, 364 S., zahlr. Abb., geb. (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 268), 29,90 €.

Städte haben Gesichter, die sie unverwechselbar machen. Gleichwohl sind diese Gesichter aber einem kontinuierlichen Wandel unterworfen. Es ist äußerst interessant, einen Blick auf frühere Stadtansichten und -zustände zu werfen und sich mit der Frage zu befassen, warum solche Stadtansichten überhaupt entstanden sind und welche Informationen wir ihnen entnehmen können. Berühmt geworden sind die Stadtansichten von Frans Hogenberg (1535-1590) und besonders die von Matthäus Merian d. Ä. (1593-1650). Der vorliegende Band bietet eine beeindruckende Übersicht über historische gezeichnete und gedruckte Stadt- und – hier führt der Titel ein wenig in die Irre – Ortsansichten aus Nordwestdeutschland vom 15. bis ins 19. Jahrhundert. In sieben Essays wird die Materie unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet: Niehr widmet sich in seinem Beitrag der Kunstgeschichte historischer Stadtansichten. Fiedler bietet in einem Arbeitsbericht einen Überblick über die Darstellungen von Städten auf gezeichneten Karten, während Küster Stadtansichten unter dem Gesichtspunkt der Landschaftsgeschichte betrachtet. Ansichten von Städten enthalten oft auch Hinweise auf Wirtschaft und Alltag, worauf Schleier näher eingeht. Stadtbefestigungen, ein in der Regel wesentliches und konstituierendes Merkmal von Städten bis in die Neuzeit hinein, und deren Rückbau sind Thema des Beitrags von Schütte. Fischer richtet sein Augenmerk auf die neuzeitliche Kulturgeschichte von Städten. Schließlich lenkt Vogtherr seinen Blick als Historiker auf die frühneuzeitliche Stadt in Niedersachsen. Schon die Essays sind reich illustriert. Ihnen folgt ein alphabetisch geordneter Katalogteil mit 235 Nummern und Abbildungen, wobei bedeutendere Städte mit mehreren Beispielen vertreten sein können. Oldenburgische Stadt- und Ortsansichten finden sich in beiden Hauptteilen des Bandes. Natürlich sind darunter Darstellungen der Stadt Oldenburg, wenn auch nicht die Vogelschauansicht von Pieter Bast aus dem Jahr 1598 aus der Hamelmann-Chronik von 1599. Bei der großen Bekanntheit dieser Stadtansicht stellt dies allerdings keinesfalls einen Mangel dar. Dies zumal deswegen nicht, weil stattdessen die von dieser älteren Vorlage formal abhängige Vogelschauansicht aus der Winkelmann-Chronik von 1671 erscheint. Darüber hinaus gibt es Ansichten der Städte und Orte Brake, Cloppenburg, Delmenhorst, Elsfleth, Friesoythe, Harpstedt, Hude, Jever, Neustadtgödens, Rastede, Varel, Vechta, Vörden, Westerstede und Wildeshausen. Zu erwähnen sind auch das nicht im Oldenburger Land gelegene Bruchhausen, vormals im Besitz einer Linie des Oldenburger Grafenhauses, und das zeitweise an Oldenburg verpfändete Stolzenau an der Weser. Die Orte mit Oldenburg-Bezug machen den Band interessant für



den an der Regionalgeschichte interessierten Leser. Hingegen lohnt sich aber auch und gerade der Blick über den oldenburgischen Tellerrand hinaus. Hier und dort ist manches Spannende zu finden. So macht es große Freude, sich in dem Band auf Entdeckungsreise zu begeben, um die historischen niedersächsischen und bremischen Ortsbilder zu erkunden, geleitet und begleitet von den kompetenten Essay- und Katalogtexten, aber auch gewarnt davor, die Illustrationen immer wörtlich zu nehmen. Schließlich handelt es sich um Zeichnungen und auf solche zurückgehende Drucke, deren Urheber selbst abgekürzt, konzentriert und interpretiert haben. Der äußerst gelungene und schön ausgestattete Band wird durch ein Literaturverzeichnis und ein Personenregister abgerundet.

Oldenburg

Jörgen Welp

Werner Nilles: *Ich kann mich nicht vor der Wahrheit drücken. Vikar Ernst Henn (1909-1945), Priester in der Zeit des Nationalsozialismus*. Münster: dialogverlag 2015, ISBN 978-3-944974-08-8, 104 S., zahlr. Abb., geb., 12,80 €

Im April 1945, vor 70 Jahren, starb erst 36-jährig der Vikar Ernst Henn, als er auf einer Panzersperre in Löningen die weiße Fahne hissen wollte, aber durch britische Artillerie tödlich getroffen wurde. Diese mutige Aktion verhinderte lt. britischem Offizier den Beschuss des Krankenhauses durch herannahende Panzer und weitere Zerstörungen. In das katholische „Martyrologium des 20. Jahrhunderts“ wurde Henn im Jahr 2014 aufgenommen, wegen seines Einsatzes für Andere und wegen seiner in der Auseinandersetzung mit den Nationalsozialisten bewiesenen Standhaftigkeit. Dank der Recherchen des Autors, Realschulrektor i.R., und seiner Gespräche mit Familienangehörigen und Zeitzeugen seit Mitte der 1990er-Jahre ist noch einiges über Henns kurzes Leben bekannt. Nach ersten Zeitungsbeiträgen in den letzten Jahren liegt nun eine 49-seitige Biographie vor, der im Anhang auf knapp 50 weiteren Seiten nach 2 Quellenausügen vor allem Zeitungsausschnitte aus den letzten Jahren, Bilder usw. folgen. Ernst Henn jun., geb. 1909 noch im Reichsland Elsaß-Lothringen, war das älteste von 6 Kindern eines aus der Gegend von Birkenfeld stammenden Verwaltungsbeamten und seiner Frau Barbara, geb. Nuß. Die Familie siedelte 1914 nach Oldenburg (Ahlhorn, Augustfehn, ab 1920 Cloppenburg) um. Jahrgangsbester Abiturient am CAG in Cloppenburg 1927, Student in Münster und zeitweilig in München, wurde Henn jun. am 9.1.1933 Vikar in Cloppenburg. Mit beeinflusst von den Hirtenbriefen von Galens begann er schon 1934 mit NS-kritischen Predigten, z.B. zu den Ereignissen des sog. Röhm-Putsches, wodurch er seitdem regelmäßig beim Amtshauptmann und Ortgruppenleiter vorgeladen wurde; aktiv beteiligte sich Henn auch am „Kreuzkampf“, zu dem eine wenig bekannte Schilderung einer Lehrerin hier mit veröffentlicht ist. Eine vorgesehene Anklage aufgrund von Henns Predigt nach den Novemberpogromen wurde 1939 eingestellt, vermutlich um zu viel Aufheben zu verhindern. Nach kurzer Funktion in Dinklage, einer Zeit als Sanitäter an der Ostfront, einem Lazarettaufenthalt in Vechta und letzten Dienstmonaten in Löningen endete Henns kurzes Leben wenige Tage vor Kriegsende an der Panzersperre in Löningen. Für konsequentes Christentum der Tat, christlich fundierten Humanismus, auf dessen Grundlage er die NS-Ideologie bekämpfte, steht der junge Henn. Als ein charismatischer junger Kirchenmann ist er vielen Menschen, die sich dem Autor als Zeitzeugen zur Verfügung stellten, offenbar lebendig in Erinnerung geblieben. Nilles hat keine Biographie im engeren Sinne verfasst, sondern eine lesenswerte biographische Dokumentation zu Leben und Nachleben von Henn. Bei aller kirchlich-katholischen Verbundenheit des Autors ist das Büchlein in jedem Fall dazu angetan, Interesse am Menschen und am Priester Henn, der wie Pater Horten und Franz Morthorst zum kirchlichen Widerstand zu zählen ist, zu wecken.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Frank Preisner (Hg.): *Fahrtwind. Kulturgeschichte des Fahrrads im Nordwesten*. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg-Niedersächsisches Freilichtmuseum vom 15.02. – 31.12.2015. Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 2015, ISBN 978-3-938061-31-2, 299 S., zahlr. Abb., geb. (= Materialien & Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens, Heft 45), 24,80 €

Cloppenburg ist nicht nur der Sitz des Niedersächsischen Freilichtmuseums, sondern auch des 1917 gegründeten Fahrradherstellers Kalkhoff, noch heute als eigene Marke auf dem Markt (S. 182-189). Es waren Gaby und Kalle Kalkhoff, die in den 1990er Jahren Sammlungen historischer Fahrräder kauften



und weiter ausbauen und schließlich dem Museumsdorf Cloppenburg übergaben. Die etwa 200 Fahrräder zeigen die Breite und Vielfalt der Fahrradentwicklung. Sie sind der Kern der Ausstellung und viele von ihnen werden im Ausstellungskatalog mit aussagekräftigen Bildern dokumentiert (S. 190-289).

Das Fahrrad ist seit über hundert Jahren im Straßenverkehr präsent. Von den allerersten eher elitären Anfängen vor 1900 entwickelte es sich zum billigen Massenverkehrsmittel im ersten Jahrhundertdrittel. In einer eher stagnierenden Phase wurde es allmählich völlig vom Auto zurückgedrängt, seit drei Jahrzehnten teils als ökologische Alternative, teils als trendiges Sportgerät wieder häufiger gekauft und genutzt. Dennoch spielt es in der Verkehrs- oder Wirtschaftsgeschichte kaum eine Rolle, die historiographische Befassung damit ist meist immer noch ein Nischenthema der Kulturgeschichte, hier allerdings gibt es eine Fülle von Veröffentlichungen, oft auch aus dem musealen Kontext. Das Museumsdorf trägt hier neben dem Katalog der Ausstellungsstücke mit zehn Aufsätzen zur Kulturgeschichte des Fahrrads unter einer regionalgeschichtlichen Schwerpunktsetzung bei. Uwe Meiners umreißt die Zielrichtung der Ausstellung und gibt einen Überblick der Beiträge (S. 6-19). Anschließend stellt er unter dem Titel „Fahrradfreizeit und -vergnügen“ die Nutzungsgeschichte des Fahrrads mit regionalem Bezug und mit Schwerpunkt auf dem Freizeitradeln dar (S. 20-43). Joachim Tautz befasst sich mit dem Oldenburger Fahrradhandel in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, illustriert mit etlichen Zeitungsannoncen (S. 44-65). Florian Reiss bezieht in seine Untersuchung der Anfänge des Oldenburger Fahrradverkehrs auch rechtsgeschichtliche Aspekte ein, zeigt, wie das Fahrrad staatliche Neueregulungen notwendig machte (S. 65-83). Michael Schimek zeigt die Entwicklung der vielfältigen Formen des Fahrradbaus je nach Verwendungszweck in seinem Beitrag „Zwischen Last und Lust“ (S. 83-111). In der Kulturgeschichte des Fahrrads spielt immer das Damenradfahren eine große Rolle, da das Radfahren – wie andere Sportarten – einst auch ein Vehikel der Emanzipation war. Kurt Dröges Beitrag zur Radfahrbekleidung der Damen setzt sich detailliert und kritisch mit diesem Aspekt auseinander und stellt in Frage, ob das Frauenradfahren nachhaltig zur Akzeptanz der Hose bei Frauen beigetragen hat (S. 112-143, ergänzt um einen längeren Quellentext). Söhnke Klatt geht auf das „Hollandrad und seine Geschichte“ ein (S. 144-157). Jessica Schaller befasst sich mit „Sammlungskultur zwischen musealer Praxis und privater Motivation“, stellt verschiedene Formen teils professionellen, teils leidenschaftlichen Fahrradsammelns dar (S. 158-177) und leitet damit über zu Frank Preisner, der das thematische Spektrum der Fahrradsammlung Kalkhoff vorstellt (S. 178-189).

Der Katalog insgesamt ist schön bebildert, die Beiträge sind gut lesbar und anregend, mit sparsamen Anmerkungen versehen und bieten teils Erkenntnisse, die von allgemeinem Interesse für die Geschichte des Radfahrens sind, teils eine breite und bunte Darstellung der Fahrradgeschichte im Nordwesten Deutschlands.

Bückerburg

Stefan Brüdermann

Claudia Quiring / Andreas Rothaus / Rainer Stamm (Hg.): *Neue Baukunst. Architektur der Moderne in Bild und Buch. Der Bestand Neue Baukunst aus dem Nachlass Müller-Wulckow im Landesmuseum Oldenburg*. [Anlässlich der Ausstellung (...) im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, 10. November 2013 bis 23. Februar 2014, im Bauhaus-Archiv, Museum für Gestaltung Berlin, 12. März bis 10. Juni 2014, und im Architekturmuseum Breslau, Muzeum Architektury we Wrocławiu, 27. Juni bis 14. September 2014.] Bielefeld: Kerber 2013, 286 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-86678-877-0, 24,80 € im Museum (vergriffen), 49,95 € im Buchhandel.

Der Katalog, ein voluminöser Bild- und Textband, gehört zu den Spitzenleistungen des Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte. Er behandelt die schöpferische Neben- und Lieblingstätigkeit des Gründungsdirektors des Museums, Walter Müller-Wulckow, in Publikationen die zeitgenössische deutsche Architektur vorzustellen, und zeigt Fotografien aus seiner Materialsammlung zum modernen Bauen zwischen 1900 und 1930. Im gemeinsamen Vorwort der Herausgeber wird dargestellt, wie das umfangreiche Material aus dem Nachlass Müller-Wulckows an das Landesmuseum gelangte, dem dann die Aufgabe zufiel, in einer Ausstellung mit Katalog diese Tätigkeit und das Material des Architekturpropagandisten zu dokumentieren und damit der Forschung und Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Müller-Wulckow hatte sich lange vor seiner Berufung, aus den großherzoglich oldenburgischen Schätzen ein Museum aufzubauen, für die Kunst der Gegenwart und insbesondere für die Architektur seiner Zeit engagiert. Seine ersten Veröffentlichungen noch während des Krieges ab 1915 hatten eine gute Resonanz, so dass der Verlag Langewiesche mit ihm einen Vertrag abschloss, in der Reihe „Die Blauen Bücher“ einen Band über Architektur zu verfassen. Die wirtschaftliche Situation



nach dem Krieg gefährdete das Projekt und verzögerte es schließlich bis 1925. Doch dann folgten drei weitere Bände. Umfangreiches Material, Dokumente und Korrespondenz dazu ergaben einen einzigartigen privaten Bestand, der 1991 als Nachlass dem Landesmuseum übergeben worden war. Erst danach fanden sich noch etwa 1000 Fotografien, die das Landesmuseum 2001 erhielt. Dieses Material aufzuarbeiten, bedurfte umfangreicher finanzieller und personeller Unterstützung, so dass erst nach Jahren ein vermutlich vorläufiger Abschluss Ausstellung und Katalog ermöglicht hat.

Im Mittelpunkt des Katalogs stehen natürlich Müller-Wulckow und seine im Abbildungsteil ausgebreitete Sammlung an Fotografien, geordnet im Prinzip nach den Themen seiner vier „Blauen Bücher“: „Bauten der Arbeit und des Verkehrs“, 1925, „Wohnbauten und Siedlungen“, 1928, „Bauten der Gemeinschaft“, 1928, und „Die deutsche Wohnung“, 1930. Hinzu kommen mehrere Zweit- und Drittauflagen und eine Gesamtausgabe, die den außergewöhnlichen Erfolg dieser Schriften bekräftigen. Den Kunsthistoriker und Architekturkritiker stellt Rainer Stamm vor: Geboren 1886 in Breslau, in Frankfurt aufgewachsen, hat Walter Lothar Müller in Berlin, Heidelberg, München und Straßburg Kunstgeschichte, Archäologie und Philosophie studiert. Nach der Heirat mit Margarethe Wulckow fügte er deren Familiennamen seinem Namen an. Stamm geht konzentriert und dennoch detailreich dem vielfältigen Engagement Müller-Wulckows für die moderne Architektur von ersten Aufsätzen zu Bauten in Frankfurt um 1915 über praktische Tätigkeiten in Architektenverbänden nach, wo er als „Staatsanwalt“ und „Propagandist“ für die Moderne angesehen war, bis er nach Oldenburg berufen wurde. Die Aufgaben des Gründungsdirektors mit einem Hang zur Moderne ließen sich nur mühsam gegen Vorgesetzte durchsetzen. Viel Zeit für die Nebentätigkeit blieb zunächst nicht, obwohl die Meinungsverschiedenheiten mit dem Verlag Zeit verlangten. Kriegsende und Inflation gefährdeten den Plan, die konservative Einstellung des Verlegers auch; doch der Erfolg des 1925 schließlich realisierten Bandes gab Müller-Wulckow Recht. Für Stamm ist der erste Direktor des Landesmuseums ein beispielhaft engagierter Verteidiger der Moderne gewesen.

In seinem Beitrag „Der unverfälschte Blick und die veränderte Erscheinungsform der Architektur“ stellt Werner Oechslin Müller-Wulckows Publikationen in den Zusammenhang mit der eher konservativ ausgerichteten Reihe der „Blauen Bücher“, aus der sie wegen ihrer Einstellung gegenüber der Moderne deutlich herausragen. Allerdings hat Müller-Wulckow konsequenterweise in diesem Umfeld Begriffe wie Avantgarde oder Moderne vermieden, was den Verkaufszahlen nicht geschadet hat. Dass diese Haltung von Seiten entschiedener Verteidiger der Avantgarde wie Sigfried Giedion nicht toleriert wurde, macht Oechslin auch deutlich. Behutsam verbindet er die Intentionen Müller-Wulckows, die zeitgenössische Architektur und Kunst einem breiteren Publikum zu vermitteln, mit der oft harschen Kritik etwa eines Franz Roh am Unverständnis der Öffentlichkeit gegenüber der Moderne. Dabei hat der Oldenburger Museumsdirektor wiederholt in seinen Texten betont, dass die neue Zeit ein neues Lebensgefühl fordere und folglich auch eine neue Architektur hervorgebracht habe, die es zu vermitteln galt. Vielleicht sollte bei der Darstellung dieser spannenden Auseinandersetzung auch beachtet werden, dass um 1920-1925 solche Diskussion das erste Mal entstanden ist, sich dann aber durch das ganze Jahrhundert zieht, bis der Begriff „Post-Moderne“ sie praktisch beendet. Im Kapitel „Neue Baukunst in Oldenburg“ beschreibt Claudia Quiring, die auch die Reisen des Architekturpublizisten in einem vorausgegangenem Kapitel verfolgt hat, das Bemühen um eine repräsentative Ausstellung moderner Architektur in Oldenburg, aber nicht, wie auch zu erwarten wäre, die gewiss spärlichen Beispiele neuer Bauwerke vor Ort. Müller-Wulckow hatte wesentlichen Anteil an der von Ernst Beyersdorff gegründeten „Vereinigung für junge Kunst“, zumal sich beide in der Förderung der Moderne, nicht zuletzt der Architektur trafen. Die Vereinigung wurde 1926 zum Träger der Vorbereitungen, das Landesmuseum 1927 Ort der Veranstaltung. Claudia Quiring geht detailliert auf diese Unternehmung ein, die sie in Vergleich mit zwei vorausgegangenem Ausstellungen in Stuttgart und Mannheim setzt, um so die Unterschiede herauszuarbeiten. Zwar sagten wegen der beiden früheren Ausstellungen namhafte Architekten ab, dennoch stand die Oldenburger Architekturschau den vorausgegangenem nicht nach, sie setzte auch andere Akzente.

Die Fotografie steht im Zentrum des Beitrags von Werner Oechslin, der noch von einem „Unverfälschten Blick auf die veränderte Architekturform“ sprechen kann. Michael Stöneberg schließt daran an, wenn er die Frage untersucht, wie „der Bau ins Blaue Buch“ kommt. Die Korrespondenz Müller-Wulckows im Zusammenhang mit den „Blauen Büchern“ hat Gesa Grimme noch einmal gelesen, und die „Reste“ des fotografischen Bestands fasst Andreas Rothaus zusammen, ehe der Tafelteil sie ausbreitet. Wie die Fotografien in den Besitz von Müller-Wulckow gelangten, nach welchen Kategorien er sie ausgewählt, verwendet oder zurückgewiesen hat, ist spannend zu lesen. Der Autor schätzt, dass ca. 6000 Fotografien über den Schreibtisch Müller-Wulckows gingen. Was gedruckt wurde, ist beim Verlag gelandet; Doubletten und nicht zurückverlangte Arbeiten machten den Bestand an Fotografien aus, der erst 2001 ans Landesmuseum kam, nachdem er schon vergessen war. 169 Fotogra-

fien zeigen im Abbildungsteil das „Neue Bauen“ zwischen 1900 und 1930. Schwerpunkte waren die großen Städte Berlin, Hamburg, Wien, München, Frankfurt und Darmstadt; einzelne Bauwerke in zahlreichen anderen Städten erweitern den Reigen der Moderne, auch Oldenburg ist mit einer Zeichnung des Landtagsgebäudes, das Paul Bonatz 1918 gebaut hat, vertreten. Gelegentlich informieren einzelne Texte über die Architekten, eine wichtige Ergänzung der Informationen. Etliche Seiten zum Schluss des Abbildungsteils sind dem modernen Wohnen gewidmet. Interieurs und Möbel in der strengen Form des Werkbundes und des Bauhauses deuten eine Wechselbeziehung zwischen moderner Architektur und zeitgemäßem Wohnen an. Den Schluss bildet ein umfangreicher Anhang mit Literaturangaben, biografischen Daten, Namen der Fotografen, Personen- und Ortsregister. Der wertvolle Katalog gibt insgesamt Einblick in Arbeits- und Produktionsweisen vor 90 Jahren. Die Digitalisierung hat sie überholt. Aber für die Geschichte der Moderne sind die Darstellungen nach wie vor aufschlussreich und unentbehrlich.

Oldenburg

Jürgen Weichardt

Bernd Robben / Helmut Lensing: *„Wenn der Bauer pfeift, dann müssen die Heuerleute kommen!“ – Betrachtungen und Forschungen zum Heuerlingswesen in Nordwestdeutschland. 2.*, durchges. und leicht erg. Auflage. Haselünne: Studiengesellschaft für Emsländische Regionalgeschichte 2015, ISBN 978-3-941929-09-8, 286 S., 401 Abb., 3 beiliegende Karten, geb., 24,90 € (jetzt 3. Aufl. 24,90 €).

Die am Ende geschilderte Geschichte dieses Buches von 2014 ist ein guter Schlüssel zum Gegenstand und zur Gesamtkonzeption: Vor allem Menschen, die beruflich völlig andere Wege einschlugen, als Kinder aber noch das Heuerlingswesen erlebten, unterstützten durch kurze Beiträge, Interviews, Antworten auf Umfragen von Heimatvereinen usw. das Veröffentlichungsprojekt, das der umfangreichen Schicht landloser minderberechtigter Bewohner in den Dörfern gewidmet ist. ‚Das Dorf‘ in seiner überkommenen Form gibt es jedoch nicht mehr, weshalb die Geschichte der Heuerlinge (in etwa Kötter im Münsterland, Häusling Richtung Hannover), der Arbeitsmigration (Hollandgängerei), der Alltagsgeschichte (konkrete Lebensumstände) usw. in den letzten 2-3 Jahrzehnten zunehmend Interesse geweckt hat, gerade auch das von Menschen, die an ‚Geschichte vor Ort‘ interessiert sind und deren Familiengeschichte vom Heuerlingswesen in seinen diversen Facetten geprägt wurde. Konzipiert und inhaltlich gestaltet haben das Buch sinnigerweise ein „Dorfschulmeister“ (Robben), der sich seit den 1970er Jahren mit dem Heuerlingswesen beschäftigt, Vorträge hält usw., und ein Fachhistoriker (Lensing), Autor zahlreicher Beiträge zur emsländischen Geschichte.

Die Modernisierung von Wirtschaft und Gesellschaft nach 1945 hat ein Wesen aussterben lassen, das nicht bloß Pächter und nicht bloß Landarbeiter war, sozial angesiedelt irgendwo zwischen den Bauern als Landeigentümern und den Landarbeitern bzw. Knechten. Für das Vormoderne spricht vor allem die zweiseitige nicht-monetäre Beziehung, da der Pächter – örtlich bzw. regional unterschiedlich – eine bestimmte Anzahl von Tagen Arbeitsleistungen für den Bauern zu erbringen hatte, wie andererseits auch der Verpächter offiziell Gespannhilfe usw. für die Feldbestellung der Heuerlinge leisten sollte. Auf rund 250 Seiten Text wird ein Rundumschlag gewagt, der durchaus gelungene Versuch, möglichst viele relevante Aspekte dieser Wirtschafts- und ländlichen Gesellschaftsform zu berücksichtigen und zu beschreiben. Die systematische Herangehensweise wird mit der Darstellung der chronologischen Entwicklung bis um die Zeit um 1960 verknüpft. 21 Kapitel umfasst der Haupttext, von denen hier nicht alle aufgeführt werden können. Es beginnt mit der „Entstehung und Ausgestaltung des Heuerwesens“ (Bevölkerungswachstum seit ca. 1650, unterschiedliche Formen nach Besitz und Arbeitsleistung, Verschlechterung ab ca. 1850), geht über die sozialen Verhältnisse im Dorf (Beziehungen zwischen Adligen, Bauern und Heuerlingen), Siedlungs- und Bewirtschaftungsfragen (frühere Vieh- und Ackerwirtschaft; Markenteilung zum Nachteil der Heuerlinge; Moorsiedlungen), Erwerbsfragen (Leinenherstellung mit Exkurs über Firmen wie C&A; Hollandgängerei), zur Entwicklung der wirtschaftlichen und juristischen Situation der Heuerlinge ab der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts (wachsende Lasten; Auswanderung; Nebenerwerb bis hin zum Vogelfang [!]; Rückstand bei der Technisierung, aktiveres politisches Bewusstsein nach 1918 mit Rückschlag ab 1933; Veränderungen bis um 1960: Landlose werden Eigentümer). Auch andere interessante Aspekte wie die Rolle der Hausfrau und der Mägde aus Heuerfamilien oder der schulischen Benachteiligung von Heuerlingskindern werden angeschnitten, gelegentlich berührende Familienschicksale mitgeteilt, wenn z.B. bei Zwillingen wegen des Erbrechts zwischen Bauer und Heuerling nur 2 Minuten liegen konnten. Die zwei historischen Fotos auf dem Umschlag versinnbildlichen durch die unterschiedliche



Qualität der Baulichkeiten und der Ausstattung die beiden ‚Welten‘ auf dem Dorf. Die Mentalitätsgeschichte hinter allem wird förmlich greifbar, wenn am Schluss darauf verwiesen wird, dass die tradierten Vorstellungen und die Erinnerungen an die alte soziale Ungleichheit auf dem Dorf („Leibei-gene der Bauern“, S. 101) das Bewusstsein der Menschen (bei Heiraten, Festen, ja auch innerhalb von Heimatvereinen) auch noch lange nach der Abschaffung der alten Verhältnisse beeinflusste.

Das Buch ist mit vielen Illustrationen (z.T. direkt aus Familienbesitz), Diagrammen, Skizzen usw. aufgelockert, es ist um Allgemeinverständlichkeit bemüht, erweitert gelegentlich die Grenzen des Themas (z.B. Lage der Moor- und Fehnsiedler, die oft zwar aus dem Heuerlingsstand stammten, aber keine Heuerlinge mehr waren; Verkehrsverhältnisse). Auch mögen der Titelteil „in Nordwestdeutschland“ und entsprechende allgemeine Formulierungen ein wenig trügen: Die Beiträge beziehen sich – wie auch eingangs benannt – im Wesentlichen doch auf das Heuerlingsgebiet im engeren Sinne, das vom nördlichen Ruhrgebiet im Süden bis zur Linie Aschendorf – Vechta – Hoya im Norden, von Bentheim im Westen bis Nienburg/Minden im Osten reichte, im Kern also den alten Regierungsbezirk Osnabrück umfasst. Es bietet aber auch immer wieder Ausflüge ins Oldenburger Münsterland, wo auch die Zahl der Heuerstellen nach 1800 weiter zunahm, die Markenteilung nötig wurde und sich z.B. Nieberding für Verbesserungen einsetzte. Auf Fußnoten wurde verzichtet, die Nachweise finden sich aber unauffällig in den Text eingefügt. Das erweiterte Quellen- und Literaturverzeichnis lädt zur Eigenarbeit ein. Alles in allem: Heimatgeschichte mit breitem Ansatz und auf erfreulich hohem Niveau. Daher verwundert es nicht, dass nach der 1. Auflage von Oktober 2014, ausverkauft nach nur 4 Wochen mit großem Absatz auch in Süddoldenburg, schon Anfang 2015 eine zweite nötig wurde. (Nun liegt seit September 2015 sogar die 3. Auflage vor, um 40 Seiten ergänzt, die sich vor allem mit dem Zeitraum nach 1918 beschäftigen.)

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Michael Sommer (Hg.): *Sehnsuchtsort Rom. Die Antike in Piranesis Veduten*. Mit Beiträgen von Michael Sommer, Corinna Roeder, Nadja Bühler, Melanie Büttner, Gerrit Alexander Edelmann, Christina Kohlfeld, Julia Wempen, Anna Peplinski und Katharina Kurz. Oldenburg: Isensee 2015, ISBN 978-3-7308-1165-8, 87 S., Abb. (= Schriften der Landesbibliothek Oldenburg, 63; Oldenburger Schriften zur Antike, 1), 7,- €.

Die Stadt Oldenburg und der italienische Architekt und Grafiker Giovanni Battista Piranesi (1720-1778) haben miteinander zu tun: Unmittelbar durch Piranesis Druckwerke, die sich im Besitz der Landesbibliothek befinden, mittelbar durch die klassizistischen Bauten in der Stadt. Piranesis Kupferstiche und Radierungen, in denen er in akribischer Weise die architektonischen Hinterlassenschaften des antiken Rom dokumentierte, hatten einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Entstehung des Klassizismus, der seit dem Ende des 18. Jahrhunderts auch in Oldenburg für Jahrzehnte zum führenden Baustil werden sollte.

Die vorliegende kleine Schrift ist der Begleitband zu einer Piranesi-Ausstellung in der Landesbibliothek Oldenburg im Jahr 2015. Ausstellung und Buch haben Studentinnen und Studenten der Carl von Ossietzky Universität im Rahmen eines Seminars unter Leitung von M. Sommer erarbeitet. Gegliedert ist der selbstverständlich bebilderte Begleitband in einen allgemeinen und in einen Katalogteil. In ihrer Einleitung behandeln Sommer und Roeder Rom und die Rom-Idee, Piranesi, sein Leben und Werk sowie die Geschichte der Oldenburger Piranesi-Bände, die durch Herzog Peter Friedrich Ludwig nach Oldenburg kamen, als er 1790 die Bibliothek von G. F. Brandes ankauft. Bühler und Büttner bieten in ihrem Beitrag einen Abriss der Geschichte der römischen Kaiserzeit und gehen dabei auch auf die römische Architektur ein. Im folgenden Beitrag widmet sich Edelmann der Stadt Rom als Reiseziel. Schließlich beleuchtet Kohlfeld in seinem Beitrag die Rolle des Kunsthistorikers und Archäologen J. J. Winckelmann, der Piranesis Werk offenbar nicht sehr geschätzt hat. Im anschließenden Katalogteil beschreibt und erläutert Wempen zwei Darstellungen von Gräberstraßen von Piranesi; zum einen ein Capriccio, mit einer fantasievollen Zusammenstellung verschiedener Monumente und Objekte, zum anderen eine eher wirklichkeitstgetreue Abbildung der Via Appia. Der folgende Beitrag von Büttner gilt der Darstellung der ‚Forma Urbis‘ durch Piranesi, eines antiken, in Fragmenten erhaltenen Stadtplans Roms aus dem frühen 3. Jahrhundert. Edelmann widmet sich in seinem Beitrag einer Grafik von Jean Barbault, die den Tempel des Divus Antoninus und der Diva Faustina auf dem Forum Romanum darstellt – dies Bild ist gleichzeitig das Umschlagmotiv des Buches, für das man eigenartigerweise kein Bild von Piranesi selbst gewählt hat. Der Verf. geht, passend



zum Thema, in seinem Beitrag auch näher ein auf das römische Adoptivkaisertum und die Divinisierung (Vergöttlichung) von Angehörigen des Kaiserhauses. Im Beitrag von Kohlfeldt geht es um den Triumphbogen des Septimius Severus auf dem Forum Romanum. Sommer befasst sich mit Darstellungen des Pantheons von Antoine Desgodetz, Bühler mit einer – rekonstruktiven – Darstellung des Marsfeldes mit der Sonnenuhr des Augustus von Domenico de Rossi. Peplinski schreibt über den jetzt wieder von Piranesi dargestellten ‚Pons Fabricius‘, eine Brücke zur Tiberinsel, die noch in der Zeit der römischen Republik entstanden ist. Piranesis Vedute mit der Cestius-Pyramide haben alle Autoren (bis auf Roeder) gemeinsam bearbeitet. Den Abschluss bildet die Beschreibung und Erklärung eines Piranesi-Blattes mit Architekturteilen durch Kurz.

Die einleitenden Beiträge liefern eine knappe und gute Grundlage zum Verständnis von Piranesi und dessen Werk. Der Katalog bietet einen repräsentativen Blick auf Arbeiten Piranesis, berücksichtigt aber auch solche von Vorgängern und Zeitgenossen. Für Studentinnen und Studenten ist es eine schöne Gelegenheit, eine Ausstellung zu konzipieren, umzusetzen und Beiträge zum Begleitband zu verfassen. Über Unvollkommenheiten und Zitierschwächen in einzelnen Texten mag man da wohlwollend hinwegsehen. Der Herausgeber hebt in seinem Vorwort hervor, dass sich die Beteiligten der Aufgabe mit großem Engagement gestellt haben. Das vorliegende Ergebnis spiegelt das durchaus beeindruckend wider: insgesamt ein gelungenes Buch.

Oldenburg

Jörgen Welp

Max Georg von Twickel: *Die katholische Kirchenordnung in Oldenburg nach 1803. Entstehung und Entwicklung regionaler Eigenständigkeit im Verbund mit dem Bistum Münster*. Hg. von der Oldenburgischen Landschaft. Münster: Aschendorff 2015, ISBN 978-3-402-13055-1, 136 S., 12 Abb., geb., 19,80 €.

Max Georg Freiherr von Twickel (1926-2013) stand 31 Jahre lang an der Spitze der katholischen Kirche im Oldenburger Land. In seiner Funktion als Bischöflich Münsterscher Offizial mit Sitz in Vechta hat er von 1970 bis 2001 die Seelsorge und kirchliche Verwaltung in dieser Region geleitet, die als Offizialatsbezirk Oldenburg eine kirchenrechtliche Besonderheit darstellt. Mit zunehmender Amtszeit wurde ihm, dem westfälischen Adeligen von Haus Havixbeck bei Münster, die Erforschung der Geschichte des oldenburgischen Bistumsteils und speziell ihrer zentralen Verwaltungsbehörde ein Anliegen. Mit Land und Leuten hatte sich der promovierte Theologe, seit 1973 Weihbischof, auf zahlreichen Firmungs- und Visitationsreisen, oftmals auch auf dem Fahrrad, und bei vielen anderen Anlässen vertraut gemacht. Seit Mitte der 1990er Jahre ließ er die Öffentlichkeit durch gelegentliche Vorträge und in kleineren Schriften an seinen kirchenhistorischen Erkenntnissen teilhaben. Das Erscheinen der vorzustellenden Arbeit hat er nicht mehr erlebt. Sie ist sozusagen sein Vermächtnis an die katholischen Christen im Oldenburger Land.

Das Werk behandelt die Ordnung der katholischen Kirche in Oldenburg nach der Säkularisation von 1803 und gibt außerdem einen in dieser Deutlichkeit vom Autor bis dato nicht vernommenen Ausblick in die Zukunft. Der Herzog von Oldenburg war bekanntlich 1803 für den Wegfall des Weserzolls u.a. mit den beiden katholischen Ämtern Cloppenburg und Vechta entschädigt worden, deren Verbindung mit Münster nur in geistlicher Hinsicht bestehen blieb. Für die Katholiken in Damme und Neuenkirchen (Amt Vechta) war darüber hinaus der Bischof von Osnabrück und im Norden des Herzogtums die Nordische Mission zuständig. Der Landesherr zielte verständlicherweise auf eine einheitliche Kirchenverfassung in seinem Territorium ab und war bestrebt, ein weitgehendes Aufsichtsrecht über die katholische Kirche durchzusetzen. Ohne seine Beteiligung wurde 1821 die preußische Zirkumskriptionsbulle „De salute animarum“ erlassen. Sie ordnete alle katholischen Gemeinden im oldenburgischen Staatsgebiet dem Bistum Münster zu und stellte eine Neuregelung der kirchlichen Verhältnisse mit dem Landesherrn in Aussicht. Die weiteren Verhandlungen führten dann 1830 zur „Konvention von Oliva“. Der zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Herzogtum Oldenburg abgeschlossene Vertrag schuf mit dem Offizialat in Vechta eine neue kirchliche Oberbehörde unter staatlicher Aufsicht. Ihr geistlicher Leiter war mit weitgehenden Befugnissen ausgestattet und – unabhängig vom Generalvikariat – direkt dem Bischof von Münster unterstellt. Der geistliche Konnex mit Münster besteht bis heute. Zwar ist das Amt des Offizials in der Vechtaer Ausprägung nach dem kodikarischen Recht nicht vorgesehen, doch stellte es im 19. Jahrhundert einen Kompromiss zwischen kirchlichen Wünschen und staatlichen Ansprüchen dar, der sich bewährt hat. Einfacher wäre es damals gewesen, wenn man ein eigenes Bistum Oldenburg errichtet hätte, was jedoch vor allem aus Kostengründen unterblieb. Von Twickel hat die komplexe Entstehungsgeschichte des Offizialates unter



Einbeziehung neuer Quellen verständlich im Überblick dargestellt und die Stellung der Vechtaer Kirchenbehörde in ihrem geschichtlichen Werdegang klar und umsichtig herausgearbeitet. Seine Ausführungen bieten eine souveräne Gesamtsicht auf das Thema.

Besonderes Augenmerk verdient der Blick des Autors auf die jüngere Officialatsgeschichte. Im Fokus seiner pastoralen und kirchenpolitischen Erörterungen steht dabei das 1965 vom Zweiten Vatikanischen Konzil verabschiedete Dekret über die „Hirtenaufgabe der Bischöfe“. Das nach den Anfangsworten „Christus Dominus“ benannte Dekret gibt die Richtung für eine Reform der Diözesen in Gestalt und Größe vor und ist in seinen Augen wie zugeschnitten auf die Bildung eines selbständigen oldenburgischen Bistums, seitdem durch die politische Wende 1989/90 der Weg für eine – dann aber nur in Teilen praktizierte – Neuordnung der Diözesanlandschaft in Deutschland frei geworden ist. Befreit von Amtsrücksichten und einer Loyalitätsverpflichtung gegenüber Münster bescheinigt von Twickel Oldenburg „die passende Größe für ein Bistum“. In seiner Argumentation stützt er sich auch auf die 2010 erschienene kirchenrechtliche Untersuchung von Christian Gerdes über das Amt des Officialen. Von Twickel warnt vor einer „schleichenden Aushöhlung“ der mit diesem Amt verbundenen Kompetenzen. Im Falle einer Auflösung des Officialats spreche alles für eine Übernahme durch die Nachbardiözese Osnabrück. Er selbst favorisiert ein eigenständiges Bistum Oldenburg und führt, abgesehen von der Größe, als Argument ins Feld, dass sich seit 1803 ein oldenburgisches Heimatbewusstsein herausgebildet habe. Worte, welche die Oldenburgische Landschaft sicher gerne vernimmt, bildet das Officialat doch ein institutionelles Erbe der 1946 untergegangenen oldenburgischen Eigenstaatlichkeit. Vor diesem Hintergrund kann es nicht verwundern, dass die für die Pflege und Bewahrung der oldenburgischen Kultur zuständige Einrichtung die vorliegende Schrift gefördert und herausgegeben hat.

Eine erneute Diskussion über das Für und Wider einer oldenburgischen Bistumsgründung scheint angesichts der großen seelsorglichen Herausforderungen in heutiger Zeit weder opportun noch überhaupt eine brennende Frage zu sein. Dem Amt des Officialen kommt allerdings unzweifelhaft wegen der kirchlichen Zugehörigkeit der oldenburgischen Katholiken zu Münster und ihrer politischen Einbindung in Niedersachsen eine besondere Verantwortung zu. Diese Tatsache ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gehoben zu haben, ist ein Verdienst der lesenswerten Arbeit von Twickels. Gelegentliche Wiederholungen im Text und kleine redaktionelle Mängel (abweichender Titel auf dem Buchumschlag, Bildunterschrift zu Official Heinrich Grafenhorst) können den positiven Gesamteindruck nicht schmälern.

Vechta

Willi Baumann

Ev.-Luth. Kirchengemeinde Vechta (Hg.): *Die neue Orgel der Klosterkirche Vechta*. Red. Stefan Decker, Wilfried Kürschner, Andreas Technow. Vechta: Selbstverlag 2014, ISBN 978-3-00-047095-0, 69 S., zahlr. Abb., kart., 10,- € (auch erhältlich direkt bei der Kirchengemeinde).

Im nordwestdeutschen Raum, eine der an historischen Instrumenten reichsten Orgellandschaften der Welt, sind derzeit vor allem umfangreiche Restaurierungen oder – wie in Worpswede 2012 usw. – Neubauten moderner Barockorgeln gang und gäbe. Immer sind es erstaunliche Gemeinschaftsprojekte, die beträchtliche Summen stemmen, so auch in Vechta, wo jedoch ein anderer Schritt gewagt wurde. Eine bedeutende Barockorgel muss die Klosterkirche besessen haben, denn Johann Gottlieb Müller, Verwandter des Erbauers der berühmten Orgel in Haarlem, errichtete 1768-1770 in Vechta das damals größte Instrument im Niederstift Münster. Im Zuge der Säkularisierung wurde es 1812 zwangsversetzt nach Lönigen, wo sich nur noch minimale Teile erhalten haben. Die ungewöhnlich gute Akustik der „barocken Raumschöpfung“ Klosterkirche Vechta von 1730 aber blieb bestehen, damit auch der Wunsch, in dem Gebäude nach 200 Jahren wieder eine dem Raum wirklich adäquate Orgel zu errichten. Nach verschiedenen zwischenzeitlichen Orgelbauten war ab 1996 klar, dass nur ein hochwertiger Neubau eine dauerhafte Lösung der Orgelmisere in der Kirche bringen würde. Kurios im Fall Vechta: Die Kirche ist nicht nur Simultankirche (mit Beteiligung der Orgelsachverständigen beider Seiten), sondern auch als Teil der JVA und seit den Zeiten von Peter Friedrich Ludwig in staatlichem Besitz, was dem Projekt u.a. auch eine zusätzliche rechtliche Besonderheit verschaffte! Mindestens 17 Jahre vergingen seit dem Beginn der Planungen bis zur Einweihung im Oktober 2014, z.T. bedingt durch die Restaurierung der Kirche 2004-2013, die auch zu einer kirchlichen und kulturellen Begegnungsstätte werden sollte. Die Entscheidung unter vier hochrangigen Orgelbauern fiel zugunsten von Gerald Woehl (Jg. 1940) in Marburg, dessen klangliches Konzept sich zwar am meisten

am Müllerschen Vorläufer orientierte, aber gleichzeitig auch eine symphonische Orgel mit modernem Prospekt (ohne Gehäuse) vorsah (Kirchen- und Konzert-Orgel mit 36 klingenden Registern und 13 Transmissionen für das Repertoire des 17.-21. Jahrhunderts). Eine Woehl-Orgel ist ein beachtlicher Zugewinn für die oldenburgische Kulturlandschaft; von Woehl stammt u.a. die ‚Bach-Orgel‘ in der Leipziger Thomas-Kirche. Zur Fertigstellung der Orgel in Vechta ist diese schön gestaltete Festschrift erschienen, mit Berichten der verschiedenen Beteiligten, darunter der Orgelsachverständigen Stefan Decker, Jürgen Löbbecke und Paula Hyson, des Fördervereinsvorsitzenden G. W. Frh. von Frydag und des Orgelbauers selber sowie auch des Architekten E. Tonndorf über die umfangreiche Wiederherstellung des Baudenkmals Klosterkirche. Die Besucher können jetzt wieder die „barocke Lichtsituation“ (durch Wiederöffnung von Fenstern) genießen und sich wieder eine Vorstellung von den reichen musikalischen Möglichkeiten dieser Kirche machen. Einziger kleiner Wermutstropfen: Es gibt Festschriften mit und ohne Quellennachweisen; diese ist (leider) eine ohne geworden. (Der Förderverein trägt weiter die restlichen Schulden für die nur aus Spenden finanzierte Orgel ab – und ist dankbar für weitere Gaben.)

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Ulrich Weidinger (Bearb.): *Bremer Bürgerbuch 1289-1519*. In Verbindung mit dem Staatsarchiv Bremen hg. von der Historischen Gesellschaft Bremen. Bremen: Staatsarchiv Bremen 2015, ISBN 978-3-925729-75-1, 704 S., geb. (= Bremisches Jahrbuch, Zweite Reihe, Bd. 4), 45,- €.

Aufwändig auf dickem Papier gedruckt macht das älteste Bremer Bürgerbuch schon äußerlich Eindruck, dokumentiert gleichsam ein Selbstbewusstsein, das der Bürgerschaft einer in der Tradition der Hanse stehenden Stadt auch zugestanden werden muss. Dass die Edition eine der „wichtigsten und wertvollsten Handschriften der Freien Hansestadt“ erschließt, wie der Direktor des Bremer Staatsarchivs, Konrad Elmshäuser, betont, schont nicht nur das Original, das nunmehr in den Museen „Ruhestand“ treten kann, sondern erleichtert die Forschung über Zusammensetzung und Veränderung der Bremer Bürgerschaft – und auch die Migrationsforschung über Bremen hinaus, denn die Neubürger kommen oft von außerhalb. Bürgerbücher dieser Art gehören zu den mittelalterlichen Stadtbüchern, es sind Amtsbücher, die oft zunächst als Mischbücher geführt wurden (so wie etwa in Osnabrück oder Oldenburg). In Bremen entschloss man sich früh zur Führung eines Bürgerbuchs, es ist das zweitälteste bekannte und das älteste im Original erhaltene der etwa 300 überlieferten spätmittelalterlichen Bürgerbücher im deutschsprachigen Raum, wo ohnehin aufgrund der notwendigen Schwurleistung solche Aufnahmeprotokolle nur geführt wurden. Die Tatsache, dass in Lübeck und Hamburg etwa zur gleichen Zeit ähnliche Aufzeichnungen entstanden, die Stadtrechtsentwicklung die norddeutschen Hansestädte ohnehin verbindet, wertet das für Bremen erhaltene Buch nochmals auf. Gleiches gilt für die bis 1398 übliche Voranstellung der Namen von Bürgermeister und Rat, womit der Kreis der Ratsgeschlechter lückenlos nachzuverfolgen ist.

Das Bremer Bürgerbuch umfasst den Zeitraum von 1289 (1292) – 1518 und verzeichnet alle Neubürger und Bremer aus dem Kreis der Altbürger, deren Bürgerschaft für eine Aufnahme in den Kreis dieses Personenverbandes notwendig war, dessen Mitglieder in einer sich vom ursprünglichen Stadtherrn, dem Erzbischof von Bremen, emanzipierenden Stadt persönliche Freiheit genossen und im Rahmen der städtischen Rechtsordnung – diese Einschränkung sollte man bei aller Feier bürgerlicher Freiheit nicht übersehen – ihr wirtschaftliches Fortkommen suchen durften. Nicht jeder, der in Bremen wohnte, war Bürger, und auch nicht jeder, der nach Bremen zog, konnte oder wollte dies werden. Die Annahme des Bürgerrechts war Chance wie Verpflichtung. Dass das Bürgerrecht attraktiv für Auswärtige war, zeigt die hohe Zahl der Bürgeraufnahmen, die in die Tausende geht, dabei mit fast 18 Prozent Frauen – dies ist nicht gewöhnlich und entspricht der in Bremen offenbar üblichen Praxis, verheiratete Frauen rechtlich ihren Männern noch zu deren Lebzeiten und nicht erst als Witwen gleichzustellen – ebenso umfasst wie die Aufnahme von Migranten aus unteren sozialen Schichten. Bremen öffnete sich in sozialer Hinsicht weit, ersetzte damit Bevölkerungsverluste und nahm weite Einwohnerkreise in die Bürgerpflicht. „Stadtluft macht frei“ ist vielleicht ein etwas missverständlicher Spruch, denn die Bürgeraufnahme setzte die Freiheit eigentlich voraus. Im zuständigen Kirchspiel der Stadt wurde der Name des Neubürgers an drei Sonntagen öffentlich verkündet, Einsprüche gegen die Bürgeraufnahme und damit auch Freiheit der Person war ein Jahr lang möglich. Dann freilich galt die Freiheit und wurde von der Schwurgenossenschaft der Bremer geschützt. Die Anlage des Bürgerbuches könnte mit der Umstellung des Bürgerrechtserwerbs auf Zahlung von Bürgeraufnahmegeld statt



Grundbesitznachweis zusammenhängen. Da als Zunamen häufig die Herkunft gewählt wurde, lässt sich das geographische Zuzugsgebiet der Neubürger erkennen: Dazu gehörte nicht zuletzt das südliche und östliche Oldenburger Land einschließlich der Stadt Oldenburg!

Das Buch eignet sich nicht nur aufgrund seines Umfangs nicht als Urlaubslektüre, es ist eben ein wichtiges Nachschlagewerk. Hinzuweisen ist aber auf den einleitenden Teil von Konrad Elmshäuser, der die Forschungs- und Editions-geschichte des Bürgerbuchs darlegt, und dem Bearbeiter der Edition, Ulrich Weidinger, der auf die Zusammenhänge nochmals ausführlich eingeht. Das älteste Bürgerbuch war – wie eine zuverlässige Abschrift des frühen 20. Jahrhunderts – kriegsbedingt nach 1945 lange Zeit nicht nutzbar, da es in sowjetische Hände gelangt war und in Leningrad und Moskau schlummerte, bis das leider nur kurzfristige politische Tauwetter 1990 eine Rückführung ermöglichte. Leider ist das darauf folgende, das 16. Jahrhundert dokumentierende Bürgerbuch nicht wieder aufgetaucht. Das Bürgerbuch mit seinen rund 15.500 Bürgeraufnahmen und etwa 30.000 Personennamen ist eine Dokumentation mittelalterlicher Migration und auch insofern eine hochaktuelle Quelle. Sie verdeutlicht die Beweglichkeit des mittelalterlichen Menschen, der ebenso wie die heutigen Migranten aus Afrika oder den Kriegsgebieten des nahen und mittleren Ostens Sicherheit und Wohlstand in einer neuen Umgebung suchten. Im Gegensatz zu einer im 19. Jahrhundert angefertigten und einer in der Nachkriegszeit bis 1990 allein nutzbaren Abschrift ist die vorliegende Edition von einem erfahrenen Mediävisten bewerkstelligt worden, so dass das dicke Buch den Blick in das wertvolle Original wirklich ersetzt und die Forschung über das spätmittelalterliche Bremen, die nicht zuletzt Oldenburg interessieren muss, erheblich erleichtert. Dafür darf man den Bremer Kollegen wirklich dankbar sein.

Oldenburg

Gerd Steinwascher

Club zu Wilhelmshaven (Hg.): *Wilhelmshavens Kulturlandschaft. Plastiken und Skulpturen im öffentlichen Raum*. Wilhelmshaven: Brune-Mettcker 2015, ISBN 978-3-941929-11-1, 154 S., 102 farbige Abbildungen, geb., 8 Stadtpläne (= Band 1 einer zweibändigen Ausgabe des Clubs zu Wilhelmshaven), 19,80 €.

Wie oft läuft man durch die Straßen seiner Stadt, hängt den Gedanken nach und mit einem Mal nimmt man ein Haus, einen Baum oder eine Skulptur plötzlich wahr. Etwas, das nicht erst vor kurzem aufgetaucht ist oder aufgestellt wurde, sondern einem vorher nur nie aufgefallen war. Und wie oft kommt man jahrelang an einer Skulptur im Außenraum vorbei und fragt sich immer wieder, was es damit wohl auf sich hat. Die Autoren der vorliegenden Publikation haben versucht, ausgewählten Kunstwerken in den Straßen und auf den Plätzen von Wilhelmshaven diesen Moment der Wahrnehmung zu verschaffen. In sechs Spaziergängen durch die Stadt können rund 60 Werke im öffentlichen Raum besichtigt werden. Ergänzt werden diese noch um Plastiken und Skulpturen auf privatem Grund sowie zusätzliche Werknennungen. Erarbeitet wurde der reich bebilderte Band vom Club zu Wilhelmshaven, genauer gesagt dem Arbeitskreis Wissenschaft und Kultur. Mehrere Jahre der Recherche an dieser selbstgestellten Aufgabe stecken nach Angaben der Autoren in diesem Buch. Ein Folgeband mit den Denkmälern von Wilhelmshaven ist bereits angekündigt.

Das Inhaltsverzeichnis listet die Spaziergänge als Gruppen, welche die Objektanzahl und die von den Autoren veranschlagte Dauer eines Rundgangs sowie die Werktitel und Seitenzahl beinhaltet. Auf die Nennung der Künstlernamen wird an dieser Stelle vollkommen verzichtet. Noch nicht aufgestellte Werke sind im Layout des Inhaltsverzeichnisses andersfarbig gekennzeichnet. Dieser gut strukturierten Übersicht folgen das Vorwort des Präsidenten vom Club zu Wilhelmshaven, der verzichtbare Versuch einer Definition von „Kunst im öffentlichen Raum“ sowie einleitende Worte des zuständigen Arbeitskreises. Den Rundgängen ist jeweils eine Gebietskarte vorangestellt, in der die Standorte der Werke markiert sind. Die Werkeinträge setzen sich aus Angaben – sofern bekannt – zum Zeitpunkt der Aufstellung, Größe, Material und weiteren Hintergrundinformationen zusammen. Die Künstler werden – sofern bekannt – erwähnt, doch sind diese durch keinen Verweis (weder Inhaltsverzeichnis noch Register) darüber hinaus auffindbar. Diese Angaben werden um einige beschreibende Worte der Wirkung, teilweise auch der Wertung und dem Versuch einer Einschätzung zum Erhaltungszustand sowie dem geografischen Standort mit Koordinaten ergänzt. Die Doppelseite setzt sich aus einem Textteil und einer farbigen Fotografie zusammen. Sprachlich-inhaltlich gibt es einige Unsauberkeiten und Missverständliches zu entdecken. So wird es Dr. Bernd Küster sicher interessieren, dass er „derzeitiger Leiter der Kunsthalle Wilhelmshaven“ ist (S. 12). Welchen Mehrwert hat es außerdem, ein Gedicht mehrfach in ein und derselben Publikation abzudrucken (vgl. S. 32 und 116)? Auch wäre es von Vorteil gewesen, sich die eine oder andere Vokabel in Bezug auf die Beschreibung von Plastik und

Skulptur anzueignen. Hinsichtlich der Fotografien hat der vorliegende Band noch Verbesserungspotential. Es sind Kleinigkeiten, die die Aufnahmen hätten professioneller wirken lassen können: So kann man sich z.B. beim Betrachten von *Brunnen Großer Aufbruch* (S. 36/37) der Ästhetik des Straßenpfeilers im Bildvordergrund kaum entziehen. Auch fällt es leider auf, dass sich durch ein besseres Lektorat (S. 41: „den Text ins Präsenz zu setzen“) die Rechtschreib- und Zeichensetzungsfehler – bereits im Vorwort des Präsidenten beginnend – hätten vermeiden lassen können. Wie die Autoren einleitend ankündigen, dass die vorgestellten Skulpturen streitbar seien, so ist es auch mit diesem Band. Einiges ist gut, anderes weniger. Es ist ganz offenbar nicht die Arbeit von Fachleuten, sondern von begeisterten Wilhelmshavenern, die ihrer Stadt und der Kunst im öffentlichen Raum Tribut zollen wollen. Das ist ihnen gelungen. Der Bildband macht neugierig die Stadt zu erkunden.

Oldenburg

Gloria Köpnick

Historische Zeitschriften und Jahrbücher

Bremisches Jahrbuch, Bd. 93 (2014). In Verbindung mit der Historischen Gesellschaft Bremen hg. vom Staatsarchiv Bremen. Bremen: Selbstverlag 2014, ISSN 0341-9622, 312 S., zahlr. Abb., geb., 28,- €

2014 war das Gedenkjahr für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Konrad Elmshäuser, Leiter des Staatsarchivs, widmet sich eingangs der „Bremer Plakatkunst im Ersten Weltkrieg“ (S. 9-25), speziell der Werbung für Kriegsanleihen. Im Lauf des Krieges „wandelt sich die Werbemasche zur Propagandamaschinerie“, entwerfen bekannte Plakatkünstler Anleiheplakate, erlebt diese Branche – und nicht nur diese – eine Art kriegsbedingten Modernisierungsschub. Die „besten und eindrucksvollsten Arbeiten“ stammen in Bremen von einer Frau, von Magda Koll (1879-1962). – Der Bremer Dom besaß nach Forschungen von Ingrid Weibezahn („Die einstige Marienkapelle im St. Petri Dom“, S. 26-38) Anfang des 15. Jahrhunderts eine eigene Pilgerkapelle, seit 1414, also vor 500 Jahren, mit eigener Vikarie. Die im 20. Jahrhundert wiederentdeckten Wandmalereien, jetzt im Dommuseum, geben Reliquien des Bremer Domes wieder, zu deren Besuch auch Menschen aus Ostfriesland und dem Oldenburger Land pilgerten. – Der Romanist Moritz Burgmann stellt einen in „burlesken Versen“ 1676 veröffentlichten Reisebericht eines französischen Musikers in dänischen Diensten vor, der von Kopenhagen nach Bremen reiste und sich über Bremen („ville misérable“), Protestanten usw. spöttisch äußerte (S. 39-70). Früheren Spekulationen zum Trotz ist ein französischer Geiger Clément identifizierbar. Erwähnt wird z.B. ein Zusammentreffen mit Elisabeth von Ungnad, Mutter von Anton von Aldenburg. – „Bürgerliches Selbstverständnis und Naturwissenschaft in einer Handelsstadt“ von Maria Hermes beschreibt anhand der „22. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte“ in Bremen, „das naturwissenschaftliche Großereignis des Deutschen Reiches“ des Jahres 1844 mit 651 Teilnehmern (S. 71-104). 1822 in Leipzig gegründet, steht die „Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte“ für die Entwicklung von der „romantisch bestimmten Naturforschung zur modernen Naturwissenschaft“. Bürgermeister J. Smidt und Dr. G. A. Focke haben einen Bericht hinterlassen. Welthandel und Naturwissenschaften, so Smidt, seien eng miteinander verwoben. Natur- und volkskundliche Objekte wurden von Kaufleuten extra für eine Ausstellung geliefert und bereicherten danach die Sammlungen nicht nur in Bremen. Aus Oldenburg, wo seit 1836 das Naturhistorische Museum bestand, haben vermutlich auch Zuhörer an den öffentlichen Veranstaltungen teilgenommen. – Der Bremer Literaturwissenschaftler Gert Sautermeister hielt 2013 zum Jubiläum des Neuen Rathauses einen Vortrag über „Kultur und Literatur in Deutschland und Bremen um 1913“ und zeichnete damit ein interessantes „doppelgesichtiges“ Bild des Jahres vor Kriegsausbruch, u.a. durch seine Analyse des Romans „Menschenschlachthaus“ von Lamszus von 1912 (S. 105-120). – Ulrich Schröder, 2013 schon mit einem Beitrag über den Ortsverein Vegesack im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold vertreten, untersucht ähnlich detailliert und aufschlussreich die Geschichte von 5 weiteren Ortsvereinen des sozialdemokratisch geprägten Wehrverbandes („Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold in Bremen und Umgebung 1924-1933“, S. 121-156). – Viele evangelische Landeskirchen kennen Fälle von Pastoren, die dem Wahn verfielen, ihre Kirche in den Dienst der Nationalsozialisten stellen zu können. Ein nicht unbekannter, aber mit weiteren Quellen neu besichtigter Fall wird von Pastor Peter Ulrich in „‘Alles, was ich getan habe, hatte das eine Ziel, in der Kirche ein ganzer Nationalsozialist zu sein.’ Zur Biographie des Bremer ‚Landesbischofs‘ Heinz Weidemann (1895-1976)“ vorge-

stellt, sehr lesenswert, mit ‚unglaublichen‘ Szenen. Seit 1926 Domprediger, ließ sich Weidemann 1934 von Reichsbischof Müller zum Bremer ‚Landesbischof‘ ernennen, gründete aber 1935 die „Kommande Kirche“ im Sinne einer ‚deutschen Nationalkirche‘ mit antisemitischer Theologie. 1941 konnten Mitglieder der Bremischen Kirche Weidemanns Suspendierung erreichen, Mitglieder der Bekennenden Kirche nannten die Verhältnisse später „Bischofsdictatur“. Noch 1960 berief sich Weidemann, seit 1944 ohne geistliche Rechte, auf „Gewissensprotestantismus“, während die BK für ihn nur „Traditionsprotestantismus“ war... – Karl-Ludwig Sommer, früher Uni Oldenburg und Autor einer Kaisen-Biographie, sprach 2014 über „Wilhelm Kaisen und die Bestrebungen zur Einigung Europas in den 1950er Jahren“ (S. 187-204). Von Kaisen stammt die Formulierung „Deutschland bleibt unser Vaterland – Europa wird unser Vaterland“. Obwohl SPD-Mann, trat er gegen die zunächst abwartende Haltung der SPD unter Schumacher für Adenauers Europa-Politik ein. Die europäische Integration sollte Bremen u.a. auch für die Verluste durch das Wegbrechen der mittel- und osteuropäischen Märkte entschädigen, die SPD sah sich als Verteidigerin des Ruhrgebiets. Kaisens Hauptziel, eine europäische politische Union, scheiterte jedoch für Jahrzehnte, als nur der Gemeinsame Markt im Vordergrund stand. – Eine ungewöhnliche Quelle zur Bremer Stadtgeschichte – ein Gemälde von Franz Radziwill von 1960 – ist für Jörn Brinkhus Ausgangspunkt einer Untersuchung der städtischen Politik gegenüber Sinti und Roma, insbesondere im Zusammenhang mit dem ‚Landfahrerlager‘ auf einem Müllablageplatz, der Haltung der bremischen Bevölkerung und der ‚Großstadtdiskussion‘ jener Jahre („Der Gasometer und das ‚Zigeunerlager Warturm‘“, S. 205-241). „So verantwortungslos das Verhalten der Bremer Behörden gegenüber dieser Sinti-Gruppe im Abstand von vier Jahrzehnten erscheinen mag, war es doch nicht untypisch für die Kommunalpolitik der 50er-Jahre.“ Große Schwierigkeiten auf dem Wohnungsmarkt förderten die (Weiter-)Existenz von Landfahrerlagern und der damit verbundenen Stereotypen und Stigmatisierungen, nicht nur in Bremen. Das Problem hat, darauf weist Brinkhus hin, auch Bezüge zu aktuellen Migrationsproblemen in Europa. – Zwei Beiträge über „Die Bremer Bibliothekartage 1954 und 1977“ (S. 242-265) von Th. Elsmann und zu „Erweiterten Recherchemöglichkeiten zu Segelschiffen im Staatsarchiv Bremen“ von Wolfgang Walter (S. 266-269) sowie der Rezensionsteil schließen den wieder lesenswerten Band ab.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Emdener Jahrbuch für historische Landeskunde Ostfrieslands, Bd. 94 (2014). Hg. von der Ostfriesischen Landschaft (u.a.). Aurich: Ostfriesische Landschaft 2014, ISSN 1434-4351, 286 S., zahlr. Abb., kart., 25,- €

Hajo van Lengen beschäftigt sich, nachdem er früher vor allem über die ostfriesischen Häuptlingfamilien geforscht hat, in letzter Zeit vermehrt mit deren Burgen, diesmal mit „Oldeborg und Fehnhusen. Zur Burgenfrage im Brokmerland“ (S. 7-18). Selbst Häuptlinge aus dem heute oldenburgischen Friesland nahmen 1427 am Feldzug gegen die tom Brok teil, an dessen Ende u.a. die Burg in Oldeborg geschleift wurde. Die tom Brok besaßen gute Beziehungen zum Oldenburger Grafenhaus, ihr Kaplan war Kanoniker in Oldenburg. Die ehemalige Burg im Brokmerland hieß „Broke“, wo nach sich die tom Brok benannten, erst später wurde sie „Oldeborg“ genannt. Leider fehlt eine Karte. – Hermann Haiduck, vor allem Archäologe und Bauhistoriker, untersucht „Spätmittelalterliche Taufkessel der Erzgießerfamilie Klinghe in Ostfriesland“ (S. 19-30) in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Bremer Glockengießer Klinghe arbeiteten viel für ostfriesische und Butjadinger Kirchen. Die Kessel in Eilsum und Pilssum enthalten u.a. Darstellungen von Musikinstrumenten, z.B. Portative (Orgeln). – André Köller, vor kurzem über „Agonalität und Kooperation“ promoviert und mit dem „Preis für nds. Landesgeschichte“ ausgezeichnet, erinnert an „500 Jahre Sächsische Fehde. Bedingungen, Wendungen, Wirkungen“ inklusive Vorgeschichte seit ca. 1498 (S. 31-68). Auch hier war bekanntlich Oldenburg mit im Spiel: Graf Johann I. auf Seiten der Gegner Edzards. In einem nicht nur auf Ostfriesland bezogenen Sinn sei der Krieg „im Kontext der Verteilungskämpfe um das vermeintlich herrenlose friesische Siedlungsgebiet um 1500“ und die vornehmlich vom Herzog von Sachsen, dann auch von den Welfen versuchte „Integration [...] in die landesherrliche Ordnung“ zu sehen. Nicht ein verirrter Kanonenschuss vom Juni 1514, der einen wichtigen Gegner tötete, sondern eine Entscheidung Maximilians I. von September 1516 führte lt. Köller zur radikalen „Wendung“ zugunsten Edzards, der alle Expansionspläne aufgeben musste, aber jetzt plötzlich Bündnispartner gegen Geldern wurde. Der Kaiser brüskierte die Welfen (mit seinem Patensohn Erich), langjährige Gegner Edzards, zugunsten seines Enkels Karl (Karl V.) als Herzog von Burgund. Einzige Gewinner unter Edzards Gegnern: die Oldenburger. Die Bezeichnung Edzards seit 1593 als „der Große“ stehe für „Verklärung und Überhöhung“



ohne tatsächliche historische Grundlage. – Der scheidende Archivleiter in Aurich, Bernhard Parisius, bietet eine „Überblicksdarstellung“ zum größten Arbeitgeber in Emden in den letzten vier Jahrhunderten unter den Titel „Kaufleute und Wanderarbeiter in der Emdener Heringsfischerei“ (S. 69-82). Das lange Festhalten an saisonalen Arbeitsverhältnissen gehört für ihn zu den wesentlichen Gründen, weshalb es nach 1945 zum endgültigen Niedergang kam. – Für Numismatiker von Interesse ist ein Beitrag von Manfred-Franz Albrecht über die Münzgeschichte Ostfrieslands zur Preußenzeit und zur Auricher Münzstätte (S. 83-107). – Ein Vortrag des niederländischen Historikers Erwin H. Karel widmete sich 2013 dem Thema „Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen für Stadt und Provinz Groningen“ (S. 109-124). Karel konzentriert sich besonders auf die Groninger (und niederländische) „Vergangenheitsbewältigung“ sowie besonders auf die Bedeutung des Generationswechsels für den Umgang mit der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg. Die Einseitigkeit des ‚goed of fout‘ der direkten Nachkriegsjahre hat einer differenzierten Beschäftigung mit dem Phänomen des Widerstands und der Kolonisation Platz gemacht – und einer zunehmenden Zahl von Veröffentlichungen. – Mit Teil 4 endet glücklich nach 4 Jahren der häppchenweise Abdruck der Dissertation von Peter Bahlmann über Wiederaufbau der Justiz und frühe NS-Prozesse im OLG-Bezirk Oldenburg (S. 125-186). Die online verfügbare Version von 2008 unterscheidet sich mehr formal als inhaltlich von der Druckfassung (z.B. verminderte Zahl der Fußnoten; Literaturverzeichnis und Zusammenfassung nur online). Gegenstand sind die NSG-Rechtsprechung seit 1948, das Verhalten der Zeugen, die Denunziationsprozesse, strafmildernde Umstände bei Synagogenprozessen, Anwendung des Straffreiheitsgesetzes von Ende 1949 (Überprüfung der Strafvollstreckung) usw. So erkannten die Richter des OLG bei den Tätern der Auricher Synagogenbrandstiftung nun nicht mehr Grausamkeit und Ehrlosigkeit, sondern nur falsch verstandenes Pflichtgefühl... Die Archäologen der Landschaft berichten zum Abschluss über ihre Funde aus 2014.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2015, 64. Jahrgang. Hg. vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland. Cloppenburg: Heimatbund Oldenburger Münsterland 2014, ISBN 978-3-941073-16-6, 463 S., zahlr. Abb., kart., 12,- €

Der 64. Jg. des Jahrbuchs beinhaltet erneut zahlreiche Beiträge von landesgeschichtlichem Interesse. Den Abschnitt Kulturgeschichte eröffnet Heinrich Havermann mit einer ausführlichen Darstellung des Kriegsendes 1945 im Oldenburger Münsterland. Detailliert stellt er den Vorstoß der alliierten Kräfte, die deutsche Abwehr und die Kämpfe um Lönigen, Cloppenburg und Friesoythe dar und korrigiert dabei auch verbreitete Irrtümer. Söhnke Thalmann behandelt das Schularchiv des Gymnasiums Antonianum in Vechta, das Teile des Vechtaer Burgmannenarchivs und des Nachlasses des Kirchenhistorikers Karl Willoh (1846-1915) umfasste, und seit 1936/38 nach und nach an das Niedersächsische Landesarchiv – Standort Oldenburg (früher: Staatsarchiv Oldenburg) abgegeben wurde. Michael Hirschfeld legt dar, dass die oftmals abwertenden Reisebeschreibungen der Aufklärungszeit über das Oldenburger Münsterland (Johann Gottfried Hoche, Justus Gruner) zwar einige damalige Missstände zu Recht kritisieren, insgesamt aber allzu pauschal urteilen. Zudem sind diese Texte eher als politische Streitschriften im Sinne der Aufklärung denn als wirklichkeitsgetreue Reiseberichte zu interpretieren. Albrecht Eckhardt schildert die Geschichte des Alexanderstifts zu Wildeshausen von der Entstehung im 9. Jahrhundert über die während der Schwedenzeit erfolgte Übersiedlung des Alexanderkapitels 1667 nach Vechta bis zur Säkularisation 1803. Das Alexanderstift hat eine längere Geschichte als jedes andere Kloster oder Stift im Oldenburger Land. Den Meierhof zu Lastrup und den Freikauf eines Eigenbehörigen im Jahr 1552 behandelt Claus Lanfermann. Theodor Tebbe stellt die Hausinschriftenforschung von Anton Tumbrägel (1925-2000) und Joachim Widera (1929-1994) dar. Die volkscundliche Untersuchung der Hausinschriften sagt viel über die Lebensumstände der Menschen jener Zeit aus. Im Abschnitt Kunst gedenkt Klaus G. Werner des Musikpädagogen und -wissenschaftlers Karlheinz Höfer (1928-2013), der 1995 die Andreas-Romberg-Gesellschaft Vechta gründete und viele Jahre leitete. Er forschte über den Vechtaer Komponisten Andreas Romberg (1767-1821), archivierte dessen Werke und machte diese durch Notenpublikationen, Konzerte und Musikaufnahmen dem Publikum wieder zugänglich. Weitere Berichte zur aktuellen Entwicklung des Oldenburger Münsterlandes, zu Naturkunde, Plattdeutsch und Saterfriesisch, Personalien und der Rezensionsteil schließen das wie immer lesenswerte Jahrbuch ab.

Oldenburg

Matthias Struck



Jana Esther Fries

Bericht der archäologischen Denkmalpflege 2014

Archäologische Denkmalpflege bietet gleichermaßen Dauerbrenner wie nie erwartete Überraschungen – und manche Themen, die man für Eintagsfliegen hielt, bleiben dann doch längerfristig aktuell. Zu Letzteren gehören die Funde der Altsteinzeit, die kontinuierlich von Sammlern und ehrenamtlichen Helfern der Bodendenkmalpflege entdeckt und gemeldet werden und so nach und nach das Bild der Region am Ende der letzten Eiszeit vervollständigen. Weiter unten ist als Beispiel eine Fundstelle dieser Art in Wahnbek beschrieben.

Ein schon lange aktuelles und auch 2014 bedeutsames Thema für die Bodendenkmalpflege waren die erneuerbaren Energien. Photovoltaikanlagen, Windkraftanlagen und Stromtrassen bringen zum Teil Gefahren für Bodendenkmale mit sich und ihre Planung muss daraufhin überprüft werden. Vor allem die Erneuerung von Windkraftanlagen, sogenanntes „Repowering“, war 2014 ein häufiges Thema.

Einen kleinen, überraschenden Schwerpunkt bildete mit zwei Funden manieristische Bauplastik (s. Varel und Delmenhorst), die bei Bauarbeiten gefunden wurde.

Noch immer gibt es gelegentlich unangenehme Überraschungen, weil Bauherren oder Behörden die Bodendenkmalpflege nicht so berücksichtigen wie gesetzlich vorgesehen und inhaltlich sinnvoll. Welche Probleme dies verursachen kann, ist beispielhaft unter Meppen-Holthausen unten nachzulesen.

Seit langem sehr gut läuft dagegen die Zusammenarbeit mit der Stadt Nordhorn. Die dortigen Grabungen im Nordosten an der Wietmarscher Straße sind schon länger ein Dauerbrenner unserer Arbeit. Sie wurden im Frühjahr 2014 wieder aufgenommen und werden uns noch mindestens bis 2016 beschäftigen.

Verabschieden mussten wir uns 2014 von Alf Metzler, Moorarchäologe des NLD, der viele Jahre lang vor allem im Süden des Oldenburger Münsterlandes aktiv war und dort herausragende Fundstellen dokumentiert konnte. Er wurde mit einem Symposium am 11. und 12. Juli im Industriemuseum Lohne verabschiedet. Mit Marion Heumüller ist inzwischen wieder eine Kollegin als Fachfrau für die großen ehemaligen Moorgebiete der Region tätig.

Die wichtigsten Ergebnisse aus der gemeinsamen Arbeit werden im Folgenden wieder vorgestellt.

Anschrift der Verfasserin: Dr. Jana Esther Fries, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Stützpunkt Oldenburg, Ofener Straße 15, 26121 Oldenburg



Steinzeit

Rastede FStNr. 177, Ldkr. Ammerland

Bereits seit einigen Jahren führt Hermann Kobler aus Wahnbek Feldbegehungen auf einem bekannten Fundplatz durch, der einerseits Funde der späten Altsteinzeit (Hamburger Kultur), andererseits der späten Jungsteinzeit oder der frühen Bronzezeit liefert.

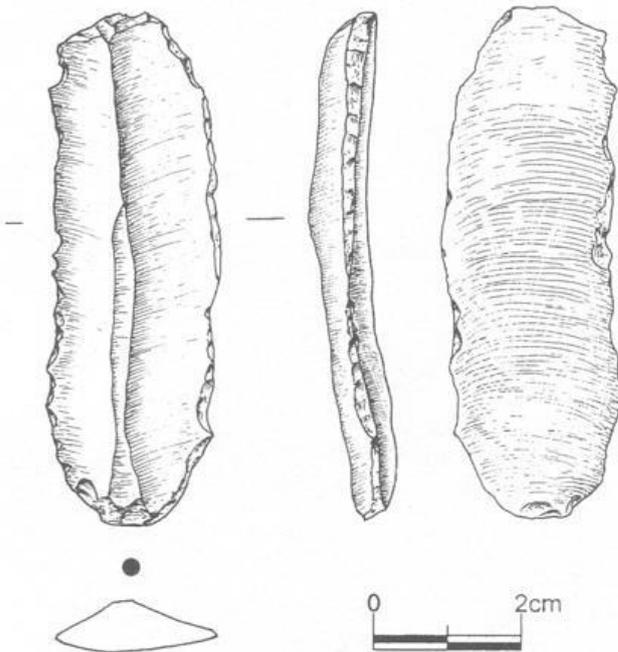


Abb. 1: Klingenkratzer vom Ende der letzten Eiszeit

Auch 2014 konnte er hier wieder Artefakte aufsammeln. Dazu gehören das vermutlich spätjungsteinzeitliche Fragment einer geflügelten Feuersteinfeilspitze sowie eine Keramikscherbe, die unterhalb des Randes ein horizontal verlaufendes Dekor mit Fingertupfen bzw. Fingernageleinkerbungen aufweist. Auch die Mehrheit der 2014 entdeckten Feuersteinabschläge und -trümmer dürfte dieser Epoche angehören, ebenso mehrere z. T. nur daumennagelgroße Abschlagschaber.

Deutlich älter, nämlich spätjungpaläolithisch, sind ein 7,1 cm langer Klingenkratzer (Abb. 1) sowie ein Klingenkern mit bipolaren Abbauf Flächen.

Bronze- und vorrömische Eisenzeit

Altenlingen FStNr. 43, Stadt Lingen, Ldkr. Emsland

Im Ortsteil Laxten der Gemarkung Altenlingen plante die dort ansässige Hedon-Klinik eine Erweiterung ihres Parkplatzes. Bereits 2011 hatte das NLD hier mit einer Baggerprospektion eine erste Parkplatzfläche untersucht und dabei einige holzkohlehaltige Gruben entdeckt, bei denen es sich um Reste von Brandschüttungs- oder Brandgrubengräbern handeln kann.

2014 sah das Ergebnis der zweiten Prospektion ganz ähnlich aus. Allerdings wurde nun zusätzlich eine größere Grube festgestellt, unter der ein frühbronzezeitliches Gefäß deponiert worden war. Vermutlich handelt es sich um den Randbereich eines Gräberfeldes. Offenbar liegt das Areal an der südlichen Peripherie der komplexen Fundstelle Altenlingen FStNr. 38, die sich direkt auf der anderen Seite der Bundesstraße 214 befindet und u.a. ein entsprechendes Gräberfeld enthält.

Dort waren 2012 neben bronzezeitlichen Kreisgraben- und Urnengräbern auch Brandgrubengräber, einzelne neolithische Gruben, eine Altstraße und etliche frühmittelalterliche Siedlungsreste entdeckt worden.

Horstedt FStNr. 71, Gde. Prinzhöfte, Ldkr. Oldenburg

Bei einer Begehung im Herbst 2014 entdeckte Paul Kolodziej aus Kirchseele südlich von Horstedt auf einem Acker eine Fundstreuung mit Keramikscherben. Bei mehreren weiteren Besuchen dort konnte er das Fundspektrum erweitern. Mehr als vierzig der Scherben lagen in einer dichten Konzentration, die sich ca. 200 m nordwestlich einer heute weitgehend zerstörten Grabhügelgruppe befand. Die Funde lassen sich in die vorrömische Eisenzeit stellen. Sie bestehen mehrheitlich aus Scherben sogenannter Rautöpfe, die typisch für die Eisenzeit sind.

Nordhorn FStNr. 62 und 60, Ldkr. Grafschaft Bentheim

Auf dem Bosinks Kamp am nördlichen Stadtrand plante die Stadt Nordhorn die Erschließung eines Gewerbegebiets (Abb. 2, unten rechts). Bereits im November 2012 war hier eine Baggerprospektion durchgeführt und dabei eine Siedlungsfundstelle

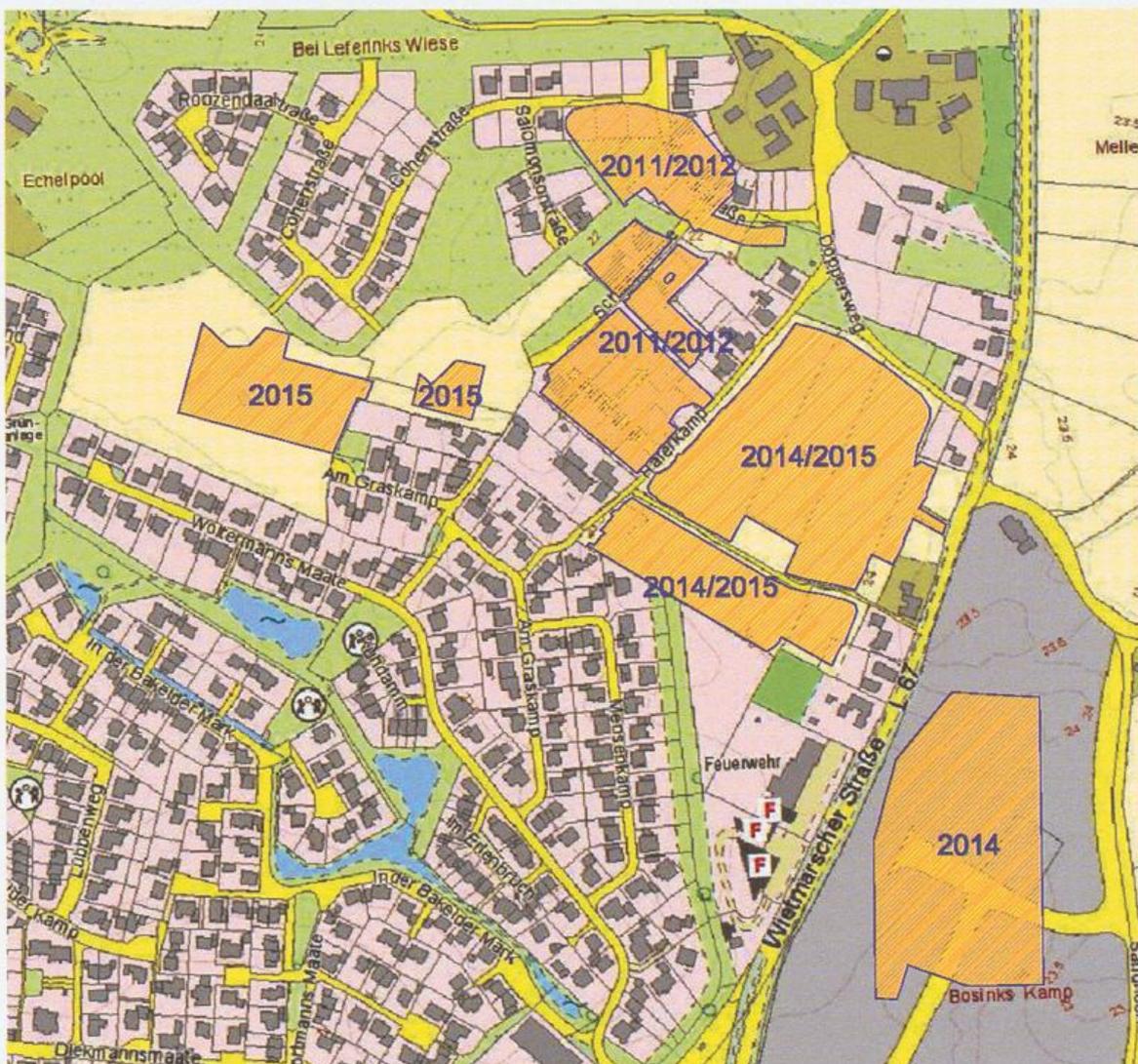


Abb. 2: Lage der Grabungsflächen im Nordosten von Nordhorn

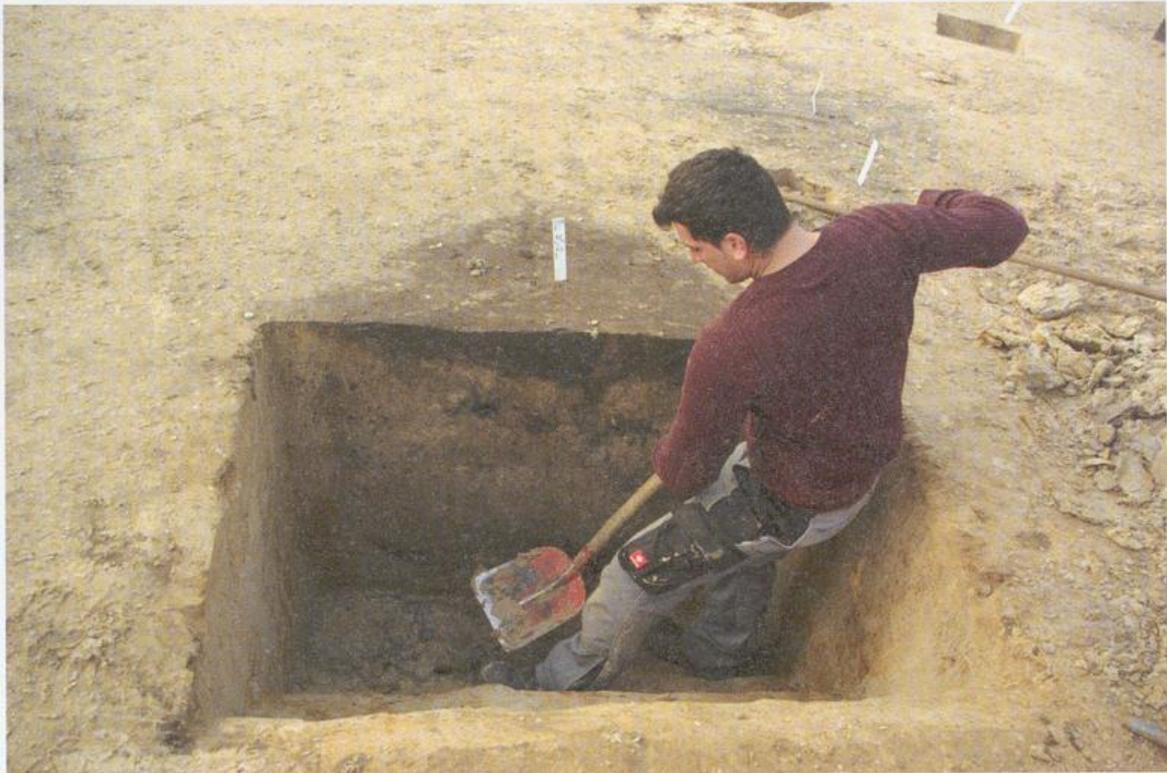


Abb. 3: Ein Grubenbefund am Haferkamp in Nordhorn wird geschnitten.

(Nordhorn 62) nachgewiesen worden. Eine Ausgrabung der insgesamt rund 2800 Befunde auf 2,4 Hektar erfolgte im März bis Mai 2014. Als jüngste Befunde wurden hier zahlreiche Eschgräben aus dem Mittelalter und der Neuzeit festgestellt, die der Bodenverbesserung dienten und sich über die gesamte Fläche verteilten.

Die meisten Befunde gehörten zu einer Siedlung der vorrömischen Eisenzeit. Neben einigen Siedlungsgruben, fünf Brunnen bzw. Wasserschöpfstellen und einigen Staken traten überwiegend Pfosten zu Tage. Insgesamt konnten bisher aus den Befunden 16 Vierpfostenspeicher, ein Achtpfostenspeicher, acht größere Speicher und zwei Wohnhäuser rekonstruiert werden. In der noch laufenden Aufarbeitung werden sicherlich weitere Hausgrundrisse herausgearbeitet werden können. An einigen Stellen deuten Stakenreihen Einfriedungen an, die Areale verschiedener Größe einfassten.

In zwei der größeren Brunnen bzw. Wasserschöpfstellen hatte sich die Brunneneinfassung erhalten oder war noch erkennbar. In einem Fall bestand sie zunächst aus bearbeiteten, senkrecht in den Boden gerammten Hölzern. In einer zweiten Phase wurde dieser mit Heidesoden ausgelegt. Der andere Brunnen war ebenfalls mit Soden ausgekleidet. Zwischen ihnen war während des Baus ein kleines Daumenschälchen mit einem Durchmesser von 5 cm und einer Tiefe von 2,5 cm gezielt deponiert worden.

Dieser Siedlungsbereich steht offenbar im Zusammenhang mit einem zweiten, umfangreicheren Bereich, der nur etwa 80 m nordwestlich, jenseits der Wietmarscher Straße festgestellt wurde (Fundstelle Nordhorn 60). Diese Siedlung war bereits 2011 teilweise untersucht worden. Von Juni 2014 bis Mai 2015 wurden weitere 4 Hektar am Haferkamp dokumentiert (Abb. 3), die neben Siedlungsbefunden aus der Eisenzeit auch einige aus dem Mittelalter enthielten.

Da die Aufarbeitung noch andauert, sind die angeführten Ergebnisse als vorläufig zu betrachten.

Die deutliche Mehrzahl der Befunde gehört in die vorrömische Eisenzeit. Es wurden bisher 20 Vierpfostenspeicher, fünf Sechspfostenspeicher, vier größere Speicherbauten und drei Wohngebäude festgestellt. Weitere werden vermutlich im Laufe der Aufarbeitung noch erkannt werden, da es Bereiche mit sehr vielen Pfostengruben gibt, die auf sich überschneidende Wohnhäuser und Speicher hindeuten. Weiter ließen sich neun Brunnen bzw. Wasserschöpfstellen identifizieren. In drei der Brunnen hatte sich im unteren Bereich die Holzeinfassung erhalten. Bei einem handelte es sich um einen Baumstammbrunnen von lediglich 44 cm Durchmesser, ein anderer war mit rund angeordneten, bereits sehr weichen und vergangenen Holzbohlen eingefasst, der dritte mit angespitzten, teilweise noch mit Rinde versehenen Holzstämmen, die mit stellenweise noch erhaltenem Flechtwerk verbunden waren.

Hinzu kamen aus jüngeren Epochen einige neuzeitliche Parzellengräben und mittelalterliche Eschgräben. Im Südosten der Fläche konnten zwei größere Speicherbauten und vier Vierpfostenspeicher sicher in das Mittelalter datiert werden. Sie befinden sich im Nordwesten der Grabungsfläche und stehen sicherlich im Zusammenhang mit der 2011/2012 ausgegrabenen angrenzenden mittelalterlichen Siedlung (s. Bericht 2012).

Römische Kaiserzeit

Holthausen FStNr. 8, Stadt Meppen, Ldkr. Emsland

Vor einigen Jahren ließ die Stadt Meppen in der Flur „Lohbreite“ nahe der Ems bei Holthausen auf rund 1,5 Hektar den Oberboden entfernen, um die Entwicklung von Sandtrockenrasenvegetation zu ermöglichen. Dies geschah als Ausgleich für eine wasserbauliche Maßnahme.

Bei naturkundlichen Begehungen auf dieser Fläche fand G. Jaspers aus Meppen seitdem immer wieder Keramikscherben, Spinnwirtel und Schlackebrocken, die er dem NLD meldete. Im Januar und im Dezember 2014 wurde die Fundstelle durch die Archäologen besichtigt. Dabei konnten sie an einigen Stellen zusätzlich stark holzkohlehaltige Bodenverfärbungen feststellen. Allerdings war die Fundstelle durch Erosion, illegales Befahren mit Motorcrossrädern und Quads, vor allem aber durch das Befahren mit Mähmaschinen (zur Unterstützung der Trockenrasenvegetation) stark gefährdet.

Alle Überlegungen zum Schutz des Denkmals sind bislang nicht von Erfolg gekrönt: Eine Ausgrabung dieser Größe wäre sehr aufwändig und teuer, eine Überdeckung würde dem Naturschutzziel widersprechen und wäre auch nicht kostengünstig. Im Jahr 2015 soll nun zunächst eine systematische Begehung mit Metalldetektoren und Einzelfundeinmessung Aufschluss über den Charakter und die Ausdehnung der Fundstelle geben.

Scheerhorn FStNr. 2, Gde. Hoogstede, Ldkr. Grafschaft Bentheim

Die Ortschaft Hoogstede liegt auf einem flussbegleitenden Dünengürtel an der Vechte. Östlich davon befinden sich ausgedehnte Plaggengesche. Auf diesem flussnahen, aber hochwassersicheren Standort mit gut drainierenden Sandböden sind etliche Fund-



plätze bekannt. Da nun dort, direkt an ein bestehendes Neubaugebiet angrenzend, ein weiteres von über 3 Hektar Größe entstehen sollte, wurde durch das NLD eine Suchschnittprospektion durchgeführt.

Wie sich zeigte, handelte es sich um eine mehrphasige Plaggeneschauflage, die an vielen Stellen Mächtigkeiten von bis 2 m erreichte. Darunter lag die relativ stark reliefierte Flussdüne. In diese waren Siedlungsbefunde der Römischen Kaiserzeit wie Pfostengruben, Siedlungsruben, Abfallgruben und Grubenhäuser, aber auch einzelne Brandgruben- und Urnengräber eingegraben. Noch im Jahr 2014 wurde die folglich hier notwendige Rettungsgrabung durch eine Grabungsfirma durchgeführt.

Mittelalter und Neuzeit

Rastede FStNr. 189, Ldkr. Ammerland

Im Frühjahr 2014 entdeckte Mirko Köhne aus Oldenburg nordöstlich von Lehdermoor eine kleine Fundstreuung mit relativ großen Scherben frühgeschichtlicher Keramik. Die Fundstelle liegt direkt nördlich der Hahner Bäke. Die Bäke fließt hier, von der westlich gelegenen Geest kommend, durch das Hochmoor und mündet ca. 1,7 km östlich der Fundstelle in die Jade. Der Wasserzug war im Herbst 2013 maschinell gereinigt worden und der dabei angefallene Aushub, in dem sich die Scherben befanden, wurde direkt nördlich längs des Tiefs abgelagert. Die aufgesammelte Keramik ist in das 9./10. Jahrhundert zu datieren und lässt sich anhand der Randformen mindestens drei verschiedenen Gefäßen zuordnen. Möglicherweise ist die Lage der Fundstelle als Hinweis auf die Rolle der Hahner Bäke als Verkehrsweg zwischen der Geest nördlich von Rastede und der Jade im fortgeschrittenen Frühmittelalter zu deuten.

Bösel FStNr. 2, Ldkr. Cloppenburg

Am Ostrand von Bösel führte das NLD im Bereich eines geplanten Baugebietes im April 2014 eine Suchschnittprospektion durch. Die Fläche liegt auf einer Geestinsel inmitten einer weiten Moorlandschaft und war zudem von einem Plaggenesch bedeckt. Bei der Voruntersuchung wurden einige Siedlungsbefunde (Pfostengruben, Gräbchen) sowie Keramik des Frühmittelalters festgestellt, die ganz im Westen des untersuchten Areals zutage traten. Im größten Teil wurden keine denkmalpflegerisch relevanten Befunde angetroffen, jedoch nahezu flächendeckend Reihen Eschgräben, die hier sogar mehrphasig angelegt wurden und sich somit z.T. überlagerten. Die Eschgräben waren deutlich erkennbar erst in jüngerer Zeit durch die bereits existierenden Eschaufrträge gegraben worden (Abb. 4). Dies kann darauf hinweisen, dass hier in der Neuzeit Bodenmaterial, sogenannter Dungsand, direkt aus den Äckern entnommen wurde, um zur Anreicherung mit Dung in Ställe, insbesondere in Schafställe, verbracht zu werden. Später wurde der dabei entstandene Dünger wieder auf die Äcker gebracht. Für andere Orte in der Region ist dieses Verfahren durch schriftliche Überlieferung bereits belegt.



Abb. 4: Eschgräben schneiden in Bösel den Eschauftrag.

Varel FStNr. 11, Ldkr. Friesland

Die Stadt Varel ließ im Sommer 2014 den zentral gelegenen Schlossplatz neu gestalten. Dies wurde mit der Erneuerung von Versorgungsleitungen verbunden, so dass auf rund 3500 m² Bodeneingriffe erfolgten. Sie wurden durch Marvin Mädler vom NLD und einige ehrenamtliche Helfer vom 26. Mai bis 27. Juni täglich begleitet. Zu den Ergebnissen s. Beitrag von Fries und Juister in diesem Band.

Delmenhorst FStNr. 28

Im Juli 2014 informierte die Stadt Delmenhorst das NLD über einen bemerkenswerten Fund bei Bauarbeiten im südlichen Bereich der Bahnhofsstraße. Hier war von den Bauarbeitern bei Leitungsbauarbeiten eine große Sandsteinkonsole in Form eines Löwenkopfes (Abb. 5) gefunden und geborgen worden. Da im betroffenen Baustellenbereich auch Mauer- und Fußbodenreste zu Tage getreten waren, galt es zu klären, inwieweit hier eine archäologische Fundstelle von den Baumaßnahmen betroffen war. Allerdings stellte sich schnell heraus, dass die Konsole aus der Verfüllung eines Rohrleitungsgrabens geborgen worden war, der aus den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts stammte. Ebenfalls als jung anzusprechen waren die im Baustellenbereich erkennbaren Mauer- und Fußbodenreste. Die an den Mauerresten aufgenommenen Ziegelmaße und der Zementputz datieren den Bau eines Kellers an diesem Ort in das 19. oder 20. Jahrhundert.



Abb. 5: Die Konsole mit Löwenkopf muss von einem herrschaftlichen Gebäude stammen.

Die Konsole mit Löwenkopf hat eine Höhe und Breite von jeweils 50 cm und eine Tiefe von 60 cm. Diese beachtliche Größe der mit seitlichen Voluten versehenen Sandsteinplastik und insbesondere einige stilistische Merkmale legen eine erste Datierung des Fundobjektes in den Zeitraum um 1600 bzw. in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts nahe.

Die imposante Konsole dürfte ursprünglich in einem heute nicht mehr existierenden, durchaus repräsentativen bzw. herrschaftlichen Gebäude verbaut gewesen sein. Ob es sich dabei um das ehemalige Delmenhorster Schloss gehandelt hat, muss vorerst ebenso spekulativ bleiben wie die Vorgänge, die zu ihrer Verlagerung an den Ort der Auffindung in der Bahnhofsstraße geführt haben.

Engden FStNr. 9, Ldkr. Grafschaft Bentheim

Schon 1982 wurden am Nordrand der Niederung „Engdener Wüste“ bei Nordhorn, mitten auf dem Schießplatz „Nordhorn Range“ gelegen, die Reste eines alten Weges festgestellt, der auf alten Karten als Fahrweg zwischen Elbergen und Engden eingetragen ist. Damals konnten auf etlichen Kilometern Länge teilweise vier bis sechs Fahrinnen in einer Breite von 30-60 m von WSW nach ONO verfolgt werden.

Im Januar 2014 konnten auf Einladung von Silvio Stöckert, Hauptfeldwebel beim Schießplatzkommando Nordhorn, diese und eine weitere Fundstelle durch das NLD

erneut besucht werden. HptFW Stöckert hatte als zusätzliche Informationsquelle historische Luftaufnahmen aus den 1930er- und 40er Jahren ausgewertet und einen kleinen Schnitt durch eine der Karrenspuren anlegen lassen. Bei der Begehung zeigte sich, dass die Karrenspurenbündel noch erkennbar sind, allerdings verwischt die Heidevegetation den optischen Eindruck. Im Profilschnitt konnten an dieser Stelle allerdings keine tieferen Karrenradfurchen erkannt werden.

Engden FStNr. 101, Gde. Engden, Ldkr. Grafschaft Bentheim

Das Schießplatzkommando Nordhorn führt zur Kampfmittelbeseitigung auch Geomagnetik-Prospektionen durch. Im Rahmen einer solchen Untersuchung wurde ein Schlackefeld entdeckt, das sich über mehrere hundert Quadratmeter am Ostrand des Schießplatzes erstreckt. Einige Schlackebrocken wurden dem NLD Oldenburg vorgelegt, das sie wiederum durch die montanarchäologische Außenstelle begutachten ließ. Es handelt sich sehr wahrscheinlich um frühindustrielle Hochofenschlacke, die an dieser Stelle entsorgt wurde. Der historische Weg Engden FStNr. 9 (s. oben), der direkt südlich an dem Schlackefeld vorbeiführt, wurde mit solchen Schlackebrocken ausgebessert.

Bei der Begehung im Januar 2014 wurde auch diese Fundstelle aufgesucht. In der hohen Heidevegetation konnten allerdings oberirdisch keine weiteren Beobachtungen gemacht werden.

Nordhorn FStNr. 53, Ldkr. Grafschaft Bentheim

Bei Ausschachtungsarbeiten auf der Hauptstraße (Hausnr. 55) in Nordhorn wurde ein Teil der Uferbefestigung einer bekannten Gracht, der „Binnenvechte“, entdeckt. Diese war auch bereits in den vergangenen Jahren mehrfach bei Bauarbeiten sichtbar geworden, sodass ihr Verlauf nach und nach rekonstruiert werden kann. Die nur ca. 12 m² große Fläche wurde am 18.03.2014 durch das Team der Grabung Haferkamp dokumentiert.

Die ursprüngliche Uferbefestigung besteht aus Quadern aus Bentheimer Sandstein. Bei einer späteren Aufhöhung wurde eine Ziegelmauer mit dem gleichen Sandstein verblendet. Außerdem konnten Überreste der Ziegelpflasterung aus der ersten Phase dokumentiert werden.

Nordhorn FStNr. 63, Ldkr. Grafschaft Bentheim

Eine Nordhorner Baufirma hatte im August 2014⁵ auf der Parzelle „Hagenstraße 41“ in der Innenstadt mit Erdarbeiten begonnen, um einen Keller auszuheben, ohne die denkmalrechtlichen Auflagen zu beachten. Da das NLD ohnehin mit einem Grabungsteam im Ort war (s. Abschnitt Eisenzeit), konnte kurzfristig vom 19. bis 22.08.2014 eine Baubegleitung durchgeführt werden.

Da das Areal zwar nicht komplett unterkellert, aber stark durch ca. 40 bereits in den Boden gebohrte Stahlbetonpfähle gestört war, war ein schichtweises Abtragen des Bodens nicht möglich. Als archäologisch relevante Befunde waren nur eine neuzeitliche Abfallgrube sowie einige schon gezogene neuzeitliche Pfähle erkennbar.

Weitere Aktivitäten

Wie in den vergangenen Jahren beruhte auch 2014 ein großer Teil unserer Arbeit auf den unterschiedlichsten Planungsvorhaben, die uns von Bauherren, Planungsbüros, Kommunen, anderen Behörden, Architekten, potentiellen Grundstückskäufern und vor allem von den unteren Denkmalschutzbehörden der Kreise und Kommunen erreichten. Der erste Schritt im Umgang damit ist immer die Prüfung, ob durch das Vorhaben Bodendenkmale gefährdet werden könnten. Dies haben wir im Jahr 2014 rund 400-mal getan und dazu Auskunft gegeben. Neben den schriftlichen Stellungnahmen und telefonischen Auskünften zu Bodendenkmalen vertreten wir den Schutz der archäologischen Denkmale auch persönlich bei Besprechungen mit Kommunen, Antragskonferenzen für Planfeststellungsverfahren, Bauberatungen oder Ortsterminen auf Denkmalen.

Da die Mehrzahl aller Bodendenkmale aber nicht bekannt ist, ist die häufigste Aussage, die wir dabei und in den Stellungnahmen treffen können, dass eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für Bodendenkmale besteht und überprüft werden sollte, ob in der Planfläche tatsächlich solche verborgen sind. Dies erfolgt in einem zweiten Schritt meist durch eine Baggerprospektion, in der stichprobenartig etwa 10 % der überplanten Fläche geöffnet werden. 2014 wurden im Raum Weser-Ems 33 derartige Prospektionen durchgeführt, sieben davon durch das NLD. Falls dabei Bodendenkmale festgestellt werden, folgen (oft umfangreiche) Gespräche mit den Bauherren, bis die notwendige Rettungsgrabung erfolgen kann. Dies war im vergangenen Jahr 24-mal der Fall. In elf weiteren Fällen wurden Bauarbeiten archäologisch begleitet, ohne dass zuvor eine Grabung stattfand.

Ausgrabungen sind offenkundig für sehr viele Menschen interessant und fast überall, wo Archäologen im Gelände tätig sind, werden sie befragt, was sie da tun und was sie entdeckt haben. Um nicht nur zufällig Passanten zu informieren, führen wir bei größeren Aktivitäten regelmäßig Pressetermine durch und bieten zum Teil auch Führungen an. Bei der Baubegleitung in Varel 2014 ging das Interesse der Anwohner über neugierige Fragen weit hinaus und es hat sich in der Folge ein Arbeitskreis gebildet, der die Ergebnisse der Ausgrabung langfristig sichtbar machen möchte.

Vorträge für ein allgemeines Publikum wie für die Fachkolleginnen und -kollegen werden sehr regelmäßig von der Bezirksarchäologie angeboten. So stellte der ehemalige Bezirksarchäologe Dr. Jörg Eckert 2014 bei drei Vorträgen in Oldenburg und Bad Zwischenahn Bodendenkmale der Region vor und Dr. Jana Esther Fries informierte in fünf Vorträgen von Nordhorn bis Istanbul. Dr. Eckert leitete zudem drei Exkursionen, im Oldenburger Land, in den Raum Osnabrück und in den Kreis Verden. Wie in den vergangenen Jahren ist immer am 3. Dienstag im Monat kurz nach 9 Uhr im Oldenburger Lokalsender O 1 ein kurzes Live-Gespräch zur Archäologie mit Dr. Jana Esther Fries zu hören. Ebenfalls fortgesetzt wurde 2014 die Zusammenarbeit mit dem Landesmuseum Natur und Mensch. Dort sind nicht nur in den Sonderausstellungen immer wieder Funde aus der archäologischen Denkmalpflege zu sehen, eine eigene Vitrine im Eingangsbereich informiert weiterhin über aktuelle Funde aus unserer Arbeit.

Ein neuartiges Projekt, das 2014 einigen Einsatz erforderte, war ein Lehrangebot an der Universität Oldenburg durch Dr. Jana Esther Fries. Schon seit einigen Jahren bie-

tet sie dort am Institut für Geschichte Einführungen in die Archäologie an. Im Wintersemester 2013/14 war das Ziel der Veranstaltung nun nicht nur, die Studierenden zu informieren. Es sollte zudem noch ein Buch über die wichtigsten und interessantesten Ausgrabungen in der Stadt Oldenburg entstehen, geschrieben von den Teilnehmern/-innen. Obwohl der Schreib-, Redaktions- und Produktionsprozess deutlich länger als ein Semester dauerte, blieben die Autorinnen und Autoren dabei und mit Hilfe fast aller Mitglieder der Bezirksarchäologie konnte der fertige Band in der Reihe des Landesvereins kürzlich vorgestellt werden

Nicht oft genug kann betont werden, dass die Arbeit der Bodendenkmalpflege ohne ehrenamtliche Mithilfe nicht erfolgreich sein kann. Die Zahl der ehrenamtlichen Unterstützer ist zum Glück konstant, einige ihrer Funde und gemeinsamen Projekte sind oben genannt. Besonders ausgeprägt war die Unterstützung für den (einzigen) Profi vor Ort bei der geschilderten Baubegleitung in Varel. Aber auch durch Mithilfe bei anderen Grabungen, Pflege von Großsteingräbern, Baustellenkontrollen oder Begehungen überplanter Flächen leisteten die Ehrenamtlichen wieder einmal wertvolle Unterstützung.

Neben ehrenamtlichen Helfern haben auch Schüler/-innen und Studenten/-innen die Gelegenheit, Einblicke in die Arbeit der Bodendenkmalpflege zu gewinnen. Zwei Schülerinnen und ein Schüler nutzten dies 2013 in Form eines Praktikums im NLD.

Veröffentlichungen

- Jana Esther Fries, Dick Schlüter, Jan van de Steeg, Thomas Terberger und Michael Wesemann, Steine verändern die Geschichte. Funde aus der Zeit der Neandertaler in der Grafschaft Bentheim. Bentheimer Jahrbuch 2015, 63-72.
- Jörg Eckert, Ein durchaus wehrhafter Besitz – archäologische Ausgrabungen in der Burg Specken. Kulturland Oldenburg Nr. 159, 2014, 44-45.
- Jana Esther Fries, Bericht der archäologischen Denkmalpflege 2013, Oldenburger Jahrbuch 114, 2014, 219-231.
- Jörg Eckert, Archäologische Ausgrabungen in der Burg Specken. In: Grabung Burg Specken, Begleitheft zur Ausstellung 2014.
- Michael Wesemann, Alte Burg in neuem Licht. Eine Grabung im Vorfeld der Bokeler Burg bei Wiefelstede, Ldkr. Ammerland. Oldenburger Jahrbuch 114, 2014, 233-240.
- Jana Esther Fries, Die längste Rettungsgrabung Oldenburgs. 25 Jahre Dokumentation der mittelalterlichen Stadtmauer. Archäologie in Niedersachsen 17, 2014, 132-135.
- Jana Esther Fries und Stephan Veil, Fernkontakte späteiszeitlicher Jäger und Sammler in der norddeutschen Tiefebene – ein Klingenkern aus rotem Helgoländer Flint von einem Oberflächenfundplatz am Dümmer bei Damme, Ldkr. Diepholz. Siedlungs- und Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 37, 2014, 125-140.

Abbildungsnachweis

- 1 Uwe Janßen, NLD
- 2 und 4 Michael Wesemann, NLD
- 3 Tiphain Garçon, NLD
- 5 Jürgen Schneider, NLD





Jana Esther Fries und Niels Juister

Große Augen gemacht! Der Fund einer manieristischen Bauplastik am Schlossplatz in Varel

Die Stadt Varel plante für den Sommer 2014 die Neugestaltung des zentralen Schlossplatzes. Die Ende der 1960er Jahre angelegten Pflanzbeete und Installationen sollten entfernt und durch zeitgemäße gestalterische Elemente ersetzt, Versorgungsleitungen erneuert und ein neuer, befahrbarer Bodenbelag eingebaut werden. Damit verbunden waren Bodeneingriffe auf rund 3500 m², meist zwischen einem Meter und wenigen Dezimetern Tiefe.

Der Schlossplatz befindet sich in zentraler Lage von Varel und stellt den alten Ortskern dar. Er wird im Westen und Norden von der Kreisstraße 109 als Durchgangsstraße umflossen und im Süden und Osten von Geschäftshäusern begrenzt, die um das Jahr 1880 entstanden (Abb. 1). Unmittelbar nördlich der Kreisstraße befindet sich die Schlosskirche, das älteste Steingebäude Varels. Angesichts der großen historischen Bedeutung des Platzes wurde zwischen der Stadt und dem Landesamt für Denkmalpflege vereinbart, dass ein Archäologe die erforderlichen Bodeneingriffe täglich begleitet. Diese Aufgabe übernahm vom 26. Mai bis 27. Juni 2014 Marvin Mädel, der von mehreren ehrenamtlichen Helfern unterstützt wurde.

Dauerbaustelle: die Geschichte des Schlosses Varel

Der Kirchhügel im Zentrum von Varel stellt mit rund 9,5 m über NN die höchste Erhebung eines Geestrückens dar. Seine ursprüngliche Höhe ist allerdings um einiges geringer. Er wurde durch jahrhundertelange Besiedlung und im Rahmen von Baumaßnahmen erkennbar aufgehöhht. Auf dem Rücken wurde etwa Mitte des 12. Jahrhunderts eine Wehrkirche errichtet, die heutige Schlosskirche. Direkt westlich (und damit außerhalb der Untersuchungsfläche) errichteten friesische Häuptlinge in der Mitte des 14. Jahrhunderts ein weiteres Steingebäude. Ab dem Ende des 15. Jahrhunderts übernahmen in Varel die Oldenburger Grafen die Herrschaft, bauten den Burg- hül gel weiter aus und ließen daraus schließlich 1656/1659 ein Schloss werden. Graf Anton Günther von Oldenburg ließ südlich des Gotteshauses (teilweise im Bereich der heutigen Kreisstraße) ein dreistöckiges Gebäude errichten. Zudem wurde ein

Anschrift der Verfasser: Dr. Jana Esther Fries und Niels Juister, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Stützpunkt Oldenburg, Ofener Straße 15, 26121 Oldenburg



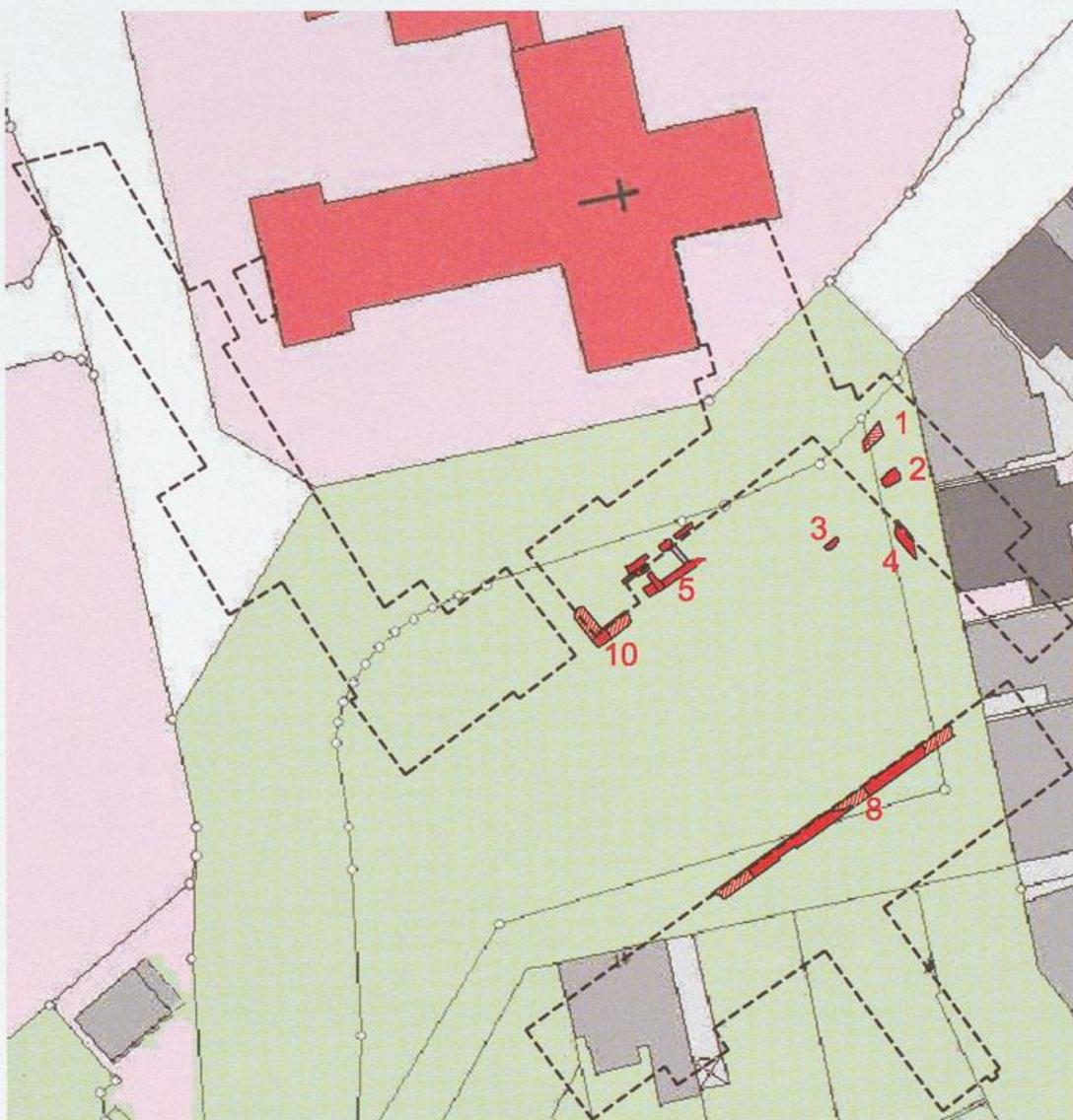


Abb. 1: Lage des Schlossplatzes, darauf projiziert der Katasterplan des Schlosses aus dem Jahr 1848 und die bei der Baubegleitung entdeckten Befunde

weiter südlich gelegenes Vorwerk zum Marstall umgebaut und damit ein äußerer Schlosshof geschaffen. Da die Ehe von Anton Günther kinderlos geblieben war, vermachte er seinem einzigen Nachkommen Anton von Aldenburg, der aus einer nicht legalisierten Verbindung zur Freiin von Ungnad stammte, das Amt Varel und weitere Gebiete. Unter seinen Nachkommen wurden zwischen 1708 und 1750 weitere Um- und Erweiterungsbauten vorgenommen. Direkt danach zerstörte 1751 ein Stadtbrand umfangreiche Teile des Schlosses. Der Osttrakt wurde anschließenden neu errichtet. Nach einem langen, berühmt gewordenen Erbfolgestreit um die Besitzungen der Familie Aldenburg-Bentinck kaufte im Jahr 1854 das Haus Oldenburg das Amt Varel, die Herrlichkeit Kniphausen und die Vogtei Jade. Das Schloss in Varel wurde – bis auf die Schlosskirche – schließlich ab 1861 abgerissen.

Einsichten auf der Baustelle: Entdeckungen bei der Baubegleitung

Der heutige Schlossplatz umfasst die Fläche des ehemaligen äußeren Schlosshofes, des Marstalls, der Freiflächen südlich davon und eines Teils der Gebäude zwischen innerem und äußerem Hof. Bei den jetzigen Bauarbeiten war gut zu erkennen, wie stark die jahrhundertlange Bebauung den ursprünglichen Boden und ältere Spuren verändert und beeinträchtigt hat. Im Rahmen der Baubegleitung konnten ganz im Nordosten der Untersuchungsfläche, innerhalb der Kreisstraße, der gewachsene Boden und eine wohl mittelalterliche Oberfläche festgestellt werden. Auf dem eiszeitlichen gelben Geschiebedecksand mit hohem Lehmanteil lag hier eine bis zu 60 cm mächtige, humose Sandschicht. Darauf waren rund 1 Meter unterhalb des Asphalts Reste dünner Laufhorizonte zu erkennen. Zu den älteren Befunden gehörten auch eine Grube und ein Graben, die neben und unter den Fundamenten des Marstalls dokumentiert wurden und Keramik aus dem 15. bis 16. Jahrhundert enthielten.

Weiter wurden verschiedene Mauerzüge festgestellt, die sich zum großen Teil den bekannten Gebäudeteilen des Schlosses zuordnen ließen. Gebaut wurde ganz überwiegend mit Ziegeln. Über die Grundrisse und die Lage der verschiedenen Schlossbauten in der letzten Bauphase gibt ein Katasterplan aus dem Jahr 1848 Auskunft. Zwei nun dokumentierte Mauerbefunde (Befund 5 und 10) lassen sich dem 1656 bis 1659 unter Graf Anton Günter südlich der Kirche errichteten Bibliotheksflügel zuordnen. Befund 10 entspricht genau der Südostecke der Durchfahrt zwischen den beiden Höfen. Befund 5 entspricht teilweise der Südmauer des Bibliotheksflügels. Angestückelt wirkende Bereiche von Befund 5 können am ehesten als spätere Reparaturen oder



Abb. 2: Der Ziegelbogen mit dem Sandsteinquader



Abb. 3: Der überbauter Brunnen mit dem weitgehend abgerissenen Fundament

worden sein. An der höchsten Stelle des Bogens war an der Unterkante im Osten eine bemerkenswerte Blattmaske eingebaut, mit der Schauseite nach innen. Offenbar wurde sie als Spolie hier zweitverwendet.

Mit dem Ausbau der Schlossanlage 1708 wurde auch der Bereich südöstlich der Kirche umgestaltet. Im Zuge der Neugestaltung des äußeren Schlosshofes wurden zahlreiche Hofgrundstücke südlich des Schlosses aufgekauft und größtenteils abgebrochen. Im Jahr 1709 wurde auch die Hofstelle Behrens, in unmittelbarer Nähe südöstlich der Kirche gelegen, erworben und bis 1751 als Wohnung des Schlossvogts und als Amtsräumlichkeit/Rentei genutzt. 1751 wurde dieses Gebäude dann durch einen Brand zerstört. Der Brunnen gehörte möglicherweise zu dieser Hofstelle und wurde aus statischen Gründen beim Neubau des Ostflügels 1751 mit dem Bogen überfangen.

Die Abweichung zwischen der aktuellen Einmessung der entdeckten Gebäudereste und ihre Lage in dem erwähnten Katasterplan darf nicht überinterpretiert werden; eine ganz vergleichbare Differenz ließ sich auch im Bereich des Marstalles feststellen.

Umbauten erklärt werden, etwa im Zusammenhang mit der sog. Kegelbahn, einem nach 1751 umgestalteten Verbindungstrakt zwischen dem Winterschloss im Osten und dem westlichen Torgebäude. Zu dem 1751 bis 1756 errichteten Osttrakt gehören auch zwei auf kurzer Strecke freigelegte Mauerreste, die als Querwände interpretiert werden können. In der Südhälfte des Schlossplatzes kam schließlich das Fundament des 1722 erweiterten Marstalls zutage.

Kompliziert ist die Interpretation eines Mauerzuges im Osten des Platzes. Hier wurde offenbar ein Brunnen (Bef. 6, nicht in in Abb. 1 erkennbar, da unter Bef. 4 liegend) mittig durch einen Stützbogen aus Ziegeln überbaut, der zu einem etwa nordsüdlich ausgerichteten Fundament (Bef. 4) gehörte (Abb. 2 und 3). Der Brunnen, ebenfalls aus Ziegeln, kann wegen des geringen Abstandes zwischen Brunnenkranz und Scheitelpunkt des Bogens nach dem Bau des Fundaments nicht mehr genutzt

Typische Funde

Im Rahmen der Baubegleitung wurden insgesamt 194 Fundstücke geborgen. Die meisten davon können zwar Befunden zugeordnet werden, helfen aber nicht wesentlich bei der Datierung der Bauphasen, denn bei den immer wieder neuen Umgestaltungen gelangte häufig Abfall und Schutt aus den vergangenen Jahrhunderten in die Baugruben, sodass Funde aus verschiedenen Epochen zusammen lagen. Prestigeobjekte oder Funde, die einem adeligen Lebensstandard entsprechen, fehlen fast gänzlich. Angesichts der eher punktuellen Eingriffe in den Boden ist dies jedoch nicht wirklich überraschend. Ohnehin ist im Zusammenhang mit Fundamenten und Planierungen meist kein allzu großer Fundniederschlag zu erwarten – abgesehen von Bauschutt.

Innerhalb der Baumaterialien ragen bunte Fliesen heraus, die als Delfter oder holländischen Buntfliesen bezeichnet werden (Abb. 4). Sie wurden u.a. im Bereich der Durchfahrt vom äußeren in den inneren Schlosshof gefunden. Ihre Stärke und das blaugelbe Dekor verweisen auf ein Herstellungsdatum Anfang des 17. Jahrhunderts. Allerdings ist eine lange und auch mehrfache Verwendung denkbar. Ähnliche Fliesen wurden auch im Oldenburger Schloss verbaut. Daneben wurden beispielsweise Putzfragmente, Dachziegel mit schwarzer und Kachelfragmente mit grünbrauner und gelbbrauner Glasur entdeckt, die chronologisch wenig aussagekräftig sind. Einige wenige Stücke Schieferbruch lassen vermuten, dass die Dachdeckung zeitweise aus Schieferplatten bestand.

Aus der Abfallgrube und dem Graben in der Nähe des Marstalls wurde eine Reihe Scherben geborgen, die als hart gebrannte graue Irdenware bezeichnet werden. Sie lassen sich dem Übergang vom späten Mittelalter zur frühen Neuzeit (15. bis 16. Jahrhundert) zurechnen. In der unmittelbaren Nähe der genannten Mauerbefunde

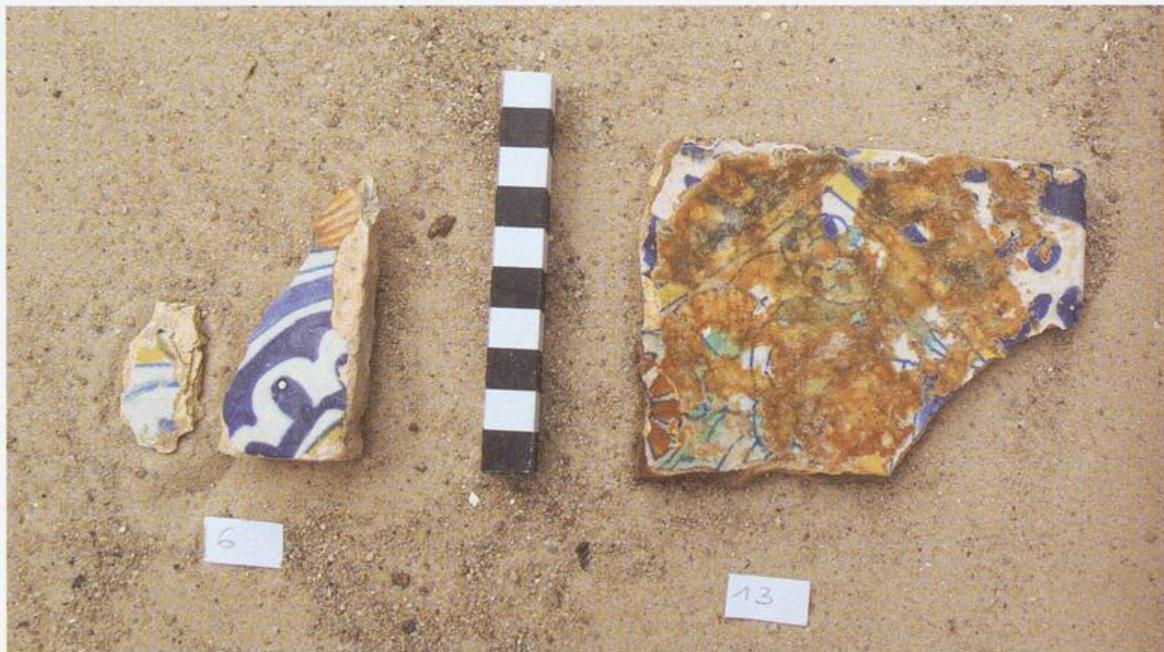


Abb. 4: Die bemalten Delfter Fliesen

wurden jüngere Scherben von gelbglasierter Irdenware und von Tonpfeifen entdeckt, die sich etwa dem 17. Jahrhundert zuordnen lassen.

Weiter wurden verschiedene Tierknochen gefunden, teils mit Zerlegespuren, die als gewöhnlicher Siedlungsabfall zu werten sind, sowie einige Objekte aus Buntmetall und Eisen. Dazu gehören ein Armbrustbolzen, zwei Pfeil- oder weitere Bolzenbewehrungen und eine mutmaßliche eiserne Kanonenkugel. Im Umfeld eines Steinhauses, später eines Schlosses, sind solche militärischen Funde nicht überraschend und müssen nicht für tatsächliche Kämpfe an diesem Ort stehen.

Die Blattmaske

Während alle bislang genannten Funde dem entsprachen, was im Umfeld eines bedeutenden Bauensembles zu erwarten war, ragt der Schlussstein mit Blattmaske klar aus dem Tagesgeschäft der Rettungsarchäologie heraus. Es handelt sich um einen Sandsteinquader von 33 x 22 x 42 cm, auf dessen Schauseite ein Gesicht mit kugeligen Augen aus einem pflanzlichen Ornament hervorsticht (Abb. 5). Die Figurensprache der Blattmaske weist das Werk als Steinmetzarbeit des Manierismus aus. Stilistisch ist es damit in das Umfeld von Ludwig Münstermann und die Regierungszeit von Anton II., Graf von Oldenburg und



Abb. 5: Die Blattmaske

Delmenhorst (aus der Delmenhorster Nebenlinie des Grafenhauses) und seiner Gemahlin Sybille Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, einzuordnen. Deutlich wird diese Einordnung auch im Vergleich mit der Konsole einer Ecclesia, einer allegorischen Darstellung des Christentums als Frauenfigur, vom heute nicht mehr vorhandenen Kanzeldeckel der Varelker Schlosskirche. Sie zeigt am Fuß eine ganz ähnliche Blattmaske.

In den Jahren von 1614 bis 1619 war Ludwig Münstermann die Ausstattung der Kirchen in Delmenhorst und Varel, beides Residenzen von Anton II., übertragen. So schuf er in der Schlosskirche Varel neben dem beeindruckenden Altar die Kanzel und den Taufstein. Zwischen 1612 und 1638 lieferten Münstermann und seine Werkstatt für das Oldenburger Land insgesamt nahezu 40 große

sakrale Ausstattungsgegenstände. Die Verbindungen Münstermanns zu dem gräflichen Haus Oldenburg lassen sich wohl auf die politischen und verwandtschaftlichen Beziehungen des Grafen zum Haus Braunschweig zurückführen, für das Münstermann bereits tätig war. Neben Anton II. beauftragte auch dessen Neffe Anton Günther den Bildhauer Ludwig Münstermann mit der Ausstattung mehrerer Kirchen im Oldenburger Land. Die Gestaltung der Fassade des Oldenburger Schlosses wurde von der Werkstatt des Bremer Bildhauers Johann Prange unter Mitwirkung von Münstermann übernommen.

Für das Vareler Schloss sind 1596 Bauarbeiten am „Hauß Varel“ belegt. Am 5.7.1596 sind laut Bericht des Amtmannes in Delmenhorst Dachpfannen nach Varel „auff dies neue Hauß“ geliefert worden. Nach dem Tode von Anton II. im Jahr 1619 führte dessen Frau Sybille Elisabeth die Regentschaft. Von 1633 bis zu seinem Tode 1647 lenkte dann Christian IX. die Regierungsgeschäfte. Er verstarb kinderlos, womit die Delmenhorster Seitenlinie des Oldenburger Grafenhauses erlosch. Bautätigkeiten am Schloss in Varel während seiner Amtszeit sind nicht bekannt. Vielmehr waren die Finanzen von Christian IX. aufgrund der Versorgung und Ausstattung seiner neun Schwestern erheblich belastet. Erst im Zeitraum von 1656 bis 1659 sind unter Graf Anton Günther, der die Grafschaften Delmenhorst und Oldenburg vereinigte, wieder größere Baumaßnahmen am Schloss in Varel dokumentiert. Für diese Ausbauphase ist aus der umfangreichen Korrespondenz die Konstruktion der Fenster als Kreuzstockfenster mit Sandsteingewände aus Oberkirchner Sandstein bekannt. Sie entsprechen in etwa der Ausführung, die heute noch am Waisenhaus in Varel von 1671 zu sehen ist. Eine zeitliche Verortung der Blattmaske in Varel dürfte daher einzig mit den Bautätigkeiten von Anton II. bis 1619 zu verbinden sein.

Das Besondere an der Blattmaske ist der starke Ausdruck der figürlichen Gestalt, die mit ihrer vortretenden Augen-, Nasen- und Mundpartie die menschlichen Gesichtszüge überzeichnet und mit einer umwallenden, wehenden Mähne verbindet. Pflanze, Mensch und Tier werden dadurch zu einem miteinander verwobenen Lebewesen. Diese Form der Grotteske geht auf die niederländischen Bildhauer und Architekten Cornelis Floris de Vriendt und Cornelis Bos zurück. Zunächst im abstrakten Ornamentstich entwickelt, wurden die Formen und Figuren bald in plastische Werke übertragen. Neu war die Ergänzung und Kombination der Figuren mit einem frei geformten Gerüst, das gelegentlich einer Eisenarchitektur, dem Roll- und Beschlagwerk, gleicht. Auch die Vareler Blattmaske zeigt in ihrer Mähne die wesentlichen Elemente des Rollwerks. Die Werke von Cornelis Floris dürften Münstermann bekannt gewesen sein. Zum einen waren die zwei bekannten Druckwerke „Veelderley veranderinghe van grotissen“ und „Veelderley niewe inventien van antyksche sepulturen“ aus den 1550er Jahren weit verbreitet. Zum anderen befinden sich zwei Hauptwerke aus der Schule von Cornelis Floris in enger räumlicher Nähe. Fräulein Maria von Jever beauftragte im Zeitraum 1561-1564 die Schaffung zweier herausragender Renaissance-Kunstwerke im Nordwesten: der Kassettendecke im Schloss zu Jever und des Grabmals für ihren Vater Edo Wiemken d. J. in der Stadtkirche. Beide Werke werden der Werkstatt von Cornelis Floris zugeschrieben und können in Teilen dem Künstler Heinrich Hagart zugeordnet werden.

Auch das 1608-12 in Formen der ausgehenden Weserrenaissance umgebaute Rathaus in Bremen zeigt einen reichhaltigen Figureschmuck, darunter auch Fabeltiere und



Grotesken. Noch deutlicher zeigt sich die Ähnlichkeit zu den Steinmetzarbeiten an der Schlossfassade in Oldenburg. Insbesondere die Konsolen unter den Fensterbänken zeigen ähnliche Fabelwesen und Grotesken wie die Vareler Blattmaske.

Zur ehemaligen Lage des Steines lässt sich nur feststellen, dass er wohl nicht als Schlussstein verwendet wurde. Das Werkstück ist mit zwei Schauseiten ausgeführt, nämlich der Vorderseite mit der Blattmaske und der Unterseite mit einem abgeflachten Diamantquader. Der Diamantquader ist als Gestaltungselement ebenfalls bei zahlreichen Architekturdarstellungen in den Altären von Ludwig Münstermann zu



Abb. 6: Das Rathaus von Bolsward in der Provinz Friesland.

finden. Die Gestaltung von zwei Schauseiten legt eine Verwendung für ein Portal oder einen Blendbogen nahe. Ein Schlussstein wäre symmetrisch gestaltet. Aufgrund der beiden unterschiedlich geneigten Flanken ist eine Verwendung innerhalb eines flachen Korbbogens wahrscheinlich. Diese Blendbögen dienten der statischen Entlastung der darunter liegenden Fensteröffnungen, deren Sandsteinstürze nicht in der Lage waren, die Lasten aus dem darüber liegenden Mauerwerk aufzufangen. Sie sind typisch für die niederländisch beeinflussten Bauwerke der ausgehenden Renaissance. Die Sandsteinquader innerhalb der gemauerten Entlastungsbögen sind häufig mit Quadern, Kerbschnittmustern oder eben auch figürlichen Darstellungen verziert. Ein eindruckliches Beispiel einer solchen Architekturform ist das 1614-17 von Jacob Gysbert errichtete Rathaus von Bolsward in der Provinz Friesland in den Niederlanden (Abb. 6). Auch in der Stadt Emden fanden sich bis zu der Kriegszerstörung zahlreiche Beispiele dieser niederländisch beeinflussten Gestaltungsweise (so z.B. Große Burgstr. 24). Erhalten sind in Emden die Häuser Pelzerstr. 11 und 12, die auch heute noch eindrucklich die Gestaltungsprinzipien veranschaulichen. Häufig tritt wie in dem Beispiel aus Emden jedoch die etwas einfachere Variante auf, bei der die Entlastungsbögen innerhalb des Mauerwerks geführt werden und nur wenige, einseitig gestaltete Werksteine Verwendung finden oder auf Werksteine ganz verzichtet wird. Eindrückliche Beispiele dieser Architekturgestaltung lassen sich in Friesland an der Burg Fischhausen als auch am Schloss Gödens und in Maihausen finden. An der Vareler Blattmaske sind an wenigen Stellen noch Fassungsreste zu erkennen, so dass der gesamte Stein ehemals gefasst gewesen ist. Ob der Stein ursprünglich einfarbig oder mehrfarbig gefasst gewesen ist, kann nur im Rahmen einer restauratorischen Untersuchung erfolgen. Damit harrt auch die Blattmaske noch einer weiteren Bearbeitung und Auswertung.

Literatur

- Aukschun, Hans-Reinhard: Die Schlosskirche in Varel und ihre Munstermann-Werke; Varel 1983.
- Janßen, Wilhelm: Burg und Schloss Varel – Die baugeschichtliche Entwicklung von einer Wehrkirchenanlage zu einer reichsgräflichen Residenz; Oldenburg 1989.
- Kreft, Herbert und Soenke, Jürgen: Die Weserrenaissance; Hameln 1986; 6. Aufl.
- Lein, Edgar und Wundram, Manfred: Manierismus; Reclam Kunst Epochen Bd. 7; Stuttgart 2008.
- Molen, S.J. van der: Friesland Monumentaal – in takomst foar us forline; Leeuwarden 1975.
- Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.): Königfeld, Peter: Das holzsichtige Kunstwerk – zur Restaurierung des Münstermann-Altarretabels in Rodenkirchen/Wesermarsch; Hameln 2002.
- Oldenburgische Landschaft (Hrsg.): Knollmann, Wilhelm, Ponert, Dietmar und Schäfer, Rolf: Ludwig Münstermann; Oldenburg 1992.
- Oldenburgische Landschaft (Hrsg.): Friedel, Hans u. a.: Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg; Oldenburg 1992.
- Pühl, Eberhard: Alte Backsteinhäuser in Ostfriesland und dem Jeverland, Oldenburg 2007.
- Siebern, Heinrich: Die Kunstdenkmäler der Stadt Emden; Hannover 1927; unveränderter Nachdruck Leer 1975.



Abbildungsnachweis

Abb. 1 M. Wesemann

Abb. 2-4 und 5 alternativ Marvin Mädler

Abb. 5 U. Janßen

Abb. 6 N. Juister

alle NLD



Maria Will

Ein Hauch Wilder Westen im Herbarium des Landesmuseums Natur und Mensch Oldenburg

Die Sammlung texanischer Pflanzen von Charles Vinzent

Das Landesmuseum Natur und Mensch Oldenburg beherbergt eine umfassende botanische Sammlung, die seit Oktober 2010 unter dem Akronym LMO im internationalen Index Herbariorum geführt wird. Obwohl die meisten Sammlungsobjekte bisher nur unvollständig erfasst und wissenschaftlich ausgewertet wurden (Metzing & Strauch 2011), stellt das Herbarium eine wertvolle Quelle für Wissenschaft und Forschungen dar. So kann anhand historischer Aufsammlungen beispielsweise rekonstruiert werden, welche Pflanzenarten zur jeweiligen Zeit in einem bestimmten Gebiet vorkamen. Durch ein späteres Besammeln der entsprechenden Region ist es dann möglich, Aussagen zum Rückgang oder zur Ausbreitung dieser Arten zu machen. Die Magazinobjekte sind somit Dokumente einer sich verändernden Umwelt und der darin vorkommenden Arten. Besonders im Hinblick auf Naturschutz und Biodiversitätsforschung sind solche Informationen von besonderer Bedeutung.

Neben dem Landesherbarium, das rezent aufgesammelte Arten aus der Weser-Ems-Region umfasst, verfügt das LMO über zahlreiche historische Sammlungen (Beichle 2004; Fansa 2004; Metzing & Strauch 2011; Schulz-Weddigen 1980). Solche (Teil-)Herbarien gehen auf die Sammlungsaktivität einzelner Personen zurück. Am bekanntesten sind dabei vermutlich die Flechtensammlung von Johann Heinrich Sandstede (1859-1951), umfassende Sammlungen von Algen, Flechten und Gefäßpflanzen von Georg Heinrich Bernhard Jürgens (1771-1846; Abb. 1) oder das Koniferen-Herbarium des Tübinger Universitätsgärtners Wilhelm Hochstetter (1825-1881). Diese Sammlung wurde 1869 für das Großherzogliche Naturalien-Cabinett Oldenburg erworben und umfasste zu dem Zeitpunkt nicht weniger als 246 Exemplare verschiedener Nadelgehölze (Oldenburger Zeitung am 11.1.1870). Einzelne Belege dieses historischen Herbariums (Hochstetter 1869) sind heute im Naturalien-Cabinett des Museums in einer Schauvitrine zu sehen (Abb. 2; s. a. Beichle & Hermann 2008).

Die Sammlungsobjekte des LMO stehen nicht nur Wissenschaftlern zur Verfügung, sondern können auch für Ausstellungen, Führungen und museumspädagogische Veranstaltungen eingesetzt werden. Ein Beispiel ist die kürzlich in Oldenburg eröff-

Anschrift der Verfasserin: Dr. Maria Will, Landesmuseum Natur und Mensch, Damm 38-44, 26135 Oldenburg





Abb. 1: Flechtensammlung des LMO. Bisher nicht vollständig erfasste Teile der Sammlung, vermutlich von G.H.B. Jürgens, mit mindestens 835 Belegen verschiedener Flechten auf Gestein und Holz (Foto: J. Hechler).

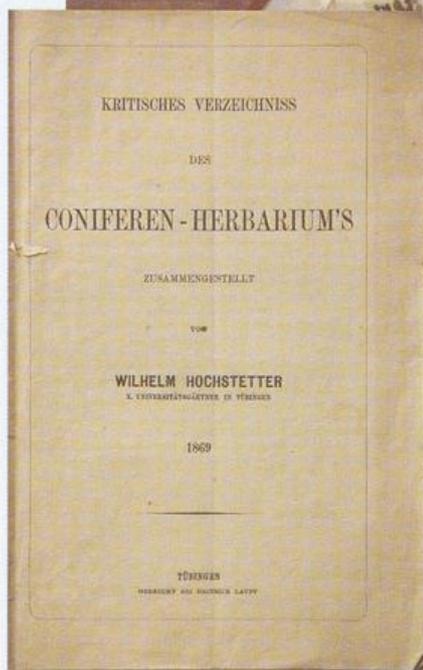


Abb. 2: Coniferen-Herbarium von Hochstetter. Oben: Schauvitri-
trinen mit ausgewählten Belegen von Nadelgehölzen im Natura-
lien-Cabinet (Fotos: M. Jerominek). Unten: die nicht-öffentliche
Sammlung im Magazin des Landesmuseums Natur und Mensch
Oldenburg mit zugehöriger Publikation (Hochstetter, 1869).



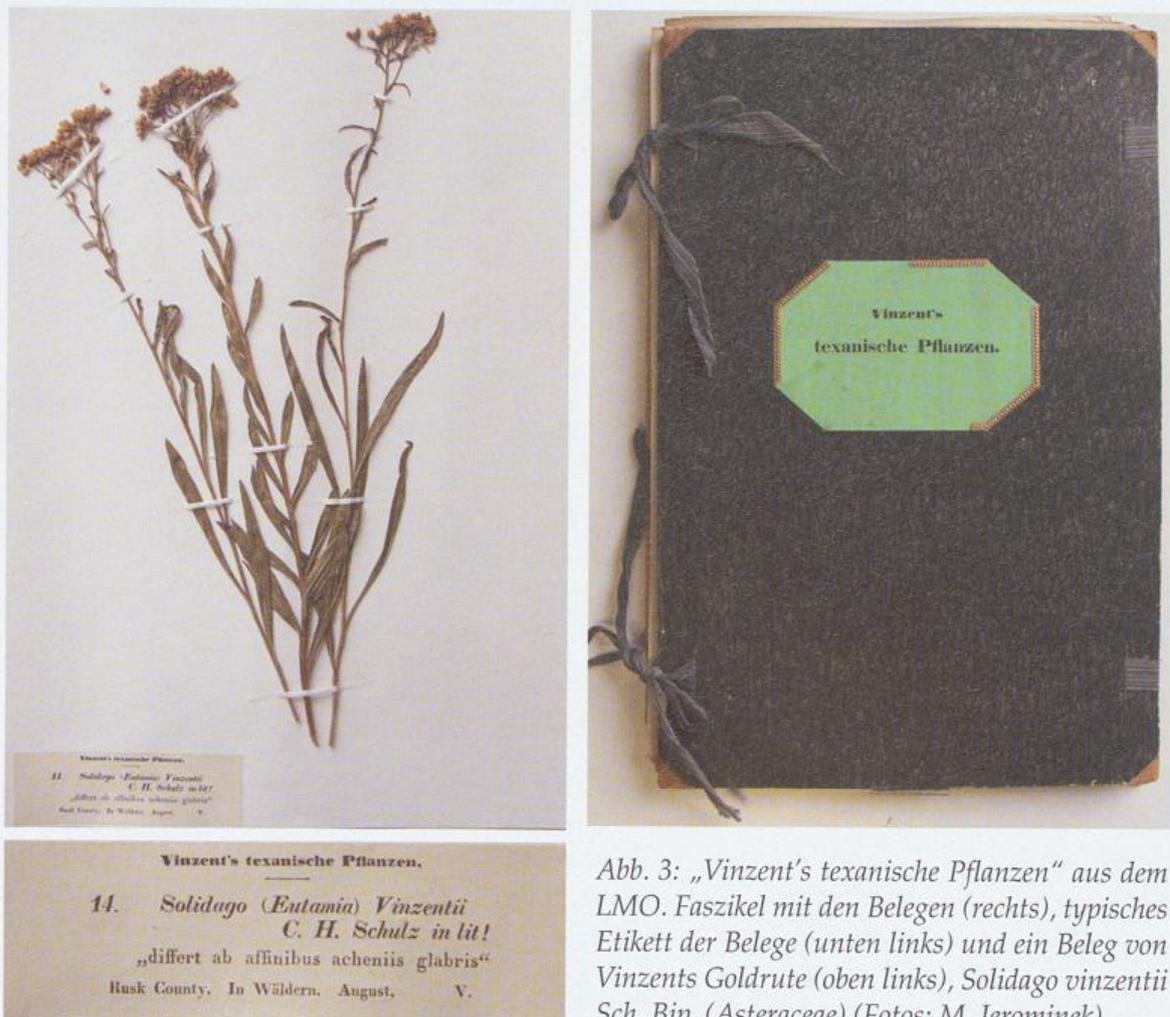


Abb. 3: „Vincent's texanische Pflanzen“ aus dem LMO. Faszikel mit den Belegen (rechts), typisches Etikett der Belege (unten links) und ein Beleg von Vincenzs Goldrute (oben links), *Solidago vincentii* Sch. Bip. (Asteraceae) (Fotos: M. Jerominek)

nete Wanderausstellung „Begeisterung für die Vielfalt der Natur“ (Becker 2014a). Sie thematisiert das Wirken ausgewählter Sammler aus der Region (Interview vom 18.5.2015; verfügbar in der Mediathek des Senders oeins). Auch Beichle (2004) maß dem Interesse an der Natur eine hohe Bedeutung bei und sah darin sogar den Auslöser zur Begründung der naturkundlichen Sammlungen im ehemaligen Großherzogtum Oldenburg. In seinem Beitrag zur Geschichte eben dieser Sammlungen erwähnt Beichle u. a. eine Pflanzensammlung aus Texas. Aktuelle Recherchen legen nahe, dass damit das Herbarium von Charles Vincent gemeint ist (Abb. 3). Unter den Inventarlisten des Museums existiert ein Verzeichnis dieser amerikanischen Pflanzen, erstellt von R. H. G. Kelp (ohne Jahresangabe). Es liegt nahe, dass es sich dabei um Rudolph Heinrich Gottlob Kelp (1809-1874) handelt, einen Apotheker aus Oldenburg, der sich sehr um die wissenschaftliche Arbeit im Herbarium des Museums verdient gemacht hat (Büsing 1992a). Der genaue Zeitraum seines Wirkens ist nicht bekannt. Allerdings findet sich bereits in den frühen Aufzeichnungen des Museums unter der Rubrik *Pflanzen* mit dem Eintrag: „Große Anzahl Oldenbg. Pflanzen geschenkt von Assesor Kelp“ ein Hinweis auf das Wirken Kelps (Jahresberichte 1835-1865; NLA-OL Akz. 2010/054 Nr. 76). Anhand eines Briefs vom 2. Januar 1875 (Niedersächsisches Landesarchiv Oldenburg, Rep

751 Akz. 2010/054 Nr. 80) lässt sich zumindest sein Ausscheiden und die Abgabe der Aufsicht über das umfangreiche, bis 1925/26 in Oldenburg hinterlegte Herbar von Albrecht Wilhelm Roth (1757-1834) an seinen Nachfolger, den Museumsdirektor Carl Friedrich Wiepken (1815-1897), zeitlich einordnen. Die Inventarisierung wird folglich zwischen 1847, dem angekündigten Vertrieb des Herbariums (Böckeler 1847), und dem Ende des Wirkens von Kelp im Herbarium erfolgt sein. Unklar bleibt allerdings, ob die texanischen Pflanzen käuflich erworben wurden, z. B. von Herrn Böckeler aus Varel, oder über eine Schenkung an das Museum gekommen sind.

Basierend auf der begonnenen Dokumentation und Inventarisierung durch Metzger und Strauch (2011) und im Hinblick auf eine wissenschaftliche Bearbeitung der Pflanzensammlung im LMO sollen im Rahmen des wissenschaftlichen Volontariats im Bereich Naturkunde in den kommenden zwei Jahren für einzelne Teilherbarien deren Herkunft und Umfang genauer untersucht werden. Neben der Anzahl der Belege werden auch die Arten und ihre Zugehörigkeit zu den verschiedenen Pflanzenfamilien erfasst. Dadurch wird die Sammlung im LMO wissenschaftlich aufgewertet, besser nutzbar und wissenschaftlich wertvolle Objekte, wie z. B. Typenmaterial, können identifiziert werden (Kemp 2015). Unter den neu zu erschließenden Sammlungen ist auch das Vinzent'sche Herbarium.

Charles Vinzent – von Ovelgönne in die weite Welt

Den wenigsten Botanikern ist Charles Vinzent ein Begriff und in der deutschsprachigen Literatur sucht man nahezu vergeblich nach Spuren dieses Mannes. Die einzige umfassende Auseinandersetzung mit Vinzent und seiner Rolle in der Botanik stammt von Geiser (1957) und liegt lediglich in englischer Sprache vor.

Umso überraschender ist es, dass Vinzents Wurzeln in Deutschland liegen: Er wurde am 11. Mai 1816 in Ovelgönne im Landkreis Wesermarsch (Niedersachsen), im ehemaligen Großherzogtum Oldenburg, geboren. Am 28. Juni desselben Jahres ließen ihn seine Eltern, Johann Gottfried Vinzent (Kaufmann in Ovelgönne) und Marie Christine Elisabeth Vinzent (geb. Schlarbaum), auf den Namen Johann Carl Friedrich Vinzent taufen (Abb. 4; 5). Über seine Kindheit und Jugend ist bislang wenig bekannt. Entsprechend den Kirchenbüchern von Ovelgönne (1810 – 1890) hatte er drei Brüder: Victor Heinrich Wilhelm Eduard (6.3.1815 – 11.11.1854), Wilhelm Adolf (7.3.1818 – 2.1.1889) und Theodor Christian Heinrich (14.4.1821 – 3.6.1832).

Geiser (1957) vermutet, dass sowohl Charles als auch sein älterer Bruder Edward, geb. Eduard, nach der Bürgerschule das Gymnasium in Oldenburg besuchten. Ob Charles in dieser Zeit tatsächlich von Karl Otto Christian Hagena (1806-1882), einem Gymnasiallehrer und bedeutenden Botaniker Oldenburgs, beeinflusst wurde, wie Geiser annimmt, ist historisch nicht belegt. Als gesichert gilt allerdings, dass Hagena ab 1829 am Oldenburger Gymnasium u. a. Naturgeschichte unterrichtete (Becker 2014b), sodass eine Begegnung mit Vinzent nicht ausgeschlossen ist.

Über die schulische Laufbahn oder Ausbildung von Charles liegen bisher keine Informationen oder Dokumente vor. Ungefähr im Jahre 1839 emigrierte er mit seinem älteren Bruder Edward nach Amerika (Geiser 1957). Es wird angenommen, dass ihre Auswanderung durch einen Brief des ehemaligen Obergärtners des Oldenburger

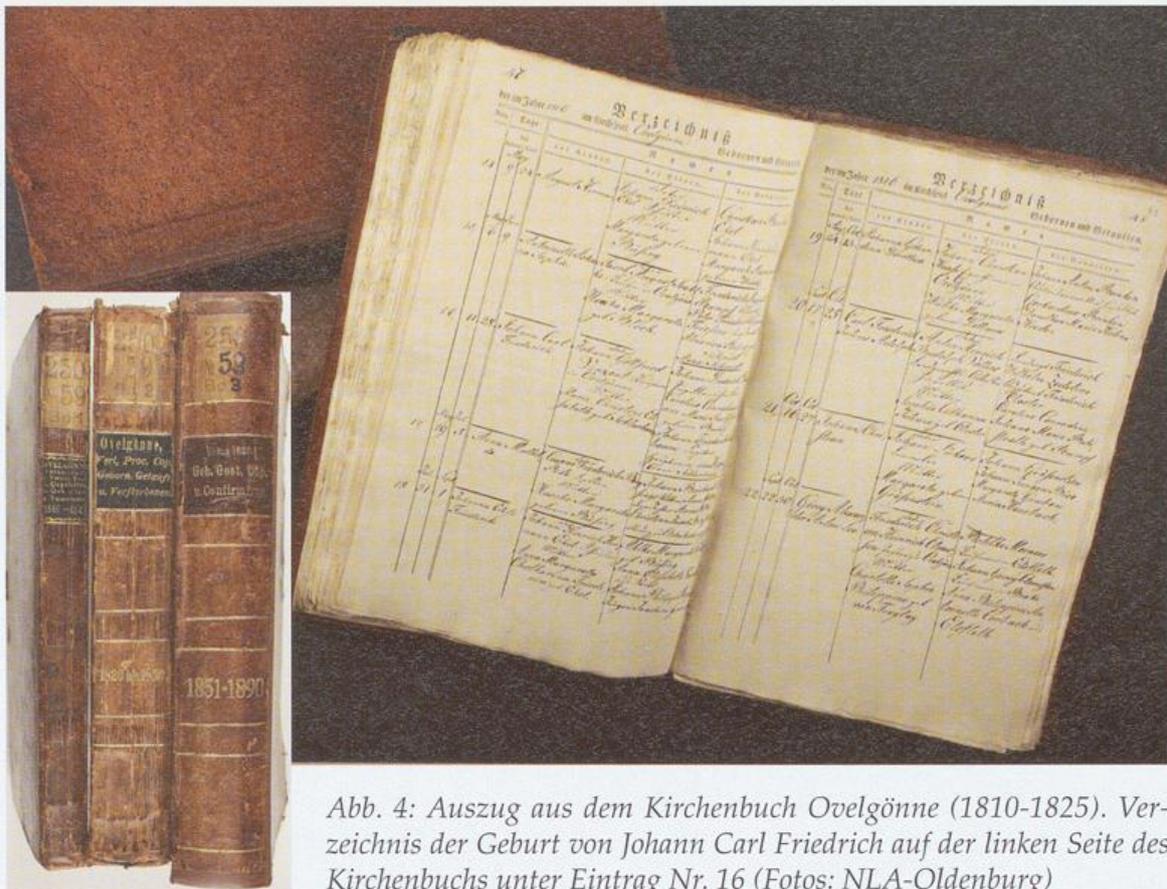


Abb. 4: Auszug aus dem Kirchenbuch Ovelgönne (1810-1825). Verzeichnis der Geburt von Johann Carl Friedrich auf der linken Seite des Kirchenbuchs unter Eintrag Nr. 16 (Fotos: NLA-Oldenburg)

Schlossgartens, Friedrich Ernst (1796-1858), angeregt wurde. Dieser wechselte 1829 wegen Vorwürfen der Unterschlagung nicht nur seinen Namen von Dirks zu Ernst, sondern verließ mit seiner Familie auch das Großherzogtum Oldenburg (Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde e.V. 2015; Stöhr 1884). In seinem Schreiben nach Oldenburg soll er für Texas und die, im Vergleich zu seiner ehemaligen Heimat, besseren (land-)wirtschaftlichen Bedingungen geworben haben.

Gegen 1840 ließen sich die Vinzent-Brüder schließlich in Rusk County (Texas) nieder, wo sich besonders Charles als Landbesitzer, Händler und Industrieller einen Namen machte (Geiser 1957; Schweningen 1997).

Vinzents Aktivitäten als Pflanzensammler, die zum Entstehen des Herbariums texanischer Pflanzen geführt haben, fallen in die Jahre zwischen 1844 und 1847. Auch bei diesem Projekt scheint er eher Geschäftsmann als Pflanzenliebhaber oder Hobbybotaniker gewesen zu sein, denn die zusammengetragenen Arten wurden von Johann Otto Böckeler (1803-1899) ab 1847 in Deutschland zum Kauf angeboten (Böckeler 1847). In der Botanischen

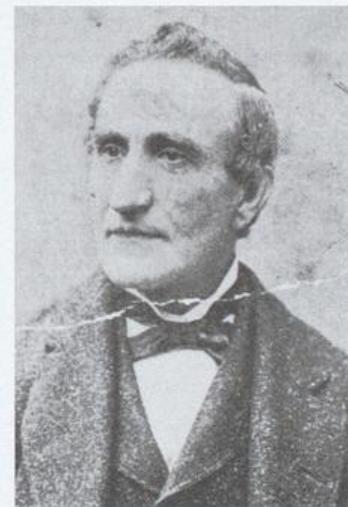


Abb. 5: Charles Vinzent. Datum und Urheber der Aufnahme unbekannt; aus: Geiser, 1957 mit freundlicher Genehmigung der Southern Methodist University in Dallas (Texas, USA)

Zeitung erwähnt Böckeler, dass er es war, der Vinzent veranlasste „... die Pflanzen der dortigen Gegend in größerer Anzahl zu sammeln, ...“ und plante jeweils 100 qualitativ sehr hochwertige Arten „... zu höchst mässigen Preise[n]...“ anzubieten. Der Kaufpreis für ein Herbar wurde mit 1 Louis d'or oder $5 \frac{2}{3}$ Thlr. Pr. C. (Preussische Thaler) beziffert. Ein heutiger Gegenwert ist zwar schwer zu benennen, entsprach aber zur damaligen Zeit annähernd dem Wochenlohn des ersten Kustos des Großherzoglichen Museums Oldenburg, Carl Friedrich Wiepken, dessen jährliches Einkommen 400 Thaler betrug (Bengen 2001).

Unter der Bezeichnung „Vinzent's texanische Pflanzen“ sollten die Herbarien schließlich im deutschsprachigen Raum bei Böckeler (Varel), Prof. Seubert (Karlsruhe), Prof. Buchinger (Straßburg) sowie dem Apotheker Buek in Frankfurt (Oder) zu beziehen sein. Abhängig vom Verkaufserfolg, d. h. würde „... Vinzent durch den Absatz seiner Pflanzen zur Fortsetzung seiner Bemühungen aufgemuntert...“, war sogar eine zweite Lieferung vorgesehen (Geiser, 1957).

Um 1855-56 führen die Spuren von Vinzent nach San Francisco (Kalifornien, USA) und 1882 nach Oakland in Alameda County (Kalifornien, USA), wo er am 19. Juli desselben Jahres verstarb (Geiser, 1957).

Das Großherzogtum Oldenburg als Ausgangspunkt für die Verbreitung des Vinzent'schen Herbariums in Europa

Heute lässt sich nur schwer beurteilen, wie viele Herbarien tatsächlich verkauft wurden. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass die geplante zweite und größere Lieferung nicht erfolgte oder zumindest bisher nicht belegt ist. Da die Pflanzen vermutlich ausschließlich im deutschsprachigen Raum vertrieben wurden, gelangten sie wohl nur über Tausch und Weiterverkäufe in andere botanische Sammlungen. Als Institutionen mit Belegen von „Vinzent's texanische[n] Pflanzen“ sind neben Genf (G), Paris (P), dem British Natural History Museum in London (BM) und dem Missouri Botanical Garden in St. Louis, Missouri in USA (MO), vor allem Wien (W), Halle a. d. Saale (HAL), der Botanical Garden Meise, Belgien (BR) und Berlin (B) zu nennen (Tab. 1). Bisher konnten insgesamt 71 Herbarbögen von 35 Arten in den verschiedenen Sammlungen ausgemacht werden, wobei die von Urban (1881, 1916) erwähnten Belege, die ehemals im Herbarium des Botanischen Gartens und Botanischen Museums Berlin-Dahlem existierten, heute nicht mehr auffindbar sind. Vermutlich wurden sie im 2. Weltkrieg zerstört (pers. Mitteilung Dr. Robert Vogt; Kustos BGBM).

Die ebenfalls von Geiser (1957) erwähnten Belege von Charles Vinzent im DeCandolle Herbarium Genf (DC-G) sowie in der allgemeinen Sammlung des Herbariums (G) sucht man vergeblich (pers. Mitteilung Dr. Laurent Gautier; Kurator G). Anders als in Berlin gibt es bisher keinerlei Hinweis darauf, dass Genf jemals im Besitz dieser Sammlung texanischer Pflanzen aus dem 19. Jahrhundert gewesen ist, sodass es durchaus denkbar ist, dass Geiser die angeführten Belege in einem anderen Herbarium gesehen und dann falsch zitiert hat. Da er in seiner Arbeit auf die einheitlichen und leicht zu erkennenden Label auf Vinzents Bögen verweist, ist eine Verwechslung mit anderen Bögen sehr unwahrscheinlich.



Tabelle 1: Nachweislich vorhandene Belege aus dem Vinzent'schen Herbarium von 1847. Herbarien: London (BM), Meise/Belgien (BR), Halle (HAL), Missouri Botanical Garden/St. Luis; USA (MO), Paris (P), Smithsonian Institution/Washington; USA (US) und Wien (W) mit den jeweiligen Inventarnummern der Belege. Abkürzungen und Symbole: * entsprechender Beleg wurde im jeweiligen Herbarium ohne Sammelnummer (Vinzent s.n.) geführt. Anhand der Belege im LMO konnte die Sammelnummer aber rekonstruiert werden. Sammelnummer in „Vinzent's texanische Pflanzen“ (#), die vollständigen Namen aller von Vinzent gesammelten Arten sind in Tabelle 2 zusammengefasst; Typ (T) ohne nähere Spezifizierung, Isotyp (I) und Syntyp (S). Bestimmung der Arten im MO ^{a)} *Eragrostis cilianensis* (All.) Vignolo ex Janch.; ^{b)} *Eleusine indica* (L.) Gaertn.; ^{c)} *Chasmanthium laxum* subsp. *sessiliflorum* (Poir.) L.G. Clark; ^{d)} *Chasmanthium latifolium* (Michx.) H.O. Yates; ^{e)} *Aristida purpurascens* Poir.; s.n. = sine numero.

Vinzent		Herbarium					
Nr.	BM	BR	HAL	MO	US	W	P
# 3				832581			
# 14							00742892 (T) 04098496
# 15	001135155						
# 22				795814 ^{a)}			
# 23				b)			
# 24	000882182			052930			
# 25	000593077			128477 ^{c)}			
# 26		0000006617370 (I)					00542066 (T) 00542067 (I) 00258553 00258554 00258620 00258634 00258635
# 28							
# 29		0000005624294					
# 30							03055325
# 32		0000006596217 (T*)					00223881 (I) 00223882 (I) 00223883 (I) 00223884 (T)
# 33							00205601 00205602 00205915 00205629 00205698 00205699 00205700 00205701
# 34		0000013218898					
# 37	000593078			128252 ^{d)}			
# 39		0000005938490					
# 42		0000013309602					
# 53							00277063 00277064 00277073 01708418*
# 62						1889-0240380 (T)	00740506 (T) 00740507 (T)

Vinzent		Herbarium					
Nr.	BM	BR	HAL	MO	US	W	P
# 63		0000013474737					
# 72							00611999 00612000 00612001 00251656 00251657 00251312 00251313 00251339 00251329*
# 73							
# 77			01116 *				
# 80	000513950b						
# 88							00223519
# 92	000074720						
# 103				2106209			
# 107	000994196						00386699 00347546*
# 113							
# 119	001025403 (T)						
# 124					00080479	1889-0237830 (I) 1889-0246257 (S)	00740934 (T)
# 128							
# 135				791424 ^{e)}			
# 136	001042173 (T)						
# s.n.	000929795						
Σ	10	7	1	8	1	3	41

Von den elf Arten, die laut Geiser im British Museum hinterlegt waren, wurde bisher keine gefunden, überraschenderweise sind aber zehn Bögen im BM verzeichnet, die der Autor in seiner Arbeit von 1957 nicht erwähnt. Auch hier scheint eine ausführliche Recherche im Herbarium nötig zu sein, um den Sachverhalt zu klären.

In Wien konnten mittlerweile einige bisher nicht im Virtuellen Herbarium aufgeführte Arten lokalisiert werden (pers. Mitteilung Armin Löckher; freier Dienstnehmer Naturhistorisches Museum Wien), sodass eine weitere Bearbeitung vor Ort im Hinblick auf Vinzents Belege auch hier erfolgversprechend scheint.

Typen oder nicht? Das ist hier die Frage

In den meisten Sammlungen sind heute jeweils nur einzelne Belege von „Vinzent's texanische[n] Pflanzen“ vorhanden (Tab. 1). Umso interessanter und überraschender ist es, dass das Landesmuseum Natur und Mensch Oldenburg ein sehr gut erhaltenes, offenbar vollständiges Exemplar des Vinzent'schen Herbariums besitzt (Abb. 6). Lediglich die Aufsammlungen Vinzent # 46, # 89, # 90 und # 117 fehlen im LMO, sind aber bisher auch in keiner anderen Sammlung vermerkt. Es ist daher anzunehmen, dass die entsprechenden Arten auch in den ursprünglichen Sammlungen/Herbarien nicht enthalten waren.

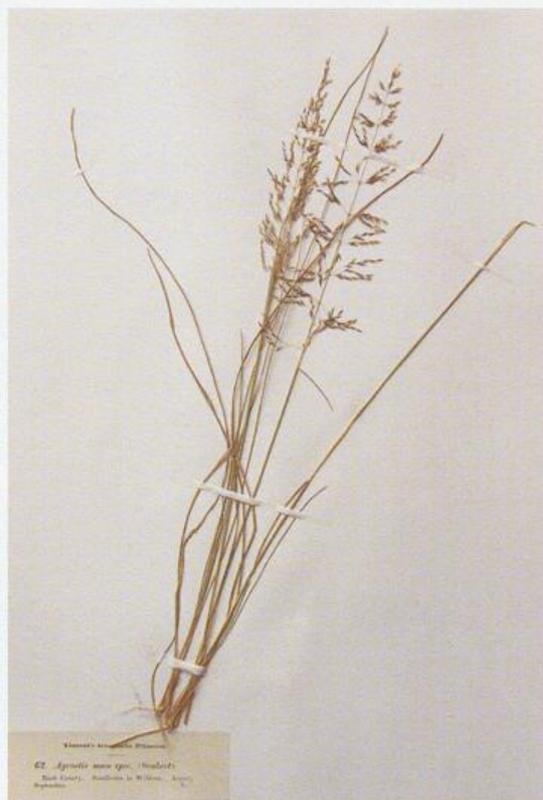
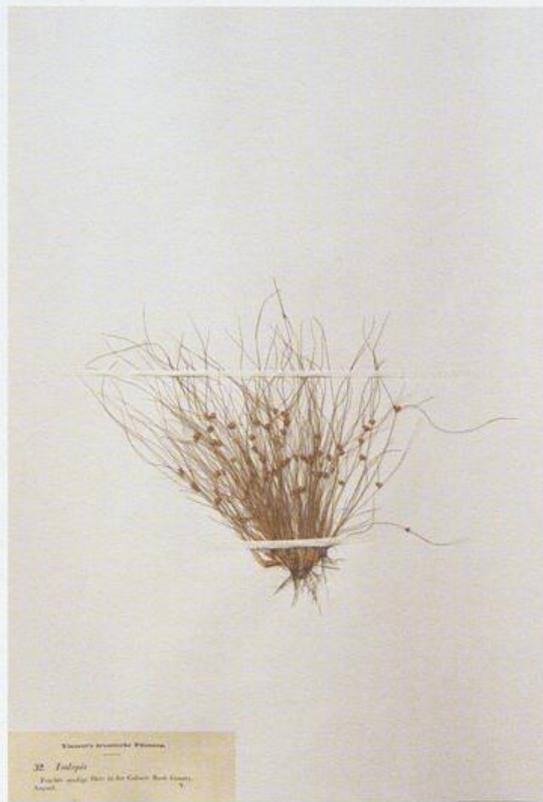


Abb. 6: Ausgewählte Belege aus Vinzents Herbarium. Nach heutigen Erkenntnissen handelt es sich, zumindest bei einigen Belegen, sehr wahrscheinlich um Typenmaterial (Fotos: M. Jerominek).

Insgesamt umfasst die Sammlung des LMO 138 Belege (Tab. 2). Sie repräsentieren 137 Arten aus 95 Gattungen und 41 Pflanzenfamilien (Tab. 3). Ein systematischer Sammelschwerpunkt liegt dabei auf den Poaceae, Asteraceae, Fabaceae und Cyperaceae. Dies mag darin begründet sein, dass Böckeler ein spezielles Interesse an Sauergräsern hatte und ein bekannter Spezialist für diese komplizierte Pflanzenfamilie war (Böckeler 1888; Büsing 1992b).

Die in Texas gesammelten Pflanzen wurden damals mit einer einheitlichen Nummerierung, heute als Sammelnummer betrachtet, auf die zum Kauf angebotenen Herbarien verteilt (Böckeler 1847). Dadurch lassen sich heute fehlende Informationen, wie z. B. die Sammelnummern, anhand des Oldenburger Herbariums rekonstruieren (Tab 1; mit * markierte Belege). Darüber hinaus ist davon auszugehen, dass die im LMO befindliche Sammlung auch wissenschaftlich von hohem Wert ist und einige Oldenburger Belege sogar Typenmaterial darstellen (Tab. 4). Das bedeutet, dass sich im LMO Duplikate derjenigen Belege befinden, auf die sich die Beschreibung und Benennung bis dahin unbeschriebener, also neuer Arten beziehen. Dies betrifft vermutlich acht Arten (Tab. 1), darunter je zwei Asteraceae und Cyperaceae sowie vier Poaceae (Abb. 6). Der Abgleich mit den Protologen (Erstbeschreibungen) und Belegen in anderen Herbarien ergab, dass sich zumindest für *Solidago missouriensis* β Torr & Gray. (Vinzent # 119) und *Koeleria nitida* Nutt. (Vinzent # 136) zum jetzigen Zeitpunkt nicht nachvollziehen lässt, ob es sich tatsächlich um Typenmaterial handelt. Informationen für die übrigen sechs Arten sind im Folgenden zusammengefasst:

Cyperus arenicola Steud.

Synopsis Plantarum Glumacearum 2: 51. 1855.

Für diese Art wird im Protolog die Vinzent'sche Aufsammlung # 26 als Typus zitiert (*C. kyllingoides* Vincent [sic!] Hrbr. Texas nr. 26. Vix Pursh. *In collibus arenosis. Texas.*), aber kein Holotypus aus einer bestimmten Sammlung (Herbarium) definiert. Alle Belege mit der Bezeichnung # 26 stellen also in ihrer Gesamtheit den namenstragenden Typus dar, sodass es sich bei den einzelnen Belegen folglich um Syntypen handelt (Tab. 4).

Isolepis vincentii Steud.

Synopsis Plantarum Glumacearum 2: 102. 1855

Auch für diese Art wurde im Protolog die gesamte Serie der Vinzent'schen Aufsammlung Nummer 32, *Isolepis* Vincent [sic!] nr. 32. *Praecedenti videtur affinis. In arnosis Texas*, zitiert, sodass es sich ebenfalls um Syntypen handelt.

Vilfa vincentii Steud.

Synopsis Plantarum Glumacearum 1: 155. 1854

Dieses von Vinzent als *Agrostis* gesammelte Süßgras (*Agrostis nova species* Vincent hrbr. Nr. 62 Texas) ist entsprechend neuerer taxonomischer Bearbeitungen ein Synonym für *Sporobolus junceus* (P. Beauv.) Kunth. Die einzelnen Belege Vinzent # 62 sind Syntypen für diese Art.

Panicum ignoratum Kunth

Synopsis Plantarum Glumacearum 1: 67. 1853

Ein Beleg der Aufsammlung Vinzent # 124 wird in Wien als Isotypus für *Panicum*



Tabelle 2: Im Herbarium enthaltene Belege, geordnet nach den Sammelnummern im Vinzent'schen LMO. Informationen wurden entsprechend der Originaletikettierung übernommen. Bemerkungen zur Gültigkeit von Art- oder Autorennamen sowie formale Besonderheiten der Etiketten werden jeweils in einer separaten Spalte gegeben (!) für # 9: *Eryngium virginianum* L. ist beispielsweise der benannte Autor nicht korrekt, vielmehr existiert für die Art jeweils eine Artbeschreibung von Lamarck (Lam.) und Elliot; (h) = handschriftliche Etiketten mit dem Zusatz Vinz. Texan. Pfl.; (f) = Schreibfehler: „Vinzent's texanische Pflanzen“; (v) = fehlendes Autorenkürzel; hier ist zu beachten, dass der Name des Sammlers nur auf dem ersten Beleg vollständig verzeichnet ist und bei den folgenden Aufsammlungen abgekürzt in der unteren rechten Ecke der Label erscheint (V.). Pflanzenfamilien und Informationen zur Synonymie beruhen auf dem Abgleich mit Tropicos.org, Missouri Botanical Garden, 12 Jun 2015 <http://www.tropicos.org> und dem International Plant Name Index (www.ipni.org). Im Rahmen der Inventarisierung wurden die Belege in die Datenbank des Landesmuseums Natur und Mensch Oldenburg eingegeben (LMO: BOTxxxx). Pflanzenfamilien werden in der Tabelle wie folgt abgekürzt: Orobanchaceae = Orobanchac.

	Originaletikettierung	Familie	Bemerkungen (!)	LMO
1	<i>Gerardia purpurea</i> L. Auf sumpfigen Waldprärien in der Colonie Rusk County (Kanton Houston) im Spätsommer. Vinzent.	Orobanchac.		BOT5761
2	<i>Elodea virginica</i> Nutt. Rusk County. In Sümpfen im Spätsommer. V.	Hydrocharitac.	Art nicht verzeichnet beim IPNI oder Tropicos	BOT5762
3	<i>Panicum virgatum</i> L. In der Colonie Rusk County, auf Prärien im Juli. V.	Poac.		BOT5763
4	<i>Euphorbia microphylla</i> Engelm. Rusk County. Auf Sandboden in Wäldern an Wegen. Juni. V.	Euphorbiac.	Engelm. [sic!]; sensu Lam. 1788 (leg.); sensu B.Heyne ex Roth 1821 (illeg.)	BOT5764
5	<i>Penthorum sedoides</i> L. Rusk County. Feuchte Waldstellen (Bottomland*) Juli. V. *) Mit „Bottom“ bezeichnet man nach Kennedy im Westen von Texas den angeschwämmten Boden an den Flüssen.	Penthorac.		BOT5765
6	<i>Gaura longiflora</i> Spach. Rusk County. Auf Höhen, Schutthaufen, in Wäldern. Juli, August. V.	Onagrac.		BOT5766
7	<i>Eupatorium perfoliatum</i> L. Rusk County. Waldprärien. Ende Juli, August. Das Kraut der im frischen Zustande stark riechenden Pflanzen wird in Texas als Hausmittel gegen Fieber gebraucht. V.	Asterac.		BOT5767
8	<i>Clitoria mariana</i> L. Rusk County. In den Wäldern von Mai bis August. V.	Fabac.		BOT5768
9	<i>Eryngium virginianum</i> L. Rusk County. Waldwiesen. August. V.	Apiac.	L. [sic !] Lam. oder Elliot	BOT5769
10	<i>Ascyrum Crux Andreae</i> L. Rusk County. Trockene, sandige Stellen in Wäldern. Juni bis in den Herbst. Wird von amerikanischen Aerzten als Diureticum sehr geschätzt. V.	Hypericac.		BOT5770

Originaletikettierung		Familie	Bemerkungen (!)	LMO
11 <i>Apios tuberosa</i> β. <i>pubescens</i> Torr. & Gray.	Rusk County. In Gebüsch und Prärienrändern. Juni – August. Klimmt 10 – 20 hoch an Gräsern und Gebüsch. V-	Fabac.	<i>A. tuberosa</i> Moench; nom. illeg. nom. superfl.; syn.: <i>Glycine apios</i> L.	BOT5771
12a <i>Panicum dichotomum</i> L.	Rusk County. An Bächen, feuchten Orten, auf Bottomland. Juli, August. V.	Poac.		BOT5772
12b <i>Panicum ramulosum</i> Michx.	Rusk County. An Bächen, auf feuchten Plätzen, Bottom. Juli, Aug. V.	Poac.		BOT5773
13 <i>Atheropogon apludioides</i> Mhlbg.	Kolonie Rusk County.	Poac.	Muhl. ex Willd.	(v) BOT5774
14 <i>Solidago (Eutamia)</i> <i>Vincentii</i> C.H. Schulz in lit!	„different ab affinibus acheniis glabris“ Rusk County. In Wäldern. August. V.	Asterac.	Art nicht verzeichnet beim IPNI oder Tropicos, <i>Solidago</i> subg. <i>Eutamia</i> oder <i>Euthamia</i> ; vermutlich nicht gültig beschrieben	BOT5775
15 <i>Liatris pycnostachya</i> Torr. & Gray.	Rusk County. Auf Prärien an feuchten Stellen. Juli. „Texas plume“ der Texaner. V.	Asterac.	Torr. & Gray. [sic!], vermutlich sensu Michx.	BOT5776
16 <i>Eupatorium altissimum</i> L.	Rusk County. In Wäldern. Aug. Sept. V.	Asterac.		BOT5777
17 <i>Ludwigia linearis</i> β. <i>puberula</i> Engelm & Gray.	Rusk County. Auf feuchten Prärien, in lichten Wäldern. Juli – Aug. V.	Onagrac.	Engelm. & A. Gray	BOT5778
18 <i>Poa reptans</i> Michx.	Kolonie Rusk County.	Poac.		(v) BOT5779
19 <i>Hydrolea spinosa</i> L.	Rusk County. Auf feuchten Plätzen in Prärien. V.	Hydroleac.	<i>spinosa</i> durchgestrichen und durch <i>ovata</i> Nutt. ersetzt; <i>H. ovata</i> Nutt. (illeg.); <i>H. ovata</i> Nutt ex Choisy	BOT5780
20 <i>Digitaria sanguinalis</i> Scop.	Rusk County. Auf Feldern, in Wäldern u. s. w. Juni – September. „Krop Gras“ das Landmannes, dessen grösste Plage es ist. V.	Poac.	(L.) Scop.	BOT5781
21 <i>Leptochloa mucronata</i> Kth.	Rusk County. In Gärten, Wäldern, auf Feldern. Juni – September. V.	Poac.	(Michx.) Kunth	BOT5782
22 <i>Poa obtusa</i> Nutt.	Rusk County. In Gärten, Wäldern, auf Feldern. Juni – September. V.	Poac.	illeg.; syn.: <i>Poa pennsylvanica</i> Nutt.	BOT5783
23 <i>Eleusine indica</i> L.	Rusk County. Gärten, Felder. Juni – Septbr. V.	Poac.	(L.) Gaertn.	BOT5784
24 <i>Brünnichia cirrhosa</i> Gärtn.	Rusk County. An Gebüsch und Bäumen hoch hinauf rankend. September. V.	Polygonac.	<i>Bruennichia</i>	BOT5785
25 <i>Uniola nova</i> spec. (Seubert).	Rusk County. Auf Bottomboden, an feuchten Stellen in Gebüsch. August. V.	Poac.	<i>Uniola</i> L.	BOT5786

Originaletikettierung		Familie	Bemerkungen (!)	LMO
26 <i>Cyperus kyllingiaeoides</i> Pdh. ?	Auf Sandhügeln in der Colonie Rusk County. Aug. V.	Cyperac.	<i>C. kyllingiaeoides</i> Pursh 1813 illeg.; Homonym: <i>C. kyllingiaeoides</i> Vahl 1805	BOT5787
27 <i>Isnardia alternifolia</i> D.C.	In den Wäldern und Waldprärien auf Sandboden in der Colonie Rusk County. Juli – Septbr. V.	Onagrac.	(L.) D.C.	BOT5788
28 <i>Fuirena hispida</i> Ell.	Rusk County. Prärien, auf feuchtem, sandigen Boden. Jul. Aug. V.	Cyperac.	Elliott	BOT5789
29 <i>Hedyotis longifolia</i> β. <i>tenuifolia</i> Torr & Gray.	Rusk County. In Wäldern auf Sandboden. Mai bis Aug. V.	Rubiac.	(Nutt.) Torr. & A. Gray	BOT5790
30 <i>Rhynchosia latifolia</i> Nutt.	In Wäldern und Gebüsch in Rusk County. Mai bis September. V.	Fabac.	Nutt. ex Torr. & A. Gray	BOT5791
31 <i>Cassia Chamaecista</i> L.	Rusk County. Auf steinigem Boden Wald bewachsener Sandhügel. Juni bis October. V.	Fabac.	mit aufgeklebtem Umschlag für Pflanzenteile; <i>chamaecista</i> [sic!], <i>chamaecrista</i> L. (illeg.)	BOT5792
32 <i>Isolepis</i>	Feuchte sandige Orte in der Colonie Rusk County. August. V.	Cyperac.	entsprechend der Belege (Isotypen) in Paris: <i>Isolepis vincentii</i> Steud.	BOT5793
33 <i>Fimbristylis autumnalis</i> Röm. & Schult.	Rusk County, auf feuchten, sandigen Plätzen. Aug. V.	Cyperac.	(L.) Roem. & Schult.	BOT5794
34 <i>Priva leptostachya</i> L.	Rusk County. In dichtem Gebüsch. Aug. V.	Verbenac.	Juss.	BOT5795
35 <i>Sabbatia campestris</i> Nutt.	In Waldungen und Gebüsch auf Sandboden in Rusk County. Jul. Aug. V.	Gentianac.	<i>Sabbatia</i> [sic!] <i>Sabatia</i>	BOT5796
36 <i>Lindernia</i>	Rusk County. Feuchte sandige Orte. Sommer. V.	Linderniac.	<i>Lindernia</i> All.	BOT5797
37 <i>Uniola latifolia</i> Michx.	Rusk County. An Ufern der Bäche und kleinen Flüssen[n]. Juli. V.	Poac.		BOT5798
38 <i>Aletris aurea</i> Michx.	Prärien in Rusk County. Juli bis August. V.	Nartheiac.	Walter	BOT5799
39 <i>Lapithea gentianoides</i> Griseb.	Rusk County. Auf Prärien im Juli, August. V.	Gentianac.	(Elliott) Griseb.	BOT5800
40 <i>Ipomopsis elegans</i> Michx.	Rusk County. In rothem steinigem Sandboden auf Bergen. Juli. Die Blüthen ausgezeichnet schön brennendroth. V.	Polemoniacc.		BOT5801
41 <i>Rhexia mariana</i> L.	Rusk County. Auf sumpfigem Boden, Prärien. Jul. Aug. V.	Polemoniacc.		BOT5802
41b <i>Panicum viscidum</i> Ell.	Rusk County. Feuchte Orte in Prärien. Juni, Juli. V.	Poac.	Elliott	BOT5803
42 <i>Acalypha</i>	Rusk County. Auf Bergen in rothem steinigem Sandboden. Juli. V.	Euphorbiac.	L.	(f) BOT5804
43a <i>Lespedeza procumbens</i> M[...]	Rusk County. In steinigem Boden auf Bergen. Juli. V.	Fabac.	vermutlich sensu Michx.	(h) BOT5805

Originaletikettierung		Familie	Bemerkungen	(f) LMO
43b <i>Lespedeza repens</i> Torr. & Gray.	Rusk County. Auf Bergen in rothem Sandboden. Mai – Juli. V.	Fabac.	(L.) W.P.C. Barton	(h) BOT5806
44 <i>Linum rigidum</i> Psh.	Rusk County. In Prärien und Wäldern. Mai – Juli. V.	Linac.	Pursh	(h) BOT5807
45 <i>Tripsacum cylindricum</i> Michx.	An Waldwegen in der Kolonie Rusk County. Mai, Juni. V.	Poac.		BOT5808
46	nicht vorhanden			
47 <i>Eriocaulon decangulare</i> Michx.	In Rusk County auf Sumpfboden im Mai, Juni. V.	Eriocaulac.	vermutlich sensu L.	BOT5809
48 <i>Polygala purpurea</i> Nutt.	Rusk County. Auf feuchtem sandigen Boden. Mai bis Juli. V.	Polygalac.	Leconte ex Elliott	BOT5810
49 <i>Utricularia biflora</i> Lam.	Rusk County. Sandiger Sumpfboden. Mai. V.	Lentibulariac.	Bogen mit aufgeklebtem Umschlag, in dem sich die Pflanze befindet.	(h) BOT5811
50 <i>Utricularia personata</i> Leconte	Auf nassem sandigen Boden bei Rusk County.	Lentibulariac.	Leconte ex Elliott	(h) BOT5812
51 <i>Ceanothus americanus</i> L.	Rusk County. In Wäldern. Mai, Juni. „Red root“ der Texaner. Die Wurzel wird wegen ihrer adstringierenden Eigenschaften als Medicament gebraucht. V.	Rhamnac.		BOT5813
52 <i>Hypericum</i>	Sumpfboden in Rusk County. Mai, Juni. V.	Hypericac.	handschriftlicher Zusatz: <i>parviflorum</i> W. [sic!] Willd. (illeg.)	BOT5814
53 <i>Scleria reticularis</i> Michx.	Rusk County. Auf nassem Boden, in Sümpfen. August. V.	Cyperac.		BOT5815
54 <i>Oplismenus setaceus</i> Röm. & Schult.	Rusk County. An Bachufer auf Bottomboden. August, September. V.	Poac.	(Lam.) Roem. & Schult.	BOT5816
55 <i>Muhlenbergia diffusa</i> [...]	Rusk County. Auf Bottom. Aug[u...]	Poac.	Label stark beschädigt, nicht vollständig erhalten; Art nicht verzeichnet beim IPNI oder Tropicos	BOT5817
56 <i>Cenchrus tribuloides</i> L.	In lichten Wäldern der Kolonie Rusk County. V.	Poac.		BOT5818
57 <i>Trichostemma dichotomum</i> L.	Rusk County. Auf Sandboden an Feldern, in Wäldern. Spätsommer. V.	Lamiac.	Art nicht verzeichnet beim IPNI oder Tropicos	BOT5819
58a <i>Lespedeza violacea</i> Torr & Gray.	Rusk County. Lichte Stellen in Wäldern. Aug. Septbr. V.	Fabac.	<i>L. violacea</i> (L.) Pers.; <i>L. violacea</i> var. <i>angustifolia</i> Torr. & A. Gray	BOT5820
58b <i>Lespedeza Stuevei</i> Nutt.?	Rusk County. In Wäldern an lichten Stellen. Aug. Septbr.	Fabac.	<i>Stuevei</i> [sic!] -> <i>L. stuevei</i> Nutt.	(f) BOT5821
59 <i>Liatris elegans</i> Willd.	Rusk County. In lichten Wäldern auf Sandboden. Aug. Septbr. V.	Asterac.	(Walter) Willd., invalid	BOT5822
60 <i>Lobelia puperula</i> Michx.	Rusk County. Auf Prärien an Waldrändern. Juli bis Septbr. Enthält in allen Theilen einen weissen Milchsaft, der bei der kleinsten Verletzung hervorquillt. V.	Campanulac.	<i>L. puperula</i> [sic!] -> <i>L. puberula</i> Michx.	(f) BOT5823

Originaletikettierung		Familie	Bemerkungen	(!) LMO
61 <i>Asclepias tuberosa</i> L.	Rusk County. Auf Sandboden. Blühete (1845) im Mai, Juni und Juli und – im October zum 2ten Male. V.	Apocynac.	handschriftlicher Zusatz: c. var. <i>angustifol.</i> Michx.	BOT5824
62 <i>Agrostis nova</i> spec. (Seubert)	Rusk County. Sandboden in Wäldern. August, September. V.	Poac.	entsprechend der späteren taxonomischen Bearbeitung: <i>Vilfa vincenti</i> Steud. (Herbarium P, W)	BOT5825
63 <i>Sida spinosa</i> L.	Rusk County. An sandigen Orten. Wegen, auf Schutthaufen u. s. w. Herbst. V.	Malvac.		BOT5826
64 <i>Uralepis cuprea</i> Kth.	Rusk County. An Wegen und in Wäldern auf Sandboden. Aug. Septbr. V.	Poac.	(Jacq.) Kunth	BOT5827
65 <i>Pycnanthemum incanum</i> Michx.	Rusk County. In Gebüsch und Wäldern. Juli bis Sept. Blüten stark riechend. „Horse mi[n]t“ bei den Texanern. V.	Lamiac.	(L.) Michx.; mit aufgeklebtem Umschlag für abgebrochene Pflanzenteile; handschriftlicher Vermerk beim amerikanischen Trivialnamen	BOT5828
66 <i>Panicum agrostoides</i> Michx.	Rusk County. An feuchten sandigen Orten. Juli, Aug. V.	Poac.	Michx. [sic!], unklar nach welchem Autor	BOT5829
67 <i>Boerhavia diffusa</i> Willd.	Rusk County. In Gärten als Unkraut. Juni bis September. V.	Nyctaginac.	Willd. [sic!] vermutlich sensu L. oder <i>Boerhavia adscendens</i> Willd.	(f) BOT5830
68 <i>Ascyrum stans</i> Michx.	Rusk County. In Prärien auf Sandboden, auf sonnigen Anhöhen. Juli – September. Als Diureticum bei einigen Aerzten beliebt. V.	Hypericac.	Michx. ex Willd. (illeg.); replaced: <i>Hypericum tetrapetalum</i> Lam.	BOT5831
69 <i>Andropogon ternarius</i> Michx.?	Auf mit niedrigem Buschwerk bewachsenen Sandhügeln in Prärien. August. V.	Poac.	Michx.	BOT5832
70 <i>Eupatorium rotundifolium</i> L.	Rusk County. Prärien. Aug. Septbr. V.	Asterac.		BOT5833
71 <i>Euphorbia corollata</i> L.	Rusk County. In lichten Wäldern und Prärien. August. V.	Euphorbiac.		BOT5834
72 <i>Cyperus strigosus</i> L.	Rusk County. In Sümpfen und an feuchten Orten. Juli, August. V.	Cyperac.		BOT5835
73 <i>Mariscus retrofractus</i> Vhl.	Rusk County. Sandhügel in Wäldern. Juli, Aug. V.	Cyperac.	(L.) Vahl oder (L.) Gaertn.	BOT5836
74 <i>Solidago scaberrima</i> Torr & Gray.	Rusk County. In lichten Wäldern. August. V.	Asterac.	<i>S. radula</i> Nutt.	BOT5837
75 <i>Jussiaea decurrens</i> DC.	Rusk County. In Sümpfen. August, September. V.	Onagrac.	<i>J. decurrens</i> (Walter) DC.; handschriftliche Veränderung des Gattungsnamens	BOT5838
76 <i>Lindernia dilatata</i> Mhlbg.	Feuchte Stellen auf Prärien in der Kolonie Rusk County. August. V.	Linderniac.	H.L. Mühl. ex Elliott; (illeg.), korrekt: <i>Gratiola inaequalis</i> Walter	(f) BOT5839
77 <i>Aster ? Vincentii</i> C.H. Schultz in lit !	Rusk County. Zwischen Brombeergesträuch. Aug. Septbr. Strauchartig, 3 – 5' hoch. V.	Asterac.	Art nicht verzeichnet beim IPNI oder Tropicos	BOT5840

Originaletikettierung		Familie	Bemerkungen	(!) LMO
78 <i>Andropogon virginicus</i> L.	Rusk County. In Wäldern und [sic!] Prärien auf Sandboden. Frühling und Herbst. V.	Poac.		BOT5841
79 <i>Gerardia Pedicularia</i> L.	Rusk County. In Wäldern. August. V.	Orobanchac.		BOT5842
80 <i>Aplectrum hiemale</i> Nutt.	Rusk County. An feuchten Orten in Gebüsch, auf faulem Holz. Juli. Blüten gelbbraun, äusserst wohlriechend. V.	Orchidac.	mit aufgeklebtem Umschlag für abgebrochene Pflanzenteile; <i>hiemale</i> [sic!] <i>hyemale</i> (Muhl. ex Willd.) Nutt.;	BOT5843
81 <i>Psoralea melilothoides</i> β. Torr. & Gray.	Rusk County. Prärien und lichte Wälder. Mai Juni. V.	Fabac.	vermutlich <i>Psoralea melilothoides</i> var. <i>gracilis</i> Torr. & A. Gray	BOT5844
82 <i>Stenanthium angustifolium</i> Kth.	Rusk County. In Sümpfen. Juni. V.	Melanthiac.	(Pursh) Kunth	BOT5845
83 <i>Hibiscus incanus</i> Wendl.	Rusk County. In Sümpfen. Juni. V.	Malvac.	J.C. Wendl.	(f) BOT5846
84 <i>Malva Papaver</i> Cavan.	Rusk County. Auf rothem Sandboden in Gebüsch. Mai – Aug. V.	Malvac.	Cav.	(h) BOT5847
85 <i>Ruellia ciliosa</i> L.	Rusk County. In Wäldern auf Sandboden. Sommer. V.	Acanthac.	L. [sic!], vermutlich Pursh	BOT5848
86 <i>Saururus cernuus</i> L.	Rusk County. Auf Bottomboden. Juli. V.	Saururac.		BOT5849
87 <i>Rhus copallida</i> L.	Rusk County. In Gebüsch. Juni, Juli. V.	Anacardiac.	<i>copallida</i> [sic!] <i>copallinum</i> L.	BOT5850
88 <i>Fimbristylis</i> (affin. <i>F. Baldwinianae</i> Torr.)	Rusk County. Feuchte Stellen in Gebüsch. Juli, August. V.	Cyperac.	<i>Fimbristylis baldwiniana</i> (Schult.) Torr.	(f) BOT5851
89	nicht vorhanden			
90	nicht vorhanden			
91 <i>Galium pilosum</i> Ait.	Rusk County. In Wäldern. Mai bis August. V.	Rubiac.	Aiton	(f) BOT5852
92 <i>Spiranthes gracilis</i> Beck.	Rusk County. Feuchte sandige Stellen in Wäldern. Mai bis August. V.	Orchidac.	(Bigelow) Beck	BOT5853
93 <i>Calopogon pulchellus</i> R.Br.	Rusk County. Sümpfe. Mai. V.	Orchidac.	illeg.; valid: <i>Limodorum tuberosum</i> L.	BOT5854
94 <i>Amorpha paniculata</i> Torr & Gray.	Rusk County. Prärien. Juli. V.	Fabac.	Torr. & A. Gray	BOT5855
95 <i>Zygadenus virginicus</i> Endl.	Rusk County. In Sümpfen. Juni, Juli. V.	Melianthac.	genus <i>Zygadenus</i> Endl. invalid Art nicht verzeichnet beim IPNI oder Tropicos	(f) BOT5856
96 <i>Melothria pendula</i> L.	Rusk County. Bottomboden. Juli. V.	Curcurbitac.		BOT5857
97 <i>Passiflora lutea</i> L.	Rusk County. Sandboden in Wäldern. August. V.	Passiflorac.	non. <i>P. lutea</i> Ruiz & Pav. ex Mast.	BOT5858
98 <i>Convolvulus</i>	Rusk County. In Wäldern. Juli bis September. V.	Convolvulac.	L.	BOT5859
99 <i>Hypericum maculatum</i> Walt.	Rusk County. Sandboden in Wäldern. Juni bis Septbr. V.	Hypericac.	<i>H. maculatum</i> Walter (illeg.)	BOT5860

Originaletikettierung		Familie	Bemerkungen	(!) LMO
100 <i>Monarda aristata</i> Nutt.	In der Kolonie Rusk County auf Prärien im Juli. V.	Lamiac.	<i>M. aristata</i> Nutt. (illeg.)	BOT5861
101 <i>Liatrix squarrosa</i> Willd.	Rusk County. In Wäldern auf Sandboden. Juli, Septbr. V.	Asterac.	<i>L. squarrosa</i> (L.) Willd. (invalid)	(f) BOT5862
102 <i>Monarda fistulosa</i> L.	In Wäldern der Kolonie Rusk County. Juni, Juli. V.	Lamiac.		BOT5863
103 <i>Asclepias verticillata</i> L.	Lichte Wälder auf Sandboden in der Kolonie Rusk County. Juli bis Septbr. V.	Apocynac.		BOT5864
104 <i>Setaria glauca</i> P.d.B.	Rusk County. Auf Sandboden in Wäldern. Mai bis August. V.	Poac.	(L.) P. Beauv.	BOT5865
105 <i>Panicum anceps</i> Michx.	Rusk County. Lichte Waldungen. August. V.	Poac.		BOT5866
106 <i>Linum virginicum</i> L.	An feuchten, schattigen Orten in Rusk County. Juni, Juli. V.	Linac.	<i>virginicum</i> [sic!], <i>virginianum</i>	BOT5867
107 <i>Physalis angulata</i> L.	Rusk County. An Wegen, auf Höhen. Juni – Septbr. V.	Solanac.		(h) BOT5868
108 <i>Hypericum mutilum</i> Ait.	An Bachufern in Rusk County. Juli, August. V.	Hypericac.	L.	BOT5869
109 <i>Panicum nitidum</i> Lam.	Sandige, schattige Orte in der Kolonie Rusk County. August. V.	Poac.		BOT5870
110a <i>Panicum commutatum</i> Röm. & Schult.	Rusk County. An feuchten, schattigen Orten, Bachufern. Mai bis Juli. V.	Poac.	Röm. & Schult. [sic!]; <i>P. commutatum</i> Schult. (leg.); <i>P. commutatum</i> (Schult. f.) Nees (illeg.)	(f) BOT5871
110b <i>Panicum Walteri</i> Poi.	Auf feuchten, schattigen Plätzen in der Kolonie Rusk County. Mai – Juli. V.	Poac.	Poi. [sic!]; unklar ob <i>P. walteri</i> sensu Push, Elliot oder Muhl.	BOT5872
111 <i>Solidago tortifolia</i> L.	Auf Prärien an trockenen sandigen Stellen, in der Kolonie Rusk County. Aug. V.	Asterac.	Elliott	BOT5873
112 <i>Mitreola sessilifolia</i> Torr. & Gray.	Feuchte Prärien der Kolonie Rusk County. August. V.	Loganiac.	<i>M. sessilifolia</i> (J.F. Gmel.) G. Don; <i>M. sessilifolia</i> var. <i>angustifolia</i> Torr. & A. Gray	BOT5874
113 <i>Pogonia pendula</i> Spr.	Auf Bottom, verfaultem Holz in Rusk County. August. V.	Orchidac.	<i>Pogonia pendula</i> Lindl.	BOT5875
114 <i>Polygala verticillata</i> L.	Rusk County. In lichten Wäldern. Juli, August. V.	Polygalac.		BOT5876
115 <i>Centrosema virginiana</i> Benth.	In Gebüsch und Wäldern in der Kolonie Rusk County. Mai bis August. V.	Fabac.	<i>virginiana</i> [sic!], <i>virginianum</i> ; (L.) Benth.; non sensu Griseb.	(f) BOT5877
116 <i>Hypericum Drummondii</i> Torr. & Gray.	Auf Prärien in Rusk County. August. V.	Hypericac.	(Grev. & Hook.) Torr. & A. Gray	BOT5878
117	nicht vorhanden			
118 <i>Cirsium muticum</i> β. Torr. & Gray.	Auf trockener Prärie im August. V.	Asterac.	Michx.	BOT5879

Originaletikettierung		Familie	Bemerkungen (!)	LMO
119 <i>Solidago missouriensis</i> β. Torr. & Gray.	Im Herbst in lichten Wäldern der Kolonie Rusk County. V.	Asterac.	vermutlich <i>S. missouriensis</i> Nutt.; syn. <i>Aster missouriensis</i> (Nutt.) Kuntze	BOT5880
120 <i>Salvia Pitscheri</i> Torr.	Rusk County. Lichte Wälder und Gebüsch. Juli bis September. V.	Lamiac.	Basionyme: <i>Salvia azurea</i> subsp. <i>pitcheri</i> (Torr. ex Benth.) Epling und <i>S. azurea</i> var. <i>pitcheri</i> (Torr. ex Benth.) E.Sheld.	BOT5881
121 <i>Polygala cruciata</i> L.	Rusk County. Zwischen Brombeergesträuch in Prärien. Juli, August. V.	Polygalac.		(f) BOT5882
122 <i>Pluchea purpurascens</i> DC.	Rusk County. Feuchte Prärie. Septbt. Vinz.	Asterac.	(Sw.) DC.	(h) BOT5883
123 <i>Lycopus virginicus</i> L.	Rusk County. An schattigen Orten im August. V.	Lamiac.		BOT5884
124 <i>Panicum ignoratum</i> Kth.?	Sandboden in Wäldern der Kolonie Rusk County. August. V.	Poac.	Kunth	BOT5885
125 <i>Ambrosia artemisaefolia</i> L.	Auf beschattetem Sandboden in Rusk County. September. V.	Asterac.	<i>artemisaefolia</i> [sic!] <i>artemisiifolia</i>	BOT5886
126 <i>Poa hirsuta</i> Michx.	In Wäldern der Kolonie Rusk County. August. V.	Poac.		BOT5887
127 <i>Elodea petiolata</i> Psh.	Auf feuchtem Bottomboden in der Kolonie Rusk County. August. V.	Hydrocharitac.	Art nicht verzeichnet beim IPNI oder Tropicos	BOT5888
128 <i>Agrostis Böckleri</i> Seubert.	An schattigen Orten in Rusk County. August. V.	Poac.	<i>böckleri</i> [sic!] <i>boeckeleri</i> ; Seub. ex Steud.	(f) BOT5889
129 <i>Eupatorium</i> <i>ageratifolium</i> β <i>texense</i> Torr. & Gray.	Rusk County. In Gebüsch an feuchten Stellen. August, Septbr. V.	Asterac.	Torr. & A. Gray	BOT5890
130 <i>Polygonum cristatum</i> Engelm. & Gray.	Rusk County. In Gebüsch. August. V.	Polygonac.	Engelm. & A. Gray	BOT5891
131 <i>Lobelia cardinalis</i> L.	An Bachufern, auf feuchtem Bottom in Rusk County. August. V.	Campanulac.		(f) BOT5892
132 <i>Paspalum floridanum</i> Michx.	Rusk County.	Poac.		(v) BOT5893
133 <i>Andropogon nutans</i> L.	Rusk County. In Sümpfen und auf feuchtem Sandboden. August. V.	Poac.		BOT5894
134 <i>Erianthus contortus</i> Ell.	Rusk County. In Sümpfen und auf nassem Sandboden. August. V.	Poac.	Elliott	(f) BOT5895
135 <i>Aristida stricta</i> Michx.	Sandiger Waldboden in Rusk County. August. V.	Poac.	non <i>A. stricta</i> sensu Steud.	BOT5896
136 <i>Koeleria nitida</i> Nutt.	Waldprärie in der Kolonie Rusk County. August. V.	Poac.		BOT5897
137 <i>Kuhnia eupatorioides</i> v. <i>gracilis</i> Torr. & Gray.	In der Kolonie Rusk County.	Asterac.	Torr. & A. Gray	(v) BOT5898

Table 3: „Vinzent's texanische Pflanzen“. Die Belege wurden nach Familien geordnet und die entsprechende Anzahl von Gattungen (G), Arten (A) und Belegen (B) für die jeweilige Familie vermerkt. Die am stärksten besammelten Pflanzenfamilien sind hervorgehoben.

	Pflanzenfamilie	G	A	B
1	Acanthaceae	1	1	1
2	Anacardiaceae	1	1	1
3	Apiaceae	1	1	1
4	Apocynaceae	1	2	2
5	Asteraceae	8	16	16
6	Campanulaceae	1	2	2
7	Convolvulaceae	1	1	1
8	Curcurbitaceae	1	1	1
9	Cyperaceae	6	8	8
10	Eriocaulaceae	1	1	1
11	Euphorbiaceae	2	3	3
12	Fabaceae	8	11	11
13	Genitianeae	2	2	2
14	Hydrocharitaceae	1	2	2
15	Hydroleaceae	1	1	1
16	Hypericaceae	2	6	6
17	Lamiaceae	5	6	6
18	Lentibulariaceae	1	2	2
19	Linaceae	1	2	2
20	Linderniaceae	1	1	2
21	Loganiaceae	1	1	1
22	Malvaceae	3	3	3
23	Melanthiaceae	1	1	1
24	Melastomataceae	1	1	1
25	Melianthaceae	1	1	1
26	Nartheciaceae	1	1	1
27	Nyctaginaceae	1	1	1
28	Onagraceae	4	4	4
29	Orchidaceae	4	4	4
30	Orobanchaceae	1	2	2
31	Passifloraceae	1	1	1
32	Penthoraceae	1	1	1
33	Poaceae	19	34	34
34	Polemoniaceae	1	1	1
35	Polygalaceae	1	3	3
36	Polygonaceae	2	2	2
37	Rhamnaceae	1	1	1
38	Rubiaceae	2	2	2
39	Saururaceae	1	1	1
40	Solanaceae	1	1	1
41	Verbenaceae	1	1	1
Σ		95	137	138

Tabelle 4: Typusmaterial: eine kleine Gedächtnisstütze. Basierend auf Bridson & Forman (1998) und dem Internationalen Code der Nomenklatur für Algen, Pilze und Pflanzen (McNeill et al. 2011).

Begriff	Definition/Erläuterung
Typus	Der Begriff umfasst die Begriffe Holotypus, Lektotypus und Neotypus. Jeder dieser Typen stellt ein einzelnes Exemplar einer Pflanze dar, auf dem die Beschreibung eines Taxons (z. B. einer Art) beruht.
Holotypus	Ein einzelnes vom Erstbeschreiber definiertes Exemplar einer Pflanze, seltener eine Illustration der Art, die in der Artbeschreibung definiert/ angegeben wird. Existieren mehrere Belege aus derselben Aufsammlung, sind alle nicht als Holotypus charakterisierten Belege Isotypen.
Lektotypus	Ein Lektotypus wird definiert, wenn bei der Publikation kein Holotypus angegeben wurde, wenn der definierte Holotypus verloren gegangen ist oder wenn sich herausstellt, dass der existierende Holotypus ein Mischbeleg von mehr als einem Taxon ist. (Artikel 9.2)
Neotypus	Wenn der Holotypus bzw. Lektotypus verloren gegangen ist bzw. zerstört wurde, wird ein Neotypus bestimmt. (Artikel 9.7)
Isotypus	Duplikat des Holotypus. (Artikel 9.4)
Syntypus	Jeder Beleg, der im Protolog einer Artbeschreibung zitiert ist, im Falle dass kein Holotypus bestimmt wurde oder, dass alle im Protolog erwähnten Belege als Typus bezeichnet werden. (Artikel 9.5: „Reference to an entire gathering, or a part thereof, is considered citation of the included specimens.“)

brachyanthum Steud. (Vinzent Coll. Nr. 124. Texas) geführt. Entsprechend der Gleichwertigkeit der Bögen aus dem Vinzent'schen Herbarium texanischer Pflanzen wäre aber nach Meinung der Autorin der Status als Syntypus zutreffender.

Agrostis boeckleri Seub. ex Steud.

Synopsis Plantarum Glumacearum 1: 218. 1854

Die Vinzent Aufsammlung # 128 (*Agrostis boeckleri* Seubert Hrbr. Texas nr. 128) stellt heute, neben „Louisiana Herbr. Hartmann nr. 57. Texas“, einen von zwei Syntypen für *Gymnopogon distichophyllus* Steud. dar.

Agrostis boeckleri Seubert ist heute ein Synonym für *Gymnopogon ambiguus* (Michx.) Britton, Sterns & Poggenb.

Solidago (Eut[h]amia) vinzentii Sch.Bip.

Obwohl die Aufsammlung Vinzent # 14 auf dem Bogen als potentiell neue Art „in lit!“ angegeben ist, wurde sie offenbar nicht publiziert und ist auch nicht im International Plant Name Index (IPNI) verzeichnet, weder unter *Solidago* noch unter *Eut(h)amia*. Die Information, dass es sich bei den Exemplaren in Paris (P) um Typen handelt, ist möglicherweise nur anhand des Labels, nicht aber basierend auf einer gültigen Pu-

blikation (Protolog), recherchiert worden und kann durch die vorliegende Arbeit nicht bestätigt werden.

Neben diesen rein taxonomisch-nomenklatorischen Aspekten ist die Sammlung von Vinzent ein wertvolles Dokument der Vegetation von Rusk County (Texas) des 19. Jahrhunderts und in seiner Vollständigkeit und Erhaltungsqualität bisher einmalig (vgl. Tab. 1). Dieses überraschende Ergebnis der wissenschaftlichen Arbeit im LMO zeigt, dass sowohl der Inventarisierung und Dokumentation als auch der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Sammlungen weiterhin eine große Bedeutung zukommt. Schon jetzt zeichnet sich ab, dass im Landesmuseum Natur und Mensch Oldenburg weitere botanische Schätze auf ihre (Wieder-)Entdeckung warten.

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt dem Niedersächsischen Landesarchiv in Oldenburg, insbesondere Herrn Dr. Wolfgang Henninger, für die freundliche Unterstützung bei der Recherche sowie Joyce Weaver vom East Texas Research Center der Stephen F. Austin State University (Texas, USA) für Informationen aus dem dortigen Archiv. Darüber hinaus bedanke ich mich bei Dr. Dale A. Winkler vom Shuler Museum of Paleontology der Southern Methodist University in Dallas (Texas, USA) für die Bereitstellung des Porträts (Abb. 5).

Die folgenden Kustoden und Kollegen haben sich in ihren wissenschaftlichen Sammlungen auf die Suche nach „Vinzent’s texanische[n] Pflanzen“ gemacht und so die vorliegende Arbeit unterstützt: Dr. Robert Vogt und Katharina Rabe (B), MSc. Jonathan Gregson (BM), Dr. Fred Stauffer (G), Prof. Uwe Dr. Braun (HAL) und Dr. Ernst Vitek (W); ihnen sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Darüber hinaus danke ich Dr. Peter-René Becker und Dr. Christina Burmeister für hilfreiche Anregungen zum Manuskript sowie Dr. Natalie Schmalz und Dr. Markus Jerominek für konstruktive Kritik und ihren Rat bei Fragen zur Taxonomie.

Literatur

- Becker, C. 2014a. Begeisterung für die Vielfalt der Natur. Naturkunde als Fundament des Naturschutzes – historische Facetten im Wirkungsfeld des Landesmuseums Natur und Mensch (Oldenburg). Isensee, Oldenburg.
- Becker, C. 2014b. Biografische Skizzen – Teil 1: Karl Hagena (1806-1882). In: Becker, C. (Hrsg.), Begeisterung für die Vielfalt der Natur. Naturkunde als Fundament des Naturschutzes – historische Facetten im Wirkungsfeld des Landesmuseums Natur und Mensch (Oldenburg). Isensee, Oldenburg, 87-95.
- Beichle, U. 2004. Zur Historie der naturkundlichen Sammlungen in Oldenburg. In: Fansa, M. (Hrsg.), Kostbarkeiten oder Krempel. Museumsobjekte zwischen Wirtschaftskrise und Museumsethik. Schriftenreihe des Landesmuseums für Natur und Mensch 29. Oldenburg, 10-17.
- Beichle, U., K. Hermann, 2008. Das „Naturalien-Cabinet“ in einem neuen Kontext. Informationen zur Ausstellung. Landesmuseums Natur und Mensch (Oldenburg).



- Bengen, E. 2001. Vom Großherzoglichen Naturhistorischen Museum zum Landesmuseum für Natur und Mensch. Oldenburger Jahrbuch 101. Isensee, Oldenburg, 207-234.
- Böckeler, O. 1847. Verkäufliche Pflanzen aus Texas. In: Mohl, H., Schlechtendal, D. F. L. (Hrsg.), *Botanische Zeitung* 5. Berlin, 447-448.
- Böckeler, O. 1888. Beiträge zur Kenntniss der Cyperaceen. Heft 1 Cyperaceae novae. Breit-schädel & Vogt, Varel a. d. Jade.
- Bridson, D., L. Forman, 1998. Rearrangement of herbarium collections according to new publications. In: Bridson, D., Forman, L. (Hrsg.), *The herbarium handbook*. 3. Aus-gabe, Royal Botanic Gardens, Kew, 133-143.
- Büsing, W. 1992a. Kelp. In: Friedl, H., Günther, W., Günther-Arndt, H., Schmidt, H. (Hrsg.), *Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg*. Isensee, Oldenburg, 368.
- Büsing, W. 1992b. Böckeler. In: Friedl, H., Günther, W., Günther-Arndt, H., Schmidt, H. (Hrsg.), *Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg*. Isensee, Oldenburg, 78-79.
- Fansa, M. 2004. Kostbarkeiten oder Krempel. Museumsobjekte zwischen Wirtschaftskrise und Museumsethik. In: Fansa, M. (Hrsg.), *Kostbarkeiten oder Krempel. Museums-objekte zwischen Wirtschaftskrise und Museumsethik*. Schriftenreihe des Landes-museums für Natur und Mensch 29. Oldenburg 7-9.
- Geiser, S. W. 1957. A note on „Vinzent’s Texanische Pflanzen, 1847“. In: Southern Metho-dist University Press (ed.), *Field & Laboratory* 25 (2-3): 45-53.
- Hochstetter, W. 1869. Kritisches Verzeichniss des Coniferen-Herbarium’s zusammenge-stellt von Wilhelm Hochstetter. Tübingen.
- Kemp, C. 2015. The endangered dead. *Nature* 518: 292-294. (deutsche Übersetzung: Kemp, C., *Naturkundemuseen werden zur aussterbenden Art*. Spektrum der Wissenschaft. Die Woche, 17; verfügbar unter: <http://www.spektrum.de/news/naturkundemu-seen-werden-zur-aussterbenden-art/1344323>).
- McNeill, J. et al. 2011. International Code of Nomenclature for algae, fungi, and plants (Melbourne Code) adopted by the Eighteenth International Botanical Congress Melbourne, Australia. (verfügbar unter: <http://www.iapt-taxon.org/nomen/main.php>)
- Metzing, D., L. Strauch, 2011. Das Herbarium im Landesmuseum Natur und Mensch Olden-burg – Inventarisierung und Aufarbeitung. In: Both, F., Fansa, M., Jopp, E., Schultz, M., Püschel, K. (Hrsg.), *Museumjournal Natur und Mensch* 6. Oldenburg, 239-247.
- Oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde e.V. (2015): Personen-Datenblatt für Ernst <Dirks>, Christian Friedrich ! Johann (I34719).
- Schulz-Weddingen, I. 1980. Die botanischen Sammlungen In: Meyer, K. O. (Hrsg.), 100 Jahre Museum am Damm. Veröffentlichungen des Staatlichen Museums für Na-turkunde und Vorgeschichte Oldenburg 3. Oldenburg, 50-51.
- Schweninger, L. 1997. Property ownerships among slaves. In: *Black Property Owners in the South, 1790-1915*. University of Illinois Press, 32.
- Stöhr, L. 1884. Die erste Frau in Texas. *Der Deutsche Pionier*. Erinnerungen aus dem Pio-nier-Leben der Deutschen in Amerika. 16 (9). Cincinnati, 372-375.
- Urban, I. 1881. Geschichte des Königl. botanischen Gartens und des Königl. Herbariums zu Berlin, nebst einer Darstellung des augenblicklichen Zustandes dieser Institute. In: Eichler, A. W. (Hrsg.), *Jahrbuch des Königlichen Botanischen Gartens und des botanischen Museums zu Berlin*. Band I. Berlin, 150.
- Urban, I. 1916. Geschichte des Königlichen Botanischen Museums zu Berlin-Dahlem (1815-1913) nebst Aufzählung seiner Sammlungen. Beihefte zum Botanischen Cen-tralblatt, Band 34 (1917), Heft 1, 407, 431.

Archivalien, Zeitungsartikel und andere Quellen

Interview zur Ausstellung „Begeisterung für die Vielfalt der Natur“ (18.05.2015)

<http://www.oeins.de/mediathek/vod->

[stream/?tx_vod_videoondemand%5Bmedia%5D=1840&tx_vod_videoondemand%5Bmediafile%5D=201505182000_Tueren_auf_SchlauesHaus.flv&tx_vod_videoondemand%5Baction%5D=show&tx_vod_videoondemand%5Bcontroller%5D=Media&cHash=d8542d096afc95bf98afcd84b650c48e](http://www.oeins.de/mediathek/vod-stream/?tx_vod_videoondemand%5Bmedia%5D=1840&tx_vod_videoondemand%5Bmediafile%5D=201505182000_Tueren_auf_SchlauesHaus.flv&tx_vod_videoondemand%5Baction%5D=show&tx_vod_videoondemand%5Bcontroller%5D=Media&cHash=d8542d096afc95bf98afcd84b650c48e)

Jahresberichte 1835 – 1865; NLA-OL Akz. 2010/054 Nr. 76

Kelp, R. H. G. (ohne Jahresangabe). Vincents Texanische Pflanzen aus der Colonie Rusk County. In: Verzeichnis Nordamerikanischer Pflanzen gesammelt von Vinzent u.a. (handschriftliche Inventarliste des Museums ohne nähere Angaben).

Kirchenbücher Ovelgönne (1810-1890). Tauf-, Verlobungs-, Heirats- und Sterberegister im Niedersächsischen Landesarchiv Oldenburg. Band 1 (1810-1825), 39, 47, 59, 71; Band 2 (1826-1850), 90; Band 3 (1851-1890), 218.

Oldenburger Zeitung am 11. 1. 1870



Harald Kluge und Heiko Scheepker

Namhafte in Friesland geborene Universitätsprofessoren des 19. Jahrhunderts: Eilhard und Karl Gustav Mitscherlich

Johann Christoph Mitscherlich wanderte Mitte des 18. Jahrhunderts von Sachsen ins friesische Jever aus und arbeitete dort im Range eines „Hochfürstlich Anhalt-Zerbstischen Rates“ als amtlicher Versteigerer („Ausmiener“). Sein Sohn, der protestantische Pfarrer Karl Gustav Mitscherlich (1762-1826), wirkte ab 1790 in der aus einem mittelalterlichen Kirchspiel hervorgegangenen benachbarten Kirchgemeinde Neuende des Herzogtums Oldenburg, die 1814 nach Erlass einer oldenburgischen Gemeindeordnung politische Gemeinde wurde. 1854 fiel das Gebiet von Oldenburg an Preußen; auf diesem Gebiet wurde die Stadt Wilhelmshaven gegründet und Neuende wurde als Stadtteil eingemeindet.

Karl Gustav Mitscherlich war verheiratet mit Maria Elisabeth Eden, der Tochter des Stadtkämmerers und Kunsthändlers Eilhard Eden aus Jever. Mit ihr hatte er die drei Kinder Eilhard, Sophia Christina und Karl Gustav. Die Söhne Eilhard (nach dem Vornamen des Großvaters mütterlicherseits) und Karl Gustav (nach gleichlautenden Vornamen des Vaters) wurden bedeutende Gelehrte des 19. Jahrhunderts.

Eilhard Mitscherlich wurde am 7.1.1794 in der damaligen Kirchgemeinde Neuende im Herzogtum Oldenburg geboren, am 28.8.1862 starb er in Berlin-Lichtenberg (2014 war sein 220. Geburtsjahr).

Er besuchte die Provinzialschule (Lateinschule) in Jever, an der 1808/09 der ebenfalls in Jever geborene und spätere Frankfurter Historiker und Universitätsprofessor Friedrich Christoph Schlosser lehrte und bei Mitscherlich das Interesse an Geschichte und orientalischen Sprachen weckte. Letzterer nahm daher nach dem Abitur ab 1811 auch zunächst in Heidelberg und ab 1813 an der Ecole des langues orientales in Paris ein Studium dieser beiden Fachgebiete auf und promovierte 1814 zum Dr. phil. mit einem Thema daraus.



Abb. 1: Eilhard Mitscherlich

Anschrift der Verfasser: Prof. Dr. Harald Kluge, Ermlandstr. 9, 26316 Varel, und Dr. Heiko Scheepker, Friesenstr. 4, 26316 Varel

Da er die Mittel für eine ersehnte Orientreise nicht hatte, plante er eine solche als Schiffsarzt kostenlos antreten zu können. Deshalb nahm er 1817 in Göttingen ein Studium der Medizin und Naturwissenschaften auf, das allerdings sehr bald sein Interesse besonders an der Chemie weckte. Damals wurde die Chemie noch als Teildisziplin der Medizinischen Fakultäten geführt. Nun schwand sein Interesse an dem geplanten Orientvorhaben und er wandte sich hauptsächlich dem Studium der Chemie und Mineralogie zu. Die Chemie wurde in Göttingen damals durch Friedrich Stromeyer vertreten. 1818 setzte er sein Studium in Berlin fort, um in den Labors des Botanikers Heinrich Friedrich Link und des Chemieprofessors Sigismund Friedrich Hermbstädt arbeiten zu können. Im Labor des Erstgenannten startete Eilhard Mitscherlich eine äußerst erfolgreiche Untersuchungsserie, die ihn bereits zu seiner ersten fundamentalen Entdeckung der theoretischen Chemie führte: Anhand der Kaliumsalze der Arsensäure (Kaliumarsenat) und der Phosphorsäure (Kaliumphosphat) wies er nach, dass die beiden Salze die gleiche Kristallform bilden und in gegenseitigen Lösungen in gleicher Kristallstruktur als Mischkristalle auskristallisieren. Ähnliches Verhalten zeigten auch die Sulfate von Magnesium, Zink und Eisen sowie die gleichermaßen in Oktaedern kristallisierenden Alaune. Mit diesem Verhalten, dass nämlich innerhalb von bestimmten Gruppen verwandter chemischer Elemente deren Verbindungen analoger Zusammensetzung eine gleiche („iso“) Form („morphe“) ihrer Kristalle bilden, hatte Mitscherlich das Phänomen der Isomorphie entdeckt und am 9. Dezember 1819 erstmals in den Abhandlungen der Berliner Akademie veröffentlicht (Mitscherlich 1820). Diese Entdeckung hatte drei entscheidende Konsequenzen: Zwei davon waren wissenschaftlicher Natur. Eine bedeutete eine ergänzende Möglichkeit zur Bestimmung von unbekanntem Atomgewichten chemischer Elemente aus Äquivalenten ihrer isomorph kristallisierenden Verbindungen, wenn das Atomgewicht eines Elements dieser Verbindungen bekannt war. Die andere betraf eine Gesetzmäßigkeit der Kristallographie und damit Mineralogie und Geologie: Das Kristallgitter bleibt nahezu unverändert, wenn an die Stelle eines Elements ein gleichartiges anderes tritt (1912 fand dies seine endgültige Bestätigung durch Röntgeninterferenzaufnahmen des Physikers und Nobelpreisträgers Max von Laue). Die dritte Konsequenz betraf den weiteren Entwicklungsgang Eilhard Mitscherlichs, der von dem bereits hochdotierten, weltweit bekannten schwedischen Chemieprofessor Jöns Jakob Berzelius (1779-1848) initiiert wurde. Letzterer bezeichnete Mitscherlichs Entdeckung der Isomorphie als die „wichtigste Entdeckung seit der Aufstellung der Lehre von den chemischen Proportionen“ (Heinig 1964a). Auch Justus von Liebig (1803-1873) fand dafür hohes Lob: „Ganz besonders wichtig und bedeutungsvoll wurde die schöne, von einem Deutschen (Mitscherlich) gemachte Entdeckung für die Mineralogie.“ (Liebig 1859). Berzelius schlug daher noch 1819 den gerade 25jährigen Mitscherlich dem preußischen Unterrichtsministerium als Nachfolger des 1817 verstorbenen Berliner Chemieprofessors Martin Heinrich Klaproth vor (Entdecker mehrerer chemischer Elemente). Der Minister stimmte dem Vorschlag zwar grundsätzlich zu, verlangte aber noch einen zusätzlichen Studienaufenthalt bei Berzelius in Stockholm und stellte dafür ein zweijähriges Stipendium zur Verfügung. 1822 erhielt Eilhard Mitscherlich dann in Berlin eine außerordentliche und 1825 eine ordentliche Chemieprofessur. Zusätzlich bekam er an der dortigen Militärakademie noch eine Professur für Physik und Chemie.



Die fruchtbare Zeit bei Berzelius (die beiden wurden enge Freunde) und die Folgejahre in Berlin erweiterten das Erfolgsspektrum Eilhard Mitscherlichs noch beträchtlich, obwohl sein Laborbudget vom preußischen Ministerium sehr knapp gehalten wurde und er viel aus eigener Tasche bezahlte: So entdeckte er mit der Dimorphie jenes Phänomen, das die Fähigkeit einiger chemischer Elemente bedeutet, in zwei verschiedenen Kristallgittertypen zu kristallisieren (z.B. Kohlenstoff als Graphit und Diamant; roter und weißer Phosphor). Des Weiteren entdeckte er die Polymorphie, die bedeutet, dass eine chemische Verbindung in mehr als zwei Gittertypen vorkommen kann.

Wesentlich waren auch seine Untersuchungen zu chemischen Reaktionen, die durch „Kontaktstoffe“ ausgelöst wurden. Den Vorgang nannte Berzelius daraufhin Katalyse: Beispiele Mitscherlichs waren die Ätherbildung sowie Hefegärungs- und bakterielle Prozesse mit Fermenten als „Kontaktstoffen“. Im apparativen Bereich entwickelte er einen Polarisationsapparat zur Messung der Drehungsrichtung der Ebene des polarisierten Lichts, mit dem er die Rohrzuckerspaltung in Trauben- und Fruchtzucker messend verfolgte und erklärte.

Schließlich sollen aus mehreren Arbeiten Mitscherlichs über chemische Synthesen an dieser Stelle noch die des Benzols und daraus die erstmalige Darstellung des Nitrobenzols als einer wichtigen Ausgangssubstanz der großtechnischen Anilinproduktion hervorgehoben werden (1865 wurde die Badische Anilin- & Soda-Fabrik AG., BASF, gegründet).

Eilhard Mitscherlichs Arbeiten und Entdeckungen sind in seinem zweibändigen „Lehrbuch der Chemie“ original nachzulesen, das von 1829 bis 1847 in vier Auflagen erschien (Mitscherlich 1829-1847). Sein berühmter Kollege Prof. Justus von Liebig soll trotz einiger Scharmützel mit Mitscherlich darüber geäußert haben, es sei „die Krone von allen [Lehrbüchern], die mir jemals vorgekommen sind“ (Heinig 1964b). Das Lehrbuch wurde zudem ins Schwedische und Französische übersetzt. Er widmete es seinem Lehrer und Freund Berzelius. Der erste Band mit seinen zwei Abteilungen umfasste über 800, der zweite nochmals über 860 Seiten mit einer akribischen Bearbeitung der damaligen Chemiekenntnisse. Durch seine Vorliebe für Mineralien und Kristalle äußerte er sich in weiteren Publikationen zu Fragen der Herkunft von Mineralquellen, der Entstehung von Erzflözen, zu vulkanischen Vorgängen und zu Temperatureinflüssen auf derartige Prozesse.

Allerdings muss daran erinnert werden, dass Eilhard Mitscherlich aufgrund noch fehlender theoretischer, vor allem physikalisch-chemischer Basiskenntnisse im Wesentlichen nur eine deskriptive Chemie der Analysen und Synthesen betreiben konnte. Er vertrat zwar die anfangs des 19. Jahrhunderts von John Dalton wiederbelebte „atomistische Hypothese“, unterlegte sie aber nur mit dem Gesetz der konstanten und multiplen Proportionen. Sowohl die kleinsten Teilchen von Elementen als auch Verbindungen bezeichnete er als Atome. Den Begriff Molekül verwendete er nicht, sondern sprach von Atomen der Elemente und der Verbindungen. Summen- und Strukturformeln wiesen erkenntnisbedingt deutliche Mängel und auch Fehler auf und waren mit den heutigen Formelbildern in der Symbolik vielfach nicht vergleichbar. Rund dreißig Jahre später erreichte diesbezüglich Julius Lothar Meyer deutliche Fortschritte (Kluge u. Punzel 2015).

Eilhard Mitscherlich war Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Vereinigungen und Gesellschaften, aus denen an dieser Stelle die britische Royal Society (1828; 1829 mit



Abb. 2: Mitscherlich-Denkmal von 1897. Fotobestand des Schlossmuseums Jever, Sign. FC 436

deren „Royal Medal“ ausgezeichnet), die Schwedische und die Preußische Akademie der Wissenschaften sowie die Leopoldina hervorgehoben werden sollen. Er erhielt mehrere Auszeichnungen und Preise. Zu seinen Ehrungen gehören u. a. ein Mausoleum des Landes Berlin mit Porträtbüste, ein 1894 gefertigtes Denkmal vor der Humboldt-Universität Berlin, eine 2006 in Jever eingeweihte Statue und die Benennung von Straßen in Jever und Wilhelmshaven. Das Denkmal in Jever hatte seit 1896 eine bewegte Geschichte vom Verfall bis zur Wiedererrichtung und Enthüllung 2006 an nahezu gleichem Ort. Es ist eine fast detailgetreue Nachbildung des Berliner Originals von 1894.

Mitscherlich war verheiratet mit der Königsberger Kaufmannstochter Laura Amanda Meier (1803-1881). Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter und vier Söhne hervor. Den Töchtern Clara und Agnes war als Frauen in damaliger Zeit zwar ein Studium verwehrt, sie heirateten jedoch namhafte Universitätsprofessoren. Die Söhne machten alle eine akademische Ausbildung. Der älteste Sohn, Gustav Alfred Mitscherlich (1832-1911), war als Arzt und Professor der Chirurgie an der Berliner Universität tätig; zwei weitere Söhne traten als Chemiker bzw. Mineraloge in die fachlichen Fußstapfen ihres Vaters: Richard Mitscherlich (1834-1887), Dr. phil., war Bergwissenschaftler, Bergas-

essor und Bergwerksbesitzer; Alexander Mitscherlich (1836-1918, sein Taufpate und Vornamensgeber war Alexander von Humboldt) lehrte als Chemieprofessor an der Fürstlichen Hochschule in Hannoversch-Münden, wo er u.a. das 1878 patentierte Sulfid-Aufschlussverfahren zur Zellstoffproduktion aus Fichtenholz entwickelte. Sohn Alexander war es auch, der über Leben und Werk seines Vaters Eilhard publizierte (Mitscherlich 1896). Einen vergleichbaren fachlichen Weg ging schließlich noch Eilhard Mitscherlichs Enkel, der Agrikulturchemiker Eilhard Alfred Mitscherlich (1874-1960), der als Professor für Pflanzenbaulehre in Königsberg und ab 1947 als Professor für Agrikulturtechnik an der Humboldt-Universität in Berlin lehrte.

Aus der zahlreichen Nachkommenschaft der ‚Mitscherlich-Dynastie‘ dürfte besonders der Urenkel Eilhards und Enkel Alexanders mit dem gleichen Vornamen wie sein Großvater bekannt sein: Alexander Mitscherlich (1908-1982), Arzt, Psychoanalytiker und Schriftsteller, war seit 1946 Privatdozent für Neurologie in Heidelberg und leitete ab 1960 das Sigmund-Freud-Institut in Frankfurt/Main als Ordinarius für Psychologie mit Schwerpunkten zur Psychoanalyse und Sozialpsychologie. Er wirkte als Berichterstatter im Nürnberger Prozess gegen NS-Ärzte. Zusammen mit seiner Ehefrau Margarete erhielt er 1969 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Der in Neuende am 9.11.1805 geborene und am 19.3.1871 in Berlin verstorbene jüngere Bruder Eilhards, Karl Gustav Mitscherlich, besuchte auch die Provinzialschule (Lateinschule) in Jever und legte dort 1824 sein Abitur ab (2015 ist sein 210. Geburtsjahr). 1825-1829 absolvierte er ein Medizinstudium in Berlin.

Bereits am Anfang des Studiums wurde er durch seinen Bruder Eilhard auch an die Chemie herangeführt. Als junger Student interessierte er sich für Antimon- und Quecksilber-Verbindungen und ihre Wirkungen auf den menschlichen und tierischen Organismus. Das „weiße Spießglanzoxyd“ (Antimonium diaphoreticum ablutum), das „Schwefelantimon“ (Kermes minerale), Antimon-Sulfid (Sulphur auratum), der „Brechweinstein“ und auch rein metallisches Antimon wurden damals für medizinische und pharmazeutische Prozesse verwandt, als Brechmittel, Abführmittel und Medikament gegen manche Infektionskrankheiten. Das in China bereits etwa 3000 v. Chr. zur Lepra-Behandlung verwendete und 1529 von Paracelsus in zwei Schriften erwähnte, zur Behandlung von Syphilis („Lustseuche“, Lues) und Hautentzündungen eingesetzte Quecksilber und seine anorganischen Verbindungen, aber auch deren erhebliche Giftwirkung, regten ihn im Studium zur Hinwendung an die Pharmakologie an. Das Quecksilberchlorid war unter den Namen Sublimat, Hydrargyrum bichloratum corrosium, Mercurius sublimatus corrosius und Hydrargyrum muriaticum corrosium in Medizin und Pharmazie im Einsatz. Seine Untersuchungen zu Antimon- und Quecksilber-Verbindungen aus der frühen Studienzeit konnte Karl Gustav Mitscherlich 1827 sogar in der damals führenden Zeitschrift „Annalen der Physik und Chemie“ veröffentlichen, nach dem damaligen Herausgeber auch als „Poggendorfs Annalen“ geführt (Haupt 1992).



Abb. 3: Karl Gustav Mitscherlich

Im Unterschied zu seinem Bruder Eilhard verblieb Karl Gustav Mitscherlich aber bei der Medizin und hier besonders bei ihrer Teildisziplin Pharmakologie. 1829 promovierte er mit „Untersuchungen über Quecksilber-Verbindungen als Arzneimittel“ zum Dr. med.

Obwohl er von den toxischen Wirkungen des Quecksilbers und dessen damals verwendeten anorganischen Verbindungen wusste, musste er ihre dosisabhängig therapeutisch wirksamen Anwendungsmöglichkeiten nutzen, denn es gab damals noch keine Ersatzmedikamente. Die Anwendungen der anorganischen und organischen Quecksilberverbindungen als Abführmittel und Diuretika sowie bei Haut- und Geschlechtskrankheiten gingen erst im Laufe des 20. Jahrhunderts durch die Entwicklung entsprechender Chemotherapeutika zurück. Die anorganischen wurden zunächst durch verträglichere, tierexperimentell getestete und in geringerer Dosis wirksame organische Quecksilberverbindungen ersetzt. Auch Letztere verschwanden dann schließlich zunehmend während des dritten Quartals des 20. Jahrhunderts aus den Arzneimittellisten.

Karl Gustav Mitscherlich ließ sich zunächst 1830 in Berlin als Arzt nieder. 1834 habilitierte er sich an der dortigen Medizinischen Fakultät. Sie berief ihn 1842 zum außerordentlichen und 1844 zum ordentlichen Professor für Arzneimittellehre. Trotz Angeboten verschiedener Universitäten verblieb er in Berlin und erfüllte als Hochschullehrer und Arzt in seiner großen Praxis ein doppeltes Arbeitspensum.

Herausragende Neuentdeckungen wie sein Bruder Eilhard konnte Karl Gustav Mitscherlich zwar nicht vorweisen, wohl aber erwarb er sich bleibende Verdienste als Hochschullehrer durch die Reformierung der deutschen Apothekerausbildung vom weitgehend empirisch zum naturwissenschaftlich fundiert und analytisch arbeitenden Pharmazeuten: Beruhte bis dahin die Bereitung von Heilmitteln aus pflanzlichen oder tierischen Extrakten und anderen Naturprodukten vorwiegend auf Erfahrungen, wurden jetzt die zunehmenden Erkenntnisse von therapeutischen Wirkmechanismen auf Basis der chemischen Zusammensetzung von Arzneimitteln zur Leitlinie. Karl Gustav Mitscherlich lieferte dazu mit seinem in erster Auflage zweibändigen (1837- 1846) und in zweiter Auflage dreibändigen „Lehrbuch der Arzneimittellehre“ (1847-1854) einen entscheidenden Beitrag (Mitscherlich 1847-1854). In diesem Zusammenhang regte er zudem als erster an, mögliche Medikamente vor Anwendung am Menschen zuerst im Tierversuch zu testen.

Im Gegensatz zu seinem Bruder Eilhard hat Karl Gustav Mitscherlich keine Nachkommen hinterlassen.

Trotz seiner bemerkenswerten Leistungen findet die Vita Karl Gustav Mitscherlichs im Gegensatz zu der seines Bruders Eilhard im Schrifttum wenig Erwähnung (Peters & Winderlich 1951).

Literaturverzeichnis

- Haupt, P. (1992): Mitscherlich, Karl Gustav. – Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg. Isensee Verlag Oldenburg: 469
Heinig, K. (Hrsg.) (1964a): Beitrag zu Eilhard Mitscherlich. – Biographien bedeutender Chemiker. Verlag Volk und Wissen, Berlin: 86



- Heinig, K. (Hrsg.) (1964b): Beitrag zu Eilhard Mitscherlich. – Biographien bedeutender Chemiker. Verlag Volk und Wissen, Berlin: 88
- Kluge, H. & E. Punzel (2015): Die Brüder Julius Lothar und Oskar Emil Meyer, zwei bedeutende Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts aus Friesland. – Oldenburger Jahrbuch 115, Isensee Verlag Oldenburg: 287-294
- Liebig, J. von (1859): Chemische Briefe. – 1. Band, 4. Aufl., 8. Brief. C. F. Wintersche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg: 143
- Mitscherlich, A. (Hrsg.) (1896): Gesammelte Schriften von Eilhard Mitscherlich. Lebensbild, Briefwechsel und Abhandlungen. – Verlag Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Berlin
- Mitscherlich, C. G. (1847-1854): Lehrbuch der Arzneimittellehre. 2., verbesserte Auflage. – Verlag von C. Bethge, Berlin
- Mitscherlich, E. (1820): Ueber die Crystallisation der Salze, in denen das Metall der Basis mit zwei Proportionen Sauerstoff verbunden ist. – Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, Physikalische Classe, vorgelesen am 9. December 1819. Berlin: 427-437
- Mitscherlich, E. (1829-1847): Lehrbuch der Chemie. 1. Band: Die Metalloide. 2. Band: Die Metalle. – Verlag Ernst Siegfried Mittler, Berlin
- Peters, K. & R. Winderlich (1951): Eilhard Mitscherlich und sein Geschlecht. – Verlag C. L. Metteker & Söhne, Jever





Harald Kluge und Eckhard Punzel

Die Brüder Julius Lothar und Oskar Emil Meyer, zwei bedeutende Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts aus Friesland

Die Ehe des Elternpaares der beiden Brüder kam durch einen Zufall zustande: Der am 1.4.1783 in Hasbergen bei Delmenhorst geborene Dr. med. Heinrich Friedrich August Jacob Meyer landete 1822 von London kommend mit dem Schiff im Vareler Hafen. Nach dem Medizinstudium wurde er zum Weltenbummler, war als Arzt in Warschau, dann als Leibarzt der Familie des Fürsten Orlow in St. Petersburg tätig und unternahm mit deren Familienangehörigen Kurreisen an die französische Riviera, reiste nach England und Schottland.

Nach Ankunft des Schiffs im Vareler Hafen soll der Hafenmeister ausgerufen haben, ob denn ein Arzt an Bord sei. Er möge eine ernsthaft erkrankte junge Frau behandeln. Die Patientin war die 22-jährige Anna Sophia Wilhelmina Biermann, Tochter des bereits 1818 verstorbenen Vareler Amtsarztes Dr. med. Georg Friedrich Biermann. Nach August Meyers Aussage bestand der glückliche Ausgang dieser Episode in einer erfolgreichen Heilung der Sophia Biermann, der folgenden Heirat beider am 27.12.1822 und der Übernahme der Praxis des verstorbenen Schwiegervaters Biermann, einschließlich der Position des Vareler Amtsarztes mit Zuständigkeit für die Reichsgräfliche Herrschaft von Bentinck. Aus der Ehe gingen acht Kinder hervor. August Meyer starb 1850, seine Frau Sophia 1853 in Varel.

Julius Lothar Meyer kam als viertes Kind aus dieser Ehe am 18.8.1830 in Varel, Obernstraße 10, zur Welt. Er verstarb knapp 65-jährig am 11.4.1895 in Tübingen.

1837-1841 besuchte er zwei örtliche Privatschulen und ab 1841 die gerade eingeweihte Vareler Bürgerschule bis zu seiner Konfirmation 1846. Ab hier musste er zunächst auf ärztliches Anraten die Schule aus gesundheitlichen Gründen unterbrechen. Unter Vermittlung seines Vaters trat er in der Schlossgärtnerei Rastede eine Gärtnerlehre an, da sich der Vater eine Besserung des Gesundheitszustandes seines Sohnes bei Arbeiten an der frischen Luft erhoffte.

Tatsächlich trat bereits nach einem Jahr eine deutliche Besserung ein, sodass Lothar Meyer Ostern 1847 die Schule im Großherzoglichen Gymnasium in Oldenburg fort-

Anschrift der Verfasser: Prof. Dr. Harald Kluge, Ermlandstr. 9, 26316 Varel, und Eckhard Punzel, Nachtigallenweg 4, 26316 Varel





Abb. 1: Lothar Julius Meyer, um 1885.

Foto: Heimatmuseum Varel

setzen und 1851 mit dem Abitur erfolgreich abschließen konnte. Zwei Dinge sollten ihn während dieser gesamten Zeit vorentscheidend prägen: Der seine spätere berufliche Laufbahn bestimmende Interessengewinn an Mathematik und Naturwissenschaften auf der Bürgerschule Varel und die in Rastede erweckte Liebe zur Gärtnerei, die ihm zeitlebens aktive Erholung und Betätigung bedeutete. Die ausgezeichnete altsprachliche Ausbildung in Oldenburg tat ihr Übriges. Prägende Persönlichkeit an der Vareler Bürgerschule war sein Lehrer für Mathematik und naturwissenschaftliche Fächer, Ludwig Ballauff.

Lothar Meyer begann zunächst noch im Sommersemester 1851 in Zürich ein Medizinstudium, wo ihn der Physiologe Carl Wilhelm Ludwig sowie der Chemiker Carl Jakob Löwig faszinierten und seine naturwissenschaftlichen Interessen weiterhin stimulierten. 1853 wechselte er nach Würz-

burg, wo er im Februar 1854 seine erste, nach seinen eigenen Worten nicht sonderlich erfolgreiche Dissertation zum Dr. med. mit dem Thema „Einfluß nervaler Reaktionen auf Blutgefäße und Pigmentzellen beim Frosch“ abschloss.

Noch 1854 wechselte er nach Heidelberg, um sich überwiegend dem Studium der Chemie bei dem seinerzeit dieses Fachgebiet stark prägenden Robert Bunsen (1811-1899) zu widmen und Vorlesungen bei dem mit ihm kooperierenden Physikprofessor Gustav Robert Kirchhoff (1824-1887) zu hören. Bei Bunsen arbeitete Lothar Meyer an seiner zweiten Doktorarbeit („Die Gase des Blutes“), die er nachträglich nochmals als medizinische Dissertation 1857 an der Würzburger Universität einreichte und erfolgreich abschloss. Vorher, im Herbst 1856, wechselte er noch an die Königsberger Universität, um bei Professor Franz Ernst Neumann (1798-1895) seine Kenntnisse in Theoretischer Physik zu vertiefen und seine dritte Doktorarbeit über die „Wirkung des Gases Kohlenmonoxid (CO) auf das Blut“ in lateinischer Sprache anzufertigen. Er reichte sie 1858 nach seiner Übersiedlung an der Universität Breslau ein und wurde dort nunmehr als Chemiker erfolgreich zum Dr. phil. promoviert.

In Breslau habilitierte er sich 1859 für die Fächer Chemie und Physik mit dem Thema „Über die chemischen Lehren von Berthollet und Berzelius“, wurde Privatdozent und im gleichen Jahr Leiter des Chemischen Laboratoriums am Institut für Physiologie der Breslauer Universität mit Lehrauftrag.

1866 wurde Lothar Meyer als Dozent an die Königliche Forstakademie in Eberswalde berufen und dort 1867 zum Professor der Naturwissenschaften befördert. Bereits 1868 erfolgte seine Berufung zum ordentlichen Professor für Chemie an das Polytechnikum Karlsruhe. Dort wirkte er bis Anfang 1876, um danach seine längste und letzte Berufungsstelle als Professor für Theoretische Chemie und Leiter des Haupt-

laboratoriums an der Universität Tübingen anzutreten. Diese Funktionen bekleidete er bis zu seinem Tode 1895.

Die Leistungen und Verdienste Lothar Meyers waren vielfältig und werden bedauerlicherweise meist und damit fälschlich nur auf seine Arbeiten am Periodensystem der chemischen Elemente reduziert. Jedoch machte er bereits in seiner zweiten und dritten Doktorarbeit als Erster die entscheidende Entdeckung, dass sowohl eingatmeter Sauerstoff als auch Kohlenmonoxid an einen damals noch unbekanntem Stoff des Blutes, wahrscheinlich an einen Eiweißkörper, chemisch gebunden und in dieser Form an die Körperzellen transportiert werden. Der unbekanntem Stoff wurde dann etwa fünf Jahre nach der Einreichung Meyers Doktorarbeiten tatsächlich als ein Eiweißkörper, als der rote Farbstoff Hämoglobin der roten Blutkörperchen (Erythrozyten) entdeckt. Mit Meyers Entdeckung einer chemischen Bindung beider Gase im Blut wurde in der Folge eine Kaskade von Erkenntnissen eingeleitet, die heute ganze Gebiete der Medizin und Biochemie dominiert.

Lothar Meyers Hauptverdienst bestand darin, dass er auf der Basis der mit Beginn des 19. Jahrhunderts durch den Engländer John Dalton (1766-1844) wissenschaftlich unterlegten Atomtheorie der alten Griechen eine umfassende Recherche, Systematisierung und vor allem kritische Bewertung aller Hypothesen und Theorien seiner Zeit über die Auslösung, den Ablauf und die Stöchiometrie chemischer Reaktionen, über die daran beteiligten Elemente (Atome) und Verbindungen (Moleküle) sowie über die jeweils relevanten physikalischen Bedingungen vornahm. Damit wurde er zu einem entscheidenden Wegbereiter der Physikalischen (Theoretischen) Chemie zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Kluge & Kästner 2014).

Wesentlicher Impulsgeber für ihn war der Italiener Stanislao Cannizzaro (1826-1910) auf dem ersten großen internationalen Chemikerkongress 1860 in Karlsruhe. Dieser legte dort eine grundlegende Aufklärung der bis dahin für die Chemiker unverständlichen Unterschiede zwischen den Ergebnissen der damaligen Bestimmungsmethoden zu den relativen Atom- und Molekulargewichten vor: Die Methode über die Dichte von Gasen („Avogadro'sche Regel“) ergibt Molekulargewichte und erst nach Einbeziehung der stöchiometrischen Verhältnisse die Atomgewichte. Die Methode über die spezifischen Wärmen nach der Regel von Pierre Louis Dulong und Alexis Thérèse Petit ergibt hingegen direkt die Atomgewichte (Kluge & Kästner 2014, S. 31-37). Von Meyer und dem Russen Dmitri Iwanowitsch Mendelejew (1834-1907) wurde Cannizzaro verstanden, von vielen Teilnehmern jedoch nicht oder er stieß sogar auf Ablehnung.

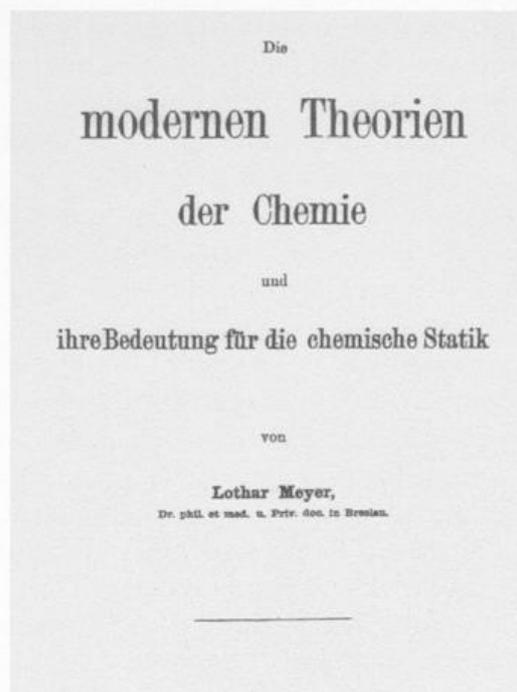


Abb. 2: Titelblatt der Erstauflage „Die modernen Theorien der Chemie“, 1864.

Die Verarbeitung der Atomtheorie und Cannizzaros Erkenntnisse fanden in Meyers Hauptwerk und Lehrbuch „Die modernen Theorien der Chemie“ ihren Niederschlag (Meyer 1864, 1883). In Erstauflage 1864 erschienen, erlebte das Lehrbuch von ursprünglich 138 Seiten Umfang in seinen fünf Auflagen bis 1884 durch ständige Neuaufnahme gewonnener Erkenntnisse eine Erweiterung auf 626 Seiten und wurde zum Standardwerk für die Aus- und Weiterbildung der auf dem Gebiet der Theoretischen (Physikalischen) Chemie noch nicht oder kaum ausgebildeten Chemiker und natürlich für Generationen von angehenden Chemiestudenten. Damit wurden nicht nur die vielen offenen theoretischen Grundfragen entsprechend dem damaligen Fachstand von Physik und Chemie zu erklären versucht, sondern gleichzeitig zielbestimmende Grundlagen für Synthesemechanismen chemischer Produkte der sich rasch entwickelnden, bislang aber vorwiegend nur empirisch arbeitenden chemischen Industrie geschaffen.

Um weiterhin gewonnene theoretische Erkenntnisse der Chemie aufzunehmen und damit eine aktuelle, kurz gefasste Gesamtübersicht anzubieten, verfasste er 1890 noch das Lehrbuch „Grundzüge der theoretischen Chemie“ (Meyer 1890).

Für Lothar Meyer hatten die konzeptionellen Arbeiten an seinem vorgenannten Hauptwerk die im 19. Jahrhundert vollständigste wissenschaftliche Beweisführung für ein Periodensystem der chemischen Elemente als einem Naturgesetz zur Folge: Mit Cannizzaros Deutungen zu realen relativen Atomgewichten, mit seinen erstmaligen Berechnungen elementbezogener relativer Atomvolumina und mit seiner systematischen Zuordnung chemischer und physikalischer Eigenschaften hatte Meyer für das periodische Verhalten der damals etwa 70 bekannten chemischen Elemente

I Hauptgruppe		Übergangsmetalle										II Hauptgruppe							
1		2-10										11-15							
2		3-12										13-17							
3		13-18										19-23							
4		19-24										25-29							
5		25-30										31-35							
6		31-36										37-41							
7		37-42										43-47							
1	H 1,0																		
2	Li 7,0	Be 9,0											B 10,8	C 12,0	N 14,0	O 16,0	F 19,0		
3	Na 23,0	Mg 24,3											Al 27,0	Si 28,1	P 31,0	S 32,1	Cl 35,5		
4	K 39,1	Ca 40,1	Sc 44,9	Ti 47,9	V 50,9	Cr 52,0	Mn 54,9	Fe 55,8	Co 58,9	Ni 58,7	Cu 63,5	Zn 65,4	Ga 69,7	? 72	As 74,9	Se 78,9	Br 79,9		
5	Rb 85,5	Sr 87,6	Y 88,9	Zr 91,2	Nb 92,9	Mo 95,9	? 98	Ru 101,1	Rh 101,1	Pd 106,4	Ag 107,9	Cd 112,4	In 114,8	Sn 118,7	Sb 121,8	Te 127,6	J 126,9		
6	Cs 132,9	Ba 137,3	Lanthan* 138,9	? 175	Ta 180,9	W 183,8	? 186	Os 190,2	Ir 192,2	Pt 195,1	Au 197,0	Hg 200,6	Tl 204,4	Pb 207,2	Bi 208,9	? 210	? 211		
* Lanthanoide		Ce 140,1	Pr 140,9	Di 140,9											? Yb 173,0				
** Actinoide		Th 232,0	U 238,0																

Abb. 3: Periodensystem von Lothar Meyer. Bearbeitung: Harald Kluge



einen endgültigen Beweis geführt; vorläufige Ordnungen hatte er in der Erstauflage 1864 publiziert und 1868 in Manuskriptform hinterlegt.

Der geniale russische Chemiker Dmitri Iwanowitsch Mendelejew hatte Ende 1869 ein weitgehend übereinstimmendes Periodisches System entwickelt und veröffentlicht. Grundsätzlich ist geklärt und im Schrifttum bestätigt, dass beide ihre Systeme unabhängig voneinander entwickelt haben, sodass das daraufhin ins Schrifttum aufgenommene System beider Urhebernamen trägt. Dies bestätigend, wurden auch beide gemeinsam von der britischen Royal Society in London am 2. November 1882 mit der hochdotierten Davy-Medaille ausgezeichnet. Benannt nach dem britischen Chemiker und Physiker Humphry Davy (1778-1829), war sie die höchste britische Auszeichnung für Wissenschaftler auf dem Gebiet der Chemie und Physik.

An dieser Stelle muss der weit verbreiteten Ansicht widersprochen werden, Meyer und Mendelejew seien die „Entdecker“ des Periodensystems. Die beiden stellten jedoch in einer langen Forscherkette des 19. Jahrhunderts, beginnend mit der „Triaden-Regel“ von

Johann Wolfgang Döbereiner (1829) und nach dem „Gesetz der Oktaven“ von John Alexander Reina Newlands (1864), in den Jahren 1869/1870 mit ihrer damals wissenschaftlich, empirisch fundiertesten Darstellung gewissermaßen die Endglieder dar. Meyer und auch Mendelejew stellten sich natürlich immer wieder die Grundfrage nach den eigentlichen atomaren Ursachen des Aufbaus des Periodensystems. Für Meyer konnte sie erst nach seinem Tode 1895 mit den atomphysikalischen und quantenchemischen Erkenntnissen des beginnenden 20. Jahrhunderts zum atomaren Feinbau aus Elektronen, Atomkernen, Neutronen und zu den Atommodellen beantwortet werden. Allerdings hatte er einen solchen Feinbau für möglich gehalten und mit fachlichen Indizien untersetzt. So prognostizierte er „Massetheilchen einer dritten höheren Ordnung“ und „innerhalb der Atome vertheilte positive und negative elektrische Massen“ (Kluge & Kästner 2014, S. 107-111). Mendelejew hingegen lehnte einen solchen Feinbau der Atome kategorisch ab und entwickelte stattdessen Vorstellungen auf der Basis von bereits überholten „Äther-Theorien“. Dies ist insofern verwunderlich und für ihn tragisch, da er Meyer um 12 Jahre überlebte (er starb 1907) und ab 1900 die ersten Beweise eines Feinbaus der Atome konkret erlebte (durch das Ehepaar Marie und Pierre Curie in Frankreich, Ernest Rutherford in England, Aufklärung der Kathodenstrahlen als Elektronenstrahlen etc.).

Weitere Dettleistungen Lothar Meyers fasste sein engster Mitarbeiter Karl Seubert im „Nekrolog“ zusammen (Seubert 1895).

Ein Vergleich zwischen Lothar Meyer und dem 36 Jahre jüngeren Eilhard Mitscherlich soll an dieser Stelle den Abschluss bilden: Obwohl auch Letzterer die Atom-



Abb. 4: Davy-Medaille



Abb. 5: Denkmal für Lothar Julius Meyer, Dmitri Mendelejew und Stanislao Cannizzaro in Varel. Foto: Antje Sander

hypothese anerkannte, konnten seine Versuche einer Interpretation bei weitem nicht den Konkretheitsgrad derer Lothar Meyers erreichen, da sie durch eine Differenz von drei bis vier Jahrzehnten Erkenntnisgewinn getrennt waren. Daraus folgte, dass Mitscherlich die damalige Chemie vorwiegend zu beschreiben, Meyer hingegen zu erklären versucht hatte.

An Mitgliedschaften Lothar Meyers in wissenschaftlichen Gesellschaften und Auszeichnungen seien erwähnt: Mitglied der Chemical Society in London (1883) und Ehrenmitglied der Literary and Philosophical Society in Manchester (1889); Korrespondierendes Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften (1888) und der Akademie der Wissenschaften St. Petersburg (1891); Ehrenmitglied des Physikalischen Vereins Frankfurt/Main (1887); Davy-Medaille der britischen Royal Society 1882; Ehrenritterkreuz des Ordens der Württembergischen Krone mit Verleihung des Adelstitels durch König Wilhelm II. (1892).

Die Geburtsstadt Varel ehrte ihren Sohn Lothar Meyer mehrfach: Für das Gymnasium ist er seit 1976 Namenspatron und vor dem Hauptgebäude wurden im 100. Todesjahr 1995 drei Stelen mit den Bronzeköpfen von Lothar Meyer, Dmitri Mendelejew und Stanislao Cannizzaro eingeweiht. Im gleichen Jahr gab der Heimatverein Varel e. V. ein Heft über das Leben und Werk Lothar Meyers heraus (Schwanicke 1995) und der Förderverein für Kunst und Kultur Varel e. V. hat seit 2014 im Heimatmuseum ein „Lothar-Meyer-Kabinett“ eingerichtet.

Lothar Meyer war in Tübingen 1881/82 und 1887/88 Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät und 1894/95 Rektor der Universität. Er war ab 1866 mit Johanna, geb. Volkmann, aus Chemnitz verheiratet. Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter und zwei Söhne hervor. Der ältere der Söhne (Roderich) diente als Oberst, der jüngere (Waldemar) war Augenarzt. Die ältere Tochter (Hildegard) heiratete den Maler Hans von Volkmann, die jüngere (Ilse) den Frauenarzt Karl Jellinghaus.

Lothars Bruder, Oskar August Emil Meyer, wurde als sechstes Kind des Ehepaars Sophia und August Meyer am 15.10.1834 ebenfalls in Varel, Obernstraße 10, geboren. Er verstarb am 21.4.1909 in Breslau.

1842-1849 besuchte auch er die Bürgerschule Varel und hatte dort wie sein Bruder Lothar Unterricht in Mathematik und Naturwissenschaften bei Ludwig Ballauff. Sein Interesse an diesen Fächern war damit ebenfalls geweckt. 1849-1854 absolvierte er das Großherzogliche Gymnasium in Oldenburg mit dem Abitur als Abschluss.

Wie sein Bruder Lothar studierte Emil Meyer zunächst von 1854-1856 Medizin zuerst in Heidelberg, dann in Zürich. 1856 ging er an die Universität Königsberg und wechselte mit dem Ort gleichzeitig gemäß seinen Neigungen das Studienfach. Hier hörte er vornehmlich Vorlesungen in mathematischer und theoretischer Physik bei dem Physiker Franz Ernst Neumann.

Bereits 1860 promovierte er erfolgreich mit dem Thema „Über die Reibung von Flüssigkeiten“ („De mutua fluidorum frictione“). 1862 habilitierte er sich in Göttingen. Seine Hochschullaufbahn begann 1863 mit der Berufung als außerordentlicher und 1864 als ordentlicher Professor für Mathematik und Theoretische Physik an die Universität Breslau („Leopoldina“), der er in dieser Funktion und als Direktor des Physikalischen Instituts bis zu seiner Emeritierung 1904 die Treue hielt.

Die Leistungen und Verdienste Emil Meyers waren hauptsächlich auf Fragen des Physikstudiums und auf theoretisch-physikalische Fragestellungen gerichtet, besonders die kinetische Gastheorie betreffend. Weiterhin beschäftigte er sich mit Fragen des Elektromagnetismus und dem optischen Phänomen der anomalen Dispersion. Das Physikstudium betreffend, arbeitete Emil Meyer seit 1867 besonders an einer Ausrichtung, die der raschen Entwicklung der Experimentalphysik und der Theoretischen Physik Rechnung trug.

Letztere bildete die Grundlage für seine Arbeiten über die Gastheorien: 1866 veröffentlichte er eine Publikation „Über die Theorie der Gase“ („De gasorum theoria“) (Meyer 1866). 1877 brachte er die erste Auflage seines umfassenden Hauptwerks „Die kinetische Theorie der Gase“ heraus (Meyer 1877). Dieser folgte 1899 die zweite, neu bearbeitete Auflage, beide seinem hochverehrten Königsberger Lehrer Franz Ernst Neumann gewidmet.

Das Buch fand so große Resonanz, dass seine inhaltlichen Darstellungen in physikalische Lehrbücher aufgenommen wurden. Fußend auf den Ursprüngen der kinetischen Gastheorie der Physiker August Karl Krönig (1822-1879) und vor allem Rudolf Julius Emanuel Clausius (1822-1888), begründet etwa zwei Jahrzehnte vor seiner Erstauflage 1877, systematisierte Emil Meyer die Entwicklung und fortschreitende Bestätigung dieser Theorie und stützte sie durch eigene Forschungsergebnisse. Damit baute er ein Lehrgebäude zum Verständnis von gesetzmäßigen Prozessabläufen bei Gasen auf und erläuterte deren empirische, theoretische und mathematisch-gesetzli-

chen Fundamente, die zur Zeit der Zweitaufgabe 1899 im Wesentlichen abgeschlossen waren. Stets betonte er die Anwendung der kinetischen Gastheorie auf die Theoretische Chemie und lieferte bereits mit der Erstauflage 1877 grundlegende Beiträge für die letzten Auflagen des Hauptwerkes „Die modernen Theorien der Chemie“ seines Bruders Lothar, der ihn auch mehrfach zitierte und mit ihm korrespondierte.

Mit einer für seine Zeit entscheidenden didaktischen Maßnahme hatte Emil Meyer in seinem Buch durchschlagende Wirkung, die er im Vorwort mit folgenden Worten formulierte: „Doch war damals ein tiefer gehendes Verständnis für die neue Theorie wenig verbreitet, weil die mathematische Form der Abhandlung für viele Leser ein schweres Hindernis bildete. Ich unternahm deshalb, die kinetische Theorie der Gase so darzustellen, dass sie auch für weitere Kreise, besonders für Chemiker und andere Naturforscher, denen die Mathematik fern liegt, leichter verständlich wurde.“ (Meyer 1877, S. 8). So umfasste Emil Meyers Werk in seinen drei großen Abschnitten mit 10 Kapiteln 350 Seiten und zusätzlich 126 Seiten für „Mathematische Zusätze“, die jeweils den Kapiteln zugeordnet waren. Auf diese Weise leistete er einen entscheidenden Beitrag zu der auch von seinem Bruder Lothar vehement geforderten interdisziplinären Kooperation zwischen Physik und Chemie als Voraussetzung für die Entwicklung der Physikalischen Chemie.

An Mitgliedschaften in Gesellschaften und Ehrungen sind zu nennen: Korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (1879), Ernennung zum Geheimen Regierungsrat (1891) und Ehrenmitglied der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur (1903).

Emil Meyer war seit 1869 mit Eleonore, geb. von Stosch, verheiratet und hatte mit ihr vier Kinder. Über die Vita von Emil Meyer und seiner Familie gibt es im Gegensatz zu seinem Bruder Lothar leider nur spärliche und schwer zugängliche Informationen. Es sollte aber deutlich werden, dass sein Lebenswerk durchaus nicht nur im Schatten dessen seines Bruders Lothar steht. Wie zahlreiche Dokumente belegen, war das Verhältnis der beiden Brüder zueinander stets sehr gut (Schwanicke 1995).

Literaturverzeichnis

- Kluge, H. & I. Kästner (2014): Ein Wegbereiter der Physikalischen Chemie im 19. Jahrhundert – Julius Lothar Meyer (1830-1895). – Europäische Wissenschaftsbeziehungen, Suppl. 1. Shaker Verlag, Aachen.
- Meyer, L. (1864): Die modernen Theorien der Chemie und ihre Bedeutung für die chemische Statik. – Verlag Maruschke & Berendt, Breslau.
- Meyer, L. (1883): Die modernen Theorien der Chemie und ihre Bedeutung für die chemische Dynamik. – Verlag Maruschke & Berendt, Breslau.
- Meyer, L. (1890): Grundzüge der theoretischen Chemie. – Verlag Breitkopf und Härtel, Leipzig.
- Meyer, O. E. (1866): De gasorum theoria. – Breslau.
- Meyer, O. E. (1877): Die kinetische Energie der Gase. – Verlag Maruschke & Berendt, Breslau.
- Schwanicke, G. (1995): „Aus dem Leben des Chemikers Julius Lothar Meyer“. – Druckhaus Ad. Allmers, Varel.
- Seubert, K. (1895): „Nekrolog“. Lothar Meyer. – Berichte der Dt. Chem. Ges., Jg. XXVIII, 1109-1146.



Klaus-Peter Müller

Das Oldenburger Land in der Landesbibliothek – bibliographisch und digital

Im vergangenen Jahr ist die in der Landesbibliothek erstellte „Oldenburgische Bibliographie“ zwar kaum retrospektiv ergänzt, wohl aber beständig aktualisiert worden, nahezu komplett um die 2014 zur oldenburgischen Landeskunde in allen Aspekten erschienenen Aufsätze und Bücher; auch einige Titel aus dem laufenden Jahr sind schon aufgenommen. Die Bibliographie ist deshalb gewachsen. Sie enthält jetzt 27.600 Literaturnachweise, abrufbar unter: www.lb-oldenburg.de/nordwest/olbib.htm.

Regelmäßig über Oldenburgensien berichtet auch der viermal im Jahr erscheinende Newsletter „Neue Oldenburg-Publikationen“, dessen Grundlage Erwerbungen der Landesbibliothek bilden, deren Anzeige häufig mit Inhaltsangaben und Inhaltsverzeichnissen verbunden ist. Man kann ihn abonnieren (www.lb-oldenburg.de/nordwest/neuerwer.htm).

Mit der Dauerleihgabe des Bestandes des „Spieker-Bökerschap“ und laufenden eigenen Ergänzungen besitzt die Landesbibliothek eine ausgezeichnete Sammlung niederdeutscher Literatur. Um diesen Bestand besser zu erschließen und einer größeren Öffentlichkeit zu präsentieren, ist das „Verzeichnis niederdeutscher Autorinnen und Autoren (VNA)“ entstanden, ein Verzeichnis zeitgenössischer Literaten, das deren Bücher und ihre Beiträge in Anthologien, Kalendern und Zeitschriften sowie Sekundärliteratur nachweist (<http://www.lb-oldenburg.de/nordwest/ndtautor/ndtverza.htm>).

2009 begonnen und kontinuierlich ergänzt sind die „Digitalen Sammlungen“ der Landesbibliothek (<http://digital.lb-oldenburg.de/>), in die sie zwar auch seltene Werke aus ihrem allgemeinen Bestand aufnimmt – der Anfang dieses Angebots wurde mit einer repräsentativen Auswahl von 300 Werken aus ihrem Gründungsbestand gemacht –, deren deutlicher Schwerpunkt aber im Regionalen liegt. Die Bücher sind digitalisiert und ins Netz gestellt, d.h. sie können von Zuhause aus aufgerufen und am Bildschirm gelesen werden – anmeldungsfrei und kostenlos. Das gesamte Buch wie auch die darin enthaltenen Aufsätze oder einzelne seiner Kapitel können zur weiteren Beschäftigung aber auch auf den eigenen Rechner heruntergeladen und dann auch ausgedruckt werden. Illustrationen können vergrößert wer-

Anschrift des Verfassers: Dr. phil. Klaus-Peter Müller, Bibliotheksoberrat, Landesbibliothek Oldenburg, Postfach 34 80, 26024 Oldenburg



den und sind damit mitunter deutlicher als das Original. Das kann besonders eindrucksvoll sein etwa bei der Betrachtung des Oldenburger Sachsenspiegels, der mit einigem Aufwand in größtmöglicher Präzision wiedergegeben wird.

Unter der Rubrik „Oldenburger Land“ finden Sie in den „Digitalen Sammlungen“ inzwischen ca. 300 Titel mit über 650 Bänden in grober sachlicher Ordnung, deren Erscheinungszeitraum schwerpunktmäßig zwischen 1850 und 1900 liegt, was später erweitert werden soll. Für diesen stark säuregefährdeten Bestand bedeutet Digitalisierung auch Erhaltung. Die Schwerpunkte liegen in der allgemeinen Geschichte, der Kunst- und Kulturgeschichte und der Kirchengeschichte, ohne dass Anderes außen vor bleibt. Kunterbunt und nur um anzuregen: die acht Bände des „Oldenburgischen Urkundenbuchs“ – viel Sello, Rühning und Pleitner findet man hier – die 1913 in zwei Bänden erschienene „Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg“, Eilerdt Springers „Chronica Jeverensis“ und Magister Braunsdorfs „Gesammelte Nachrichten“, „Das Oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwicklung“ von Carl Ludwig Niemann, Sibrand Meyers „Rustringische Merckwürdigkeiten“, die Geschichte des Oldenburger Singvereins, die Gesetze der Casino-Gesellschaft, den Jubiläums-Katalog der Schulzeschen Hofbuchhandlung zum hundertjährigen Bestehen und das Stallingsche Pendant, Willohs „Geschichte der katholischen Pfarreien“, Schauenburgs „Beiträge zur Kunde der Reformationsgeschichte“ und mehr desselben, Ramsauers Predigerverzeichnis, Wiepkens „Systematisches Verzeichnis der Wirbelthiere“, Lewalds liebe Leutnants, Deichband-Darstellungen, Sturmflutnachrichten, Bücher über Damme, Emstek, Esenshamm, Goldenstedt, Neuenhutorf, das Saterland, Strückhausen, Varel, Wildeshausen, Zwischenahn, um nur einige zu nennen, eine ganze Reihe Militaria, Post-, Schul-Geschichte, viel Biographisches, viel Originelles, Kleinschrifttum, dazu einige Zeitschriften, etwa die „Mittheilungen aus Oldenburg über das Theater und andere Gegenstände der Unterhaltung“ und seine Nachfolger, „Der Oldenburgische Volksfreund“, „Upstaalsboom“. An anderer Stelle auch das „Biographische Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg“, mit freundlicher Genehmigung des Isensee-Verlages, dem Dank sei.

In Kooperation mit dem Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte und zur Unterstützung eines dortigen Forschungsprojekts sind alle in Oldenburg vorhandenen Verzeichnisse der großherzoglichen Gemäldegalerie inzwischen digitalisiert.

Zwei weitere Projekte halten sich wie das „Biographische Handbuch“ nicht an den genannten zeitlichen Rahmen; denn inzwischen sind die beiden wichtigsten periodischen Publikationen zur oldenburgischen Landeskunde weltweit digital einsehbar! Vor Jahren schon ist mit Unterstützung des Oldenburger Landesvereins für Geschichte, Natur und Heimatkunde das Ihnen nicht unbekanntes „Oldenburger Jahrbuch“ seit seinem Erscheinungsbeginn 1892 aufgenommen worden, vor kurzem ist in Zusammenarbeit mit dem Heimatverein für das Oldenburger Münsterland auch dessen „Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland“ inkl. seinem Vorgänger, dem seit 1958 erschienenen „Heimatkalender“ gefolgt. Bei Aufruf eines Bandes erscheint zuerst das Inhaltsverzeichnis, woraus einzelne Aufsätze ausgewählt werden können; es ist aber auch möglich, Begriffe nicht nur in den Überschriften, sondern im Volltext des gesamten Jahrbuchs suchen zu lassen. Auch bei Google-Recherchen werden Treffer aus den Jahrbüchern häufig an prominenter Stelle angezeigt.



Zwei Einschränkungen: Die Volltext-Suchmöglichkeit gibt es noch nicht für die in Fraktur gedruckten Bände des „Oldenburger Jahrbuchs“. Das wird demnächst nachgeholt. Die jeweils letzten fünf Bände beider Jahrbücher sind nicht digitalisiert. Bei deren ältestem wird das aber mit dem Erscheinen eines neuen Bandes nachgeholt. Jedes Jahr wird also ein Band digitalisiert, die Digitalisierung verschiebt sich um ein Jahr nach vorn, neudeutsch: Moving Wall.

Links auf Oldenburgensien, die die Landesbibliothek nicht mehr zu digitalisieren braucht, weil andere das schon getan haben, werden auch gesammelt und in den „Digitalen Sammlungen“ präsentiert. Es sind inzwischen weit mehr als die selbst digitalisierten, wenn auch nicht immer in derselben Qualität, über 1.200 Titel, durch Schlagwörter erschlossen.

Noch einmal der Hinweis auf die „Oldenburgische Bibliographie“:

www.lb-oldenburg.de/nordwest/olbib.htm









Foto: NWZ-Archiv

Dr. Walter Ordemann

21. April 1929 – 2. Januar 2015

Vorsitzender des Oldenburger Landesvereins 2001–2003

Wenn es darum geht, den Tod eines Menschen anzuzeigen und den Verlust zu beklagen, den die Nachlebenden schmerzlich empfinden, kann es hilfreich und tröstlich sein, sich zunächst an prägende persönliche Begegnungen zu erinnern und danach die Dinge hervorzuheben, die Leben und Wirken des Verstorbenen in besonderer Weise – außerhalb des Persönlich-Privaten – bestimmt haben.

Rechtsanwalt und Notar Dr. Walter Ordemann, der am 21. April 1929 in Bremen geboren wurde und am 2. Januar 2015 in Oldenburg verstorben ist, bin ich das erste Mal – nicht in Oldenburg und nicht im Kontext des Oldenburger Landesvereins – begegnet, sondern bei der Jahresabschluss-Veranstaltung der Deutsch-Französischen Gesellschaft Oldenburg im Dezember 2002 in der Burg Kniphausen.

Dr. Ordemann war der Redner des Abends und behandelte in seinem Vortrag einen ebenso kuriosen wie langwierigen Rechtsstreit mit lokalem und regionalem Bezug: Höchst beeindruckend waren dabei nicht allein seine Detailkenntnisse, sondern die Fähigkeit, diese in übergreifende Zusammenhänge einzuordnen. Und bei aller Expertise war es kein trocken-belehrender Ton, keine Mitteilung von „oben“, die den Vortrag bestimmten, sondern eine sorgfältig ausbalancierte Mischung von anschaulicher Schilderung und humorvoll-ironischem Kommentar mit Bezügen zur Gegenwart.

Was als persönlichkeitsbestimmende Züge schon während dieses Vortrags deutlich geworden war, fand seine Bestätigung in anschließenden Gesprächen, in denen neben von manchem anderen auch von seinem im folgenden Jahr geplanten Rücktritt vom Amt des Vorsitzenden des OLV die Rede war und davon, dass ich sein möglicher Nachfolger werden könne.

Als ich im März 2003 dann zum OLV-Vorsitzenden gewählt worden war, gab es bei der Einrichtung der neuen Geschäftsstelle und der dorthin zu verlagernden zahlreichen Aktenordner aus seinem Büro vielfältige Gelegenheiten zu intensiverem Austausch. Dr. Ordemann machte mich mit mancherlei Elementen des OLV-„Innenlebens“ vertraut und unterstützte ebenso den fast vollständig neu ins Amt gewählten Vorstand gänzlich unprätentiös und auf „gute“ Ratschläge verzichtend. Erwähnt werden muss, dass er ja während dieser Zeit noch seine Tätigkeit als Rechtsanwalt weiterführte und nur als Notar nicht mehr amtierte.

Der letzte Hinweis öffnet den Blick darauf, dass Dr. Ordemann schon während seiner akademischen Ausbildung in sein Studium der Rechts- und Staatswissenschaften (Promotion zum Dr. jur. 1956) Geschichte, Philosophie und Germanistik einbezog und so über ein breites und tiefes Fundament verfügte, das weit gefächerte Interessen ebenso voraussetzte wie erweiterte und berufliches wie gesellschaftlich-kulturelles Engagement zur Folge hatte:

So war er von 1973 bis 1978 Präsident der Notarkammer Oldenburg.

Er war Vorsitzender des Ausschusses Notariatsgeschichte der Bundesnotarkammer. Er war Mitglied im Arbeitskreis „Regionale Naturschutzgeschichte im Oldenburger Land“.

Bis 2010 war er stellvertretender Vorsitzender der Umweltstiftung Weser-Ems.

Dr. Ordemann hatte sogar eine Ausbildung im Orgelspiel erhalten und war langjähriges Mitglied im „Literarisch-Geselligen Verein von 1839 zu Oldenburg“, dessen Präsident er 1975/76 und 1998/99 war.

Vor diesem Hintergrund ist es mehr als erstaunlich, dass er in der Lage war, eine umfangreiche publizistische Tätigkeit zu entfalten, und zwar nicht nur im engeren Sinn wissenschaftlich auf juristischem Feld, sondern auch im Bereich der Rechts- und Regionalgeschichte, wozu auch zahlreiche Prosatexte historischer und humoristischer Art kommen. Bis in seine letzte Lebenszeit blieb diese vielfältige schriftstellerische Tätigkeit erhalten, und sogar nach seinem Tod erschien noch eine regionalgeschichtliche Artikelfolge in der „Nordwest-Heimat“-Beilage der Oldenburger Nordwest-Zeitung!



Es ist unmöglich, die Vielzahl aller Veröffentlichungen zu nennen. In der Oldenburgischen Bibliographie sind seit 1972 150 Publikationen Dr. Ordemanns verzeichnet (mehrheitlich Aufsätze), doch ist diese Angabe sicher nicht vollständig. Die Zahl der eigenständigen Buchveröffentlichungen umfasst mindestens 20 Titel. Hinzu kommt noch die Mitautorschaft in mehreren Festschriften, so z. B. in derjenigen zum 50-jährigen Bestehen der Notarkammer für den OLG-Bezirk Oldenburg.

Angesichts dieser Bilanz bleiben am Ende nur noch Respekt und Bewunderung für diese Lebensleistung. Und aus der Perspektive des Oldenburger Landesvereins ist Dr. Ordemann ein ganz besonderer Dank abzustatten. Das betrifft einerseits sein generelles Engagement für die Bestrebungen und Ziele des Vereins. Darüber hinaus schuldet der OLV ihm großen Dank für seinen Einsatz in einer Krisensituation, als er in einem bedrohlichen Konflikt als Interimsvorsitzender in einer eineinhalbjährigen Amtszeit die Grundlage für eine zukunftsfeste Arbeit des OLV sichern konnte. Auch danach blieb er dem Landesverein verbunden, und noch im Herbst 2014 leitete er eine heimatkundliche Exkursion!

Sein Wirken wird unvergessen bleiben, und auch in seinen vielen Büchern und Aufsätzen ist sein Weiterleben aufgehoben.

Ludwig Freisel





Foto: privat

Dr. Egbert Koolman

10. August 1938 – 17. Juli 2015

Fachherausgeber beim Oldenburger Jahrbuch
und bei den Oldenburger Forschungen Neue Folge

Am 23. April 2015 sprach Dr. Koolman noch auf einer Veranstaltung der Oldenburgerischen Bibliotheksgesellschaft über die „Fragmente der Gutenberg-Bibel in Oldenburg“ in „seiner“ Landesbibliothek. 1974 war der Rheiderländer aus Weener (Ems) in die Huntestadt gekommen, alsbald mitverantwortlich für Konzeption, Umbau und Umzug der Landesbibliothek vom ehemaligen Zeughaus an der Ofener Straße in die frühere Kaserne am Pferdemarkt. Der wissenschaftliche Bibliothekar sorgte damit für eine hervorragende Heimstatt alter und neuer Buchbestände samt passenden Arbeitsmöglichkeiten für Benutzer und Bedienstete. 1988 wurde er als Nachfolger von Dr. Armin Dietzel Bibliotheksdirektor. 2003 versetzte ihn der niedersächsische Minister für Wissenschaft und Kultur, der Oldenburger Lutz Stratmann, in den Ruhestand. Seine Tätigkeit als Bibliothekar und Historiker setzte Dr. Koolman, wie das Vortragsthema zeigt, kundig und engagiert fort. Drei Monate nach dem Vortrag schloss sich sein Lebenskreis – schneller, als er, seine Familie, seine Freunde, seine Kollegen es ahnten. So ein Schrecken muss noch verarbeitet werden.

Nach dem Abitur am Ubbo-Emmius-Gymnasium in Leer studierte Egbert Koolman die Fächer Geschichte, Germanistik und Niederlandistik an den Universitäten Köln und Göttingen. An der Georgia Augusta erfolgte 1968 die Promotion mit einer von Prof. Dr. Georg Schnath betreuten historischen Arbeit über „Gemeinde und Amt. Untersuchungen zur Geschichte von gemeindlicher Selbstverwaltung und landesherrlicher Amtsverwaltung im südlichen Ostfriesland“ (Aurich 1969). Wer sie aufschlägt, stößt alsbald auf das Faible seines Verfassers: Archivalien – ungedruckte und gedruckte Quellen, Verzeichnisse, Karten, Urkunden, regionales Schrifttum waren fortan die Grundlagen seiner Arbeit. Damit konnte er Miscellen, Aufsätze, Kataloge, Bücher verfassen. Seine Bibliographie, von Klaus-Peter Müller zusammengestellt, ist im Oldenburger Jahrbuch (Bd. 104, 2004, S. 203-218) zu finden.

Die bibliothekarische Ausbildung absolvierte Dr. Koolman an der Landesbibliothek und Murhardschen Bibliothek der Stadt Kassel sowie an der Bibliotheksschule in Frankfurt am Main. Nach deren Abschluss wirkte er als Assessor und Bibliotheksrat in Kassel. 1974 wechselte er an die Landesbibliothek Oldenburg, wo er fast 30 Jahre bis 2003 die jährlich im Oldenburger Jahrbuch erscheinende Oldenburgische Bibliographie bearbeitete. Diese erwies sich als wahre Fundgrube für die regionalgeschichtliche Forschung, der er damit wertvolle Dienste leistete. Damit war er auch prädestiniert, die Verzeichnisse der literarischen Gesellschaften zusammenzustellen und fortzuschreiben – für den 1839 gegründeten Literarisch-geselligen Verein zu Oldenburg, dem er selbst angehörte, in den Jahren 1989 und 2014, und für die 1779 initiierte Oldenburgische Literarische Gesellschaft im Jahr 1998. Dr. Koolman war ein besonders aktives Mitglied im Verband der Vereine Deutscher Studenten (VVDSt). Er wurde Redakteur und Fachherausgeber des Oldenburger Jahrbuchs und Mitherausgeber der Oldenburger Forschungen Neue Folge. Neun der bislang 30 Bände standen unter seiner Regie. Seit seiner Kasseler Zeit war er Mitglied des Wissenschaftlichen Rates der Brüder-Grimm-Gesellschaft Kassel und Mitherausgeber der Quellen zur Brüder-Grimm-Forschung.

In seine Amtszeit fiel die Rückkehr der berühmten Bilderhandschrift des Sachsen- spiegels nach Oldenburg. Als Bibliotheksleiter wirkte er an der Einführung des Online-Verbundkatalogs der Oldenburger wissenschaftlichen Bibliotheken (ORBIS) mit und schuf damit wichtige Voraussetzungen für Studium, Lehre und Wissenschaft in Oldenburg und seinem Einzugsgebiet. Er war Mitglied der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, im Beirat und in der Arbeitsgemeinschaft Landes- und Regionalgeschichte der Oldenburgischen Landschaft sowie im Beirat des Oldenburger Landesvereins für Geschichte, Natur- und Heimatkunde e.V.

Dr. Egbert Koolman war Rechtsritter im Johanniterorden, ordnete im Ruhestand dessen Archiv und begeisterte sich beim biblischen Puppenspiel für eine lebendige Weitergabe des christlichen Glaubens. Dr. Koolman war verheiratet und hat zwei Kinder sowie einen Enkel. Die Trauerfeier fand am 28. Juli 2015 in der Oldenburger Auferstehungskirche statt; sie stand unter dem Psalmwort *Ich liege und schlafe ganz mit Frieden: denn allein du, Herr, hilfst mir, dass ich sicher wohne* (Psalm 4,9). Er wurde auf dem Gertrudenkirchhof beigesetzt.

Reinhard Rittner



Bericht
des Oldenburger Landesvereins für Geschichte,
Natur- und Heimatkunde e.V.
für 2014/2015

EHRENMITGLIEDER

Werner Michaelsen (2005)
Prof. Dr. Ludwig Freisel (2013)



Amtszeit 2015 bis 2018

Vorstand

Pfarrer i.R. Reinhard Rittner, Vorsitzender
Amtsgerichtsdirektor Jörg Duvenhorst, 1. stellvertretender Vorsitzender
Rechtsanwalt Helmut H. Müller, 2. stellvertretender Vorsitzender
Studienrat Torben Koopmann, Schriftführer
Bankdirektor i. R. Richard-Balthasar von Busse, Schatzmeister

Beauftragter für das Publikationswesen

Oberstudiendirektor a. D. Jürgen Herold



Jahresbericht 2014/2015

**Bericht des Vorsitzenden Pfarrer i. R. Reinhard Rittner
für die Zeit vom 8. Oktober 2014 bis zum 6. Oktober 2015**

I. 1. Zu den von der OLV-Satzung vorgegebenen Aufgaben

Am 3. Juni 2015 fand gemäß § 7 Buchstabe a) der Satzung vom 24. April 2002 die ordentliche Mitgliederversammlung im Art Café des Horst-Janssen-Museums in Oldenburg statt. Vor der Sitzung konnten die Mitglieder an zwei Führungen durch die Ausstellung „Salvador Dali – Illustrator. Der geniale Spanier und die Weltliteratur“ teilnehmen.

Nach Begrüßung, Feststellung der Tagesordnung und Beschlussfähigkeit erhob sich die Versammlung zum Gedenken an die im letzten Jahr verstorbenen Vereinsmitglieder. Es folgten die Berichte. Der Vorsitzende stellte den ehemaligen Schulleiter des Alten Gymnasiums Oldenburg, Herrn Jürgen Herold, vor. Der Vorstand hatte ihn am 8. Juli 2014 zum Koordinator berufen. Die Mitgliederversammlung bestätigte einstimmig die Wahl zum Leiter des Publikationswesens mit Sitz im Beirat und beratender Stimme im Vorstand.

Das Oldenburger Jahrbuch war in letzter Zeit Thema in den Gremien des Oldenburger Landesvereins. Es ging um die längerfristige Sicherstellung des seit 1894 erscheinenden Periodikums hinsichtlich der Finanzierung, also Umfang, Inhalt, Aufmachung, Illustrationen betreffend. Der OLV-Vorstand hatte mit Billigung der Mitgliederversammlung entschieden, dass die Oldenburgische Bibliographie in gedruckter Form in Zukunft entfällt, da sie durch entsprechende Datenbanken der Landesbibliothek ersetzt worden ist. Sodann wurden Kostenvoranschläge geprüft, ob sich die Druckkosten senken lassen – zumal die Sponsoren signalisierten, dass eine Dauerförderung nicht möglich sei. Ergebnis ist, dass sich die Kosten erfreulicherweise reduzieren lassen und dass dies nach Beratung des neuen Koordinators mit Herrn Florian Isensee umgesetzt werden kann. Damit kann die bewährte Zusammenarbeit mit dem Isensee Verlag fortgesetzt werden.

Der Oldenburger Landesverein hat 585 persönliche und 38 institutionelle Mitglieder nach Stand 5. Oktober 2015, insgesamt also 623, d. h. die Zahl der Mitglieder ist einigermaßen konstant. Anders gesagt: Die Abgänge durch Krankheit und Tod konnten in letzter Zeit durch Neueintritte ausgeglichen werden. Auf längere Sicht ist die Zahl der Mitglieder rückläufig – der Vorstand des Oldenburger Landesvereins ist sehr bemüht, neue Mitglieder zu gewinnen.

In der Geschäftsstelle am Damm fand ein Wechsel statt – Frau Bakenhus ist am 8. Januar 2015 in kleiner Runde nach 5 ½ Jahren verabschiedet worden. Im Dezember 2014 nahm ihre Nachfolgerin, Frau Angelika Raupach aus Wahnbek, ihre Tätigkeit auf. Ferner ist in der Geschäftsstelle Frau Christine Krahl tätig – ihr Arbeitsgebiet umfasst



Mitgliederverwaltung und Finanzwesen. Es kann keine Frage sein: Ohne die Arbeit der beiden Damen könnte der Oldenburger Landesverein nicht erfolgreich wirken.

Der Vorstand ist im Berichtszeitraum zu sieben Sitzungen für etwa je zwei Stunden zusammengekommen, meist in Privatwohnungen, einmal auch im Amtsgericht Varel. Letzteres hatte den Zweck, die Gruft der Grafen von Aldenburg-Bentincks in der Schlosskirche zu Varel zu besichtigen. Die beabsichtigten Restaurierungsmaßnahmen wird der Oldenburger Landesverein unterstützen. – Der Vorstand hat untereinander einen regen E-Mail-Austausch. Die Mitglieder sind beruflich, gesellschaftlich und privat vielfältig engagiert. Neben Berufstätigkeit, Familie und sonstigen Interessen bringen die ehrenamtlichen Vorstandsmitglieder ein beträchtliches Zeitopfer – wofür ihnen Dank gebührt.

Wie in der Satzung vorgesehen, erläuterte der Schatzmeister auf der Mitgliederversammlung den Rechnungsabschluss 2014 und erklärte dabei das Aufbauprinzip des Jahresabschlusses, der vom Steuerbüro Dr. Bremer & Leske erstellt worden ist. Ein ausgeglichener Haushalt konnte vor allem dank der Zinserträge aus den Rücklagen des Vereins erzielt werden. Mit der Einladung war den Mitgliedern eine Erläuterung zu den Finanzen mit der Vorstellung der Anlageoption in Form eines Deka-Vermögensfonds zugegangen. Herr von Busse informierte die Mitgliederversammlung über die Sach- und Problemlage (Fälligkeit des Festgeldes, Schwierigkeit einer gewinnbringenden Anlage). In diesem Zusammenhang machte er darauf aufmerksam, dass der Vorstand nicht ordnungsgemäß handeln würde, wenn er es unterließe, die bessere Anlageform bei gleichem Anlagerisiko zu wählen. Über das Für und Wider der vorgeschlagenen Anlageform wurde anschließend diskutiert. Dann rief der Schatzmeister den schriftlich mitgeteilten Antrag zur Abstimmung auf, er hat folgenden Wortlaut: „Die Mitgliederversammlung beschließt, dass der Vorstand zunächst 50.000 Euro des Vereinsvermögens in dem von der LzO angebotenen Finanzanlageprodukt ‚Deka Vermögenskonzept Aktiv‘ in der Variante ‚Rendite‘, Anlageländer Euroland, anlegt. Der Vorstand wird ermächtigt, auch weiteres Vereinsvermögen verlaufsabhängig in 5.000,00 Euro-Schritten in diesem Finanzanlageprodukt anzulegen.“ Die Mitgliederversammlung nahm diesen Antrag bei einer Gegenstimme an.

Herr Krieger berichtete anschließend über die gemeinsam mit Frau Puls durchgeführte Kassenprüfung. Sie habe keinerlei Beanstandungen hinsichtlich der Rechnungsführung ergeben. Er stellte den Antrag auf Entlastung des Vorstands. Das wurde einstimmig bei Enthaltung des Vorstandes (4 Enthaltungen) angenommen.

Die turnusmäßigen Wahlen fanden unter Leitung des ehemaligen Vorsitzenden Prof. Dr. Ludwig Freisel statt. Die bisherigen Vorstandsmitglieder erklärten ihre Bereitschaft zur erneuten Kandidatur und wurden dann in Einzelabstimmung bei eigener Enthaltung in ihren Ämtern einstimmig bestätigt. Die Amtszeit beträgt laut Satzung drei Jahre. Auch die Rechnungsprüfer wurden in ihren Ämtern wieder gewählt.

2. Zu den Vortragsveranstaltungen

Es fanden seit dem Bericht im Oldenburger Jahrbuch 2014 zwei Schlossabende statt: Am 5. März 2015 wurde Dr. Cord Eberspächer begrüßt. Er sprach über „Das Imperium kehrt zurück – eine Betrachtung der Politik, Wirtschaft und Kultur Chinas in ih-



ren gegenwärtigen und historischen Bezügen“. Der Referent, gebürtiger Oldenburger, leitet seit 2010 das Konfuzius-Institut an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Der Schlossabend wurde in Kooperation mit der Deutsch-Chinesischen Gesellschaft Oldenburg e. V. durchgeführt und fand gute Resonanz.

Am 5. Mai 2015 war Prof. Dr. Dres. h.c. Paul Kirchhof in Oldenburg zu Gast – der bisherige Präsident der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, der frühere Bundesverfassungsrichter und jetzige Seniorprofessor *distinctus* an der Ruperto Carola Heidelbergensis sprach über „Bürger und Medien in einer aufgeregten Gesellschaft“. Die Veranstaltung war ausverkauft, alle Plätze im Schlosssaal waren besetzt. Die NWZ titelte: „Klare Ansage an die Medien. Ex-Verfassungsrichter Kirchhof zieht 250 Zuhörer in seinen Bann“ (7. Mai 2015). Die Kooperation mit dem Oldenburger Anwalts- und Notarverein e.V. und der Bezirksgruppe Oldenburg des Niedersächsischen Richterbundes e.V. klappte problemlos. Zur Vorbereitung hatten die Vorstandsmitglieder der beteiligten Veranstalter Kirchhofs Abschiedsvorlesung aus dem Jahre 2013 erhalten, sie ist inzwischen bei C. H. Beck als Büchlein erschienen unter dem treffenden Titel: „Recht lässt hoffen“. – Die Besucher führten beim anschließenden Empfang anregende Gespräche. Es war ein schöner Abend im vertrauten Ambiente des Schlosses und ein Gewinn, Prof. Paul Kirchhof in Oldenburg kennen zu lernen. Die Zeitungsartikel und die Fotostrecke sind auf der Homepage www.oldenburger-landesverein.de einzusehen.



Schlossabend mit Prof. Dr. Dres. h.c. Paul Kirchhof am 5. Mai 2015. In der 1. Reihe von links: Jutta Kirchhof, Helga Mühlenstedt, Prof. Dr. Detlev Mühlenstedt, Lydia Rittner-Mörstedt, Arnd Reinhard Rittner und vom OLV-Vorstand: Pastor i. R. Reinhard Rittner, Torben Koopmann, Richard-Balthasar von Busse, Helmut H. Müller. Foto: Detlef Lubenau.

Im Niedersächsischen Landesarchiv Staatsarchiv Oldenburg fanden die vom Oldenburger Landesverein mit veranstalteten „Historischen Abende“ unter der Leitung von Prof. Dr. Gerd Steinwascher statt, fünf an der Zahl. Themen waren „Freiheit und Herrschaft in der Wesermarsch“ (Prof. Dr. Heinrich Schmidt), „Niedersächsische Städteansichten – von Aurich über Oldenburg bis Zeven“ (Dr. Matthias Nistal/Dr. Beate-Christine Fiedler), „Hinrich Wilhelm Kopf und Oldenburg – ein spannungsreiches Verhältnis“ (Dr. Teresa Nentwig), „Die Oldenburger und die Welfen – eine (un)endliche Beziehungsgeschichte zweier europäischer Dynastien“ (Prof. Dr. Gerd Steinwascher) und „Die Moorkultivierung Nordwestdeutschlands“ (Dr. Michael Haverkamp). Die Abende waren gut besucht; Oldenburg hat für derart historisch-kulturelle Themen ein dankbares Publikum.

Zu den öffentlichen Veranstaltungen zählen die Exkursionen. Hatten am Programm 2014 289 Personen teilgenommen, so waren es im Jahr 2015 rund 240 Teilnehmer auf wiederum sieben Fahrten, darunter erstmals wieder eine Mehrtagesfahrt, und zwar nach Sankelmark bei Flensburg, um den Spuren des Hauses Oldenburg im ehemaligen Herzogtum Schleswig zu folgen. Andere Ziele waren Lüneburg, das niederländisch-deutsche Grenzgebiet, die Münstermann-Spuren, Streiflichter in Ostfriesland und archäologische Denkmäler im Oldenburger Land. Die Exkursionsleiter haben sich ehrenamtlich zur Verfügung gestellt. Ihnen ist ebenso zu danken wie dem Organisator Torben Koopmann: Es geht ja nicht bloß um Organisation, sondern Ziele, Fahrtenleiter, Buskalkulationen, Rahmenprogramm müssen aufeinander abgestimmt werden. Der Oldenburger Landesverein kann also wieder von einem florierenden Fahrtenwesen sprechen.

3. Zum Publikationswesen

Das Oldenburger Jahrbuch Band 114 wurde am 4. Dezember 2014 vorgestellt. Prof. Dr. Gerd Steinwascher, Fachherausgeber für Geschichte, gab eine Einführung in den Band – einige Autoren stellten selbst ihre Beiträge vor. Mehrere der 17 Verfasser waren zugegen. Sie konnten die gut 60 Anwesenden auf die Lektüre einstimmen. Die Veranstaltung bot Gelegenheit, den Sponsoren – der Landessparkasse zu Oldenburg und der Oldenburgischen Landschaft – ebenso zu danken wie den Fachherausgebern für die editorische Arbeit. In der NWZ erschien am 18. Dezember 2014 ein Artikel über das neue Oldenburger Jahrbuch mit dem Titel „Von Laufkäfern und Maulwürfen“. Verfasser war Jürgen Herold. Ein Schwerpunkt lag beim Schlossgartenjubiläum. Das konnte man nun noch einmal nachlesen.

Am 11. September 2015 wurde Band 30 der Oldenburger Forschungen Neue Folge präsentiert. Unter dem Titel „Auf Spurensuche mit Bagger und Pinsel. Archäologische Ausgrabungen in Oldenburg“ hat Jana Esther Fries 13 Aufsätze herausgegeben, die aus einer Lehrveranstaltung an der Carl von Ossietzky-Universität erwachsen sind. Die Zeitungen titelten anschließend: „Archäologen und Studenten graben Geschichte(n) aus“ (NWZ 12. September 2015), „Oldenburg: Archäologin setzt auf Verständlichkeit“ (Neue Osnabrücker Zeitung 13. September 2015) und „Puzzles der Stadtgeschichte“ (Kreiszeitung Wesermarsch 15. September 2015). Man wünscht dem Buch viele interessierte Leser.



II. Gedenken an die verstorbenen Mitglieder

Im zurückliegenden Jahr 2014/2015 sind folgende Mitglieder des Oldenburger Landesvereins verstorben:

Herr Volker Ahrens
Herr Dieter-Joachim Bannowsky
Herr Klaus Rainer Bergmann
Frau Lotte Claaßen
Herr Jürgen-Kasimir von Derenthall
Herr Wilhelm Genscher
Frau Hanna Himmler
Frau Anneliese Ibbeken
Herr Christian Kleimann
Herr Dr. Egbert Koolman
Herr Josef Möller
Herr Dr. Walter Ordemann
Frau Lena Plümer
Herr Prof. Dr. Johann Schmidt
Herr Dr. Herwig Scholz
Frau Dietlind Sieler
Herr Peter Welzel

Wir haben der Verstorbenen auf der Mitgliederversammlung im Frühjahr 2014 gedacht bzw. wir werden uns mit Respekt und stillem Gedenken auf der nächsten Mitgliederversammlung von unseren Plätzen erheben. Der Oldenburger Landesverein hat für oft jahrzehntelange Mitgliedschaft und Unterstützung zu danken. Er wird das Andenken an die Verstorbenen in Ehren halten.



Oldenburger Forschungen

Neue Folge

Herausgegeben im Auftrag des Oldenburger Landesvereins für Geschichte, Natur- und Heimatkunde e.V. von A. Eckhardt, M. Fansa (bis Bd. 26), E. Koolman, U. Beichle (bis Bd. 8), C. Ritzau (Bd. 9 bis Bd. 27) und P.-R. Becker (ab Bd. 28), Koordination (ab Bd. 19): R. Rittner, (ab Bd. 30) J. Herold

- 2 Heinz A. Pieken
Deichrecht und Deichmauern in den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels und in anderen Quellen
116 Seiten, 6 farbige, 6 s/w Abb., brosch., 1997, 10,90 €
- 3 Michael Reinbold
„Der Unterthanen liebster Vater“
104 Seiten, 14 farbige, 27 s/w Abb., brosch., 1997, 10,90 €
- 4 Wilhelm Janßen
Der Ellenser Damm und seine Befestigungen
96 Seiten, 56 s/w Abb., brosch., 1997, 9,90 €
- 6 Matthias Weber
Delmenhorst im 17. Jahrhundert
140 Seiten, 5 s/w Abb., brosch., 1998, 11,90 €
- 7 Hermann Böning
Plattdeutsches Wörterbuch für das Oldenburger Land
192 Seiten, 1 s/w Abb., brosch., 1998, 14,90 €
- 9 Christiane Morsbach
Die Genrebilder von Wolfgang Heimbach (um 1613 – nach 1678)
290 Seiten, 55 farbige, 55 s/w Abb., brosch., 2000, 14,90 €
- 10 Walter Barton
Oldenburgische Geschichte im Spiegel der frühen Presse
288 Seiten, 46 s/w Abb., brosch., 2000, 13,90 €
- 12 Franz Bairlein und Hans Rudolf Henneberg
Der Weißstorch (*Ciconia ciconia*) im Oldenburger Land
91 Seiten, 13 farbige, 44 s/w Abb., brosch., 2000, 11,90 €
- 14 Gerhard Anton Gramberg
„Leben und wirken Sie noch lange für Wahrheit, Wissenschaft und Geschmack!“
140 Seiten, 15 s/w Abb., brosch., 2001, 12,90 €
- 15 Paul Wilhelm Glöckner
Delmenhorst unter dem Hakenkreuz 1933 bis 1945
145 Seiten, 36 s/w Abb., brosch., 2001, 12,- €
- 17 Udo Elerd (Hg.)
Ein Diener seines Herrn
120 Seiten, 46 s/w Abb., brosch., 2003, 9,80 €
- 18 Antje Koolman
Die Bentincks
212 Seiten, 14 farbige, 50 s/w Abb., 2003, brosch., 12,- €
- 19 Almuth Salomon
Führungsschichten im Jeverland
Wandlungen im Laufe des Mittelalters
136 Seiten, 9 farbige, 17 s/w Abb., brosch., 2004, 9,80 €
- 20 Eugenie Berg
Die Kultivierung der nordwestdeutschen Hochmoore
202 Seiten, 2 farbige, 80 s/w Abb., brosch., 2004, 12,- €



21 Karl-Ernst Behre
**Das Moor von Sehestedt – Landschafts-
geschichte am östlichen Jadebusen**
148 Seiten, 91 farbige, 11 s/w Abb., brosch.,
2005, 12,80 €

22 Harald Schieckel und
Egbert Koolman (Hg.)
50 Jahre am Oldenburger Hof
286 Seiten, 5 farbige, 38 s/w Abb., brosch.,
2006, 16,- €

23 Meike Lücke
**Geschichte des Naturschutzes
im Land Oldenburg 1880-1934**
176 Seiten, 74 s/w Abb., 2007, brosch.,
14,- €

24 Rolf Schäfer (Hg.)
**Die Erinnerungen von
Johannes Ramsauer**
Evangelische Kirchenpolitik in Oldenburg
im 19. Jahrhundert
160 S., 24 s/w Abb., 2007, brosch., 12,- €

25 Margarethe Pauly
**Friederike von Washington
Herzogin von Oldenburg (1820-1891)
und ihre Familie**
mit einem Beitrag von Michael Reinbold
zu den Innenansichten des Oldenburger
Schlosses um 1850
120 Seiten, 7 farbige, 53 s/w Abb., 2008,
brosh., 12,- €

26 Hans-Ulrich Minke,
Joachim Kuropka und
Horst Milde (Hg.)
**„Fern vom Paradies –
aber voller Hoffnung“**
Vertriebene werden neue Bürger
im Oldenburger Land
424 Seiten, 21 farbige, 90 s/w Abb.,
2009, brosch., 19,80 €

27 Ida Becker, Matthias Büttner,
Astrid Claßen (Hg.)
Der römische Münzschatz von Jever
Die Region Friesland und das Römische
Reich im Spiegel antiken Geldes
116 Seiten, 39 s/w Abb., 2012, brosch.,
9,80 €

28 Reinhard Rittner
**Christen – Pastoren – Bischöfe
in der evangelischen Kirche
Oldenburgs im 20. Jahrhundert**
312 Seiten, 103 s/w Abb., 2013
brosh., 19,80 €

Band 29
Peter Sieve
Dr. Franz Joseph Jacobi
**Ein Amstmedicus jüdischer Herkunft
im Fürstebistum Münster**
Zugleich ein Beitrag zur Medizin-
geschichte des Amtes Vechta
160 Seiten, 8 farbige und 27 s/w Abb.,
2014, brosch., 16,- €

Band 30
Jana Esther Fries
Auf Spurensuche mit Bagger und Pinsel
Archäologische Ausgrabungen in
Oldenburg
150 Seiten, 8 farbige und 36 s/w Abb.,
2015, brosch., 12,90 €

Band 1, 5, 8, 11, 13 und 16 sind vergriffen.



ISENSEE VERLAG
OLDENBURG



Das Oldenburger Jahrbuch, welches der Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und Heimatkunde e. V. seit 1892 herausgibt, enthält interessante und gut lesbare Beiträge aus allen Bereichen der oldenburgischen Geschichte, Archäologie, Fauna und Flora. Das Jahrbuch wird auch im Rahmen eines regelmäßigen, weltweiten Schriftenaustausches mit über 300 nationalen und internationalen Einrichtungen von den USA bis Russland und von Skandinavien bis Israel verbreitet.

Gerd Steinwascher:

Die Oldenburger und die Welfen – eine (un)endliche
Beziehungsgeschichte zweiter europäischer Dynastien

Ralph Hennings:

Der Erste Weltkrieg in der Chronik der Kirchengemeinde Zwischenahn

Anja Brigitta Jacobsen:

Die Empore von Graf Anton II. von Oldenburg-Delmenhorst
aus der Schlosskirche in Varel –
Restaurierung eines Werkes von Ludwig Münstermann

Sebastian Dohe:

„ein wahres Original“ – Tischbeins ‚Raffael‘ und die Großherzogliche
Gemäldegalerie in Oldenburg

Jana Esther Fries und Niels Juister:

Große Augen gemacht!

Der Fund einer manieristischen Bauplastik am Schlossplatz in Varel

Maria Will:

Ein Hauch Wilder Westen im Herbarium
des Landesmuseums Natur und Mensch Oldenburg –
die Sammlung texanischer Pflanzen von Charles Vinzent



ISENSEE VERLAG
OLDENBURG

ISBN 978-3-7308-1216-7



9 783730 812167

